This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

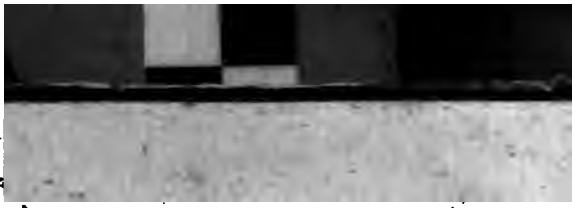
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES



IV, 261.

CATHARINA II

Oeconomische Encyclopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats-Stadt-Haus- u. Landwirthschaft,

in alphabetischer Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz,

der Russisch-Kaiserl. freyen oeconomischen Gesellschaft zu St. Petersburg Mitglied, der Göttring. teutschen Gesellschaft, der Oberlausitzer Bienen-Gesellschaft, und der Leipziger oeconomischen Societät Ehren-Mitglied, wie auch der oeconomischen patriotischen Societät in Schlesien ordentliches Mitglied und Correspondent.

Sechszehenter Theil,

von Gan bis Gelb.

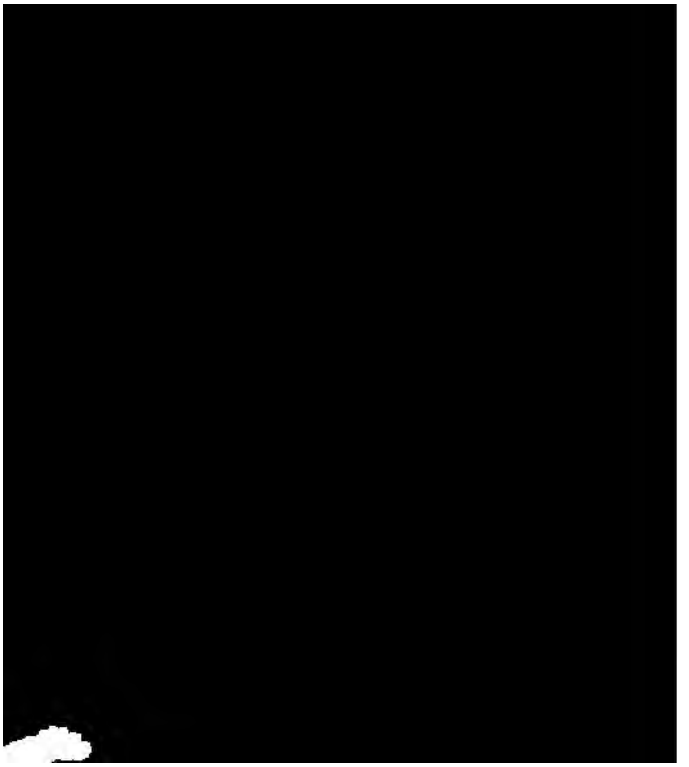
Nebst 4¼ Bogen Kupfer.

Mit Königl. Preußischen und Churfürstl. Sächsischen Privilegien.

Berlin, 1779.

bei Joachim Pauli, Buchhändler.

AE27
K8
v.16
~~Locked~~
Stacks



Der
Allerdurchlauchtigsten
und
Großmächtigsten
Kaiserinn und Frauen,
Frauen
Catharina Alexiewna II.
Kaiserinn
und
Selbstherrscherinn aller Reussen;

Fürſtinn zu Volodomirien, Moskau, Novogrod, Czarinn zu Caſan, Aſtrakan und Sibirien; Frauen zu Pleskow, Großfürſtinn zu Smolensko, Severien, Tweroki, Jngerki, Permerski, Wiatka, Bolgarien; Frauen und Großfürſtinn zu Novogorod des niedrigen Landes; Gebietherinn über Reſanski, Roſtochki, Tſchernichow, Rosdowski, Spalſerki, Udaki, Jorosłow, Biaſoleta, Uooria, Obdorien und der ganzen Nordſeiten; Frauen des Jveriſchen Landes; Czarinn zu Kartalinski und Gruſinski; Fürſtinn der Circaſſen und Goviski; Frauen und Selbſtherrſcherinn vieler andern Landſchaften,

Seiner

Allergnädigſten Kaiſerinn

und Frau.

Aller-

Allerdurchlauchtigste
Großmächtigste,
Große Frau,
Allergnädigste Kaiserinn und Frau.

Ew. Kaiserlichen Majestät glorreiche Regierung ist der glückliche Zeitpunct, in welchem die Wohlfahrt des größten Reiches auf

Erden ſich mit ſchnellen Schritten der Vollkommenheit nähert. Nicht nur die unter Eu. Majeſtät weiſen und allergnädigſten Scepter ſtehenden Völker des ruſſiſchen Reiches in Europa und Aſien, ſondern auch die übrige Welt, die Bearbeiter der Wiſſenſchaften und Künſte, verehren in Eu. Majeſtät die Zierde Ihres Jahrhunderts; eine Monarchinn, welche die Liebe zu ihren Unterthanen und die Liebe zum ganzen Menſchen-Geſchlecht zur einzigen Richtſchnur ihrer Regierung angenommen; die Schöpferinn alles Guten, welche ihre

Zei-

Zeiten durch unzählige Denkmähler der Weisheit und Gnade unvergeßlich gemacht; die Fürstinn, deren huldreiche Bemühung um das Wohl ihrer Unterthanen, sich von dem erhabensten Throne bis auf den niedrigen Ackerbau und die zu verbessernde Haushaltungskunst hernieder läßt. Eurer Majestät war es vorbehalten, einem zahlreichen Volke von Sklaven, die jetzt nur ein halbes Daseyn haben, Seele, Licht und Leben zu geben, und solchergestalt viele tausend Maschinen in Menschen zu verwandeln. Das weiseste

Merkmahle Allerhöchſtdero Beyfalles und Gnade nicht verſagen werde. In welcher frohen Hoffnung ſich zu Eu. Kaiſerl. Majeſtät geheiligten Füßen wirft,

Allergnädigſte Kaiſerinn und Große Frau,

Eu. Kaiſerlichen Majeſtät

allerunterthänigſter
Knecht
Jo. Ge. Krünitz.

Berlin,
d. 16 Apr. 1779.

Gesellschaft zu St. Petersburg, ist ein wesentlicher Theil meines Glückes. Ich erdreiste mich, gegenwärtiges Werk vor den Thron Eu. Kaiserl. Majestät mit der lebhaftesten Dank-Begierde und der allertiefsten Ehrfurcht zu legen; und ich schmeichle mir, daß die allerhöchste Vorsorge, welche Eu. Majestät täglich in Ansehung einer jeden Bemühung, welche die Ausbreitung der Oekonomie, und der dahin einschlagenden Wissenschaften und Künste, zur Absicht führt, blicken laßen, auch meiner Unternehmung die huldreichen

Merk-

stalt verpflichteten, daß sie sich und ihre Güter, mit vereinigten Kräften, wider alle feindliche Gewalt beschützen, und, wenn ja einige Familien ganz ausstürben, die annoch übrig gebliebenen die gemeinen Güter erben sollten. Um sich nun desto besser wider den Angriff zu vertheidigen, baueten sie gemeinschaftliche Schlösser, welche **Ganerbenhäuser** oder **Ganerben-Schlösser** genannt wurden, dergleichen noch viele in der Wetterau angetroffen werden. Es gab auch **ganerbische Städte**, wie Kreutznach, Schmalkalden und Grüningen bey Kirchberg in Franken waren. Es waren auch **ganerbische Dörfer** und Bauerhöfe. Daher die **Ganerbschaft**, L. Ganerbinatus, Fr. Ganerbinat, 1. die Verbindung der Ganerben oder gemeinschaftlichen Besitzer unter einander; 2. ein solches Ganerbenschloß und dessen Gebieth; imgleichen 3. die gemeinschaftlichen Besitzer selbst. Der Vergleich der Ganerben, in Ansehung ihrer Ganerbschaft, hieß **Burgfriede**.

Wie gut dieser Endzweck einiger vornehmen Geschlechter anfänglich war, so ward er doch von andern gemißbrauchet. Unter dem Vorwande, sich vermöge der Ganerbschaft zu beschützen, thaten sich viele zusammen, welche Gewalt an andern verübten, so, daß Deutschland wegen der unzählig vielen Raubschlösser ganz unsicher ward, und dem Unwesen von den Kaisern und Reichsständen mit großer Mühe gesteuret werden mußte. Man kann davon, außer andern Publicisten, den Kilianger und Leib in eigenen Büchern von den Ganerbenhäusern mit mehrerm nachsehen.

Gan-Erben-Gericht, in einigen Gegenden, ein gemeinschaftliches Gericht, welches von mehrern besessen und ausgeübet wird; ein Sammtgericht.

Gan-Erben-Haus,
Gan-Erben-Schloß, } s. im Art. **Gan-Erbe**.
Gan-Erbschaft,

Ganelon, siehe den folgenden Artikel.

Ganelle, aus dem Franz. Ganache, und Ital. Ganella,

Ga-

Ganaſcia, die untere Kinnlade eines Pferdes. Sie geht von der Kehle bis zum Kinn, und beſteht aus einem Knochen, welcher in zwey Aeſte getheilt iſt, die aber bey einem erwachſenen Pferde nicht ſo merklich zu unterſcheiden ſind, als am Füllen. Der Raum zwiſchen dieſen beyden Aeſten formirt in- und auswendig eine Art Canal oder Rinne. In der inwendigen Rinne ſitzt die Zunge; und die äußere Rinne, welche im Franz. Auge, Auget oder Braie, genannt wird, verengert ſich immer gegen vorn zu, bis ſie ſich beym Bart (Barbe, oder Barbouchet), d. i. beym äußerſten Theile des Unterkiefers, oder an dem Orte, wo ſich die beyden Knochen der Ganaſſe über dem Kinne und auswendig an dem untern Kinnbacken vereinigen, völlig verliert.

Die Ganaſſen müſſen weder zu breit ſeyn, noch auch zu enge zuſammen ſtehen. Sind die beyden Knochen des untern Kinnbackens zu dick, zu rund, und zu ſtark mit Fleiſch bewachſen, ſo ſagt man: das Pferd hat eine Ganache quarrée, oder le cheval eſt chargé de ganache, welches eine Unförmlichkeit iſt, und den Pferden einen ſtarken, ſchweren und unanſehnlichen Kopf machet. Stehen aber dieſe beyde Knochen zu nahe an einander, und der Canal, welchen ſie formiren, iſt nicht breit und ſichtlich genug: ſo iſt es ein Fehler, weil das Pferd mit den Wanden dieſes Canals die Kehle nicht berühren kann, welches die Franzoſen ſe ramener nennen. Dieſer Fehler verhindert, daß es ſeinen Kopf nicht gut trägt, wo nicht der Hals, nach Proportion der Enge des Canals, dünne genug iſt; man kann, in ſolchem Falle, des Pferdes Kopf in keine rechte Poſitur bringen, weil bey Anziehung des Zaumes das Pferd wohl pariren würde, allein, es kann wegen der engen Ganaſſen nicht, indem ihm ſolche die Luft ganz benehmen.

Es ſchadet einem Pferde nicht ſo viel, wenn es gleich breite und große Ganaſſen hat, wenn ſie nur dabey

stalt verpflichteten, daß sie sich und ihre Güter, mit vereinigten Kräften, wider alle feindliche Gewalt beschützen, und, wenn ja einige Familien ganz ausstürben, die annoch übrig gebliebenen die gemeinen Güter erben sollten. Um sich nun desto besser wider den Angriff zu vertheidigen, baueten sie gemeinschaftliche Schlösser, welche **Ganerbenhäuser** oder **Ganerben=Schlösser** genannt wurden, dergleichen noch viele in der Wetterau angetroffen werden. Es gab auch **ganerbische Städte**, wie Kreutznach, Schmalkalden und Gröningen bey Kirchberg in Franken waren. Es waren auch **ganerbische Dörfer** und Bauerhöfe. Daher die **Ganerbschaft**, L. Ganerbinatus, Fr. Ganerbinat, 1. die Verbindung der Ganerben oder gemeinschaftlichen Besitzer unter einander; 2. ein solches Ganerbenschloß und dessen Gebieth; imgleichen 3. die gemeinschaftlichen Besitzer selbst. Der Vergleich der Ganerben, in Ansehung ihrer Ganerbschaft, hieß **Burgfriede**.

Wie gut dieser Endzweck einiger vornehmen Geschlechter anfänglich war, so ward er doch von andern gemißbrauchet. Unter dem Vorwande, sich vermöge der Ganerbschaft zu beschützen, thaten sich viele zusammen, welche Gewalt an andern verübten, so, daß Deutschland wegen der unzählig vielen Raubschlösser ganz unsicher ward, und dem Unwesen von den Kaisern und Reichsfürsten mit großer Mühe gesteuert werden mußte. Man kann davon, außer andern Publicisten, den Killinger und Leib in eigenen Büchern von den Ganerbenhäusern mit mehrerm nachsehen.

Gan=Erben=Gericht, in einigen Gegenden, ein gemeinschaftliches Gericht, welches von mehrern besessen und ausgeübet wird; ein **Sammtgericht**.

Gan=Erben=Haus,
Gan=Erben=Schloß,
Gan=Erbschaft,
} s. im Art. **Gan=Erbe**.

Ganache, siehe den folgenden Artikel.

Ganasse, aus dem Franz. Ganache, und Ital. Ganalla,

Ga=

Ganaſcia, die untere Kinnlade eines Pferdes. Sie geht von der Kehle bis zum Kinn, und beſteht aus einem Knochen, welcher in zwey Aeſte getheilt iſt, die aber bey einem erwachſenen Pferde nicht ſo merklich zu unterſcheiden ſind, als am Füllen. Der Raum zwiſchen dieſen beyden Aeſten formirt in- und auswendig eine Art Canal oder Rinne. In der inwendigen Rinne ſitzt die Zunge; und die äußere Rinne, welche im Franz. Auge, Auget oder Braie, genannt wird, verengert ſich immer gegen vorn zu, bis ſie ſich beym Bart (Barbe, oder Barbouchet), d. i. beym äußerſten Theile des Unterkiefers, oder an dem Orte, wo ſich die beyden Knochen der Ganaſſe über dem Kinne und auswendig an dem untern Kinnbacken vereinigen, völlig verliert.

Die Ganaſſen müſſen weder zu breit ſeyn, noch auch zu enge zuſammen ſtehen. Sind die beyden Knochen des untern Kinnbackens zu dick, zu rund, und zu ſtark mit Fleiſch bewachſen, ſo ſagt man: das Pferd hat eine Ganache quarrée, oder le cheval eſt chargé de ganache, welches eine Unförmlichkeit iſt, und den Pferden einen ſtarken, ſchweren und unanſehnlichen Kopf machet. Stehen aber dieſe beyde Knochen zu nahe an einander, und der Canal, welchen ſie formiren, iſt nicht breit und ſichtlich genug: ſo iſt es ein Fehler, weil das Pferd mit den Wänden dieſes Canals die Kehle nicht berühren kann, welches die Franzoſen ſe rameners nennen. Dieſer Fehler verhindert, daß es ſeinen Kopf nicht gut trägt, wo nicht der Hals, nach Proportion der Enge des Canals, dünne genug iſt; man kann, in ſolchem Falle, des Pferdes Kopf in keine rechte Poſitur bringen, weil bey Anziehung des Zaumes das Pferd wohl pariren würde, allein, es kann wegen der engen Ganaſſen nicht, indem ihm ſolche die Luft ganz benehmen.

Es ſchadet einem Pferde nicht ſo viel, wenn es gleich breite und große Ganaſſen hat, wenn ſie nur dabey

fein weit ſind; denn ſolchergeſtalt kann man durch das Reiten dieſelben in den Hals ziemlicher maßen verſtecken.

Bey Betrachtung der Ganaſſen muß man auch fühlen, ob zwiſchen denſelben keine Beulen vorhanden ſeyn. Wenn ſich dergleichen finden, ſo muß man Achtung geben, ob ſie ſich hin und her ſchieben laßen, oder ob ſie unbeweglich ſind. Das erſtere iſt ein Zeichen, daß das Pferd den Kropf entweder ſchon habe, oder doch bekommen werde. Iſt aber das letztere, ſo hat das Pferd den Rotz ſchon wirklich, oder es wird ihn noch bekommen, oder es kann auch derſelbe eine Zeitlang geſtopft ſeyn.

Gance de diamant, ſiehe **Diamant-Schnur.**

Gang, das Abſtractum von dem Zeitworte **gehen.**

I. Die Handlung des Gehens, oder der Veränderung des Ortes vermittelſt der Füße.

1. Eigentlich, die Bewegung von einem Orte zum andern, bey Menſchen ſowohl als Thieren; Fr. Alleure, Demarche, Pas, Train. Von dem **Gange des Menſchen**, werde im Art. **Gehen** handeln; hier aber von dem **Gange der vierfüßigen Thiere, und inſonderheit der Pferde.**

Der Gang der Pferde, wird 1) in den natürlichen und künſtlichen, 2) in den wahren und fehlerhaften, eingetheilet. Der **natürliche Gang** iſt, welchen ein Pferd, ohne abgerichtet zu ſeyn, annimmt; der **künſtliche**, welcher ihm durch die Abrichtung beygebracht wird; der **wahre**, welcher den Regeln der Natur und der Reitkunſt gemäß iſt; und der **fehlerhafte**, welcher dieſen Regeln zuwider läuft.

Der Körper der vierfüßigen Thiere, und alſo auch der Pferde, ruhet auf vier Puncten, welche ein längliches Viereck ausmachen. Um dieſen Körper in Bewegung zu ſetzen, iſt es am bequemſten, wenn zwey diagonal oder übereck liegende Bewegungspuncte auf einmahl ſo verändert werden, daß der Mittelpunct der Schwere dieſes Körpers nur eine kleine Bewegung macher, und beſtändig faſt in einerley Richtung der beyden

den Ruhe- oder Unterſtützungspuncte, welche nicht in Bewegung ſind, bleibt. Wenn man die Pferde zügellos in ihrer Freyheit betrachtet, ſo ſetzen ſie, bey ihrer Bewegung, gemeiniglich zuerſt ein Vorderbein vor, welchem das übereck ſtehende Hinterbein, alsdenn das andere Vorderbein, und zuletzt das wieder übereck ſtehende Hinterbein folget; oder ſie heben, wenn ſie ihren Gang beſchleunigen, zwey übereck ſtehende Beine zugleich auf, und ſetzen ſie auch zugleich nieder, worauf ſie die andern zwey aufheben, und ſo wechſelweiſe fortfahren; oder aber, wenn ſie ganz die Flucht nehmen wollen, beſchleunigen ſie ihren Gang durch eine Reihe von Sprüngen, bey welchen der Vordertheil durch den Hintertheil fort beweget wird, und zwar, daß der eine Hinterfuß ſich auf die Erde ſtämmet, welchem der andere folget, worauf der eine Vorderfuß auf der Seite, von welcher der Hinterfuß der erſte war, ebenfalls wieder zuerſt die Erde berühret, nach welchem der andere Vorderfuß den Schluß machet. Alle Gänge, bey welchen dieſe Vorſchrift beobachtet wird, müſſen natürliche genannt werden.

Der natürliche Gang wird durch die Abrichtung nach gewiſſen Regeln verbeſſert; und man lehret auch ein Pferd ſolche Bewegungen machen, wovon die Natur nichts weiß; welche insgeſammt künſtliche Gänge genannt werden.

Der natürliche Gang ſowohl, als der künſtliche, wenn jener den Vorſchriften der Natur, und dieſer den Regeln der Kunſt gemäß iſt, wird ein wahrer Gang genannt, und dem falſchen entgegen geſetzet. Der falſche Gang iſt alſo das Gegentheil von dem wahren, den Vorſchriften der Natur oder den Regeln der Kunſt zuwider. Man kann ihn allemahl als einen ſolchen betrachten, welcher dem Pferde beſchwerlich fällt, weil der Ruhepunct der Schwere ſich zu ſehr verändert, und bey jedem Tritt eine ganz andere Richtung bekommt.

2) Im Fechten, die Handlung des Fechtens bis zu einem Ruhepuncte. **Drey Gänge mit jemanden thun. Wir wollen einen Gang wagen.** 3) **Einige Gänge auf dem Claviere machen**, ein Par mahl die Scala auf und abspielen. 4) In den Mühlen, die Handlung, da das Getreide und Mehl ein oder mehrmahl durch den Rumpf gehet, oder auf den Stein geschüttet wird. **Die Spitzkleye kommt von dem ersten, das Griesmehl von dem zweyten, das Mittelmehl von dem dritten Gange.** Nach einer noch weitern Figur, wird auch wohl dieses Mehl selbst der Gang genannt, und da ist das Schrotmehl und die Spitzkleye der erste Gang u. s. f.

IV. Was da gehet, in einigen figürlichen Arten des Gebrauches. So heißt bey den Mühlen das sämmtliche zu einem Mühlrade gehörige Getriebe ein Gang. **Eine Mühle von drey, von sechs Gängen**, Fr. Moulin à trois, a six meules. Wo das Wasser stark genug ist, daß ein Mühlrad zwey Kammräder, und folglich zwey Mühlsteine umtreiben kann, da heißt es ein doppelter Gang.

Bey den Webern ist der Gang, Fr. Portée, eine gewisse Anzahl Fäden in der Kette oder dem Aufzuge. **Einen Gang verschütten**, wenn diese Fäden aus ihrem Geleise oder aus ihrer Richtung kommen.

Bey den Leinwebern, geben 20 Faden, welche hinauf und hinab geschoren sind, jederzeit in der Kette 40 Faden; und 40 solche zusammen gehörige Faden werden ein Gang genannt. Ungeachtet zu einer Leinwand, welche 1¼ Elle breit werden soll, gewöhnlich 40 Gänge gehören, so schiert der Leinweber zugleich höchstens nur 30 Gänge.

Die Zeugmacher scheren ihre Kette gleichfalls, wie die Leinweber, nach gewissen Gängen, doch mit dem Unterschied, daß die Anzahl der Faden in jedem Gange nicht bey allen Zeug-Arten, und in allen Fabriken gleich ist. Bey den glatten und leichten Zeugen hat jeder Gang 28 bis 30 Faden; bey feinern Zeugen, z. B. Serge de Berry, Calamank, und wollenen Damast, schiert man jeden Gang zu 40 oder 80 Faden.

Ansehung ihrer sittlichen Beschaffenheit. **Es stehet in niemandes Gewalt, wie er wandle oder seinen Gang richte,** Jer. 10, 23. **Es ist kein Recht in ihren Gängen,** Es. 59, 8. **Jedermanns Gänge kommen vom Herrn,** Sprichw. 20, 24. 3) Die Art und Weise der Fortsetzung, des Fortganges einer Sache. **Der Prozeß, die Sache gewinnet einen ganz andern Gang.**

III. So viel als man auf einmahl, bis zu einer Pause, oder bis zur Erreichung eines Zieles, gehet.

1. Eigentlich. 1) In der weitesten Bedeutung, die Handlung des Gehens bis zu einem gewissen Ziele. **Ich will einen Gang zu meinem Bruder thun. Ich habe noch einen sauern Gang vor mir. Viele vergebliche Gänge thun müssen.** Im gem. Leben höret man hier auch zuweilen das Diminut. **Gängelchen,** und im Nieders. **Gängsken.** **Der Hund thut Gänge,** bey den Jägern, wenn er lauft. **Das Wildbret macht Gänge,** wenn es oft hin und her gehet. **Der Gang eines Wildbrets von dem Felde zu Holze.** 2) In der engsten Bedeutung, ein Schritt. **Denn du hast schon meine Gänge gezählet,** Hiob 14, 16. In diesem Verstande ist es unter andern auch noch bey den Jägern üblich, wo **Gang** mehrmahls für **Schritt** gebraucht wird.

2. Figürlich. 1) Von Speisen, so viel deren auf einmahl aufgetragen wird, eine **Tracht,** L. Fercu-lum, Mullus, Fr. Service oder Mets. **Eine Tafel von drey Gängen,** Repas de trois services. **Der Braten kam im zweyten Gange.**

Bey großen Gastereyen wird ein Aufsatz von Speisen, womit in gewisser Zahl und Ordnung eine Tafel zierlich besetzet wird, ein Gang genannt. So oft man solchen Aufsatz abwechselt, aus so viel Gängen, sagt man, habe die Mahlzeit bestanden. Mehr als 3, höchstens 4, Gänge von Speisen sind nicht Mode. Es haben auch dergleichen Gänge ihren Einfluß in das Tafel-Ceremoniel, da manche Hofbediente nach dem ersten oder zweyten Gange weggehen dürfen, andere hingegen die ganze Tafel hindurch aufwarten müssen.

het. Ein Gang unter der Erde, ein unterirrdischer Gang.

Manchmahl findet sich auch zwischen den Mauern zwey benachbarter Häuser ein Gang oder Raum, um in Feuersgefahr besser zum Hause oder der Seite zu kommen, oder aus anderer Absicht. Wie denn zu dem Ende bey den Römern, da man noch von Holz gebauet, die Decemviri in den Leg. XII Tabb. Tab. 8. verordnet, daß zwischen einem Hause 2½ Fuß Raum bleiben solle, welches von den Kaisern Antonin und Verus spatium legitimum genennet worden. Wenn nun gefraget wird, wem dieser Gang oder Zwischenraum gehöre, und wer den Gang oder die Thüre dazu habe, wenn er ja verschlossen ist? so wird präsumiret, es sey jeder gleich weit ab mit seinem Hause geblieben, folglich der Gang beyden Theilen gemein; es wäre denn, daß der Andere durch einen eingemauerten Stein, den er hervor oder herüber ragen laßen, zu erkennen gegeben hätte, daß so weit, als der eingemauerte Stein geht, ihm auch der Zwischenraum gehöre.

2. Figürlich. 1) Die Gewinde einer Schraube, oder die Vertiefungen, welche um ihre Spindel geführet werden, führen gemeiniglich auch den Nahmen der Gänge.

2) Die Röhren und Canäle, in welchen sich ein flüssiger Körper beweget, besonders in den Körpern der Thiere und Pflanzen, L. Meatus, Ductus; Fr. Canal, Conduit. Der Gallengang, Harngang, Saft-Gang, Thränengang, Wassergang u. s. f. Der natürliche Gang, Matth. 15, 17. durch welchen die Excremente ausgeworfen werden.

3) Im Bergbaue sind Gänge, oder Erzgänge, Fr. Filon, Rameau, diejenigen Räume im Gebirge, welche in die Länge und Tiefe fortdauern, und mit Erz oder Mineralien ausgefüllt sind, zum Unterschiede von den Flötzen, Stockwerken, Nestern u. s. f. Diese Gänge werden im gem. Leben oft Adern, L. Vena metallica, Fr. Veine minérale, genannt, weil sie den Blut-Adern in der Ausdehnung in die Länge ähnlich sind.

Nach

Nach einer noch weitern Figur werden auch die in solchen Gängen befindlichen Erze und Mineralien Gang und Gänge genannt.

Die Erzarten erscheinen, in Betrachtung ihrer Lage, unter verschiedener Gestalt. Bisweilen füllen sie diejenigen Spalten und Risse an, welche sich auf verschiedene Weise, und unter mancherley Mächtigkeit, in die Gebirge hinein ziehen, und die man mit dem Nahmen der Gänge zu belegen pfleget. Bisweilen mischen sie sich in unterschiedene Erdlager ein, welche oft lauter über einander gelegten Lagen bestehen, und unter dem Nahmen der Flötze bekannt sind. Nicht selten füllen sie nur gewisse Höhlen in einem Gebirge an, welche man, wenn sie sehr klein sind, Nieren nennet, wenn sie aber etwas größer ausfallen, mit dem Nahmen der Nester beleget. Erstrecket sich ein solches Nest, wenn es zumahl von verschiedenen zusammenfallenden Gängen verursachet wird, über 7 Lachter: so heißt es ein Stockwerk. Endlich zeigen sich auch die Erze in den Gebirgen selbst, und zwar unter verschiedener Gestalt und mancherley Verbindung.

Die Erze erscheinen in den Gängen, Flötzen, Nieren, Nestern und Stockwerken, selten allein, sondern sind gemeiniglich mit verschiedenen Erd- und Steinarten vergesellschaftet, welche sich aber von den ihnen anstehenden Gebirgen, nicht allein in Ansehung ihrer Beschaffenheit, sondern auch dadurch unterscheiden, daß die meisten niemahls ganze Gebirge ausmachen, sondern nur in den Rissen, Spalten und Höhlen derselben, erzeuget werden; da man hingegen von denjenigen Arten, woraus ganze Gebirge bestehen, sehr wenige in den Gängen, Nestern und Stockwerken antrifft; daher die erstern, zum Unterschiede, Gangarten, die andern aber Bergarten genennet werden. Diejenigen hingegen, welche nicht nur in Gängen, Nestern und Nieren vorkommen, sondern auch bisweilen ganze Gebirge ausmachen, bekommen bald den Nahmen einer Gang- bald aber auch einer Bergart, welches sich am besten aus der Beschaffenheit ihrer Lagerstätte bestimmen läßt. Man hat also gewisse Stein- und Erdarten, welche nirgends anders als in den Gängen und Höhlen der Berge erzeuget werden; und diese könnte man füglich mit dem Nahmen der beständigen Gangarten belegen. Unter den Steinen gehören hieher: der Quarz, die verschiedenen Arten Spathe, der Jaspis, Achat, Krystall, nebst allen Edelsteinen und Bergflüssen, imgleichen der Asbest und Amianth.

Un-

het. Ein Gang unter der Erde, ein unterirrdischer Gang.

Manchmahl findet sich auch zwischen den Mauern zwey benachbarter Häuser ein Gang oder Raum, um in Feuersgefahr besser zum Hause oder der Seite zu kommen, oder aus anderer Absicht. Wie denn zu dem Ende bey den Römern, da man noch von Holz gebauet, die Decemviri in den Leg. XII Tabb. Tab. 8. verordnet, daß zwischen einem Hause $2\frac{1}{2}$ Fuß Raum bleiben solle, welches von den Kaisern Antonin und Verus spatium legitimum genennet worden. Wenn nun gefraget wird, wem dieser Gang oder Zwischenraum gehöre, und wer den Gang oder die Thüre dazu habe, wenn er ja verschlossen ist? so wird präsumiret, es sey jeder gleich weit ab mit seinem Hause geblieben, folglich der Gang beyden Theilen gemein; es wäre denn, daß der Andere durch einen eingemauerten Stein, den er hervor oder herüber ragen laßen, zu erkennen gegeben hätte, daß so weit, als der eingemauerte Stein geht, ihm auch der Zwischenraum gehöre.

2. Figürlich. 1) Die Gewinde einer Schraube, oder die Vertiefungen, welche um ihre Spindel geführet werden, führen gemeiniglich auch den Nahmen der Gänge.

2) Die Röhren und Canäle, in welchen sich ein flüssiger Körper beweget, besonders in den Körpern der Thiere und Pflanzen, L. Meatus, Ductus; Fr. Canal, Conduit. Der Gallengang, Harngang, Saft-Gang, Thränengang, Wassergang u. s. f. Der natürliche Gang, Matth. 15, 17. durch welchen die Excremente ausgeworfen werden.

3) Im Bergbaue sind Gänge, oder Erzgänge, Fr. Filon, Rameau, diejenigen Räume im Gebirge, welche in die Länge und Tiefe fortdauern, und mit Erz oder Mineralien ausgefüllt sind, zum Unterschiede von den Flötzen, Stockwerken, Nestern u. s. f. Diese Gänge werden im gem. Leben oft Adern, L. Vena metallica, Fr. Veine minérale, genannt, weil sie den Blut-Adern in der Ausdehnung in die Länge ähnlich sind

Ra

Die Donlege (*) heißt diejenige Lage eines Ganges, vermittelſt welcher ſich derſelbe, unter einer gewiſſen Neigung, gegen das Gebirge lehnet.

Wenn ein ſtehender Gang ſeine Donlege gegen Abend, ein Morgengang gegen halb Abend und halb Mittag, ein Spätgang gegen Mittag, und ein flacher Gang gegen halb Mittag und halb Abend wirft, ſo werden ſolche Gänge rechtſinnig fallende Gänge genannt. Wofern ſich aber dieſe Gänge auf derjenigen der bemeldeten Lage entgegengeſetzte Seite neigen, ſo heißen ſie widerſinnig fallende Gänge. An einigen Orten hat man von dieſer Neigung der Gänge das Gegentheil angenommen, dergeſtalt, daß man z. E. einen Spätgang, der ſeine Donlege gegen Mittag wirft, einen widerſinnig fallenden, und wenn derſelbe ſeine Donlege gegen Mitternacht wirft, einen rechtſinnig fallenden Gang zu nennen pfleget.

Wenn man nach dem Fallen eines Ganges fraget, ſo will man wiſſen, unter was für einen Winkel ſich derſelbe in das Gebirge ſenket, d. i. was für einen Winkel ein ſolcher Gang mit der Horizontallinie mache. In dieſem Falle bedienet man ſich des ſo genannten Gradbogens, den man mit ſeiner geraden Fläche an die eine Seite des Ganges anleget, da denn der Perpendikel den Grad des geſuchten Winkels auf dem halben Zirkelbogen abſchneidet. Fällt der Perpendikel zwiſchen den erſten und achten Grad, ſo heißt ein ſolcher Gang ein ſchwebender Gang, Fr. Filon couché, oder horizontal. Die flachen Gänge, Fr. Filon plat, machen mit der Horizontallinie 20 bis 50; donlege Gänge, Fr. Filon oblique, oder incliné, von

(*) Donlege oder donlegig, heißt ſo viel als abhängig, ſchief, mit dem Horizonte einen ſpitzigen Winkel machend, nicht nach der Bley- oder Waſſerwage, ſondern nach der Diagonal-Linie gehend.

Die erſte Hälfte dieſes Wortes iſt das veraltete Don, abhängig, von welchem ehedem auch das Zeitwort donen, abhängig ſeyn, und figürlich neigen, geneigt ſeyn, üblich war. Im Hannöveriſchen bedeutet dönß und im Engl. down noch jetzt unten, niederwärts. Im Schwed. bedeutet dunsa fallen, welches Ihre von Dunt, ein Schlag, ableitet. Nur Unwiſſende haben dieſes Wort von den Tonnen ableiten können, welche in donlegen Gegenden auf dem Liegenden aufliegen.

Was die letzte Hälfte des Wortes donlege betrifft, ſo bedeutet zwar leeg, noch jetzt in Niederſachſen niedrig, und figürlich auch böſe, ſchlimm, laſterhaft, womit auch das Schwed. lucg, das Iſländ. lagr, übereinkommt. Allein, weil dieſes Wort alsdann eine ungewöhnliche Tavtologie enthalten würde, ſo ſcheinet lege und Lage hier überhaupt die Richtung zu bedeuten.

Unter den Erden iſt das Steinmark, die mineraliſchen, ſtaubichten Erden, die Guhren, das Bergleder, der Bergkork und andere, hieher zu rechnen. Zu den beſtändigen Bergarten gehören vornehmlich: der Gneiß, der Fels, der Porphyr, der Granit, der Baſalt, und andere dergleichen Steine, woraus ganze Gebirge beſtehen. Diejenigen, welche theils eine Gangtheils aber auch eine Bergart abgeben können, ſind: der Schiefer, die kalkartigen Steine, die verhärteten Letten, und einige Sorten von Sandſteinen; wobey man anzumerken hat, daß alle Steine, welche bank- und flötzweiſe liegen, unter die Bergarten gehören, diejenigen aber, welche in Gängen, Neſtern, Nieren und Stockwerken befindlich ſind, zu den Gangarten gerechnet werden.

An einer mit Erden, Steinen und Erzen angefüllten Kluft, oder an einem Gange, hat man ſein Streichen, ſein Fallen, ſeine innere Beſchaffenheit, und ſeine zufällige Abänderung, in Betrachtung zu ziehen.

Wenn man das Streichen eines Ganges unterſuchet, ſo iſt man bemühet, deſſen Lage nach einer gewiſſen Weltgegend zu beſtimmen, und zu dieſer Abſicht bedienen ſich die deutſchen Bergleute eines kleinen Compaſſes, deſſen horizontaler Umfang, welchen die Magnetnadel durchläuft, in zweymahl zwölf Grade eingetheilt iſt, welche von Norden gegen die rechte Hand zu, gezählet werden, welches die Bergleute die Stunden des Compaſſes nennen; und die Richtungen der Gänge, die Stunden des Ganges, ſo, daß die Richtung eines Ganges durch den Grad oder die Stunde auf dem Compaß angezeiget wird. Auf einige dieſer Compaſſe hat man auch einen Quadrant angebracht, um die Richtung eines Ganges zwiſchen der Horizontal- und Perpendikular-Linie zu beſtimmen; je mehr ſich dieſe Richtung der letztern nähert, je vergnügter ſind die Bergleute, indem ſie verſichert ſind, daß der Gang ſich veredle; ſie ſagen auch, der Gang ſetzt in die Teufe. Ein Mehreres von dem jetzt gedachten Compaß, wird in dem Art. Gruben-Compaß vorkommen. Diejenigen Gänge, welche ihr Streichen in der 12ten bis 3ten Stunde haben, nennet man ſtehende Gänge, Fr. Filon debout. Die Morgengänge, Fr. Filon du levant, oder du matin, ſtreichen in der 3ten bis 6ten Stunde; die Spatgänge, oder insgemein ſo genannten Spatgänge, Fr. Filon du couchant, oder du ſoir, in der 6ten bis 9ten, und die flachen Gänge endlich, Fr. Filon incline, in der 9ten bis 12ten Stunde.

Die

oder reichhaltiger wird, so heißt es: der Gang erweiset sich mächtiger, oder der Gang thut sich auf, oder der Gang veredelt sich. Wenn man in einem Gange ein Beschläge von gelblicher oder grünlicher Farbe wahrnimmt, so sagt man: der Gang führt einen Bleyschweif. Diejenigen Gänge, welche sich nicht weit in das Gebirge erstrecken, und sich bald verlieren, heißen motzige (*) Gänge, und führen einen kurzen Strich. Wenn ein Gang nicht einerley Gehalt behält, so heißt es: der Gang führt sein Erz ab- und zufallend. Wenn ein Gang nicht in seiner gewöhnlichen Stunde bleibt, so sagt man: der Gang wirft Haken und Winkel. Wenn ein festes Gebirge einen Gang unterdrückt, so sagt man: der Gang ist untergekrochen. Wenn ein Gang fest mit dem Gebirge verbunden ist, und keine Ablösung hat, so heißt es: der Gang liegt im gälligen Felsen. Wenn ein Gang immer schmäler wird, so sagt man: der Gang spitzet sich zu. Wenn sich ein Gang nach und nach abschneidet oder verliert, so heißt es: der Gang zieht die Füße an sich. Bisweilen theilt sich ein mächtiger Gang in verschiedene kleinere, und alsdenn sagt man: der Gang hat sich vertrümmert; daher auch ein jeder kleiner Gang ein Trumm heißt. Wenn ein Trumm vom Hauptgange abgehet, so heißt derselbe das Abkommen des Ganges.

Diejenigen Veränderungen, welche verschiedene Gänge unter einander machen, bestehen hauptsächlich in Folgendem. Wenn sich ein fauler oder tauber Gang zu einem Haupt- oder edlen Gange gesellet, so sagt man: der Gang verrückt oder versetzt sich, indem in diesem Falle der Hauptgang insgemein aus seiner Stunde weicht und unedler wird. Wenn zwey Gänge nahe neben einander fortgehen, so heißt es: die Gänge schleppen sich. Wenn sich zwey Gänge nicht nur mit einander schleppen, sondern auch bisweilen zusammen kommen; imgleichen, wenn Nebentrümmer zu einem Hauptgange fallen, so heißt es: die Gänge scharen sich, daher dergleichen Nebengänge, welche sich mit einem Hauptgange vereinigen, Schargänge genannt werden. Wenn einem Gange viele edle Flötzklüfte und Geschicke zufallen, so sagt man: der Gang fasset viele Geschicke an sich, welche den Gang insgemein veredeln und mächtiger

(*) Motzig, ohne Zweifel von dem im Hochdeutschen veralteten mutzen, abstutzen, verstümmeln, mutilare. In Baiern bedeutet motzen, zaudern, säumen.

von 60 bis 80; stehende, senkrechte oder so genannte Seiger-Gänge, Fr. Filon droit, oder perpendiculaire, hingegen von 80 bis 90 Grad. Die Flötze haben insgemein eine Neigung von Null bis 20 Grad.

In Betrachtung der innern Beschaffenheit, sind die Gänge auf verschiedene Weise von einander unterschieden. Derjenige Gang, welcher viel gutes und edles Erz bey sich hat, heißt ein edler Gang. Trifft man in einem Gange Letten und andere leere Gangarten an, so nennet man denselben einen faulen oder tauben Gang. Mächtige Gänge heißen diejenigen, welche sehr breit sind; Hauptgänge aber solche, welche die übrigen, in Ansehung der Mächtigkeit und des Gehaltes, übertreffen. Ist ein Gang völlig mit Gang- und Erzarten angefüllet, so heißt derselbe ein derber Gang; befinden sich aber Höhlen und Klüfte in demselben, so pflegt man ihn einen klüftigen, offenen und drusigen Gang zu nennen.

Alle diese Arten von Gängen sind entweder auf das genaueste mit dem Gebirge verbunden, und heißen alsdenn angewachsene Gänge; oder es befindet sich, zwischen dem Gange und Gebirge, ein vom Gange unterschiedenes Gestein, wodurch sich derselbe an das Gebirge anleget. Ist dieses Gestein mit dem Gebirge verbunden, so bekommt solches den Nahmen eines Sahlbandes; löset sich aber der Gang selbst, oder das zwischen demselben befindliche Gestein vom Gebirge leicht ab, so nennet man solches eine Ablösung, und die glatte Seiten-Fläche des Ganges den Harnisch. Befindet sich endlich, zwischen dem Gange und dem Gebirge, eine lettige Erde, so bekommt dieselbe den Nahmen des Besteges.

Da nun also die Gänge vom Gebirge gleichsam eingeschlossen sind, so heißt dasjenige Gebirge, welches auf dem Gange liegt, das hangende, dasjenige aber, so sich unter demselben befindet, das liegende Gebirge.

Die zufälligen Abänderungen, welche bey den Gängen vorfallen, betreffen entweder einen Gang allein, oder sie laßen sich aus der Betrachtung verschiedener Gänge bestimmen.

Bey Einem Gange bemerkt man hauptsächlich folgende Veränderungen. Wenn ein Gang nach und nach schmäler wird, dergestalt, daß derselbe endlich gar verschwindet, so sagt man: das Gebirge habe den Gang verdrückt. Hört ein Gang jählings auf, jedoch so, daß man denselben an einem höhern oder niedrigern Orte im Gebirge wieder findet, so heißt es: der Gang hat sich abgesetzt. Wenn ein Gang breiter

oder

oder reichhaltiger wird, so heißt es: der Gang erweiset sich mächtiger, oder der Gang thut sich auf, oder der Gang veredelt sich. Wenn man in einem Gange ein Beschläge von gülicher oder grünlicher Farbe wahrnimmt, so sagt man: der Gang führt einen Bleyschweif. Diejenigen Gänge, welche sich nicht weit in das Gebirge erstrecken, und sich bald verlieren, heißen motzige (*) Gänge, und führen einen kurzen Strich. Wenn ein Gang nicht einerley Gehalt behält, so heißt es: der Gang führt sein Erz ab- und zufallend. Wenn ein Gang nicht in seiner gewöhnlichen Stunde bleibt, so sagt man: der Gang wirft Haken und Winkel. Wenn ein festes Gebirge einen Gang unterdrückt, so sagt man: der Gang ist untergekrochen. Wenn ein Gang fest mit dem Gebirge verbunden ist, und keine Ablösung hat, so heißt es: der Gang liegt im gälligen Felsen. Wenn ein Gang immer schmäler wird, so sagt man: der Gang spitzet sich zu. Wenn sich ein Gang nach und nach abschneidet oder verliert, so heißt es: der Gang zieht die Füße an sich. Bisweilen theilt sich ein mächtiger Gang in verschiedene kleinere, und alsdenn sagt man: der Gang hat sich vertrümmert; daher auch ein jeder kleiner Gang ein Trumm heißt. Wenn ein Trumm vom Hauptgange abgehet, so heißt derselbe das Abkommen des Ganges.

Diejenigen Veränderungen, welche verschiedene Gänge unter einander machen, bestehen hauptsächlich in Folgendem. Wenn sich ein fauler oder tauber Gang zu einem Haupt- oder edlen Gange geselle, so sagt man: der Gang verrückt oder versetzt sich, indem in diesem Falle der Hauptgang insgemein aus seiner Stunde weicht und unedler wird. Wenn zwey Gänge nahe neben einander fortgehen, so heißt es: die Gänge schleppen sich. Wenn sich zwey Gänge nicht nur mit einander schleppen, sondern auch bisweilen zusammen kommen; imgleichen, wenn Nebentrümmer zu einem Hauptgange fallen, so heißt es: die Gänge scharen sich, daher dergleichen Nebengänge, welche sich mit einem Hauptgange vereinigen, Schargänge genannt werden. Wenn einem Gange viele edle Flötzklüfte und Geschicke zufallen, so sagt man: der Gang fasset viele Geschicke an sich, welche den Gang insgemein veredeln und mächtiger

(*) Motzig, ohne Zweifel von dem im Hochdeutschen veralteten mutzen, abstutzen, verstümmeln, mutilare. In Baiern bedeutet motzen, zaudern, säumen.

tiger machen. Wenn zwey Gänge nahe an einander kommen, und einander berühren, so heißt es: die Gänge lehnen sich mit einander. Wenn sich ein Gang gegen die Fälle lenket, so sagt man: der Gang wirft sich den Fällen entgegen. Wenn zwey Gänge quer über einander gehen, so heißt es: die Gänge setzen über, oder die Gänge machen ein Kreutz. Wenn dieses Uebersetzen unter einem rechten Winkel erfolgt, so sagt man: die Gänge schneiden einander seiger durch. Wenn zwey Gänge neben einander fortgehen, so heißt der kleinere der Gefährte, da denn dergleichen Gefährten dem Gange bisweilen zufallen, bisweilen aber auch wieder von demselben abgehen. Wenn verschiedene mächtige Gänge an einem Orte so zusammen kommen, daß sie sich völlig mit einander vermischen, so daß man ihr Streichen und ihr Sahlband nicht mehr erkennen kann, (worin es von den sich scharen der Gänge unterschieden ist,) so heißt es: die Gänge rammeln sich, woraus insgemein Stockwerke entstehen, woselbst das Erz große Höhlen anfüllet.

4) Eine Reihe aufgestellter Klebgarne, welche auch eine **Wand** genannt wird, heißt bey den Jägern gleichfalls ein **Gang**.

Gang-Art, in dem Bergbaue. 1. Eine jede Stein-Art, welche in einem Gange angetroffen wird, und denselben ausmacht, Fr. Gangue; der Gangstein. 2. Dasjenige Gestein, welches sich zwischen der Mutter mit ihrem Erze und dem gewöhnlichen Gesteine befindet; der **Gangstein**, das **Sahlband**. Siehe oben, S. 11.

Gang-Bord, derjenige Gang auf den Kähnen und Holzgöllen, worauf die Schiffer in dem Innern des Kahnes bequem um den Kahn herum gehen können. Es ruhet derselbe auf den Duchten, und lauft auf beyden Seiten des Kahns vor der Binnung, von dem Plicht bis zur Kajüte (zum Rof). Die kienenen Bohlen, woraus er zusammen gesetzet wird, sind 14 Zoll breit, und 2½ Z. dick, und werden von dem Schiffs-Zimmermann bloß zusammen gestoßen, und mit eisernen Schiffsnägeln aufgenagelt.

Sprengels Handw. und Künste, II Samml. S. 227, f.

Gang-

Gang=Erz, Erz, welches in Gängen angetroffen wird, zum Unterſchiede von dem Flötzerze; ſ. oben, S. 10.

Gang=Fiſch, ſiehe Aloſe und Weißfiſch.

Gang=Gebirge, in dem Bergbaue, ein Gebirge, welches Gänge enthält oder enthalten kann, wozu die höchſten Gebirge gehören, urſprüngliche Gebirge; zum Unterſchiede von den Flötzgebirgen.

Gang=Häuer, im Bergbaue. 1. Ein Bergmann, der auf Gängen arbeitet. 2. In engerer Bedeutung, ein Bergmann, der die in die Grube herein geſchoſſenen Gänge, d. i. Gangerze, zerſetzet; zum Unterſchiede von dem Schrämhäuer.

Gang=Kreutz, ſiehe Fuß=Kreutz.

Gang=Pfoſte, in der Zimmermannskunſt, eine Säule unter einem Gange, worauf ein Balken liegt.

Gang=Rad, ſiehe unter Rad.

Gang=Säule, die Säulen oder Stollen an dem freyen Gange vor einem Gebäude, welche die Lehne um denſelben ausmachen.

Gang=Schüſſel, ſiehe unter Schüſſel.

Gang=Stein, ſiehe Gang=Art.

Gang=weiſe, im Bergbaue, in Gängen, oder nach Art der Gänge. Man findet das Erz gangweiſe, wenn es in Gängen oder nach Art der Gänge bricht; zum Unterſchiede deſſen, welches flötzweiſe bricht.

Gang=Zeug, Gangzeugkaſten, bey den Papiermachern; ſiehe unter Papier.

Gangbar. 1. Was im Gange iſt, häufig angetroffen wird, doch nur in einigen Fällen. Eine gangbare Münze, welche im Handel und Wandel ohne Weigerung angenommen wird; im mittlern Lat. curſabilis moneta, Fr. Argent, qui a cours, qui eſt de miſe, argent metable. Türkiſche Münzen ſind hier nicht gangbar. Die Blactern ſind jetzt gangbar, graſſiren. Eine gangbare Waare; ſiehe Gang I. 2. Gänge und Ganghaft.

2. Wo man gehen kann. **Der Weg iſt gar nicht mehr gangbar.** Im Oberdeutſchen auch **gehelich.** Auch figürlich: **Die Waſſerröhren gangbar erhalten,** ſo daß das Waſſer darin ungehindert fließen kann.

3. Wo viel gegangen wird. **Eine gangbare Straße,** welche häufig von Reiſenden beſucht wird; Fr. rue oder chemin fort frequenté.

Ganghaft, ganghaftig. 1. Für **Gangbar** 1, in welcher Bedeutung es doch im Hochdeutſchen wenig gebraucht wird. **Ein ganghaftes Wort. Ganghafte Münze. Eine ganghafte Zeche,** im Bergbaue, welche im Gange iſt, wo beſtändig gebauet wird.

2. **Ein Erz bricht ganghaft im Bergbaue,** wenn es in Gängen gebrochen wird.

Ganglium, ſiehe **Ueberbein.**

Gangue, ſiehe **Gang-Art.**

Gangui, Ganguil, Ganguy, eine gewiſſe Art Beutelgarne, zum Fiſchfange; ſiehe Th. XIII, S. 669.

Ganiterbaum, Ganitrus *Rumph.* Perinkara *Hort. Malab.* Elæocarpus foliis lauri ſerraris, floribus ſpicatis *Burm.* Elæocarpus ſerrata *Linn.* ein oſtindiſcher Baum, welcher ſehr hoch wird. Die kurzgeſtielten Blätter ſtehen wechſelweiſe, oder ohne Ordnung, ſind den Kirſchblättern ziemlich ähnlich, fallen ab, und ſind alsdenn ganz roth; wie denn auch dieſelben ſchon auf dem Baume, wenn die Frucht zu reifen anfängt, etwas roth erſcheinen, wodurch man den Baum leicht von weitem erkennen kann. Die Blüthen ſtellen kurze Träubchen vor. Man zählet daran fünf lanzettförmige Kelch- und fünf, der Geſtalt und Länge nach ähnliche, aber zerriſſene Blumenblätter, viele, ungefähr 20, ganz kurze, Staubfaden, und einen Griffel mit ſpitzigem Staubwege. Die kugelförmige, blaue, mit Purpur vermiſchte Steinfrucht enthält eine runzelige, oder mit vielen kleinen Vertiefungen und Erhebungen verſehene, gleichſam von Würmern durchfreſſene Nuß.

Zuweilen sind nur vier Kelch- und Blumenblätter zugegen. Es sind dieselben anfangs weiß, werden aber, wenn sie einige Stunden aufgeblühet, röthlich. Die Frucht ist von unterschiedener Größe. Einige, wie eine Flintenkugel; andere hingegen sind nicht größer als eine Erbse, und zugleich mehr platt. Diese kleinern ziehen die Einwohner den größern vor. Jene laßen sie den Vögeln und andern Thieren zur Nahrung, von diesen aber pflegen sie die Nüsse an Schnuren zu reihen, und sich damit zu putzen, auch daraus goldene Korallen und Rosenkränze zu verfertigen; wie denn auch Einige die Frucht, in Salz oder Zucker eingemacht, zu genießen pflegen.

Ganker, siehe Spinne.

1. Gans, ein im gem. Leben verschiedener Gegenden übliches Wort, einige Arten von Massen zu bezeichnen.

1. Ein Arm voll abgeschnittener Halme, aus denen eine Garbe bestehet, wird in der Landwirthschaft verschiedener Gegenden, z. B. zu Zeitz, wo deren vier zu einer Garbe genommen werden, eine Gans genannt. Im Anhaltischen heißt ein solcher Büschel Halmen ein Frosch, an andern Orten ein Gänschen, und an noch andern eine Glede; s. Th. XV, S. 186.

2. In den Sandsteinbrüchen zu Pirna wird die grobe Steinart, welche nur zu Mühlsteinen, Säulen u. s. f. gebraucht wird, die Gans genannt. Da in der Schweitz auch Gand, Gandt, von der abhängigen Seite eines Felsens gebraucht wird, welche sonst auch die Wand genannt wird: so scheinet Gand und Gans hier aus Wand entstanden zu seyn.

In einem etwas andern Verstande ist im Bergbaue die Gänse oder Gänze, ein festes hartes Gestein; wo es sich aber auch von dem Bey- und Neben-Worte ganz herleiten läßt.

3. In dem Salzwerke zu Allendorf in Hessen ein Klumpen, oder eine Masse zubereiteten Salzes.

Auch in Frankreich war im 13ten Jahrhunderte das Wort Ganda in dieſem Verſtande üblich. Septimam partem totius ſalis — etiam in gavellos ſeu *Gandas*, heißt es in einer Urkunde von 1290, bey dem Carpentier, der es durch einen Hauſen erkläret.

4. In den Eiſenhämmern und Eiſenhütten, werden diejenigen großen, gemeiniglich 2 bis 3 Centner ſchwere, Stücke geſchmolzenen Eiſens, welche man in eine von Erde oder Geſtübe gemachte Rinne oder Form aus dem hohen Ofen laufen läßt, hernach aber auf den Hammerwerken in kleinere Stücke zerſchlägt, und entweder zu Stab- oder Schieneiſen verarbeitet, Gänſe oder Eiſengänſe, Ganseiſen, genannt. Im Franzöſ. heißt eine ſolche Maſſe Gueuſe, und im Schwed. Gös. Siehe Th. X, S. 605.

In dieſer letzten Bedeutung leitet Salmaſius dieſes Wort von dem griech. χυσις, der Guß, das Schmelzen, Friſch von ganz, Ihre aber von dem franz. Gueuſe her, welches doch aus dem Deutſchen, beſonders nach der niederſächſiſchen Mund-Art, entlehnet zu ſeyn ſcheinet. So viel iſt wohl gewiß, daß Gans ſowohl in dieſer als in den vorhergehenden Bedeutungen mit dem folgenden Worte nichts als eine zufällige Aehnlichkeit des Klanges gemein hat.

2. Gans (*), L. Anſer, Fr. Oie, Oye, ein Schwimm-Vogel mit vierzehigen Patſchfüßen, einer freyen Hinterzehe, und einem breiten Schnabel, welcher ſich durch die Größe des Körpers, den erhabenern Rücken, ſtärkern

(*) Dieſes Wort lautet im Niederſ. Goos, Gaus, und im männlichen Geſchlechte Gante, im Engl. Goose, und im männl. Gander, im Dän. Gaas, im Schwed. Gäs, im Iſländ. Gas, im Bretagniſchen Goas, Ganz, bey den kraineriſchen Wenden Gus, im Poln. Ges, und im männl. Gaſior, im Ital. Ganza, im Span. Ganſo, im Griech. χην, χηνα, im Lat. Anſer. Schon Plinius bemerket, daß die Deutſchen eine Gans Ganza genannt haben. Wachter leitet den Nahmen von canus, weiß, im Wall. cann her. Im ſaliſchen Geſetze bedeutet Chana, einen Hahn. Zu Carls des Großen Zeit war auch das Wort Auca von einer Gans üblich, wovon das Ital. Oca, das Franz. Oye, und das in einigen Provinzen Frankreichs übliche Aue, Auco, Auquetto, abſtammet.

kem Schnabel, und vornehmlich durch die Füße, von der Aente unterscheidet. Denn, die Füße sind bey der Gans nahe an der Mitte des Körpers gestellet, und erhalten dessen Gleichgewicht, welches wegen des größern Körpers nöthig zu seyn scheinet. Die Gans gehört unter die Amphibien, d. i. unter diejenigen Thiere, welche sowohl im Wasser, als auf der Erde, leben können. Sie liebet zwar das Wasser nicht so sehr, als die Aente; inzwischen bleibt es allemahl richtig, daß beyde Vögel, Gans und Aente, zu einem Obergeschlechte gehören, welches Klein Breitschnäbler, platirostri, nennet.

Man theilet die Gänse überhaupt in zweyerley Arten, in die wilden und zahmen, obgleich die letztern eigentlich von den erstern herkommen. Ich werde zuerst von der zahmen Gans, welche auch Bauerngans, Hausgans, Lichtgans, und Martinsgans (*) genannt wird, L. Anser domesticus, oder rusticus; Anser versicolor non cirratus *Barrere*, Fr. Oie privée, handeln.

Das Wort Gans bezeichnet diesen Vogel ohne Unterschied seines Geschlechtes. Soll dieses näher bestimmet werden, so nennet man das Weibchen in engerm Verstande die Gans, und das Männchen den Gänserich (**), Fr. Jar, Jars. Der Gänserich ist, insonderheit wenn er noch jung ist, von einer Gans leicht zu unterscheiden; denn er hat höhere Beine, und einen längern, auch etwas dickern Hals, als eine Gans; wenn man ihn bey dem Kopfe ergreift und gefangen hält, so schreyet er abscheulich; welches eine Gans

(*) Von dem Ursprunge der beyden letztern Benennungen, siehe den Art. Martinogans.

(**) In den gemeinen Mundarten der Ganser, Gansert, im Oesterreich. Sonaus, Nieders. Gante, Ganter, Engl. Gander, Poln. Gasior, Dän. Gasse.

nicht thut. Eine Gans hingegen erkennt man nicht nur an ihrem kürzern und dünnern Halse, sondern auch an ihrem herab hangenden Bauche, zumahl im Monath Jänner, als zu welcher Zeit schon der Legebauch zu wachsen anfängt; auch ist die Stimme der Gans mehr ein grobes Dattern, als ein Schreyen.

Die Gänse haben, nach Verschiedenheit ihres Vaterlandes, eine verschiedene Größe. Gemeiniglich sind sie, von der Spitze des Schnabels bis unten zu den Füßen gerechnet, 3 Fuß lang; und die Weite ihrer Flügel enthält 4½ Fuß; ihr Schnabel ist 2½ Zoll lang; ihr Schwanz hat 6½ Zoll in der Länge, und ist aus 18 großen Federn zusammen gesetzt. Ueberhaupt aber sind die so zu nennenden Wassergänse, d. h. diejenigen, welche an oder auf dem Wasser erzogen werden, weit größer, als diejenigen, welche wenig oder gar nicht auf das Wasser kommen können. Zwey Wassergänse wiegen so viel, und weit mehr, als drey Landgänse.

Dieser Vogel ist, so wie alles zahme Federvieh, in seinen Farben unterschieden. Bald ist er braun und buntfarbig oder gestreift; bald ist derselbe aschfarbig oder weiß mit braun vermischt. Zur Güte der Gänse thut die Farbe nichts; doch sind, um der Federn willen, die weißen die reinlichsten. Wenn indessen auch die Gänse grau, und wilder Art, oder auch röthlich oder bläulich aussehen, so schadet es nicht; denn diese Farben gehen nicht bis unten aus, sondern es ist nur das Aeußerste der Federn also; inwendig, und die untern Federn gegen den Kiel zu, sind alle weiß. Die jungen Gänse haben gelbe, die alten aber rothe Füße.

Ein vorzügliches Kennzeichen der guten Eigenschaften einer Gans ist, wenn sie heiter von Augen ist. Viele behaupten, daß man von den Weibchen, wenn es auf den Ankauf derselben ankommt, nur diejenigen wählen müsse, welche zwischen den Beinen und an den Füßen sehr breit sind.

Ein

Ein Gänserich muß wenigstens 2 oder 3 Gänse zu bedienen haben. Am besten können sich dieselben auf dem Wasser paren; daher ist es gut, wenn in Vorwerkshöfen Wassergruben, oder nahe dabey Gräben oder Teiche, auch große Wassertröge befindlich sind, weil sich in solchen die Gänse mit dem Gänserich zusammen finden.

Einige sind der Meinung, daß, wenn der Gänserich die Gans auf dem Lande tritt, die Eyer nicht so gut werden, als wenn es auf dem Wasser geschieht; und hieraus folgern sie, daß die sehr frühen Eyer deswegen so oft nichts bringen, weil das Wasser noch mit Eise bedeckt war, als die Gans getreten wurde. Allein, diese Meinung ist falsch; bloß die Kälte der Zeit ist die Ursache davon.

Dasjenige Federvieh von Gänsen sowohl, als gemeinen und wälschen Hühnern, welches zur Zucht und zum Ausbrüten im Frühjahre gebraucht werden soll, muß gesund und von der ersten Frühlingszucht seyn, und nicht zu stark gefüttert werden. Denn die Erfahrung hat gezeiget, daß das Federvieh, wenn es zu fett geworden, auf höre Eyer zu legen, und zum Ausbrüten gänzlich untüchtig werde, auch wohl gar in dem Fette ersticke. Letzteres entsteht gemeiniglich aus der Versäumniß oder Nachlaßung der starken Fütterung; daher ist es am zuträglichsten, daß sie beständig in ordentlichen und mäßigen Futter erhalten werden. Indessen weiß man aus angestellten Versuchen und sicherer Erfahrung, daß insonderheit die Zuchtgänse und Zuchthühner im Monath December täglich eine Handvoll reinen Rocken haben müssen, weil durch die Kraft des Rockens der Eyerstock in dem Federvieh sich besser ansetzt und stärker wird, die Thiere selbst aber mehrere Lust und Hitze zum Ausbrüten erhalten. Man rechnet auf eine Zuchtgans ungefähr 1 Metze, und auf ein Zuchthuhn ½ Metze. Diese Portion Rocken ist so einzutheilen, daß sie in den ersten 3 bis 4 Wochen täglich etwas davon bekommen.

Eine junge Gans legt gemeiniglich erſt, wenn ſie zwey Jahre alt iſt, Eyer, fängt mehrentheils im Februar an, und bringt etwa 10 bis 12, im erſten Jahre aber nur 4 bis 5, zum Vorſchein. Wenn man eine Gans vom Brüten abhält, (in welchem Falle man die Eyer durch wälſche, oder auch nur gemeine Hühner ausbrüten läßt, fängt ſie dreymahl im Jahre zu legen an. Gemeiniglich iſt die Zeit vom Anfange des Märzes, bis zu Ende des Junius, diejenige, wo ſie ihre Eyer zu legen pflegen. Wenn eine Gans ihr gehöriges Futter bekommt, und einen muntern Gänſerich bey ſich hat, ſo fängt ſie, gedachter maßen, ſchon nach Lichtmeſſe an, Eyer zu legen; und wer gern frühe Gänſe ziehen will, der darf nur die früheſte Gans ſofort ſetzen, ſo wird er gewiß Märzgänſe bekommen. Findet ſich aber im März noch ſtrenge Kälte ein, und der Schnee bleibt noch liegen, ſo iſt kein Nutzen dabey. Am beſten iſt es, wenn die jungen Gänſe im April kommen; denn, giebt man dieſen ihr gehöriges Futter, ſo werden ſie eben ſo gut, wie die vom März.

Wenn es um die Zeit iſt, daß die Gans legen will, wird man ſie allezeit Stroh in ihrem Schnabel herum tragen ſehen. Hiervon machet ſie ihr Neſt; und man wird wohl thun, ihr darin, inſonderheit bey dem frühen Brüten, zu Hülfe zu kommen. Man muß einen bequemen, warmen und geruhigen Ort für ſie ausſuchen, und daſelbſt ihr Neſt von Stroh und Neſſel-Wurzeln machen, deren Geruch ſie liebet; und die Jungen befinden ſich auch gut darnach. Man muß ſie damit an einen gewiſſen Ort in ihren Stall, oder (wie bey den Bauern) in eine Stube, gewöhnen, weil ſie ſonſt, wo ſie nur hinkommen, es ſey in ihrem Stalle, im Hofe, auf der Weide, oder an andern Orten, ihre Eyer zu legen pflegen. Daher muß man Anfangs in der Legezeit des Abends die Gänſe befühlen (betaſten), und diejenigen, welche Eyer haben, beſonders ſtecken,

auch

euch nicht eher von da heraus laßen, als bis sie geleget haben. Denn die Gänse haben die Art an sich, daß, wo sie sich einmahl hingewöhnt, und geleget haben, sie nachgehends alle ihre Eyer dahin legen. Die Gänse-Eyer sind weiß, und größer, als die von wälschen Hühnern. Die Eyer, welche man ausbrüten laßen will, muß man an einem temperirten Orte, wo es weder zu warm noch zu kalt ist, aufheben, dazu aber diejenigen, welche von großen Gänsen sind, auslesen. Diejenigen, so von Gänsen, welche nur ein Jahr alt sind, kommen, taugen nicht zur Brut, so wenig als die, welche von den Gänsen, die ohne Gänserich sind, geleget worden. Wenn man einer Gans die Eyer, so wie sie gelegt sind, wegnimmt, so legt sie bisweilen wohl hundert, und mehr; wenn man sie ihr aber läßt, so fängt sie, so bald sie merkt, daß ihr Nest voll ist, zu brüten an. Das Zeichen einer guten Brutgans ist, wenn sie bey dem Eyerlegen viel Federn im Neste hat liegen und fallen laßen.

Eine Gans ist zwar im Stande, 18 Eyer zu bebrüten, man thut aber wohl, wenn man ihr nicht mehr, als 10, oder höchstens 12 Eyer unterleget, und zwar, so viel als möglich, ihre eigene.

Ich habe oben erwähnt, daß man die Gänseeyer auch durch wälsche oder gemeine Hühner ausbrüten laßen kann. In letzterm Falle muß man die stärksten, und die man als die besten Brutheunen kennt, dazu wählen, ihnen aber nicht mehr, als nur 5 oder 6 Eyer unterlegen. Die wälschen Hühner können allenfalls wohl 11 ausbrüten.

Die Zeit, wie lange eine Brutgans über den Eyern sitzt, ist, nach Beschaffenheit der Jahrszeit, 26 bis 30 Tage. In kalten Tagen sitzt sie gemeiniglich einen oder zwey Tage länger, als bey warmen Wetter; und zuweilen beträgt der Unterschied 3 bis 4 Tage.

Eine Gans, wenn sie brütet, muß hinlängliches Futter bekommen, und zwar entweder Hafer oder Gerste. Man weichet diese in Wasser, und setzt sie der

brütenden Gans dergeſtalt vor, daß ſie daran kommen kann, damit ſie ihr Neſt ſo wenig als möglich verlaße; oder wenn man auch das Futter nicht neben ſie ſetzen will, ſo muß man es ihnen doch allezeit zu derſelben Stunde und an einerley Orte geben. Läßt man es auch nur ein einziges mahl daran mangeln, ſo iſt das ſchon hinreichend, die Eyer kalt werden zu laßen, oder der Muttergans das Brüten zu verleiden, dergeſtalt, daß alles Gelegte dadurch verloren gehen würde. Auch muß reines Waſſer zum Saufen dabey ſeyn; wie auch ziemlich große Fäſſer mit Waſſer, worin ſich die Gans baden kann. Setzt ſich dieſelbe nahe bey einem Fluſſe oder Bache, ſo muß man ſie nicht vom Baden abhalten, denn ſie ſitzt nicht geruhig, wenn es ihr nicht erlaubt iſt, ihrem Naturtriebe zu folgen; es bekommt ihr auch viel beſſer, wenn ſie ſich weitläuftig baden kann, als wenn es in einem Faſſe geſchieht, welches man ihr vorſetzt; jedoch iſt letzteres nothwendig, wenn kein anderes Waſſer in der Nähe iſt. Gemeiniglich rechnet man auf eine Brutgans 1 Viert Hafer.

Man wird wohl thun, wenn man unterdeſſen, daß die Gans vom Neſte iſt, die Eyer umkehret, wenn die Gans es nicht ſelbſt gethan hat; und wofern einige eher, als die andern ausgebrütet werden, wie zuweilen 2 oder 3 Tage geſchieht, muß man ſie in Wolle an einen warmen Ort legen, bis die andern auch ausgebrütet ſind, und ſie ihr hernach wieder geben.

Gänſen, welche brüten ſollen, muß man nicht die Federn abraufen, vielmehr ihnen ſolche laßen, damit ſie die Eyer fein erwärmen. Es fallen aber den Brutgänſen die Federn über dem Brüten, wegen der Hitze, von ſelbſt nach und nach aus; und einige rupfen ſich dieſelben ſelbſt ab, von welchen Federn ſie ſich recht weiche Neſter machen, und die Eyer erwärmen. Manche Gänſe bedecken damit ihre Eyer, wenn ſie vom Neſte abſteigen.

In der Brut- und Legezeit ſind die Gänſe böſe; ſie fürchten immer, es werde ihnen jemand in ihrer Vermehrung und Jungen-

Jungen-Erzeugung hinderlich seyn. Geht jemand bey ihnen vorbey, so zischen sie wie eine Schlange oder Otter, und wenn man ihnen zu nahe kommt, beißen sie. Insonderheit sind die Gänseriche sehr böse; sie laufen die Menschen an, zumahl Kinder und Personen, die sie fürchten; sie hängen sich mit dem Maule an; beißen, wenn die Kleider dünne sind, blaue Flecken in die Haut, welche zuweilen von schlimmen Folgen sind; und schlagen auch zugleich mit den Flügeln heftig um sich. Man kann sie aber getrost beym Halse ergreifen, aufheben, und zur Strafe ein wenig zappeln laßen, jedoch nicht gar ersticken oder erwürgen; oder man klopfet ihnen mit einem schwachen Stöckchen das Federwamms ein wenig aus. In Zukunft werden sie alsdenn nicht mehr beißen, sondern es bey dem langen Hals machen und Zischen bewenden laßen.

MATTHI. TILINGII obs. de periculosis symptomatibus ex morsu anseris circa primam articulationem pollicis sinistræ manus in femina quadam primaria, st. in den *Eph. Nat. Cur.* Dec. 2. Ann. 2, Obs. 75.

So bald die jungen Gänse aus der Schale gekommen sind (*), muß man sie mit der Mutter acht bis zehn Tage lang an einem engen Orte einsperren. In den ersten 24 Stunden bekommen die jungen nichts zu fressen; alsdenn gibt man ihnen, 2 oder 3 Tage, hart gesottene und klein gehackte Eyer, mit ein wenig Weitzenkleyen oder Brod vermenget, leget ihnen ein Stückchen ausgestochenen Rasen hin, und setzet ein Trögelein mit Wasser dabey; nachher füttert man sie mit klein gehackten, und mit Weitzenkleyen vermengten, grünen Brenn-Nesseln, auch grüner Gerstensaat, nebst etwas Gersten- und Haferkörnern oder Schrot, mit Wasser angefeuchtet, oder mit Gerstenmehl in Milch, oder warmen Korn in Milch. Nach acht oder zehn Tagen werden, bey warmen Sonnenschein, die alten mit den jungen vor dem Hause auf den grünen Rasen gebracht, auf welchem die Gänschen schon anfangen

(*) Junge Gänse heißen im Hochdeutschen Gänschen, Gänseküchlein, in Schlesien Gruscheln, beym Pictorius Krüsel, im Nieders. Gossel, Gössel, Gösselken, im Engl. Gosling.

fangen Gras zu freſſen. Zugleich wird ihnen täglich dreymahl Schrot und geſtampfte Neſſel in niedrigen Trögen vorgeſetzt, und den alten werden geſtampfte Rüben und Träber gegeben, bis die jungen Federn und Flügel bekommen wollen. Wenn ſie 14 Tage alt ſind, kann man ſie die Alte zu Waſſer führen laßen. Inſonderheit müſſen ſie, wenn ſie zu kielen angefangen haben, und die Flügelein (wie man es zu nennen pfleget,) das Kreutz ſchließen wollen, Morgens und Abends gutes, mit Schrot angemengtes, geſtampftes grünes Futter bekommen, weil ihnen ſonſt die Flügel hängen und vermatten, indem die vielen großen Kiele Saft und Kraft wegnehmen. Um dieſe Zeit muß man es ihnen alſo an gutem Futter nicht fehlen laßen. Man kann ſie auch nunmehr auf die Hütung treiben, doch muß man ihnen zugleich, die Zeit vor der Aernde über, täglich, und inſonderheit des Abends, etwas Haſer geben; denn, wenn ſie was zu Hauſe bekommen, ſo darf weder der Hirt, noch der Eigenthümer der Gänſe, befürchten, daß ſie ausbleiben werden; vielmehr werden ſie gerade nach Hauſe eilen, und zu dem Eintreiben nicht die letzten ſeyn. Sie wachſen auch beſſer; die Federn werden eher groß, und können zeitiger zu Gelde gemachet werden. Die erſten Tage, da ſie ausgehen, muß man ſie des Abends in das Haus bringen, und jemanden auf ſie Acht haben laßen; denn es ſind arme Thiere, die ſich nicht vertheidigen können, ſondern einer jeden Sache zum Raube werden. Man muß aber die jungen Gänſe nicht eher austreiben, als bis die Sonne den Thau aufgeleckt hat. In ſtarken Schlag- und andern kalten Regen muß man ſie nie austreiben; denn in den erſten Tagen, in welchen ſie die freye Luft genießen, iſt ihnen der Regen ſehr ſchädlich, ob ſie gleich alsdenn auf dem Waſſer ſchwimmen. (Von dem um dieſe Zeit gewöhnlichen häufigen Sterben der jungen Gänſe, werde weiter unten ſprechen.) Auch muß man

die

die jungen Gänse nicht eher bey die alten kommen laßen, als bis sie stark genug geworden, um sich gegen die Schnabelstreiche, denen sie als neue Ankömmlinge ausgesetzt sind, vertheidigen zu können.

Wenn noch einige Wochen verstrichen sind, und die Aernde eingetreten ist, alsdenn hat man nicht mehr nöthig, den Gänsen Körner zu streuen, sondern es können sich dieselben, nachdem die Armen vorher die Aehren aufgelesen und genossen, solche nun selbst auf den Stoppeln suchen und auflesen. Man pflegt daher gemeiniglich die Gänse und wälsche Hühner, zugleich mit den Schweinen auf die Stoppelstücke, vor dem Rind-Vieh voraus, treiben, und die Aehren und ausgefallenen Körner aufsuchen zu laßen. Wenn große Teiche besäet werden (s. Th. XIII. S. 771, fgg.), kann man auch darein die Gänse aus mehrern Vorwerken, nach dem Aufnehmen und Einbringen des Hafers, treiben laßen; sie werden in solchen Teichen so gut, als wenn sie gemästet worden wären.

Solchergestalt finden die Gänse zur Sommerszeit, zu Hause an den Abgängen von Salat und anderer grünen Waare, wie auch auf dem Felde, auf den Hutungen, und auf den Stoppeln, fast bis Michaelis hin, Nahrung zur Genüge. Kommt alsdenn der Winter, und findet sich der Schnee ein, daß die Gänse weder auf der Saat, noch auf den Rasen, etwas zu freßen finden, so muß man sie zu Hause im Stalle füttern. Man schneidet ihnen die Strünke von Kohl, auch weiße oder gelbe Rüben vor. Man kann ihnen gleichfalls das bey dem Werfen mit der Worfschaufel zurückbleibende geringere Korn (das so genannte Aftergetreide oder Afterkorn) brühen und geben, oder anderes geringes Getreide alle Tage ein Par mahl vorwerfen, auch im Froste ihnen Waßer vorsetzen. Man nimmt warmes Waßer, und vermischet es mit dem kalten, damit es nicht gefriere, und die Gänse es saufen können.

Wenn

gebrauchet man sie oft, ein Rad umzudrehen, welches zum Bratenwender dienet.

Denjenigen Gänsen, welche zwar Eyer gelegt, sich aber zum Brüten nicht bequemt haben, auch dazu nicht gebracht werden können, kann man, wenn sie zu legen aufgehört haben, und man siehet, daß sie sich auf die Streuhaufen, auf den Mist, auf Besetzwände, oder sonst wohin, setzen, und, ohne Eyer unter sich zu haben, brüten wollen, die Federn unter dem Bauche ausraufen, wodurch bey ihnen das Brüten einiger maßen verhindert wird. Auch die Gänseriche, wenn sie nicht mehr zum Bepaaren der Gänse nöthig sind, können unter der Zeit, da die Gänse brüten, mit vorgedachten Gänsen, die nicht brüten sollen, zugleich gerupfet werden.

Die Gänse, welche nicht zum Brüten der Eyer gebrauchet werden, können durchgehends jährlich viermahl gerupfet werden. Das erste mahl kann man ihnen um die Mitte des Aprils die Federn raufen, und allezeit nach Verfließung von acht Wochen damit continuiren, so, daß die vierte Berupfung zu Michaelis trifft. Hernach aber muß man keiner Gans, vor den Frühling, mehr die Federn abfordern; denn sie brauchen dieselben eben so nöthig, als die Schafe ihre Wolle, zur Bedeck- und Erwärmung auf den bevorstehenden Winter. Ausgewachsene Federn an Gänsen, wenn man die Zeit der Beraufung nicht wahrnimmt, sondern länger, als es sich gebühret, damit verzieht, fallen ihnen entweder von selbst aus, oder die Gänse ziehen sich dieselben selbst aus, um den jungen neuwachsenden Raum zu verschaffen, da sie denn in den Ställen und auf den Hutungen zerstreut umher liegen. Die jungen Gänse, welche früh ausgebrütet sind, haben mehrentheils um Johannis, (überhaupt aber, so bald sie zwey Monathe alt sind,) reife Federn, und diese kann man schon raufen, wofern man die Gänse nicht

so

ſo jung mäſten und ſchlachten will; denn ſie wachſen ihnen, ehe ſie gewöhnlicher maßen des Herbſts in die Maſtbehältniſſe gebracht werden, noch einmahl. Im Herbſte aber, wenn man ſie mäſten oder verkaufen will, muß man ihnen die Federn laßen, weil ſie ſonſt unanſehnlich werden, und allemahl wenigſtens 2 Groſchen weniger gelten, da die abgerupften Federn kaum auf 9 Pfennige zu rechnen ſind.

Gänſe, welche nicht zur rechten Zeit, da eben die Federn reif ſind, ſondern entweder zu ſpät oder zu zeitig gerupfet werden, geben ſodann nicht gute, ſondern mit Kielen untermengte Federn. Denn in den Kielen, als denjenigen Federn, welche nicht reif genug ſind, befindet ſich viele Feuchtigkeit; und wenn ſie aufgehoben werden, dauern ſie nicht, ſie werden dumpfig, ja es kommen die Milben und Motten hinein, und ſie werden alsdenn ſtaubicht. Solche Federn ſind hernach von keiner Güte, vielmehr werden die guten reinen Federn davon verdorben, wenn man ſie mit denſelben vermenget. Daher müſſen ſolche Federn allemahl in Sieben über warme Oefen geſezet werden, damit gedachte Feuchtigkeit durch die Hitze vertrockne und verzehret werde. Ueberhaupt iſt nöthig und gut, daß allezeit, nach dem Rupfen, die Federn in Säcken hinter die Oefen, oder wenigſtens in warmen Stuben einige Tage auf Stangen gehänget werden, damit, ehe ſie in Kammern und Gewölbe gebracht werden, alles feuchte Weſen ſich ausziehen und vertrocknen möge. Ja auch in Kammern, und auf den Böden, wo man ſie aufhebet, muß man ſie nicht auf die Erde oder den Fußboden ſetzen, ſondern aufhängen. Ein Mehreres von dem Verfahren mit den Federn, ehe ſie zum Stopfen der Betten gebraucht werden, wird man im IV Th. S. 319, fgg. antreffen.

Von Maſt- und Schlachtgänſen ſind die Federn auch nicht ſo reinlich, als von Gänſen, welche alle Tage auf Teiche und in reines Waſſer kommen. Denn, wenn Gänſe in unreinen Ställen, oder in Körben und Kaſten zum Mäſten ſitzen, können ſie ſich im Waſſer, als ihrem gewöhnlichen Bade, nicht reinigen, ſondern beſchmieren die Federn ſehr; auch kommt zuweilen die Zeit währendem Mäſten, daß ſie gerupfet werden ſollen, es kann aber der Maſt wegen nicht geſchehen, und da verlieren ſie alsdenn die Federn, an deren Stelle Kiele und junge Federn kommen. Wenn nun eine Gans geſchlachtet und

gepflük-

gepflücket wird, finden sich viele Kiele und unreife Federn, welche bey dem Pflücken und Reinmachen sehr viel Mühe verursachen, und es sind doch nicht alle Kiele aus dem Fleische heraus zu bringen, sondern es kommen öfters noch manche mit auf den Tisch. Daher sind dergleichen Federn von Mast- und Schlacht-Gänsen nur zu Gesindebetten zu gebrauchen, und es müssen dieselben, wenn sie nicht verderben sollen, ebenfalls in warmen Stuben getrocknet werden. Zur äußern Reinlichkeit der Federn, könnte man am Tage vorher, ehe die Mastgans geschlachtet würde, derselben reines Wasser in einem flachen Gefäße hinsetzen; sie würde sich sehr gern darin baden und abwaschen; und wenn solche hernach an der Luft oder in Stuben wieder abgetrocknet, könnte sie sodenn desto reinlicher geschlachtet werden.

Die Theile des Körpers, an denen man die Gans von denen Federn, woraus Betten verfertiget werden, entblößet, sind gemeiniglich der Bauch, der Hals, und der Obertheil der Flügel und Füße.

Es ist unbillig, wenn man die Gänse allzu scharf berauset. Manche verfahren dabey so unbarmherzig, daß sie auch sogar die allerkleinste Wolle vom Bauche nehmen, daß die Gänse hernach so nacket gehen, als wenn sie beschunden wären. Insonderheit müssen die Federn unter den Flügeln nicht so scharf abgenommen, und die so genannten Schwung- oder Hebefedern nicht mit ausgerauset werden, weil die Gänse sonst die Flügel fallen und hangen laßen, als wenn sie ihnen entzwey gebrochen worden wären. Diese arme Creaturen haben davon viel Ungemach, und können sich weder auf der Erde, noch im Wasser, recht behelfen.

Bey dem Rupfen der Gänse für die Herrschaft, pflegen die Federn gesondert zu werden. Wenn die äußern großen vom Bauche abgerauset sind, bleiben im Grunde die besten und leichtesten (die so genannten Flaum- oder Staubfedern, Niederf. Dunen,) stehen, welche ganz allein gerauset werden müssen. Die ersten können gerissen werden, die Flaumfedern hingegen nicht, weil sie mehr einer feinen Wolle, als Federn, ähnlich sind. Wenn diese Flaumfedern mit Fleiß gesammelt, und zu neuen Betten gebraucht werden, geben sie die schönsten, wärmsten, und zugleich weichsten und leichtesten Betten. Bey dem Rupfen müssen daher ein Par verständige Weibspersonen seyn, welche nur allein zum Flaumfedersammeln gebraucht werden.

ſelbe an einem finſtern Orte aufhängen ſoll. Die Ohren werden mit Wachs verſtopfet; und da ſie auf ſolche Art weder hören noch ſehen kann, ſo iſt ihr alle Gelegenheit zu ſchreyen und ſich zu bewegen, benommen. In dieſem Zuſtande muß man ſie des Tages dreymahl mit Gerſtenſchrot füttern, und beſtändig ein mit Waſſer und Salz angefülltes Gefäß neben ihr ſtehen laßen. In 14 Tagen wird eine ſolche Gans ſo fett, daß, nach der Verſicherung des Hrn. Bradley, ihre Leber beynahe 4 Pfund am Gewichte erhält.

No. 349 der *Gaz. litter. de Berl.* v. J. 1770, S. 390.
Berlin. Sammlungen, 3 Band, S. 398.

Im Straßburgiſchen, nimmt man, nach des Hrn. Prof. Sander Bericht, zum Mäſten junger Hühner und Gänſe, 2 Theile Gerſtenmehl, 1 Theil Wälſchkorngrütze, und ein wenig Salz. Im Sommer wird dieſes mit bloßen Waſſer angemacht, im Winter aber ein wenig mit Milch und Waſſer gekocht, wegen der Zähigkeit, damit es ihnen nicht im Kropfe ſtecken bleibe. Man miſcht auch etwas Sand darunter, um die Verdauung zu befördern, und ſtopft ihnen des Tages dieſes Gemiſche zweymahl ein. Auch alte Gänſe haben vom Wälſchkorn (Zea) innerhalb 8 Wochen 10 Pfund Fett, und eine herrliche Leber bekommen.

Neueſte Mannigfaltigkeiten, 2 Jahrg. S. 40, f.

Man pfleget auch wohl die Gänſe mit kleingeſtoßenen Möhren zu mäſten, es findet aber der Geſchmack des Fleiſches nicht durchgängig Beyfall. Die Knochen der größtentheils mit Möhren gemäſteten Gänſe, ſind auch weit gelber, als die Knochen derer, welche man mit Hafer oder andern Dingen fett gemacht hat.

Fränkiſche Sammlungen, 2 Band, S. 11.

Es können auch die Kartoffeln mit großem Nuzzen zum Mäſten der Gänſe angewendet werden. Die darüber im Braunſchweigiſchen angeſtellten Verſuche ſind folgende.

„Man

aber in zwey oder drey enge Stände unterschieden ist, und an der vordersten Wand vor jedem Stande eine lange schmale Oeffnung hat, daß die darein gestellte Gans heraus in die außen angenagelte Krippe langen kann. Unten ist der Boden, eines Bretes breit, offen, daß der Mist herunter falle, und die Gans beständig rein sitze; oben aber muß die Decke, welche, gleich einem Dache etwas schief lieget, sich auf- und zuschlagen laßen, oder auch verschlossen werden können. Einige pflegen den Gänsen, an statt sie einzusperren, die Augen zu blenden, welches sie weder am Fressen, noch Saufen verhindert. Man begnügt sich damit, ihnen nur einmahl zu fressen zu geben, und denn wissen sie ihre Nahrung selbst zu suchen; allein, man muß es niemahls daran fehlen laßen.

Gemeiniglich werden die Gänse mit **Hafer** gemästet; wenn man aber diesen mit **Gerste** oder **Buchweitzen** vermischet, werden die Gänse weit fetter darnach, als nach dem bloßen Hafer, werden.

In England füttert man sie mit **geschrotenem Malze, das mit Milch eingerührt worden**; oder, wenn die Milch nicht häufig ist, **rührt man etwas Gersten-Mehl mit Wasser ziemlich dick ein.** An einem andern Orte des Stalles steht ein Gefäß mit **gekochtem Hafer und Wasser** für sie, welches sie erreichen können, wenn sie Lust haben, ihr Futter zu verändern.

Museum rust. & commerc. 3 Band, S. 143, fag.

Hirsch gesammt. Nachr. der öcon. Gesellsch. in Franken, 2 Jahrg. Anspach 1766, 4. S. 319, f.

Der bloß gequellte Hafer und reichlich Wasser, ist ebenfalls gut. Das Quellen des Hafers oder der Gerste, womit man sie füttert, ist ein Hauptkunstgriff. Die Gänse verdauen dieses Futter viel leichter, als trockues, fressen bald wieder darnach, und setzen solchergestalt viel eher und besser an.

Wittenb. Wochenbl. a. d. J. 1768, S. 245

Hr. Bradley zu Cambridge, will, daß man, in dieser Absicht, eine Gans in Leinen einwickeln, und ihr bloß den Hals und Kopf frey laßen, hernach aber die-

Der Nutzen der Kartoffeln ist sehr geringe, wenn sie roh und ungekocht gefüttert werden. Durch das Kochen verliert sich das Wässerige derselben, sie dehnen sich aus, und das Mehl wird aufgelöset. Man drückt sie hierauf mit der Hand entzwey, oder stampfet sie, daß gar keine große Stücke darunter bleiben, sondern sie ganz mürb werden; und dieses darum, weil die Gänse sich sonst an den großen Stücken stopfen. Hiernächst werden die Schalen, wenn sie sonst nicht ganz entzwey gegangen sind, darunter weggelesen. Dieses ist darum nöthig, weil die Schalen das Zusammenhängen der Kartoffeln befördern, und große Stücke machen, welche die Gänse nicht gut hinunter schlucken können, sondern sich ebenfalls daran stopfen. Hierauf wird etwas Haser darunter gekuetet, damit die Gänse dieses Futter desto lieber fressen mögen. Da aber die Kartoffeln, wenn sie zerstampfet oder zerdrücket und kalt sind, ein sehr steifes Mus geben: so muß etwas Wasser hinzu gethan werden, aber nur so viel, daß der Haser sich recht gut damit vermengen laße, und sie nicht vor Steifigkeit in großen Klumpen an einander hangen. Denn zu dünne muß man sie nicht machen, sonst würden die Gänse den Haser darunter aufsuchen können. Auf diese Art werden sie nun den Gänsen in einen Trog gegeben, und in einem andern Gefäße stehet Wasser darneben, damit sie den Schnabel und den Hals von den mehligen Kartoffeln oft rein spülen können, wodurch ihr Appetit zu fressen sehr verneuet wird. In dem Wassergefäße ist auch Sand, welcher überhaupt den Gänsen beym Mästen nicht nur sehr zuträglich, sondern fast unentbehrlich ist, und welchen sie auch ganz begierig, nach Kochdunst, mit hinunter schlucken.

Man muß sich aber wohl hüten, daß man kein zu großes Futter auf einmahl gebe. Dieses ist, wie bey allen Arten des Viehes, die gemästet werden sollen, also auch bey den Gänsen nachtheilig. Sie fressen zuviel auf einmahl; erfüllen sich also mit mehrerm, als sie gut verdauen können, verlieren dadurch den Appetit, und fressen oft in einem ganzen Tage nichts. Besonders ist die Vorsichtigkeit, kleines Futter zu geben, im Anfange, da die Gänse von einem schlechtern zum bessern Futter kommen, und sie alles sehr begierig verschlingen, höchst nothwendig, weil ihnen sonst die Kartoffeln ganz zuwider werden können, daß sie solche vielleicht gar nicht mehr fressen, oder durch Hunger erst dazu gezwungen werden müssen. Man brauche aber bey kleinem Futtern die Gänse gar nicht hungern zu laßen: denn ob man ihnen gleich jedesmahl wenig gibt, so kann

„Man rechnet gemeiniglich, um eine Gans einiger maßen fett zu machen, 1 Himten (*) Haser auf ein Stück; und dieſes iſt in der That nicht zu viel, denn davon werden ſie noch nicht ſehr fett, wie alle die, ſo Gänſe einſchlachten, wiſſen werden. Gibt man aber den Gänſen außer einem Himten Haſer, Kartoffeln mit zu freſſen: ſo kann man ſich darauf verlaßen, wenn ſonſt gehörig verfahren wird, und die Gänſe geſund ſind, daß ſie ungleich fetter werden müſſen. Will man aber ſolche nicht fetter haben, als ſie etwa von einem Himten Haſer werden können: ſo kann man auf 6 Stück, welche 6 Himten haben müſſen, wenigſtens 2 Himten Haſer erſpahren, wenn man auch nur 1½ oder höchſtens 2 Himten Kartoffeln mit ihnen zugleich auffüttert.

Vor 3 Jahren fing ich zum erſten mahl an, 6 Stück Gänſe mit Kartoffeln mäſten zu laßen. Sie fraßen ungefähr höchſtens 2½ Himten, dazu 4½ Himten Haſer, und ganz zuletzt noch ½ Himten Gerſte. Davon wurden 5 Stück auf einmahl geſchlachtet, und dieſe gaben überhaupt 12½ Pfund Schmalz. Man kann hieraus urtheilen, wie fett ſie müſſen geweſen ſeyn. Dies Jahr habe ich wieder 6 Stück mit Kartoffeln, bey dem Korn zugleich mäſten laßen. Dieſe haben 1½ Himten davon gefreſſen, und hierzu 4 Himten Haſer, nebſt ein Vierfaß Gerſte, bekommen. Sie waren zwar nicht ſo fett, als die vor 3 Jahren; ſie waren aber auch vor dem Aufſetzen etwas ſchlecht; und doch war auf der Bruſt ½ Zoll hoch Speck. Dieſe gemachte Verſuche ſetzen mich alſo in den Stand, gewiß verſichern zu können, daß die Kartoffeln zum Mäſten der Gänſe mit großem Nutzen zu gebrauchen ſind, daß dadurch wirklich könne Korn erſpahret werden; ja, daß 1 Himten Kartoffeln, wo nicht mehr, doch wenigſtens eben ſo viel thue, als 1 Himten Haſer. Die Kartoffeln geben, außer dem großen Beytrage zum Fettwerden, auch ein feſteres und härteres Schmalz, als der bloße Haſer, nach welchem das Schmalz allemahl ſehr weich und dünne bleibt, ſo daß es, wenn es nur einige Minuten in der Wärme ſteht, gleich ſchmilzt, zerläuft, und wie Oehl wird. Es kommt indeſſen bey dem Gebrauche der Kartoffeln zum Mäſten der Gänſe, hauptſächlich auf die Art an, wie ſie gebraucht werden.

(*) Im Braunſchweigiſchen beſteht ein Himten aus 4 Vierfaſſen, oder 16 Löchern, und 40 Himten machen daſelbſt ein Wiſpel.

sen täglich in gewisser Quantität in den Hals stopfet, ist wohl unstreitig die sicherste und vortheilhafteste. Bey diesem Verfahren müssen sie fett werden, sie mögen wollen oder nicht; und der Eigenthümer weiß gewiß, daß er sein Korn nicht umsonst verfüttert. Wie vortheilhaft das Nudeln der Gänse sey, erhellet schon daraus, daß eine solche Gans oftmahls 15 bis 18 Pfund wieget, und eine Leber hat, welche so groß ist, wie eine Kälberleber, die schon allein ein Gericht ausmachet, und wegen ihres Fettes und schönen Geschmakkes eine von den herrlichsten Delicatessen ist.

Man machet den Anfang des Stopfens, nachdem es die Kehle zuläßt, mit wenig Nudeln, und nimmt deren etwa 8 oder 10; hernach setzt man sich selbst eine gewisse Zeit hierzu. Man kann sie alle 2 oder 3 Stunden stopfen, nachdem sie geschwinder oder langsamer verdauen. Je genauer man seine Ordnung hält, desto glücklicher geht die Mast von statten. Des Nachts hat man sich nicht eben zu bemühen. Man stopfet sie beym Schlafengehen, etwa nach 10 Uhr; und wenn man früh, etwa um 5 oder 6 Uhr wieder aufsteht, läßt man es wieder seine erste häusliche Verrichtung seyn. Je fetter aber das Vieh wird, desto weniger Nudeln darf man ihm geben. Diese Mast setzet man 4 bis 6 Wochen fort, da alsdenn dergleichen Vieh zum Abschlachten völlig gut ist. Hierbey aber muß ihm auch das Saufen nicht mangeln, welches sie beständig vor der Steige im Troge haben müssen. Es besteht dasselbe in Wasser, in welches die Nudeln geworfen werden, mit denen jedesmahl das Vieh gestopft werden soll, von welchen durch das Wasser etwas Mehl losgeweichet wird, welches den Trank desto nahrhafter macht. Je besser das Vieh saust, desto erwünschter nimmt es zu.

Zum Teige der Nudeln, kann man das weitzene Mittel- oder Hülsenmehl nehmen, imgleichen Gersten-Mehl, von dem man das vornehmste wegnimmt. Letzteres

kann man ihnen deſto öfter was geben, wenn es auch des Tages fünf oder mehrmahl geſchähe.

Man muß nicht mehr Kartoffeln auf einmahl kochen, als die Gänſe etwa in 3, oder höchſtens in 4 Tagen verzehren können, weil ſie, vornehmlich bey warmer Witterung, wenn ſie lange gekocht ſtehen, leicht ſauer werden. An ſtatt des Hafers, welcher unter die Kartoffeln zu mengen iſt, würde es vielleicht mit Haferſchrot noch beſſer gehen, weil der Hafer alsdenn deſto leichter und völliger im Magen aufgelöſet und verdauet wird, und daher die mäſtende Kraft deſto beſſer in die Säfte der Gänſe übergehen kann."

101 St. der gel. Beytr. zu den Braunſchweig. Anzeigen, v. J. 1767.

Herr v. Hohberg gedenket in ſeinem **adelichen Feld- und Landleben**, einer beſondern wohlfeilen Art der Gänſemäſtung, welche unter den Soldaten üblich ſeyn ſoll, und für recht gut befunden worden. Es geſchieht ſelbige **mit einigen Broden**. Man nimmt nähmlich ein großes Rocken- oder Gerſtenbrod, machet oben in der Mitte ein kleines Loch hinein, ſo groß als ein Daumen, ſchüttet Hafer darein, gießt Bier darauf, und ſetzt es der Gans alſo vor. Wenn nun die Gans den Hafer heraus zu ſuchen anfängt, macht ſie das Loch im Brode größer, und auf dieſe Art gewöhnet ſich die Gans nach und nach, durch das Biereingießen geweichtes Brod zu freſſen, welches man immer mit Bier nachfeuchten muß. Innerhalb 14 Tagen wird das Brod gar aufgefreſſen, und die Gans zum Schlachten tauglich ſeyn.

Die Methode, welche in Thüringen, Oberſachſen, und andern Provinzen Deutſchlandes, bey dem Mäſten der Gänſe eingeführt iſt, da man nähmlich dieſen Thieren ganz und gar nicht die Freyheit läßt, ob ſie Luſt zum Freſſen haben, oder nicht, ſondern das geſchrotete Getreide mit Waſſer in einen Teig knetet, eine Art von Nudeln (Schöpf- oder Stopf-Nudeln), oder kleinen fingerslangen und daumendicken Cylindern daraus machet, ſie etwas trocken werden läßt, und den Gän-

ſen täglich in gewiſſer Quantität in den Hals ſtopfet, iſt wohl unſtreitig die ſicherſte und vortheilhafteſte. Bey dieſem Verfahren müſſen ſie fett werden, ſie mögen wollen oder nicht; und der Eigenthümer weiß gewiß, daß er ſein Korn nicht umſonſt verfüttert. Wie vortheilhaft das Nudeln der Gänſe ſey, erhellet ſchon daraus, daß eine ſolche Gans oftmahls 15 bis 18 Pfund wieget, und eine Leber hat, welche ſo groß iſt, wie eine Kälberleber, die ſchon allein ein Gericht ausmachet, und wegen ihres Fettes und ſchönen Geſchmakkes eine von den herrlichſten Delicateſſen iſt.

Man machet den Anfang des Stopfens, nachdem es die Kehle zuläßt, mit wenig Nudeln, und nimmt deren etwa 8 oder 10; hernach ſetzt man ſich ſelbſt eine gewiſſe Zeit hierzu. Man kann ſie alle 2 oder 3 Stunden ſtopfen, nachdem ſie geſchwinder oder langſamer verdauen. Je genauer man ſeine Ordnung hält, deſto glücklicher geht die Maſt von ſtatten. Des Nachts hat man ſich nicht eben zu bemühen. Man ſtopfet ſie beym Schlafengehen, etwa nach 10 Uhr; und wenn man früh, etwa um 5 oder 6 Uhr wieder aufſteht, läßt man es wieder ſeine erſte häusliche Verrichtung ſeyn. Je fetter aber das Vieh wird, deſto weniger Nudeln darf man ihm geben. Dieſe Maſt ſetzet man 4 bis 6 Wochen fort, da alsdenn dergleichen Vieh zum Abſchlachten völlig gut iſt. Hierbey aber muß ihm auch das Saufen nicht mangeln, welches ſie beſtändig vor der Steige im Troge haben müſſen. Es beſteht daſſelbe in Waſſer, in welches die Nudeln geworfen werden, mit denen jedesmahl das Vieh geſtopft werden ſoll, von welchen durch das Waſſer etwas Mehl losgeweichet wird, welches den Trank deſto nahrhafter macht. Je beſſer das Vieh ſauft, deſto erwünſchter nimmt es zu.

Zum Teige der Nudeln, kann man das weitzene Mittel- oder Hülſenmehl nehmen, ingleichen Gerſten-Mehl, von dem man das vornehmſte wegnimmt. Letzteres

teres ist das gewöhnlichste und beste; darunter kann man auch gekochte Erbsen oder Kartoffeln kneten. Man menget auch gern Heidemehl darunter, als welches nicht nur gut mästet, sondern auch süßes Fleisch macht. Auf eine Gans, die 6 Wochen gestopfet wird, rechnet man gern einen halben Scheffel Mehl. Aus diesem gekneteten Teige macht man Nudeln, einige kleiner, einige größer, nach dem Augenmaß. Die kleinern braucht man zuerst und auch zuletzt. Sie müssen auf dem Ofen, oder im Backofen, wenn das Brod heraus ist, gebacken werden. Hierbey hat man sich zu hüten, daß sie keine Ecken oder Schärfen bekommen, als welche oftmahls, bey dem Stopfen, den Schlund und die Kehle, auch wohl den Kropf verletzen, daß man das Vieh eiligst abschlachten muß, wo man dessen nicht gar verlustig werden will. Man muß, wenn man viel Gänse auf einmahl stopfet, auch auf einmahl eine große Menge Nudeln machen, damit man mit dem Stopfen nicht aussetzen dürfe, welches das Zunehmen sehr hindert. Man kann auch, damit das Vieh desto besser verdaue, folgendes Mittel mit Nutzen anwenden. Wenn man Nudeln macht, so nehme man von dem Teige, so viel als man mit beyden Händen abnehmen kann, und knete darunter für 3 Pfenn. gestoßenes Spießglas. Von diesem Teige mache man auch Nudeln, trockne und backe sie, wie die andern. Man nehme sie aber besonders, und gebe davon jeder Gans, wöchentlich zweymahl, jedesmahl 2 Nudeln.

Um bey dem Mästen der Gänse insonderheit die Größe der Leber zu befördern, werden unter die Nudeln noch einige andere Ingredientien genommen. Nach der Anweisung der Frau Aem. Christiana verwittw. Hoffmann, in Sorau in der Niederlausitz, in No. 27 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1767, S. 263, f. nimmt man 2 Mäßchen Gerstenschrot, machet solchen mit ½ Mäßchen groben oder Aftermehl in laulichem

Wasser ein, thut darunter für 3 Pfenn. Pfeffer, für 1½ Pf. Ingber, und Salz, so viel man ungefähr mit 3 Fingern fassen kann. Hiervon wird ein derber Teig mit Mehl ausgewirket, und es werden davon Nudeln, 2 Zoll lang, und eines mäßigen Fingers dick, gemacht, welche gleich dick und an den Enden nicht spitzig seyn müssen, weil sie sich sonst über einander schieben. Diese Nudeln werden in einer Ofenröhre oder einem Backofen recht hart gedörret, und die Gans wird damit alle 2 Stunden gestopfet, so, daß anfänglich derselben 8 Nudeln, und dann 10 bis 16 auf einmahl eingestopfet werden, nachdem man merkt, daß die Gans gut oder schlecht verdauet, welches an dem Kropfe leicht gefühlet werden kann. Die gedörrten Nudeln müssen, wenn die Gans gestopfet wird, in das Wasser getauchet werden; auch muß das Wasser der Gans gar nicht entgehen, sondern beständig vorgesetzt seyn, in welches letztere ein wenig Sand geworfen werden kann. Wenn ein dresdner Viertel besagten Futters einer Gans gegeben worden, ist dieselbe vollkommen gemästet, und hat eine gesunde Leber, wie ein Teller groß. Soll diese Mastung in 14 Tagen vollbracht seyn, so muß mit der zweystündigen Stopfung Tag und Nacht ordentlich continuiret, und zugleich wohl Achtung gegeben werden, daß die letztere Portion verdauet sey, und davon nichts mehr im Schlunde stecke. Wird die Nacht nicht dazu genommen, so verzieht sich zwar die Mastung etwas länger, aber der Effect wird mit einem dresdn. Viertel der besagten Fütterung ebenfalls erreichet.

Der Pfeffer hilft den Gänsen, wenn sie nicht gut verdauen. Er wird ihnen entweder mit Butter beygebracht, oder auch, um diese zu ersparen, die Nudeln naß gemacht, und in den Pfeffer getunket.

Einige stechen den Gänsen die Augen aus, damit sie, weil sie also geblendet sind, eher still sitzen, und desto besser zunehmen sollen.

Die Juden pflegen die Gans in einen Topf, aus welchem ſie den Boden ausgeſchlagen haben, zu ſtecken, und nur den Kopf und Steiß heraus zu laßen, daß alſo die Gans im Topfe, die ganze Zeit der Mäſtung über, ohne ſich zu bewegen, ſtill ſitzen muß. Zugleich verſtopfen ſie ihr die Ohren mit Erbſen oder andern Sachen, damit ſie weder durch die Augen, noch durch das Gehör zum Geſchrey bewogen werden; und alſo geben ſie ihnen einen dünnen Teig von Gerſtenmehl dreymahl des Tages zu freſſen, und ſetzen ihnen Waſſer und Sand vor; von welcher Art zu mäſten ſie eine ſehr große, und manchmahl 4 bis 5 Pfund ſchwere Leber bekommen.

Sonſt mäſten auch die Juden ihre Gänſe, wenn ſie eine große Leber bekommen ſollen, folgender maßen. Zuvörderſt ziehen ſie der Gans die kleinen kurzen Federn um den Steiß herum, und unter den Flügeln, mit einem Zängchen aus, und ſtopfen ſie das erſte mahl mit untermengten lindenen Kohlen. Das Geäſe, als Hirſen, Haber und Gerſte, miſchen ſie trocken durch einander, und geben ihnen anfänglich ſchlecht, hernach immer beſſer, d. i. mehr Hirſen und Gerſte, als Haber. Dieſes Futter wird wohl gewaſchen und geſäubert, auch wieder getrocknet, und die Gans damit im Anfange des Tages drey mahl geſtopfet, oder, wie es die Juden nennen, getippelt, bis der Kropf und Hals voll iſt. Hierauf wird ihnen ein wenig Fleiſch-Waſſer eingegoſſen, und etwas Brod in den Schlund geſteckt, damit ſie das Futter nicht wieder heraus werfen, auch eine halbe Viertelſtunde nach dem Tippeln ihnen Fleiſchwaſſer oder Milch vorgeſetzt, welches ſie aber über eine halbe Viertelſtunde nicht vor ihnen ſtehen, ſie auch ſonſt niemahls, als nach dem Freſſen, trinken laßen. Auf das Stopfen läßt man ſie ein wenig herum gehen, damit ſie deſto eher verdauen. Ehe man ſie aber wieder in die Steige thut, werden ſie noch einmahl überſtopfet, und ihnen der Hals angefüllet. So bald ſie verdauet haben, werden ſie wieder geſtopfet, da ſie denn zuletzt des Tages nicht mehr drey- und endlich nicht wohl zweymahl mehr verdauen. In ungefähr 3 Wochen ſind ſie gut, welches daraus abzunehmen iſt, wenn ſie aufhören, des Tages zweymahl abzudauen.

In No. 39 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1778, S. 347, wird folgendes Mittel, Enten, Gänſe, Kapaunen ꝛc. geſchwinde, wohlfeiler und leichter, als mit Nudeln, zu mäſten, angerathen. Man nehme Erbſen, und zwar ſolche, die ohnedies nicht zum Kochen taugen,

gen, quelle davon ſo viel, als auf 2 Tage verfüttert wird, in etwas ſalzigem Waſſer ein, und ſtopfe den Aenten, Gänſen und Kapaunen, die Kröpfe davon voll; man ſehe aber allemahl, wenn man wieder ſtopfen will, zu, ob die Erbſen im Kropfe verdauet ſind. Von dieſen Erbſen werden ſie ſchleunig fett und ſchmackhaft; jedoch müſſen ſie vollauf zu ſaufen im Troge haben. Es werden auch die Gänſe große Lebern davon bekommen.

Manche raufen den Gänſen, wenn ſie dieſelben einſperren, wie bereits erwähnt habe, die ſo genannten Maſt- oder Darrfedern aus. Diejenigen, welche es thun, ſagen, es könnten die Gänſe nicht fett werden, wenn ihnen nicht dieſe Federn ausgezogen würden; allein, die Erfahrung lehret das Gegentheil. Viele hundert, ja wohl tauſend, kommen auf die Maſt, und werden recht fett, denen doch gedachte Federn nicht ausgezogen worden.

Im 12 B. der ökon. Nachr. S. 557, thut Herr v. Griesheim den Vorſchlag, **die Gänſe zu verſchneiden**, weil ſie vermuthlich alsdenn mehr an Federn, Fett, Fleiſch und Wachsthum anlegen würden, wie dergleichen Proben auch ſchon mit Fiſchen gemacht worden; ſ. Th. XIII, S. 490.

Im 4 B. der ökon. Nachr. S. 305, fgg. findet man eine **Berechnung des wirthſchaftlichen Nutzens der Mäſtung der Gänſe.** Es heißt daſelbſt:

„Wenn man eine recht fette Gans bratet, und die Wannen auskreiſchet, ſo kann man wohl 5 Kannen Fett haben, ob man wohl ordentlich mit 3 oder 3 ½ Kanne zufrieden iſt.

Eine gute Freundinn hat ſich mit dieſer Maſt manchen Vortheil gemacht. Sie hat Gänſe gemäſtet, da die Leber über 1 Pfund gewogen hat, und mit 16 bis 18 Groſchen bezahlet worden. Wenn man aber auch ſelbige gar nicht, oder nur 4 Groſchen, rechnet, zeiget ſich doch Vortheil genug. Ich will die Berechnung von einer Gans, da die Leber mit 16 Gr. bezahlt worden, hieher ſetzen.

Die

Die gute Freundinn kaufte eine Gans

zum Stopfen, à				7	Gr.	— Pf.
zum Stopfen brauchte sie ½ Scheffel						
Gerstenmehl,				14	″	— ″
Spießglas				—	″	6 ″
			Summa	21	Gr.	6 Pf.

Nachdem die Gans fett war, bekam sie dafür

1 ½ Kanne Fett von den Wannen, à 5 Gr.			7	Gr.	6 Pf.
das Gänse-Gekleinert			2	″	— ″
die Federn			1	″	— ″
die Leber			16	″	— ″
die ausgeschlachtete Gans			1 Rthlr.	6	″ — ″
		Summa	2 Rthlr.	8	Gr. 6 Pf.

Sie gewann also dabey 1 Rthlr. 11 Gr. Gesetzt nun, man rechnet die Leber gar nichts, so hat man seine Mühe doch mit 19 Groschen bezahlet".

Ueber diese Berechnung macht Hr. Amtm. Leopold, im 3 B. der neuen ökon. Nachr. S. 217, folgende Anmerkung. „Daß die Gänse sehr fett gemästet werden können, ist bekannt; daß aber eine Gans 5 dresdner Kannen Fett geben solle, ist wohl kaum möglich zu machen; denn 5 Kannen Fett nehmen beynahe so viel Raum ein, als die Gans selber groß ist. Und daß von einer gemästeten Gans, da dieselbe doch nur 1 ½ Kanne Fett gehabt, 2 Thlr. 8 Gr. 6 Pf. gelöset worden, ist wohl ebenfalls mit unter die ungewöhnlichen Dinge zu rechnen; der Hr. Autor hat auch die viele Mühe, die zur Mastung erfordert wird, anzuschlagen vergessen".

Ich komme auf die **Krankheiten der Gänse.** Die jungen Gänse sind nach der bekannten und allgemeinen Erfahrung, in den Monathen Junius und Julius den meisten und gefährlichsten Krankheiten ausgesetzt, die auch wohl ganze Heerden wegraffen. Nicht selten ist bloß die schlechte Wartung daran Schuld; denn diese Thiere haben eine sorgfältige Pflege zu keiner Zeit nöthiger, als hier, wo die Natur bey ihnen die größern Kiele hervortreibt, und sie mit Flügeln versieht, welches denn unausbleiblich einen

nicht

nicht geringen Theil ihrer Kräfte erschöpfen muß, den sie auf den gewöhnlichen magern Weiden nicht wieder erhalten können. In solchem Falle ist oft durch eine kleine Zugabe von nahrhaften Futter, welches des Morgens und Abends, vor und nach der Weide gereicht wurde, dem Sterben vorgebeuget worden. Die jungen Gänse, welche auf diese Art gepfleget wurden, blieben während dem Fiedern munter und gesund, da andere, in derselben Gegend, früher oder später, krank wurden, und umfielen, je nachdem sie außer der Weide nur kärglich gefüttert wurden, oder mit dieser allein sich begnügen laßen mußten. Doch gibt es auch mehrere Ursachen der so genannten Gänseseuche, so wie dieselbe sich auch in verschiedenen und mehrern Zufällen äußert.

Unter die Ursachen des Sterbens junger Gänse im Sommer, gehört insonderheit auch das unreine und ungesunde Wasser. Denn, wenn die warmen und dürren Tage nach einander continuiren, so saufen diese Thiere aus allen unreinen Pfützen, es möge das Wasser so unrein, stinkend, ja voll Würmer seyn, wie es will, weil es ihnen nicht verhindert wird, auch nicht allemahl verhindert werden kann. Bey dieser Gelegenheit leget sich etwas von der Unreinigkeit und Schärfe in ihr Geblüt; insonderheit ziehen sie auch, wenn sie saufen, die lebendigen Würmer mit in die Nasenlöcher; und indem sie darin hangen bleiben, ziehen sie ferner mit dem Athem dieselben weiter in den Kopf, welches verursachet, daß sie keine Farbe am Schnabel bekommen, sondern blaß an demselben bleiben, zu taumeln anfangen, auf den Wegen und Hutungen, und wo es ist, sitzen bleiben, und endlich crepiren. Insonderheit wird eine Art Käfer, welche den Gänsen tödtlich ist, wenn sie dieselben verschlucken, und daher oft die unbekannte Ursache des Sterbens der Gänse wird, Gänsefliege, Dän. Gaaseflur, Gaasebilde, Scarabæus horticola *Linn.*

ge-

genannt. In manchem Jahre sieht man die abgegangenen jungen Gänse in großer Menge, und fast hinter allen Zäunen liegen. Wenn anhaltende Nässe ist, sollte man glauben, daß zu solcher Zeit die jungen Gänse nicht von unreinem Wasser stürben; denn es mangelt ihnen ja alsdenn nirgends an Wasser. Allein, es mangelt ihnen doch zu solcher Zeit das reine Wasser. Einem jeden, welcher Kenntniß von Aeckern, Wiesen und Hutungen hat, ist bekannt, daß durch anhaltendes Regenwetter alles Wasser von den Anhöhen und Hügeln sich in die Gründe zusammen schwemmet, mithin von den Anhöhen und Bergen auch alle ungesunde Salze, Schärfe und Unreinigkeiten mit sich in den Grund führet. Wenn nun die jungen Gänse auf Hutungen dergleichen zusammen gelaufenes unreines Wasser öfters saufen, so werden sie davon matt, sie fangen an, die Flügel hängen zu laßen, und sterben. Daher muß derjenige, der viel junges Federvieh, Gänse, gemeine und wälsche Hühner ꝛc. ziehen will, ihnen gesundes, frisches und reines Wasser, und am allerbesten Quellwasser aus fließenden Gräben, oder aus gegrabenen Brunnen, alle Tage in hinlänglicher Quantität verschaffen. Deshalb halten sich die Gänse beständig in Höfen gern um die Wassertröge und Kasten auf, wo reines Wasser aus Röhren geflossen kommt, damit sie sich erfrischen können. In großen Vorwerkswirthschaften ist es daher sehr nöthig, daß allezeit einige Tröge mit reinem Quell- oder Röhrwasser für das junge Federvieh reinlich gefüllet und gehalten werden.

Da sich das Sterben der jungen Gänse vorzüglich zur Aerndezeit eräugnet: so suchen Einige die Ursache ihres Sterbens in dem häufigen und übermäßigen Genusse des in den Scheuern bey dem Einfahren und Abladen ausgefallenen jungen Getreides, von welchem ihnen die Kröpfe dergestalt aufschwellen sollen, daß nicht selten halbe und ganze Heerden plötzlich davon crepiren.

piren. Um dieſem Uebel vorzubeugen, ſoll man den, alten ſowohl als jungen, Gänſen 14 Tage vor der Aernde des Morgens und Abends etwas weniges altes Korn zu freſſen geben.

Im 69 St. des Hannov. Mag. v. J. 1767, wird als ein bewährtes Mittel gegen das eingeriſſene Sterben der Gänſe bekannt gemacht, daß man jeder Gans einen Morgen um den andern, zu drey wiederhohlten mahlen etwa einen halben Löffel voll gemeinen Küchen-Salzes, und zwar ſowohl den ſchon wirklich kranken, als noch geſunden, oder ſtatt des Salzes einer jeden 1 bis 2 Löffel voll Fleiſchſöhle, eingeben ſolle. Es wird verſichert, daß beydes bey kranken und geſunden Gänſen erwünſchte Wirkung gethan habe, daß jene geneſen, und dieſe vor der Seuche und dem unzeitigen Sterben verwahret worden ſeyn.

Nicht ſelten verurſachen auch das Sterben der jungen Gänſe die kleinen Mücken und Fliegen, welche ſich in die Ohren und Naſenlöcher derſelben legen, und ſie dermaßen quälen, daß ſie von aller Kraft kommen, und umfallen, wenn ſie ohne Hülfe gelaßen werden, oder die Natur nicht ſtark genug iſt. Man kann dieſen Zufall an ihnen leicht gewahr werden. Sie laßen alsdenn die Flügel niederhängen, ſchütteln mit den Köpfen, ſtrecken den Hals lang aus, und freſſen wenig oder gar nicht. Schon die alten Landwirthe haben vorgeſchlagen, in den Monathen Jun. und Julius die Ohren der jungen Gänſe bisweilen mit Baum- oder Leinöhl einzuſchmieren, um dieſe Thiere vor den Anfällen der Inſecten zu ſichern; und es würden allerdings viele von ihnen gerettet werden, wenn man in Beobachtung dieſer nützlichen Regel nicht zu ſaumſelig wäre. Außer dieſem Präſervativmittel empfehlen neuere Erfahrungen folgendes, wenn das Uebel bereits überhand genommen hat. Man ſchüttet des Abends, wenn die jungen Gänſe von der Weide kommen, in lange tiefe Tröge, die man

mit

mit frischem Wasser anfüllet, etwas Gerste, welche darin zu Boden fällt. Wenn nun die Gänse diese Gerste herauslangen wollen, welches sie auch wohl bey dem Mangel der Freßlust thun werden, weil sie eine ihrer Lieblingsspeisen vorfinden, so sehen sie sich genöthigt, die Köpfe bis über die Nasen und Ohren in das Wasser zu stecken, und reinigen sich dadurch von den Fliegen und Mücken. Man will auch mit gutem Erfolge es versucht haben, durch etwas Kienöhl, welches man in das Wasser goß, die Gänse vor den fernern Angriff der Insecten zu verwahren. Bey dem Herauslangen der Gerste soll dasselbe an den Köpfen hängen geblieben seyn, und in der Folge das Ungeziefer abgehalten haben, wieder in die Ohren zu kriechen.

Im J. 1771, begünstigte die nasse Witterung, in den Monathen Jun. und Julius, unzählige Arten von Insecten. Die Gänse litten davon in verschiedenen Gegenden am meisten; und man klagte damahls ins besondere in Sachsen, über allgemeines Gänsesterben. Bey genauer Untersuchung fand man eine unsägliche Menge kleiner Läuse an den Hälsen der Gänse, die von den eigenthümlichen oder so genannten Gänseläusen, von welchen weiter unten sprechen werde, unterschieden, und eine ganz andere und kleinere Gattung waren. Aus der Erfahrung, daß Queckſilber, mit altem flüssigen Schmeer vermischt, solche kleine Insecten bey Pferden und Kühen tödte, nahm man bey diesem überhandgenommenen fast allgemeinen Uebel, zum Mercurius Zuflucht. Man rieb desselben einer Erbse groß, unter ein Par Löffel Schweinschmeer, und ließ den Hals der Gänse, die damit behaftet waren, wohl einschmieren. Der Erfolg entsprach, nach dem Zeugniß, welches uns das Leipz. Intell. Bl. v. J. 1772, S. 317, hierüber gegeben hat, der Hoffnung, die man sich von diesem Mittel machte. Alle Gänse, bey denen solche Cur

angewandt wurde, blieben leben; die andern, wo ſie unterlaßen wurde, ſtarben.

Leipz. Samml. 3 Band, 1746, 8. 8. S. 802.
Hannov. nützl. Samml. v. J. 1757, Col. 669, fgg.
35 St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1768, S. 292, f.
Götting. gemeinnütz. Abhandl. a. d. J. 1772, S. 145, f.
22 St. der öconom. Nachr. der patriot. Geſellſch. in Schleſ. a. d. J. 1774, S. 179, f. und 40 St. derſ. v. J. 1778, S. 314.
JO. SEBAST. ALBRECHT Obſ. de lue epidemica anſerum, ſ. im *Commerc. litt. Nor.* A. 1734, hebd. 46, n. 1. S. 361.
Paulet Beytr. zu einer Geſch. der Viehſeuchen, 2 Th. Dresd. 1776, gr. 8. S. 266. fgg.
Rammelt gemeinnütz. Abhandl. 2 Th. Halle, 1771, 8. S. 252, f.

Von der **Aufſtößigkeit der Gänſe**, ſ. Th. II. S. 783.

Von dem **Durchlauf**, den die jungen Gänſe bisweilen bekommen, und den dagegen dienlichen Mitteln, ſ. Th. IX, S. 754.

Die **Gänſelaus**, iſt ein kleines, langes, mit vielen Füßen verſehenes, und geſchwinde laufendes Ungeziefer, von brauner oder grauer Farbe, welches ſich unter den Federn der Gänſe befindet, und dieſelben dergeſtalt quälet, daß ſie nicht gedeihen, noch zunehmen können. Man ſtreuet Farnkraut in die Gänſeſtälle, und wiederhohlt es etliche mahl, wornach ſich die Läuſe gänzlich verlieren. Man braucht aber nicht ſo lange zu warten, bis ſie Läuſe bekommen, ſondern man kann die Ställe etwa alle 14 Tage einmahl mit gedachtem Kraute beſtreuen, ſo werden die Gänſe von dieſem Ungeziefer befreyt bleiben. Von den kleinen Läuſen an den Hälſen der Gänſe, welche in manchen Jahren ihren Tod verurſachen, iſt auf der vorhergehenden Seite Erwähnung geſchehen.

Wenn bey den Gänſen **der ledige Kropf ſchwillt**, ſo füttere man ſie mit Brod und Kohlblättern, und gieße einige Tropfen Branntwein auf das Brod.

Wenn die Gänſe den **Pfipps** (Pipps, Zipf) haben, nimmt man große Pimpinelle, welche auf ſonnenreichen Wieſen wächſt, wirft ſie in einen Topf mit Waſſer,

Wasser, und brühet sie so lange, bis sie ziemlich weich geworden ist; davon läßt man hernach die kranken Gänse fressen, und die davon abgegossene Brühe trinken.

Die bequemsten Oerter, Gänse aufzuziehen, sind diejenigen, die sich in der Nachbarschaft von Flüssen und Sümpfen befinden. Das Verhältniß der beyden Geschlechter dieser Art, ist eigentlich 1 Männchen für 5 Weibchen. Zu einem Zuge von 40 Gänsen, müssen daher 8 Gänseriche seyn; mehrere sind überflüssig; mit einer geringern Zahl hingegen werden die Gänse nicht zu dem vollkommenen Vortheil brüten. Da vielmahls die Brut der Gänse nicht glücklich ausschlägt, hiernächst die jungen Gänse vielen Gefährlichkeiten unterworfen sind, und meistens halbwüchsig dahin sterben, die wenigsten aber den Brachmonath (welcher daher in einigen Gegenden der Gänsetod genannt wird,) überleben, dabey denn gleichwohl ein Haus- und Land-Wirth die Federn von den Brutgänsen, welche bey dem Eyerlegen und Brüten nicht gerupfet werden, einbüßet, jedoch sowohl für die Brut- als jungen Gänse gutes Futter aufwenden muß, und dieselben eine gute Aufsicht, mithin große Versäumniß, erfordern, und sich solchergestalt das gehoffete Interesse nicht hoch erstrecket, ja zuweilen noch Verlust dabey sich hervorgethan hat, die Gänse aber doch bey einer Wirthschaft, der Federn wegen, unentbehrlich sind: so ertheilt der ungenannte Verf. der im 9 Bande der Leipz Samml. S. 392 bis 395, befindlichen entworfenen unvorgreiflichen Gedanken über Haltung der Gänse auf den Gütern, den Rath, seinem Beyspiele nach, an statt der Brutgänse lauter alte Ganserte zu halten, welche zu gehöriger Zeit gerupfet, dadurch aber die nothdürftigen Federn erlanget werden können, und doch der andere Aufwand erspahret wird. Er hält dieses insonderheit bey Ritter-Gütern für das rathsamste, indem das Hofgesinde die erforderliche gute Aufsicht und Wartung nicht so, als

eine Bauersfrau verrichtet, sondern unachtsamer damit umgeht, welches ein Wirthschafter unmöglich jederzeit verhüten kann. Gesiele es ja einem Hauswirthe, daß er nicht lauter Ganserte, sondern auch Gänse zu halten gesonnen wäre: so thäte dieser am besten, die gelegten Eyer nicht den Gänsen zum Brüten unterzulegen, sondern sie zu verkaufen, wodurch derselbe doch ein Gewisses erlanget, und der Gefahr, sie durch die Brütung zu verlieren, entgeht. Der Verf. rühmt daher auch die Gewohnheit, welche die Hauswirthe in der meißnischen Pflege beobachten, indem sie alte Gänse nicht überwintern, sondern bey erlangter Stoppel allemahl junge Gänse an Orten, wo deren viele erzogen werden, erkaufen, die Federn von ihnen nützen, und nachher wieder, was ein jeder zu seiner eigenen Consumtion nicht zu behalten gesonnen ist, anderweit verkaufen; denn solchergestalt erlangen Dieselben Federn, ohne an dem Einkaufe wenig oder nichts einzubüßen, und sich großer Gefahr auszusetzen, und verhüten daneben den zu befürchtenden Schaden, welchen die Gänse auf den Getreidefeldern, Wiesen und der Hutung verursachen.

Man hat diesen Thieren gewisse kleine Fehler vorgeworfen, die aber doch bey weitem nicht so stark sind, als man sich gemeiniglich einbildet. Die Gans hat einen sehr starken Schnabel, welcher inwendig mit zwo Reihen scharfschneidender Zähne besetzt ist, so, daß sie, das Gras, wenn es nicht ganz tiefe Wurzeln gefaßt hat, bis auf einige Fuß aus der Erde loszuarbeiten, im Stande ist. Dieser geringe Schade aber wird theils durch die Fruchtbarkeit der nahe dabey befindlichen Kräuter, und theils durch einen wohlthätigen warmen Regen geschwinde wieder ersetzt. Und so gar, wenn man von ungefähr einige Grasbüsche findet, die von den Gänsen ausgezogen sind, so ist solches doch gemeiniglich nur in den schlechten Wiesen, welche durch darauf stehendes Wasser abgerissen sind, und in denen

nichts

nichts anders wächst, als schmales dem Frauenhaare (Adiantum) gleichendes Kraut, welches gemeiniglich mit Schaum umgeben ist. In Ansehung des Getreides, ist es kein Zweifel, daß die Gänse demselben, besonders wenn es noch schwach ist, vielen Schaden thun können, und deshalb muß man sie, weil sie von Natur sehr gefräßig sind, so viel möglich, davon abzuhalten suchen. An einigen Orten pflegt man ihnen so gar die vornehmsten Federn zu nehmen, um sie dadurch desto leichter abzuhalten, zur Saatzeit nicht in das Korn kommen zu können.

Die Gänse von den Aeckern abzuhalten, darf man auch nur einen Bindfaden horizontal darum ziehen. Denn darüber getrauen sie sich so wenig zu schreiten, als die Hirsche über einen Zaun springen, über welchen eine Leine gezogen ist.

Berlin Sammlungen, 8 Band, S. 37.

Wenn aber die Gänse diesen Früchten auch schädlich sind, so darf man doch deshalb nicht daraus folgern, daß sie es auch auf den Brachfeldern und Weiden seyn sollten, auf denen das Vieh oft Mühe hat, seine gewöhnliche Nahrung zu finden. Dergleichen Weiden liegen fast mehrentheils an Hügeln, woselbst das Gras sich dermaßen fest an die Erde gesetzt hat, und oft so kurz ist, daß es den Gänsen sauer wird, dasselbe los zu machen. Ueberdieß gehören die Weiden gemeiniglich den Gemeinden, und es haben alle Einwohner das Recht, ihre Gänse darauf weiden zu laßen. Die Gänse thun also den guten Wiesen niemahls Schaden; man kann sie mit aller Sicherheit in den Heiden, Brachfeldern und andern wüsten Gründen weiden laßen; nur von den Kornfeldern muß man sie abzuhalten suchen. Vielleicht wird man aber sagen, daß ihr Koth, (Mist) eine fressende Eigenschaft an sich habe, und dadurch dem Grase schädlich werden könne; allein, das ist ein Irthum, der sich durch alte Vorurtheile eingewurzelt hat, durch die tägliche Erfahrung aber widerleget wird. Denn wenn man zu verschiedenen mahlen die Oerter,

wo dieſer Miſt eine geraume Zeit gelegen hatte, un
ſucht hat, ſo hat man allezeit gefunden, daß das G
nicht allein nicht welk, ſondern vielmehr noch gr
und ſtärker geworden war.

Bey dem Anſchlage der Lehen- und Laydg
nach der jährlichen Abnutzung, pfleget, in P
in Anſehung der M.. ung der Deputatgänſe, auf
Deputanten eine Gans, und auf jede Gans ein S
Maß (d. i. ein halber Rockenſcheffel) Haber, und
auf 3 Gänſe ein Haberſcheffel gerechnet zu werden,
wohl für die Deputanten nicht allemahl Gänſe gu
than werden. Was die Unterhaltung der Zuchtg
betrifft, ſo wird, wo eine ſtarke Gänſezucht iſt, un
Gänſe in Anſchlag gebracht werden, auf jede
Gans ein halber Rockenſcheffel Haber gut gethan
die jungen Gänſe aber nichts, weil ſich dieſe auf
Graſe behelfen müſſen.

Ob die Abnutzung von Gänſen mit in Anſchlag zu br
ſey, pfleget von Einigen in Zweifel gezogen zu werden, w
Proventus davon ſehr mißlich und ungewiß ſind, und auch
ßer der Fütterung, ein Hüter, als ein Junge oder Mä
gut gethan werden müßte, welches an Kleidung und D
weit mehr wegnehmen würde, als die geringe und ungewi
nutzung einbringen könnte. Es iſt aber ein Unterſchied z
chen, ob deren viel oder wenig gehalten werden können.
letzten Falle werden dieſelben in Æſtimationibus überg
und für die Deputanten ausgeſetzet; in erſterm Falle hi
werden ſie in Anſchlag gebracht; es muß aber ſodenn nicht
Hirtenlohn (nähmlich für das Stück, 4, 6, bis 8 Pfennig
dern auch, wie kurz vorher erwähnt worden, für die alten
Haber gut gethan werden.

Werden die Gänſe in Anſchlag gebracht, ſo iſt zun
die Anzahl der Gänſe, welche auf dem Gute gehalten
können, nach der Zeugen Ausſage, wie bey andern Art
Viehes gewöhnlich iſt, feſt zu ſetzen. Alsdenn wird zu 8
ſen allemahl 1 Ganter, und von jeder Gans hiernächſt 3
gerechnet, von welchen die Deputatgänſe abgezogen, u
übrigen zum Abnutz und Verkauf à 6 Pfl. oder 4 Gr. das
gerechnet werden.

v. Schweder gründl. Nachricht von Anſchlagung der
Berl. 1775, 4. S. 142, f. und 168, f.

Ob eine Gans jung oder alt sey, ist an folgenden Merkmahlen zu erkennen. Eine junge Gans hat spizzige Nägel; wobey man aber wohl zusehen muß, ob nicht die Nägel durch Kunst, wie es zu geschehen pfleget, spitzig gemacht worden sind. Ihre Gurgel ist weich, welches man durch Drücken erfahren kann, wie auch, ob ihre Flügel weich sind. Die Schnäbel sind bey jungen Gänsen nicht so roth, wie bey den alten.

Wenn man nicht Gelegenheit hat, die vielen selbst aufgezogenen Gänse in nahe gelegenen großen Städten mit Vortheil zu verkaufen, so schlachtet man seinen Zuwachs an Gänsen selbst, um entweder das Fleisch davon, als Dauerspeise, für den herrschaftlichen Tisch sowohl, als für den Gesindetisch, im Hause zu verspeisen, auch die Federn zur Unterhaltung alter oder Anfertigung neuer Betten zu verbrauchen, oder die geräucherten Gänse, und die Federn von den Gänsen zu verkaufen.

Die gemeinste Art, die Gänse abzuthun, ist diese, daß sie mit der Spitze des Messers in den Kopf gestochen werden. Um dieses nun mit Bequemlichkeit verrichten zu können, wird die Gans zwischen den Knien der schlachtenden Person fest eingeklemmet, und so gehalten, daß sie sich nicht rühren könne. Oben an dem Kopfe der Gans ist eine Tiefe, wo die kurzen Federn zuvörderst ausgerupfet, und dieser Theil des Hirnschädels entblößet wird. An diesem Orte nun wird den Knochen des Hirnschädels hindurch gestochen, oder ein kurzer Schnitt gemachet, um das Blut herauslaufend zu machen. Einige pflegen auch, wenn sie eine Gans abschlachten wollen, dieselbe bey den Füßen eine Zeitlang aufzuhängen, damit das Blut sich durch den Hals in den Kopf ziehen, und sodenn durch vorgedachten Stich oder Schnitt abgezapfet werden möge. Von dem Gebrauche dieses Blutes werde weiter unten gesprochen.

angewandt wurde, blieben leben; die andern, wo ſie unterlaßen wurde, ſtarben.

Leipz. Samml. 3 Band, 1746, 8. S. 802.
Hannov. nützl. Samml. v. J. 1757, Col. 669, fgg.
35 St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1768, S. 292, f.
Götting. gemeinnütz. Abhandl. a. d. J. 1772, S. 145, f.
22 St. der öconom. Nachr. der patriot. Geſellſch. in Schleſ. a. d. J. 1774, S. 179, f. und 40 St. derſ. v. J. 1778, S. 314.
JO. SEBAST. ALBRECHT Obſ. de lue epidemica anſerum, ſt. im *Commerc. litt. Nor.* A. 1734, hebd. 46, n. 1. S. 361.
Paulet Beytr. zu einer Geſch. der Viehſeuchen, 2 Th. Dresd. 1776, gr. 8. S. 266. fgg.
Rammelt gemeinnütz. Abhandl. 2 Th. Halle, 1771, 8. S. 252, f.

Von der Aufſtößigkeit der Gänſe, ſ. Th. II. S. 783.

Von dem Durchlauf, den die jungen Gänſe bisweilen bekommen, und den dagegen dienlichen Mitteln, ſ. Th. IX, S. 754.

Die Gänſelaus, iſt ein kleines, langes, mit vielen Füßen verſehenes, und geſchwinde laufendes Ungeziefer, von brauner oder grauer Farbe, welches ſich unter den Federn der Gänſe befindet, und dieſelben dergeſtalt quälet, daß ſie nicht gedeihen, noch zunehmen können. Man ſtreuet Farnkraut in die Gänſeſtälle, und wiederhohlt es etliche mahl, wornach ſich die Läuſe gänzlich verlieren. Man braucht aber nicht ſo lange zu warten, bis ſie Läuſe bekommen, ſondern man kann die Ställe etwa alle 14 Tage einmahl mit gedachtem Kraute beſtreuen, ſo werden die Gänſe von dieſem Ungeziefer befreyt bleiben. Von den kleinen Läuſen an den Hälſen der Gänſe, welche in manchen Jahren ihren Tod verurſachen, iſt auf der vorhergehenden Seite Erwähnung geſchehen.

Wenn bey den Gänſen der ledige Kropf ſchwillt, ſo füttere man ſie mit Brod und Kohlblättern, und gieße einige Tropfen Branntwein auf das Brod.

Wenn die Gänſe den Pfipps (Pipps, Zipf) haben, nimmt man große Pimpinelle, welche auf ſonnenreichen Wieſen wächſt, wirft ſie in einen Topf mit Waſſer,

Wasser, und brühet sie so lange, bis sie ziemlich weich geworden ist; davon läßt man hernach die kranken Gänse fressen, und die davon abgegossene Brühe trinken.

Die bequemsten Oerter, Gänse aufzuziehen, sind diejenigen, die sich in der Nachbarschaft von Flüssen und Sümpfen befinden. Das Verhältniß der beyden Geschlechter dieser Art, ist eigentlich 1 Männchen für 5 Weibchen. Zu einem Zuge von 40 Gänsen, müssen daher 8 Gänseriche seyn; mehrere sind überflüssig; mit einer geringern Zahl hingegen werden die Gänse nicht zu dem vollkommenen Vortheil brüten. Da vielmahls die Brut der Gänse nicht glücklich ausschlägt, hiernächst die jungen Gänse vielen Gefährlichkeiten unterworfen sind, und meistens halbwüchsig dahin sterben, die wenigsten aber den Brachmonath (welcher daher in einigen Gegenden der Gänsetod genannt wird,) überleben, dabey denn gleichwohl ein Haus- und Land-Wirth die Federn von den Brutgänsen, welche bey dem Eyerlegen und Brüten nicht gerupfet werden, einbüßet, jedoch sowohl für die Brut- als jungen Gänse gutes Futter aufwenden muß, und dieselben eine gute Aufsicht, mithin große Versäumniß, erfordern, und sich solchergestalt das gehoffete Interesse nicht hoch erstrecket, ja zuweilen noch Verlust dabey sich hervorgethan hat, die Gänse aber doch bey einer Wirthschaft, der Federn wegen, unentbehrlich sind: so ertheilt der ungenannte Verf. der im 9 Bande der Leipz Samml. S. 392 bis 395, befindlichen entworfenen unvorgreiflichen Gedanken über Haltung der Gänse auf den Gütern, den Rath, seinem Beyspiele nach, an statt der Brutgänse lauter alte Ganserte zu halten, welche zu gehöriger Zeit gerauset, dadurch aber die nothdürftigen Federn erlanget werden können, und doch der andere Aufwand erspahret wird. Er hält dieses insonderheit bey Ritter-Gütern für das rathsamste, indem das Hofgesinde die erforderliche gute Aufsicht und Wartung nicht so, als

eine Bauersfrau verrichtet, sondern unachtsamer damit umgeht, welches ein Wirthschafter unmöglich jederzeit verhüten kann. Gefiele es ja einem Hauswirthe, daß er nicht lauter Ganserte, sondern auch Gänse zu halten gesonnen wäre: so thäte dieser am besten, die gelegten Eyer nicht den Gänsen zum Brüten unterzulegen, sondern sie zu verkaufen, wodurch derselbe doch ein Gewisses erlanget, und der Gefahr, sie durch die Brütung zu verlieren, entgeht. Der Verf. rühmt daher auch die Gewohnheit, welche die Hauswirthe in der meißnischen Pflege beobachten, indem sie alte Gänse nicht überwintern, sondern bey erlangter Stoppel allemahl junge Gänse an Orten, wo deren viele erzogen werden, erkaufen, die Federn von ihnen nützen, und nachher wieder, was ein jeder zu seiner eigenen Consumtion nicht zu behalten gesonnen ist, anderweit verkaufen; denn solchergestalt erlangen Dieselben Federn, ohne an dem Einkaufe wenig oder nichts einzubüßen, und sich großer Gefahr auszusetzen, und verhüten daneben den zu befürchtenden Schaden, welchen die Gänse auf den Getreidefeldern, Wiesen und der Hutung verursachen.

Man hat diesen Thieren gewisse kleine Fehler vorgeworfen, die aber doch bey weitem nicht so stark sind, als man sich gemeiniglich einbildet. Die Gans hat einen sehr starken Schnabel, welcher inwendig mit zwo Reihen scharfschneidender Zähne besetzt ist, so, daß sie, das Gras, wenn es nicht ganz tiefe Wurzeln gefaßt hat, bis auf einige Fuß aus der Erde loszuarbeiten, im Stande ist. Dieser geringe Schade aber wird theils durch die Fruchtbarkeit der nahe dabey befindlichen Kräuter, und theils durch einen wohlthätigen warmen Regen geschwinde wieder ersetzt. Und so gar, wenn man von ungefähr einige Grasbüsche findet, die von den Gänsen ausgezogen sind, so ist solches doch gemeiniglich nur in den schlechten Wiesen, welche durch darauf stehendes Wasser abgerissen sind, und in denen

nichts

nichts anders wächst, als schmales dem Frauenhaare (Adiantum) gleichendes Kraut, welches gemeiniglich mit Schaum umgeben ist. In Ansehung des Getreides, ist es kein Zweifel, daß die Gänse denselben, besonders wenn es noch schwach ist, vielen Schaden thun können, und deshalb muß man sie, weil sie von Natur sehr gefräßig sind, so viel möglich, davon abzuhalten suchen. An einigen Orten pflegt man ihnen so gar die vornehmsten Federn zu nehmen, um sie dadurch desto leichter abzuhalten, zur Saatzeit nicht in das Korn kommen zu können.

Die Gänse von den Aeckern abzuhalten, darf man auch nur einen Bindfaden horizontal darum ziehen. Denn darüber getrauen sie sich so wenig zu schreiten, als die Hirsche über einen Zaun springen, über welchen eine Leine gezogen ist.

Berlin. Sammlungen, 8 Band, S. 37.

Wenn aber die Gänse diesen Früchten auch schädlich sind, so darf man doch deshalb nicht daraus folgern, daß sie es auch auf den Brachfeldern und Weiden seyn sollten, auf denen das Vieh oft Mühe hat, seine gewöhnliche Nahrung zu finden. Dergleichen Weiden liegen fast mehrentheils an Hügeln, woselbst das Gras sich dermaßen fest an die Erde gesetzt hat, und oft so kurz ist, daß es den Gänsen sauer wird, dasselbe los zu machen. Ueberdieß gehören die Weiden gemeiniglich den Gemeinden, und es haben alle Einwohner das Recht, ihre Gänse darauf weiden zu laßen. Die Gänse thun also den guten Wiesen niemahls Schaden; man kann sie mit aller Sicherheit in den Heiden, Brachfeldern und andern wüsten Gründen weiden laßen; nur von den Kornfeldern muß man sie abzuhalten suchen. Vielleicht wird man aber sagen, daß ihr Koth, (Mist) eine fressende Eigenschaft an sich habe, und dadurch dem Grase schädlich werden könne; allein, das ist ein Irrthum, der sich durch alte Vorurtheile eingewurzelt hat, durch die tägliche Erfahrung aber widerleget wird. Denn wenn man zu verschiedenen mahlen die Oerter,

muß man dahin ſehen, daß ſie nicht zu Mus kochen.

Zu dem Schwarzſauer, kann man, außer dem Gänſegekröſe, auch in Stücken gehauene Gänſe, oder eigentliches Gänſefleiſch, nehmen, und ungemäſtete Gänſe zu dieſem Gebrauche verwenden. Werden aber gemäſtete Gänſe auf einmahl in Menge geſchlachtet, um ſie zu räuchern oder einzubökeln, ſo wird bloß das Gänſegekröſe dazu genommen. Iſt die Leber nicht ſonderlich groß, ſo nimmt man ſie, wie gedacht, auch darzu; außer dieſem gibt ſie, beſonders zubereitet, ein delicates Eſſen; wovon weiter unten ſprechen werde.

Die allein zum Schwarzſauer beſtimmten Gänſe dürfen nicht ſonderlich fett ſeyn, und können allenfalls, wie man ſaget, vom Graſe, wenn ſonſt gute Weide vorhanden iſt, weggeſchlachtet werden. Denn ob ſie gleich, vom Graſe geſchlachtet, nicht den recht guten Geſchmack haben, den ſie von gegebenen Körnern beym Mäſten erhalten: ſo wird doch der ſo zu nennende Grasgeſchmack durch die ſaure Brühe gleichſam völlig überſtimmet.

Man kann auch das **Gänſegekröſe mit Peterſilienwurzeln** zurichten. Nachdem man das Gänſeklein, wie oben gelehrt worden, mit Waſſer und Salz kochen laßen, läßt man es auskühlen, thut es in einen Tiegel, gießt von der Brühe, darin das Gänſeklein gekocht worden, auch in den Tiegel, wirft Muskatenblumen, Ingber und Butter daran; nimmt darnach Peterſilienwurzeln, ſchabet und ſchneidet ſie in Stücken von beliebiger Größe, ſiedet ſie mit Waſſer ein wenig ab, wirft ſie alsdenn zum Gänſeklein, und läßt es alſo mit einander kochen. Zuletzt ſtreuet man geriebene Semmel daran, damit die Brühe ein wenig dick werde.

An ſtatt der Peterſilienwurzeln kann man auch **gebähete Semmelſchnitte** daran thun, oder eine **gelbe Saffranbrühe** darüber machen.

Will man das Gänſegekröſe nicht gleich conſumiren, ſo kann man einen Theil als eine **weiße Gallerte** zubereiten, welche in Pommern **Weißſauer** genannt wird. Sie hält ſich etliche Wochen gut.

End-

Ob eine Gans jung oder alt sey, ist an folgenden Merkmahlen zu erkennen. Eine junge Gans hat spizzige Nägel; wobey man aber wohl zusehen muß, ob nicht die Nägel durch Kunst, wie es zu geschehen pfleget, spitzig gemacht worden sind. Ihre Gurgel ist weich, welches man durch Drücken erfahren kann, wie auch, ob ihre Flügel weich sind. Die Schnäbel sind bey jungen Gänsen nicht so roth, wie bey den alten.

Wenn man nicht Gelegenheit hat, die vielen selbst zugezogenen Gänse in nahe gelegenen großen Städten mit Vortheil zu verkaufen, so schlachtet man seinen Zuwachs an Gänsen selbst, um entweder das Fleisch davon, als Dauerspeise, für den herrschaftlichen Tisch sowohl, als für den Gesindetisch, im Hause zu verspeisen, auch die Federn zur Unterhaltung alter oder Anfertigung neuer Betten zu verbrauchen, oder die geräucherten Gänse, und die Federn von den Gänsen zu verkaufen.

Die gemeinste Art, die **Gänse abzuthun,** ist diese, daß sie mit der Spitze des Messers in den Kopf gestochen werden. Um dieses nun mit Bequemlichkeit verrichten zu können, wird die Gans zwischen den Knien der schlachtenden Person fest eingeklemmet, und so gehalten, daß sie sich nicht rühren könne. Oben an dem Kopfe der Gans ist eine Tiefe, wo die kurzen Federn zuvörderst ausgerupfet, und dieser Theil des Hirnschädels entblößet wird. An diesem Orte nun wird den Knochen des Hirnschädels hindurch gestochen, oder ein kurzer Schnitt gemachet, um das Blut herauslaufend zu machen. Einige pflegen auch, wenn sie eine Gans abschlachten wollen, dieselbe bey den Füßen eine Zeitlang aufzuhängen, damit das Blut sich durch den Hals in den Kopf ziehen, und sodenn durch vorgedachten Stich oder Schnitt abgezapfet werden möge. Von dem Gebrauche dieses Blutes werde weiter unten sprechen.

Nach dem Schlachten wird die Gans gerupfet, wohl abgestoppelt, und sehr hurtig bey öfterm Herumdrehen über einen brennenden Strohwisch gehalten, damit alle Flaumfederchen und Haare abgesenget werden(*). Hierbey muß man insonderheit die Füße etwas nahe zum Feuer halten, damit bey dem Abputzen die grobe Haut sich abziehen laße. Nach dem Absengen, wird die Gans in einer hölzernen Mulde mit warmen Wasser, Seife und etwas Weitzenkleye, vermittelst eines wollenen Lappens, wohl gewaschen, darauf mit noch etwas, aber reinem warmen, und nachgehends mit kaltem Wasser sauber abgespühlet, ausgenommen, abgetrocknet, und in den Schrank an den Haken gehänget.

Bey dem Ausnehmen, werden die Därme der Länge nach aufgeschlitzet, gesäubert, und genugsam ausgewässert, um die Pfoten gewickelt, mit gekochet und gegessen, wovon weiter unten, bey dem so genannten Gänseklein, ein mehreres gesaget werden wird. Die Füße werden, wie bey den Aenten, bis in das Kniegelenk, die Flugel bis fast zur Hälfte des nächsten Gelenkes vom Leibe, der Hals aber bis auf wenige Gelenke vom Leibe, abgenommen, welches alles, nebst Magen und Leber, zu dem vorerwähnten Gänseklein kommen muß.

Es kann zuweilen nützlich seyn, **daß man seine zum Braten bestimmte mehrere Gänse auf einmahl schlachten laße**, wenn es auch nur zwey wären, indem eine einzelne zurück gebliebene Gans nicht mehr in der Einsamkeit fressen will, dieserhalb aber abnehmen kann; wenn sie, so lange sie neben einer andern oder mehrern Gänsen eingestallet war, sich in ihrer besten Feiste befand.

(*) Gemeiniglich macht man von Strohwischen ein kleines Fladder-Feuer auf den Herd; allein, es ist sicherer, daß dieses auf der platten Erde in der Küche geschehe, weil die Flamme vom Stroh hoch steigt, und die auffliegende glühende Asche, (Ammern, Glumern) leicht den Schornstein anzünden können.

schmilzt, dazu dienen, daß die Leber auf viele Tage gut und frisch bleibe.

Ich habe vorher der Küchenkunst zur Vergrößerung der Gänseleber gedacht, und sie besteht in Folgendem. Wenn die Leber rein ausgewaschen worden, legt man sie in warme Milch, und streuet etwas weißen feingestoßenen Pfeffer darüber, läßt sie also 1 bis 2 Tage stehen, gießt aber unterdessen immer alle 2 Stunden frische Milch darauf: so läuft sie auf, und wird noch einmahl so groß, als sie sonst geblieben wäre. Andere gießen Branntwein darauf, welcher eben dergleichen Auflaufen verursachet.

Soll die Leber zu einer Gastspeise zugerichtet werden, so wäscht man sie rein aus, und trocknet sie mit einer Serviette recht ab; inzwischen aber leget man in einen tiefen Tiegel, oder eine Cesserolle, ein Stück wohl ausgewaschene Butter, thut eine ganze mit Gewürznelken bespickte Zwiebel, nebst Muskatenblumen und Citronschale hinzu, leget die Leber oben darauf, welches man zusammen ganz gemächlich dämpfen läßt; woraus sich denn viele Brühe ergeben wird. In diese Brühe streuet man nun entweder geriebene Semmel allein, oder geriebene Semmel mit einigen gewässerten, von den Gräten geschabten und kleingeschnittenen Sardellen, oder an deren Stelle sauber geputzte Muscheln, gießt noch ein wenig Wein oder gute Brühe darzu, und läßt es noch etwas, aber ja nicht zu lange, dämpfen; denn die Leber würde davon zu hart, die Muscheln aber, wenn dergleichen hinzugethan worden, zu weich werden, und überdem noch Geschmack und Ansehen verlieren. Bey dem Anrichten wird über dieses Essen Citronensaft gedrückt, und der Rand der Schüssel oder Assiette mit Citronscheiben garniret, auch wohl die Leber selbst mit Citronscheiben beleget.

Will man die Leber aber backen, so schneidet man sie in Scheiben, salzet sie ein wenig ein, bestreuet sie mit etwas Ing-

ber

ber und Pfeffer, und läßt sie also eine Weile liegen. Hierauf muß sie in einer Pfanne Schmalz, oder, welches besser ist, abgeklärte Butter heiß gemachet, die Leberscheiben entweder mit dem allerfeinsten Mehle bestreuet, oder in einer aus Milch, Mehl und ein Par Eyern zubereiteten dünnen Soße (Klare) umgewendet, und aus der Butter selbst fein goldgelb gebacken werden.

Auch zu Pasteten wird diese in Milch eingeweichte Gänse-Leber angewendet. Man seihet die erste dünne Brühe davon, formiret eine Pastete aus einem mürben Teige, leget unten auf dem Boden Butter, Citronscheiben, ein Stück Speck, eine ganze Zwiebel, und, wenn man will, auch frische Austern, gießt etwas Wein hinzu, leget die Leber auch darauf, streuet Muskatenblumen darüber, machet die Pastete zierlich zu, und läßt sie in einem nicht allzu heißen Ofen gar backen. Inzwischen querlet man noch an die zuvor abgeseihete und nun wieder zum Feuer gesetzte Brühe ein Par Eyerdotter, so daß sie nicht zusammenlaufen, und machet, wenn die Pastete gar gebacken, und aus dem Ofen genommen ist, ein Loch in dieselbe, gießt die dünne Soße hinein, rüttelt es gehörig durch einander, und gibt es also zugemacht auf die Tafel. Denn, wenn die Pastete aber aufgeschnitten, und der Dampf herausgelaßen wird, so werden die Lebern hart und verlieren ihre Delicatesse.

Will man eine Gans **als Rochfleisch** gebrauchen, so kann man dieselbe auf mancherley Art zurichten; als z. E.

1. **mit Majoran.** Wenn das Fleisch beynahe völlig gar ist, wird, nebst etwas Butter, grüner oder trockner Majoran angeleget, und ein wenig mit aufgekocht.
2. **mit Thymian.** Es wird die Gans für sich gekocht, kleinwürfelichter Speck aber in einer Pfanne gebraten, etwas Mehl und Thymian darunter gerühret, und hierauf zu dem Fleische angegossen.
3. **mit Pastinaken.** Man läßt die Gans sowohl, als die Pastinaken, für sich kochen, und wenn beyde halb gar sind, wird die Gans zu den Pastinaken, mit etwas Butter und Thymian gethan, und beydes zusammen gar gekochet, nachdem die

Gän-

Gänsebrühe zu den Pastinaken auch hinzu gegossen werden.

4. mit Kartoffeln, auf gleiche Art.

5. mit Erbsen. Die Gans wird mit einer Majoran- oder Thymianbrühe für sich besonders gekochet, und in einer eigenen Schüssel aufgetragen; die Erbsen aber für sich allein, dick gekochet, und in einer eigenen Schüssel, gleichfalls neben dem Fleische, gereichet. Es können auch gebrochene Kartoffeln für sich in einer eigenen Schüssel, wie die dicken Erbsen, neben diesem Fleische zu stehen kommen.

Wenn Gänse nur als Kochfleisch gebrauchet werden sollen, dürfen sie nicht so fett, als zu Braten, gemästet seyn. Sie können ganz mager, obwohl fleischicht, seyn, und besonders fett, Butter oder Schmalz, die Brühen eßbar machen. An einigen Orten kann man sie zu Kochfleisch schon schlachten, wenn sie die Getreidestoppeln überlaufen, und von den ausgefallenen Körnern der Aernde sich etwas auf dem Leibe gefressen haben.

Um eine Gans zu braten, wird dieselbe, nach geschehener Vorbereitung, in- und auswendig gesalzen, vermittelst des Gänseholzes am Spieße befestiget, inwendig mit Beyfuß, Aepfeln, Birnen oder Kastanien gefüllet, und alsdenn fein saftig abgebraten. Neben einer gebratenen Gans werden gebackene Pflaumen, eingemachte Gurken, Kapern oder Oliven, aufgesetzt.

Das Gänseholz ist ein längliches, an beyden Seiten zugespitztes, in der Mitte aber schmales, mit einem viereckigen Loche versehenes Holz, welches den Gänsen, die man am Spieße braten will, mit seinen zwo Spitzen von innen heraus, gleich hinter den Flügeln, durchgestoßen wird, damit, wenn man dieselben an den Spieß gesteckt hat, und mit dessen Spitze durch die mittelste Oeffnung dieses Holzes hindurch gefahren ist, sie, wenn sie durch die Hitze eingebraten, am Spieße nicht schlapp oder schlaudernd werden können.

Die Gänse werden auch wohl in eine Bratpfanne geleget, und in dem Backofen, Bratofen, Kachelofen, auch wohl in der Röhre des Kachelofens, in der Gesindestube, gebraten. Da aber in der Küche des Mittelmannes die Spießbraten den Ofen-

muß man dahin ſehen, daß ſie nicht zu Mus kochen.

Zu dem Schwarzſauer, kann man, außer dem Gänſegekröſe, auch in Stücken gehauene Gänſe, oder eigentliches Gänſefleiſch, nehmen, und ungemäſtete Gänſe zu dieſem Gebrauche verwenden. Werden aber gemäſtete Gänſe auf einmahl in Menge geſchlachtet, um ſie zu räuchern oder einzupökeln, ſo wird bloß das Gänſegekröſe dazu genommen. Iſt die Leber nicht ſonderlich groß, ſo nimmt man ſie, wie gedacht, auch darzu; außer dieſem gibt ſie, beſonders zubereitet, ein delicates Eſſen; wovon weiter unten ſprechen werde.

Die allein zum Schwarzſauer beſtimmten Gänſe dürfen nicht ſonderlich fett ſeyn, und können allenfalls, wie man ſaget, vom Graſe, wenn ſonſt gute Weide vorhanden iſt, weggeſchlachtet werden. Denn ob ſie gleich, vom Graſe geſchlachtet, nicht den recht guten Geſchmack haben, den ſie von gegebenen Körnern beym Mäſten erhalten: ſo wird doch der ſo zu nennende Grasgeſchmack durch die ſaure Brühe gleichſam völlig überſtimmet.

Man kann auch das **Gänſegekröſe mit Peterſilienwurzeln** zurichten. Nachdem man das Gänſeklein, wie oben gelehrt worden, mit Waſſer und Salz kochen laßen, läßt man es auskühlen, thut es in einen Tiegel, gießt von der Brühe, darin das Gänſeklein gekocht worden, auch in den Tiegel, wirft Muskatenblumen, Ingber und Butter daran; nimmt darnach Peterſilienwurzeln, ſchabet und ſchneidet ſie in Stücken von beliebiger Größe, ſiedet ſie mit Waſſer ein wenig ab, wirft ſie alsdenn zum Gänſeklein, und läßt es alſo mit einander kochen. Zuletzt ſtreuet man geriebene Semmel daran, damit die Brühe ein wenig dick werde.

An ſtatt der Peterſilienwurzeln kann man auch **gebähete Semmelſchnitte** daran thun, oder eine **gelbe Saffranbrühe** darüber machen.

Will man das Gänſegekröſe nicht gleich conſumiren, ſo kann man einen Theil als eine **weiße Gallerte** zubereiten, welche in Pommern **Weißſauer** genannt wird. Sie hält ſich etliche Wochen gut.

End-

so die jungen Gänse, wenn ihr Geschmack gefällig seyn soll, nicht unter drey Monathe alt seyn. Wenn indessen dreymonathliche Gänse doch gern gegessen werden, so geschieht es, wie hr vorher gesagt worden, daher, daß sie in der frühern Jahrs-Zeit eine Art von Seltenheit, und das Neue vom Jahre sind.

Eine gebratene Gans, läßt sich auch mit Merrettig zurichten. Man nimmt Meerrettig, schabet und reibet ha, setzt ihn mit 1 Nößel Milch zum Feuer, rührt eine Hand oll abgezogene und kleingestoßene oder geriebene Mandeln darunter, leget ein Stück Zucker darein, und läßt dieses zusammen ein wenig aufkochen. Alsdenn richtet man es in eine Schüssel, worin die Gans zu Tische getragen werden soll, an, setzt sie auf ein Kohlfeuer, zieht die gebratene Gans vom Spieße, leget sie auf den Meerrettig, besprengt sie mit etwas Fett, welches aus der Gans gebraten ist, streuet ein wenig Semmel darüber, und gibt sie hin.

Ferner laßen sich die Gänse, eben so wie wälsche Hühner, Kapaunen, oder anderes Fleisch, z. E. Kalbskeulen, Spanferkel ꝛc. *à la daube* zurichten. Man muß sie, in dieser Absicht mit Wein, ein wenig Wasser, Essig und ganzem Gewürz abkochen, in siedendem Wasser wohl abwaschen, alsdenn mit Speck, Nelken und Zimmet durchspikken, in eine Serviette wickeln, und in einen Kessel, der einen genau schließenden Deckel hat, stecken, hierin aber aufs neue in vermischten Wein, Wasser und Essig durchkochen, bis es genug ist. Hierauf thut man Lorbeerblätter, Rosmarin, Thymian und ganze Zwiebeln daran, läßt es zusammen gemächlich kochen, nimmt sodenn die Speise ab, und setzt sie an einen kühlen Ort, damit sie erkalte. Dieses Essen, wenn es gleich weich gesotten ist, kann doch, wegen der Serviette, nicht zerfallen, sondern wird im Stehen ganz fest, und kann bey dem Auftragen aus der Serviette genommen, und auf eine Schüssel ohne Brühe auf den Tisch gesetzt, und mit Citronen garniret werden.

Endlich kann auch die Gans in eine Pastete geschlagen, und folgendergestalt zubereitet werden. Wenn die Gans gereinigt ist, schlagt man ihr oben das Brust-Bein, imgleichen die Flügel und Beine mit einem großen Messerrücken entzwey, doch so, daß die Haut ganz bleibe, salzet sie ein wenig, und läßt sie *auf dem Roste über einem* Kohlfeuer etwas *anlaufen; hierauf leget man die* Gans in ein irdenes

ber und Pfeffer, und läßt sie also eine Weile liegen. Hierauf muß sie in einer Pfanne Schmalz, oder, welches besser ist, abgeklärte Butter heiß gemachet, die Leberscheiben entweder mit dem allerfeinsten Mehle bestreuet, oder in einer aus Milch, Mehl und ein Par Eyern zubereiteten dünnen Soße (Klare) umgewendet, und aus der Butter selbst fein goldgelb gebacken werden.

Auch zu Pasteten wird diese in Milch eingeweichte Gänseleber angewendet. Man seihet die erste dünne Brühe davon, formiret eine Pastete aus einem mürben Teige, leget unten auf dem Boden Butter, Citronscheiben, ein Stück Speck, eine ganze Zwiebel, und, wenn man will, auch frische Austern, gießt etwas Wein hinzu, leget die Leber auch darauf, streuet Muskatenblumen darüber, machet die Pastete zierlich zu, und läßt sie in einem nicht allzu heißen Ofen gar backen. Inzwischen querlet man noch an die zuvor abgeseihete und nun wieder zum Feuer gesetzte Brühe ein Par Eyerdotter, so daß sie nicht zusammenlaufen, und machet, wenn die Pastete gar gebacken, und aus dem Ofen genommen ist, ein Loch in dieselbe, gießt die dünne Soße hinein, rüttelt es gehörig durch einander, und gibt es also zugemacht auf die Tafel. Denn, wenn die Pastete eher aufgeschnitten, und der Dampf herausgelaßen wird, so werden die Lebern hart und verlieren ihre Delicatesse.

Will man eine Gans als **Rochfleisch** gebrauchen, so kann man dieselbe auf mancherley Art zurichten; als z. E.

1. **mit Majoran.** Wenn das Fleisch beynahe völlig gar ist, wird, nebst etwas Butter, grüner oder trockner Majoran angeleget, und ein wenig mit aufgekocht.
2. **mit Thymian.** Es wird die Gans für sich gekocht, kleinwürfelichter Speck aber in einer Pfanne gebraten, etwas Mehl und Thymian darunter gerührt, und hierauf zu dem Fleische angegossen.
3. **mit Pastinaken.** Man läßt die Gans sowohl, als die Pastinaken, für sich kochen, und wenn beyde halb gar sind, wird die Gans zu den Pastinaken, mit etwas Butter und Thymian gethan, und beydes zusammen gar gekochet, nachdem die

Gän-

Hierher gehört zuvörderst folgende Art, ihr Fleisch zu erhalten. Wenn man die Gänse gerupfet und auf dem Strohfeuer abgesenget hat, hebet man ihnen die Keulen in die Höhe und nimmt den großen Knochen heraus; darauf nimmt man den Magen dergestalt heraus, daß das Fleisch von den Flügeln daran bleibe; nachher schneidet man den Magen in die Länge in zwey Stücke, und nimmt die Knochen heraus. Man zerschneidet unter andern auch den Bürzel, um das Blut, was in den Hintertheilen verborgen seyn könnte, heraus zu bringen. Man nimmt zugleich alles Fett heraus, um es zu schmelzen. Alsdenn überstreuet man das Fleisch mit feinem Salze, und läßt es 5 oder 6 Stunden liegen, damit es Zeit habe das Salz anzunehmen. Man läßt es darauf in dem Fette bis zum Sieden kochen, und nimmt es hernach heraus, um es abtröpfeln und kalt werden zu laßen. Wenn es kalt ist, leget man es eins über das andere, und zwischen durch etliche Pfefferkörner, Muskaten, Nelken oder Lorbeer-Blätter. Dieses geschieht in einem Fäßchen; und wenn dasselbe voll ist, füllet man die Lücken entweder mit Gänse- oder Schweinschmalz, und macht es nicht eher zu, bis alles ganz kalt ist, worauf man es denn an einem recht luftigen Orte aufbewahret.

Von dieser Art der Erhaltung des Gänsefleisches, ist das Einbökeln oder Einsalzen desselben, wovon weiter unten sprechen werde, unterschieden.

Hiernächst ist das Trocknen der Gänse vermittelst des Holzrauches oder im Holzrauche, oder das so genannte Räuchern der Gänse, gewöhnlich. Es ist aber die Art, Gänse zu räuchern, nicht überall einerley. In der Mark Brandenburg, und in Obersachsen, hat man folgende bisher immer für die beste gehalten. Man nimmt recht schöne fette Gänse, schlachtet sie, macht sie, oben beschriebener maßen, rein, und schneidet sie am Rucken herunter auf. Hernach vermischet man Salz

mit Salpeter, (wobey man sich nach der Quantität der zu räuchernden Gänse richten muß,) und zwar unter eine halbe Metze oder 1 Quart (Kanne) Salz 1 Loth Salpeter, salzet die Gänse in einem Geschirre damit ein, und reibet das Salz ziemlich hinein. Es muß aber das Geschirr unten ein Löchelchen haben, damit man die Brühe, welche sich da setzen wird, abzapfen könne. Hierauf schälet man eine rothe Rübe, schneidet Scheibchen daraus, leget solche auf die Gänse, beschweret dieselben mit einem Gewichte, und gießt alle Tage die Brühe, welche man abzapfet, wieder darüber; dadurch wird sich die Röthe aus den Rüben in das Gänsefleisch hinein ziehen, und das Fleisch gleich einer Koralle werden. Wenn sie nun etliche, zum wenigsten drey, Tage gelegen haben, nimmt man sie heraus, bindet sie an so genannte Wurstspieße, und hängt sie auf, daß sie erst ein wenig ausseihen. Damit sie bey dem Räuchern nicht zusammen gehen, stämmet man in dem inwendigen hohlen Leibe Hölzerchen, und hängt sie sodenn in eine Rauchkammer oder Feuermauer, doch daß keine zu starke Hitze dazu komme. So bald nun die Gänse in dem Rauche ein wenig angelaufen sind, verbindet man sie über und über mit Papier, und läßt sie also vollends zur Genüge räuchern.

Man nimmt auch bisweilen nur die Brüste von Gänsen zu räuchern. Man läßt sie 4 Tage im Salz liegen, bis solches geschmolzen ist, womit sie täglich begossen werden, hängt sie sodenn 14 Tage bis 3 Wochen in gelinden Rauch; vorher aber werden sie in Papier gewickelt, und in alte dünne Leinwand genähet. Auf 6 Gänse nimmt man eine starke Messerspitze Salpeter.

No. 38 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1776, S. 346.

Andere, und zwar die meisten, verfahren mit den zu räuchernden Gänsen so, daß sie dieselben in zwo Hälften zerschneiden, einige Tage lang in den Bökel legen, und damit die obersten nicht crocken werden, sie öfters umlegen, daß diese die untersten, und die unter-

sten

sen die obersten werden. Oder, wenn dieses nicht geschieht, so begießen sie die obersten Gänsehälften mit der unten zusammengelaufenen Salzlake aufs fleißigste. Nach 3 bis 4 Tagen gehen sie damit in den Rauch, ohne sie worin einzuhüllen, und ihr Schwarzwerden zu verhindern. Viele laßen sie zu lange in dem Rauche hängen, wovon sie ziemlich hart werden, in der Absicht, daß sie desto länger dauerhaft davon werden sollen. Sie werden sodenn aber eine weniger angenehme Speise, und gehören in solchem Zustande eher und mehr für den Gesindetisch.

Die größte Sorgfalt hat man aber wohl auf die zu räuchernde so genannte **Flick- oder Spickgans** (*) zu richten, wenn sie diesen Nahmen verdienen soll, weil man solche so gar unter die delicaten Speisen zu rechnen pfleget. Insonderheit stehen die **pommerschen Spick-Gänse** in der größten Achtung, worunter die besten in dem Amte Rügenwalde gemacht werden. Die wahre pommerische Art und Weise, solche Spickgänse zu machen, ist diese. Nachdem die hierzu bestimmten Gänse (**) in einen mit Stroh bestreuten Stall gesperret,

(*) In einigen gemeinen Mundarten, z. B. in Thüringen, heißt eine halbe geräucherte Gans, eine Gänsebake, entweder von Bak, welches im Niedersächsischen der Rücken heißt, der Rücken aber an geräucherten Thieren das vornehmste ist; oder auch von backen, dörren.

Das niedersächsische Flickgans, Gooseflikk, kommt entweder vom Schwed. Flick, eine Speckseite, Niederf. ein Flicken Speck, daher man dergleichen geräucherte Gänse auch wohl Spickgänse zu nennen pfleget; oder auch von flicken, zertheilen, zerschneiden; oder endlich auch von dem Niederf. flak, flach, weil dergleichen Gänsehälften flach gedrückt zu seyn pflegen, wie sie denn auch Preßgänse heißen.

(**) Hr. v. Eckhart, in seiner vollständigen Experimental-Oekonomie, sagt, daß insonderheit die Ganserte hierzu ausgesucht würden, weil solche eher und besser zunehmen, auch stärkere Schäfte (Leiber) bekommen, als die Gänsinnen. Hierin aber kann man wohl Demselben nicht beypflichten, daß die Ganserte eher und mehr, als die Gänsinnen, in der Mast zu-

mit Salpeter, (wobey man sich nach der Quantität der zu räuchernden Gänse richten muß,) und zwar unter eine halbe Metze oder 1 Quart (Kanne) Salz 1 Loth Salpeter, salzet die Gänse in einem Geschirre damit ein, und reibet das Salz ziemlich hinein. Es muß aber das Geschirr unten ein Löchelchen haben, damit man die Brühe, welche sich da setzen wird, abzapfen könne. Hierauf schälet man eine rothe Rübe, schneidet Scheibchen daraus, leget solche auf die Gänse, beschweret dieselben mit einem Gewichte, und gießt alle Tage die Brühe, welche man abzapfet, wieder darüber; dadurch wird sich die Röthe aus den Ruben in das Gänsefleisch hinein ziehen, und das Fleisch gleich einer Koralle werden. Wenn sie nun etliche, zum wenigsten drey, Tage gelegen haben, nimmt man sie heraus, bindet sie an so genannte Wurstspieße, und hängt sie auf, daß sie erst ein wenig ausseihen. Damit sie bey dem Räuchern nicht zusammen gehen, stämmet man in dem inwendigen hohlen Leibe Hölzerchen, und hängt sie sodenn in eine Rauchkammer oder Feuermauer, doch daß keine zu starke Hitze dazu komme. So bald nun die Gänse in dem Rauche ein wenig angelaufen sind, verbindet man sie über und über mit Papier, und läßt sie also vollends zur Genüge räuchern.

Man nimmt auch bisweilen nur die Brüste von Gänsen zu räuchern. Man läßt sie 4 Tage im Salz liegen, bis solches geschmolzen ist, womit sie täglich begossen werden, hängt sie sodenn 14 Tage bis 3 Wochen in gelinden Rauch; vorher aber werden sie in Papier gewickelt, und in alte dünne Leinwand genähet. Auf 6 Gänse nimmt man eine starke Messerspitze Salpeter.

No. 38 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1776, S. 346.

Andere, und zwar die meisten, verfahren mit den zu räuchernden Gänsen so, daß sie dieselben in zwo Hälften zerschneiden, einige Tage lang in den Bökel legen, und damit die obersten nicht trocken werden, sie öfters umlegen, daß diese die untersten, und die unter-

sten

herausgenommen, und an ihre Knie Bindfaden mit Oesen (Schleifen) angebunden werden, damit dieselben an langen hölzernen Spießen aufgehänget werden können. Wenn nun diese Oesen von Faden gebunden sind, werden die von Salzwasser noch ganz naßen Gänse über und über mit trockner Weitzenkleye bestreuet, und in der Kleye so herum gewälzet, daß man von ihrem Speck und Fleische nichts mehr sehen kann. Hiernächst werden dieselben auf ihre hölzerne Spieße an die Bindfadenösen aufgerichtet, jedoch so, daß keine die andere berühre, sondern allezeit ein Fingerbreiter Raum darzwischen bleibe, und alsdenn länger nicht, als 8 Tage, im Rauche gelaßen; jedoch da, wohin keine Hitze vom Feuer, sondern nur allein Rauch kommen kann. Endlich, und nach 8 Tagen, werden diese Gänse aus dem Rauche hinweggenommen, und auf dem Boden, hoch am Balken, 8 Tage in die Luft gehänget, nachher abgenommen, und ihnen mit einem zusammengewickelten leinenen Lappen die Kleye sauber abgerieben. Solchergestalt werden die Gänse äußerlich so gelb wie ein Spilling, im Speck so weiß als Schnee, im Magern aber so roth wie eine Rose aussehen, und sich Jahr und Tag saftig und wohlgeschmackt erhalten laßen.

Bey dieser Anweisung zur Bereitung der pommerschen Speckgans, ist noch anzumerken, daß solche von Einigen in Leinwand eingenähet wird, wenn sie in den Rauch gehänget werden soll. Dieses Verfahren aber ist nicht so gut, als dasjenige, wenn die Gans in Kleye eingehüllet ist. Denn gemeiniglich nimmt man doch nur abgenützte Leinwandlappen dazu, welche so dünne, wo nicht gar löcherig, sind, daß der Rauch zu stark durchdringen, und in die Gans zu sehr wirken kann. So ist es auch weit mühsamer, eine Gans in Leinwand zu hüllen und einzunähen, als solche mit Weitzenkleye zu bestreuen, und darin umher zu wälzen. Die Kleye geht ohnehin nicht verloren, sondern kann, wenn sie zu seiner Zeit von den Gänsen abgeschüret wird, immer noch zum Schweinefraß angewendet werden. *Eine in Lappen eingenähete Gans gewinnt auch nicht*

und 3 Wochen lang mit halb gestampften Rüben und halb Gerstenschrot vollauf gefüttert, auch mit Sand und hinlänglichem Wasser versehen worden, da alsdenn dieselben, wie ein kleiner Finger dick, Speck gesetzt haben, werden sie nach Martini abgeschlachtet, und mit der größesten Vorsicht gerupfet, damit die so fette und weiche Haut nicht voll Löcher geschunden werde. Wenn nun alle Stoppeln sauber ausgezogen, und die Gänse ganz rein geputzt sind, werden sie gesenget, und alsdenn mit warmen Wasser abgewaschen; nachher werden ihnen Hals und Flügel kurz am Leibe abgeschnitten. Hierauf wird eine Gans nach der andern recht accurat in der Mitte gespalten, Herz, Lunge, Magen und Leber, auch Kaldaunen, nebst dem Fette herausgenommen, und mit dem Halse, Flügeln und Beinen, nach und nach verzehret; die gespaltenen Gänse aber werden stark mit Salz berieben, und in ein reines Faß sehr dick auf einander geschichtet und zugedecket; mit solcher Einsalzung bleiben sie aber länger nicht als 3 Tage liegen. Unter dieser Zeit wird das meiste Salz geschmolzen, und jede Gans, so viel als nöthig, davon durchdrungen seyn. Nunmehr müssen sämmtliche Gänse so naß, und noch voll Salz hängend, her-

nähmen. Wenn die Ganserte nur ein wenig später im Herbste zur Mast eingestallet werden, so nehmen sie nicht recht zu, und wollen nicht gut fressen, indem der Naturtrieb sich bey ihnen nach dem Umgange mit den Gänsinnen zu sehr reget, daß sie sich abängstigen, und nach der Freyheit sehnen, welches bey Gänsinnen nicht so gespühret wird. So haben auch die Gänsinnen, wie bereits erwähnt worden, ein weit zärteres, und weniger zähes Fleisch als die Ganserte. Erwählet man letztere aber vorzüglich zu Spickgänsen, so ist wohl die Hauptursache keine andere, als diese, daß sie einen längern Leib haben, und deshalb mehr in die Augen fallend sind. Wenn die Pommern also uns nur die Ganserte als Spickgans zusenden, und die Gänsinnen für sich behalten, so schicken sie zwar das größte Stück Fleisch außer Landes, allein, das zärteste Fleisch bleibt ihnen doch zur eigenen Speise, und sie essen sodenn besser, als die Ausländer.

sn. Will man die geräucherte Gans zu einer Gast-Speise anwenden, wird sie ganz und unzerschnitten gekochet, und eben so aufgetragen. Doch zerschneiden Einige die Gans in Stücken, wenn sie gekochet werden soll, und man ißt sie mit allerley Vorkosten; z. E. mit dicken Erbsen, trocken gebrochenen Bohnen, Kartoffeln, Kohl und Rüben. Insonderheit sind folgende zwo Arten von Zurichtungen beliebt.

Geräucherte Gans, mit Braunkohl, auf Westphälisch. Man nimmt 1 oder 2 Gänse, wäscht sie, vorgedachter massen, in warmen Wasser rein ab; leget sie über Nacht in kaltes Wasser, damit sie ein wenig auflaufen; schneidet sie alsdenn in Stücken, und setzt sie in einem Topfe mit Wasser zum Feuer, salzet sie aber nicht, sondern läßt sie nur gar kochen. Darnach nimmt man Braunkohl, streifet ihn von den Strünken ab, wirft ihn in frisches Wasser, wäscht ihn sauber aus, thut ihn in einen Topf, auch die Strünke schälet man wie Kohlrabi, schneidet sie ebenfalls zum Kohl, gießt ein wenig Wasser darauf, setzt ihn, nachdem er vorher etwas gesalzen worden, zum Feuer, decket einen Deckel darauf, und läßt ihn eine Weile kochen. Ferner setzt man in einem Tiegel oder einer Casserolle 1 Pfund Butter auf das Feuer, daß sie weich werde, thut auch einen Löffel voll Mehl darein, und rührt es so lange, bis es braun wird. Endlich nimmt man den Kohl, schüttet ihn nebst dem Wasser in die heiße Butter, leget noch ein Stück Butter, nebst weißem Pfeffer, Ingber und zerbröckelten Muskatenblumen daran, schüttet auch ein Par Loth Zucker hinzu, und läßt es zusammen kochen. Endlich nimmt man die Gänse, leget sie zum Kohl, schöpfet das obere Fett ein wenig ab, gießt es auf den Kohl, läßt es also ein wenig mit einander kochen, und richtet es sodenn an. Einige schärben auch den Kohl, und vermengen ihn mit gebratenen Kastanien.

Geräucherte Gans, mit Rüben. Man nimmt weiße oder auch Steckrüben, schälet oder schabet, und schneidet sie in längliche oder breite Stückchen. Hernach setzt man in einer Casserolle oder eisernen Pfanne geschmelzte Butter auf das Feuer, damit sie heiß werde; reibet 1 oder ½ Loth Zucker darein, und läßt es zusammen recht heiß werden, so wird der Zucker als ein brauner Schaum erscheinen. Wenn nun dieser sich auszubreiten anfängt, schüttet man die *geschnittenen* Rüben, nachdem solche *vorher recht trocken gemacht worden*, hinein: so bekommen

die schöne vorhin angegebene Farbe in der Maße, als solches von der Kleye geschieht.

Man darf nicht befürchten, daß die mit Salzlake behangene, und darauf in Weizenkleye eingehüllte, Gans vom Salze zu hart werden könne. Dieses würde nur geschehen, wenn sie mager und nicht fett wäre. Die Spickgans aber muß so fett als möglich seyn, wenn sie recht schmecken und sich den Augen vortheilhaft darstellen soll. Eben deswegen wird sie Spickgans genannt, weil sie speckfett seyn muß. Dieser Speck der Gans verhindert aber das allzu starke Eindringen des Salzes, und die aufgestreuete Weitzenkleye zieht ebenfalls sehr das Salz von der Gans in sich hinein, welche, obiger Vorschrift gemäß, binnen den bemerkten Tagen wieder abgerieben werden muß.

Die Spickgänse werden in der Vorrathskammer, welche mit Gitterfenstern versehen seyn muß, damit die Luft durchstreichen könne, nebst anderm Räucherfleische, Speck, Schinken, Würsten u. d. gl. hingehängt und aufgehoben. Eine solche Vorrathskammer muß nicht so der Mittagsseite geöffnet seyn, daß die Sonnenhitze solche stark erwärmen könne; denn sonst wird die Gans, wie auch das andere Räucherfleisch, leicht gelb und älterich. Man thut daher am sichersten, wenn es an solcher kühlen, der durchstreichenden Luft geöffneten Kammer fehlt, auch die Spickgans, im Maymonathe, wie ander Räucherfleisch, in Asche einzupacken, das Gefäß mit dem eingepackten Fleische sodann aber an einem kühlen Orte hin zu stellen, und die Gänse, wenn man sie nicht jede besonders in leinene Lappen noch zum Einpacken einhüllen wollen, zum Gebrauche, von der Asche, wie anderes Räucherfleisch, zu reinigen.

Es gibt auch eine gewisse Art, Gänse ohne Rauch zu dörren, welche auch bey andern Arten des Fleisches Statt findet, und wovon im Art. Räuchern des Fleisches Anzeige geschehen wird.

Was die Zurichtung der geräucherten Gänse, der Gänsehälften, und der Spickgänse, zum Genuß, betrifft: so werden

1. die geräucherten Gänse, wenn sie zum Kochen gebrauchet werden sollen, zuvörderst vermittelst eines von Heu oder Stroh gemachten Wisches, in recht heißem Wasser abgescheuret, und sodenn eine Nacht über in kaltes Wasser geleget, damit sie ein wenig auflau-

sen.

ungsart der Gänse erinnert worden ist, eine Nacht vorher, wenn sie gekocht werden sollen, in kaltes Wasser leget, und darauf bey mäßiger Hitze ganz langsam gar kochet. Allein, die von dem Rauche angenommene Schwärze verlieren sie doch nicht durch solche Behandlungsart, daher es, um mehr als Einer Ursache willen, wohlgethan ist, die Gänsehälften nicht zu lange, sondern nur einige Tage in dem Rauche zu laßen, und die Vollendung ihres Trocknens der Luft zu überlaßen, wenn sie in einer luftigen Kammer frey hingehänget werden.

Die Gänse, welche in Hälften zertheilt geräuchert worden, werden theils als Hälften, theils in Viertel zerlegt, gekochet. Letzteres geschieht vornehmlich, wenn, wie kurz vorher gedacht, geräucherte Gänse mit welken Rüben zusammen gekochet werden. Auch zertheilet man, um der Bequemlichkeit willen, eben diese geräucherte Gänsehälften in Viertel für den Gesindetisch, wenn eine Vorkost damit zugleich gekochet, und von dem Gänsefette geschmälzet werden soll, damit es des Zusatzes eines andern Fettes zum Erweichen und Garkochen der Vorkost nicht bedürfe.

3. Was die **Verspeisung der Spickgans** betrifft, so wird sie nicht gekocht, sondern roh, und zwar mit Pfeffer und Salz, gegessen. Doch haben Einige Gefallen daran, von der Spickgans dünne Schnitte in Wasser, zerlaßener Butter und Citronensaft, wie den geräucherten Lachs, über Kohlen in einem Geschirre auszubraten. Es muß aber dieses mit Vorsicht geschehen, damit das Fleisch nicht hart oder zähe braten möge. Da aber die geräucherte Spickgans meistentheils nur roh gegessen wird, so trägt man sie gern in ihren völligen Hälften auf, um mit ihrer in die Augen fallenden Größe die Tafel zu zieren. Doch ist es auch nicht ungewöhnlich, wenn in einer Schüssel mancherley Schnitten von kaltem *Bökel- und Räucherfleische* aufgesetzet

men sie sofort eine schöne braune Farbe; alsdenn setzt man sie auf das Feuer, und rührt sie öfters um. Sind sie nun braun genug, so thut man sie in das Geschirr, worin sie gekocht werden sollen, gießt gute Fleischbrühe darzu, brennt ein wenig braunes Mehl und schüttet es darein, nebst etwas Pfeffer und Ingber. Hierauf nimmt man die, auf vorgedachte Art vorbereitete, geräucherte Gans, leget sie zu den Rüben, und läßt sie ferner kochen. Zu solchem Essen muß aber niemahls ein starkes Feuer gebraucht werden, sondern je langsamer man es kochen läßt, desto besser wird es; auch muß es immer zugedeckt bleiben.

In einigen Häusern kochet man wohl gar diese Fleischspeise mit getrockneten Rübchen, oder so genannten welken Rüben, zusammen: wenn nähmlich die geräucherten Gänse zuvor in einem besondern Topfe meist gar gekocht, und darauf zu den auch meist weich gekochten Rüben hinzugethan werden, damit beyde Kosten zusammen vollends in einem Geschirre gar kochen.

Die geräucherten Gänse schmecken in den Frühlingsmonathen am besten; nach Verfließung derselben haben sie schon den ersten guten Geschmack verloren.

Soll die geräucherte Gans nur Gesindekost werden, so läßt man sie nicht allzu fett werden, und ersparet einen Theil des zum Mästen sonst erforderlichen Korns oder der Gartengewächse. In diesem Falle dürfen die Gänse nicht sonderlich fett seyn, weil sie sodenn auch noch desto länger dauerhaft sind; obschon das Fleisch von der Länge der Zeit desto härter wird, welches aber bey der Speisung des arbeitsamen Gesindes gar nicht für nachtheilig zu halten ist. Aber auch geräucherte, nicht sonderlich fett gemachte Gänse kommen auch öfters auf die herrschaftliche Tafel.

2. Von den Gänsehälften habe oben, S. 71, gesagt, daß Viele dieselben, um sie desto dauerhafter zu machen, zu lange in dem Rauche hängen laßen, wovon sie ziemlich hart werden. Diese so, durch zu langes Räuchern, verhärteten Gänsehälften können aber durch Einwässern wieder in etwas gemildert werden, wenn man sie, wie bey der zuvor beschriebenen Räucherungsart

rungsart der Gänse erinnert worden ist, eine Nacht weicher, wenn sie gekocht werden sollen, in kaltes Wasser leget, und darauf bey mäßiger Hitze ganz langsam aufkochet. Allein, die von dem Rauche angenommene Schwärze verlieren sie doch nicht durch solche Behandlungsart, daher es, um mehr als Einer Ursache willen, wohlgethan ist, die Gänsehälften nicht zu lange, sondern nur einige Tage in dem Rauche zu laßen, und die Vollendung ihres Trocknens der Luft zu überlaßen, wenn sie in einer luftigen Kammer frey hingehänget werden.

Die Gänse, welche in Hälften zertheilt geräuchert werden, werden theils als Hälften, theils in Viertel zerlegt, gekochet. Letzteres geschieht vornehmlich, wenn, wie kurz vorher gedacht, geräucherte Gänse mit welken Rüben zusammen gekochet werden. Auch zertheilet man, um der Bequemlichkeit willen, eben diese geräucherte Gänsehälften in Viertel für den Gesindetisch, wenn eine Vorkost damit zugleich gekochet, und von dem Gänsefette geschmälzet werden soll, damit es des Zusatzes eines andern Fettes zum Erweichen und Garkochen der Vorkost nicht bedürfe.

3. Was die **Verspeisung der Spickgans** betrifft, so wird sie nicht gekocht, sondern roh, und zwar mit Pfeffer und Salz, gegessen. Doch haben Einige Gefallen daran, von der Spickgans dünne Schnitte in Wasser, zerlaßener Butter und Citronensaft, wie den geräucherten Lachs, über Kohlen in einem Geschirre anzubraten. Es muß aber dieses mit Vorsicht geschehen, damit das Fleisch nicht hart oder zähe braten möge. Da aber die geräucherte Spickgans meistentheils nur roh gegessen wird, so trägt man sie gern in ihren völligen Hälften auf, um mit ihrer in die Augen fallenden Größe die Tafel zu zieren. Doch ist es auch nicht ungewöhnlich, wenn in einer Schüssel mancherley Schnitten von kaltem Bökel- und Räucherfleische aufgesetzet

Fleisch durch das Kochen nicht zu mürbe werde. Gegen die Zeit, da das Fleisch gar seyn kann, muß man weite, so genannte Zuckergläser, in welchen man dasselbe aufbewahren will, in einen, auf dem Boden mit etwas Heu belegten, breiten Kessel mit kaltem Wasser setzen, und alsdenn auf das Feuer stellen, daß es heiß werde. Hierauf wird das Gänsefleisch, Stück bey Stück, in die Gläser geleget, hernach auch die Fleischbrühe, worin das Gänsefleisch gekocht worden, durch ein Tuch ganz siedendheiß darüber gegossen, so, daß die Gläser recht voll werden. Man setzt die Gläser hin, daß sie kalt werden; nimmt sodenn das auf der Brühe befindliche Schmalz rein ab, und gießt ein wenig zerschmolzenes Wachs über die Brühe; welche Verschließung des Glases mit Wachs so genau geschehen muß, daß nirgends eine Ritze, wodurch Luft zur Brühe kommen könne, gesehen werde. Man verwahrt nur die Gläser an einem guten Orte, wo es nicht warm noch dumpfig ist: so dauert das Fleisch von Martini, bis mitten in den Sommer hinein.

Daß eingesäuertes Gänsefleisch mit keiner andern, als einer sauern Brühe, zur Mahlzeit bereitet werden könne, versteht sich von selbst. Verschiedener Arten säuerlichen Brühen aber, geschieht, bey Bereitung anderer Fleischspeisen, Erwähnung.

In der Gegend des sächsischen Churkreises, welche der Fläming genannt wird, haben die Landleute die Gewohnheit, **die gebratenen Gänse in Schmalz zu legen, um solche den Winter hindurch zu erhalten.** Der gelehrte Pastor in Schlalach, Hr. Germershausen, welcher sich durch viele überaus nützliche ökonomische Abhandlungen in dem beliebten wittenbergischen Wochenblatt, welches der verdienstvolle Hr. Prof. Titius mit unermüdetem Fleiße herausgibt, und durch die Hausmutter, (welches letztere Werk als die reichste Schatzkammer der gemeinnützigsten praktischen Belehrungen in

der

breitet, auch ihr Hals iſt ſehr lang. Ihr Schnabel, die Beine und die Plattfüße ſind ſaffrangelb. Der obere Theil des Schnabels iſt mit verſchiedenen Reihen von kleinen Zähnen, der Unterſchnabel aber nur mit Einer Reihe, von jeder Seite, beſetzt. Auch ihre Zunge hat dergleichen an jeder Seite der äußern Haut; und bisweilen hat ſo gar ihr Gaumen kleine Zähne.

Der Farbe nach, ſind die wilden Gänſe, entweder grau, die man am häufigſten ſiehet; oder ganz weiß, die 4 oder 5 letzten Schwingfedern ausgenommen, welche kohlſchwarz ſind. Dieſe werden **Hagelgänſe**, Anſer grandinis *Klein.* und weil ſie ſich nur im Winter ſehen laßen, **Schneegänſe**, imgleichen **Sahlgänſe**, genannt, und ſind zwar etwas kleiner, können aber weit ſtärker und höher fliegen, als die grauen.

Auf den moluckiſchen Inſeln findet man große Heerden von ſchwarzen Gänſen, deren Füße den Papageyfüßen gleichen.

Die wilden Gänſe legen im Frühjahr 9 bis 12 Eyer, welche weiß, und an beyden Enden faſt gleich ſtumpf ſind, und bringen, nach einer Brutzeit von 4 Wochen, ihre Jungen in moraſtigen Orten auf Friſchen und Hügeln aus. Sie ſind ſehr ſcheu, und ſetzen ſich nicht leicht, wo ſie nicht vorher etliche mahl zur Sicherheit herum geflogen ſind, und ſich die Gelegenheit beſehen haben. Sie halten ſich in großen Brüchen auf, und fliegen des Nachts auf die Saatfelder nach dem Getreide. Uebrigens ſind ſie, ſofern ſie der Natur und Freyheit überlaßen bleiben, ordentlich Zeitvögel; ſie kommen alle Jahr im Frühlinge zu uns, und ziehen in einer oder zwo Linien, welche vorn die Spitze eines Keils ausmachen, wobey ſie nicht ſelten ein ſtarkes Geſchrey von ſich hören laßen. Einige meinen, ſie ſchreyen darum, daß, wenn bey Nacht oder dickem Nebel einige zurückgeblieben, dieſelben ſich nicht verirren, ſondern durch ſolches Zeichen ihrem Zuge richtig nachfolgen können. Sie ſcheinen über die See aus Norden zu uns

das Schmalz gerinnen will, daß es überall sich fest anlegen möge. Ist dieser Guß geschehen, so ist noch ein dritter zurück, womit der Topf voll gefüllet wird, wenn das Schmalz des zweyten Gusses sich gesetzt, und völlig erkaltet hat. Es werden die Spähne behend herausgenommen, die runde ausgeschnittene Haut an der einen Seite der Gans, doch ohne selbige zu berühren, hingeleget, und das letzte laukiche Schmalz übergegossen. Dieses muß hoch genug über die Gans stehen, indem es sich beym Erkalten senket.

Will man die Gans im Frühjahre genießen, so wird der Topf, worin sie eingelegt ist, in einen nicht allzuheißen Ofen gesetzt, und das Schmalz so fließend gemacht, daß es aus der Höhle des Leibes herausfließen könne, wenn man die Gans herausnimmt. Man läßt das Schmalz in eine untergehaltene Schüssel abtriefen, leget die Gans in eine Bratpfanne, und läßt sie etwas anbraten, leget den runden Ausschnitt der Haut wieder an seine Stelle, damit keine Oeffnung erscheine, und bringt die Gans warm zu Tische. Wenn man will, kann man auch besonders dazu in einer Pfanne gebratene Aepfel, auch angekochten und mit den Aepfeln in Gänseschmalz gebratenen Beyfuß hinein stecken.

Es ist aber aus obbesagtem zu ersehen, daß man einen Vorrath von frischem Gänseschmalze bey der Hand haben müsse; es wäre denn, daß man abgeklärte Butter, welche, nach diesem Gebrauche, wie das Schmalz, zur Fettung der Speisen dienlich bleibt, nehmen wollte; welche Butter aber mäßig gesalzen werden muß, und durch ihr Salz, zur längern Aufbewahrung des Bratens, nutzen kann.

Auf gleiche Weise kann man auch Krammetsvögel und Lerchen einlegen, die man aber auch nicht allzustark braten muß. Will man aber dieses und anderes Geflügel nicht als Braten dereinst, sondern nur mit säuerlichen Brühen gekocht essen, so kann man sie in Zucker-Gläsern eben so einsauern, wie vorher bey der Einsauerung des Gänsefleisches gesagt worden, daß man es auf diese Weise sehr lange erhalten könne.

Ich glaube, von der Zurichtung der Gänse, zum Genuß, genug und fast zu viel gesagt zu haben; denn das diätetische Urtheil, welches ich noch als Arzt über den Genuß des Gänsefleisches zu fällen habe, wird

nicht

Amerika liegenden vielen Inseln, etwa auf einer Breite von 20 bis 30 Grad, den Winter zuzubringen. So bald aber im Frühlinge die Wärme diesen von Natur hitzigen Vögeln unerträglich zu werden anfängt, und die Brutzeit heran nahet, zu welcher ihnen ein kühlendes Klima und reichliche Nahrung nothwendig sind, so ziehen sie immer höher nach Norden, und bevölkern nicht nur das nördliche Amerika, sondern fliegen auch auf der einen Seite nach Europa, auf der andern aber in großer Menge, und gleichsam mit einer Hauptcolonie, nach der in Westen nahe gelegenen Spitze von Asien herüber, in dessen großen und wasserreichen Wüsten sie Ueberfluß an Nahrung, und Sicherheit für sich und ihre Jungen zu finden wissen; und von wo sie durch den Frost, welcher das Wasser mit Eis zu bedecken, und die Ufer hart und ihren stumpfen Schnäbeln undurchdringlich zu machen anfängt, den alten Weg zurück nach Amerika getrieben werden, nachdem sie den Sommer hindurch eine junge Brut zu erziehen, und die Mause zu überstehen Zeit und Gelegenheit gehabt haben.

Nichts bestätiget diesen Satz mehr, als dieses, daß meist alle diejenige Arten von Enten und Gänsen, welche im Frühlinge von Osten nach Westen in Asien und über Europa von Südwesten nach Nordosten sich ausbreiten und im Herbste denselben Weg zurück ziehen, in Nordamerika häufig sind, niemahls aber in dem dürren Afrika, auch nicht im heißen Erdstriche, viel weniger aber im südlichen Hemisphär, angetroffen werden. Nichts ist auch der Natur und den Kräften dieser Vögel gemäßer; da sie gewiß umkommen müßten, wenn sie den heißen Erdstrich durchreisen und sich in die südliche Hälfte der Erdkugel, bis auf eben die Breite, welche sie bey uns zu ihrem Aufenthalte gehabt haben, begeben sollten, wie Einige haben behaupten wollen.

Zu mehrerer Bestätigung dieses Satzes dienet auch die Beobachtung des Hrn Steller. Dieser hat nicht nur aus dem beobachteten Zuge dieser Vögel die Nähe des festen Landes von Amerika, eben so, wie es nachher befunden worden, gegen über Kamtschatka, in Nordosten richtig gefolgert und vorher gesagt, sondern auch im Oct. 1741 auf seiner Reise von Kamtschatka nach Amerika, die kamtschatkischen Gänse nahe am festen Lande von Amerika auf 50 Grad in großen Scharen angetroffen, wo sie längst dem Ufer südwärts flogen; dahingegen er dieselben im April 1742, da er auf der Beringsinsel schiffbrüchig lebte, aus Südosten deutlich wieder nach Kamtschatka ziehen sahe.

Da nun zwischen Kamtschatka und Amerika die See am wenigsten Breite hat, mit Inseln besäet ist, und die Vögel sich also nach dieser Spitze von Asien versammeln, um den kürzesten Weg über die See zu nehmen: so ist kein Wunder, daß alle Wasser, Seen und Flüsse in diesen Landstrichen zu solcher Zeit von Wasservögeln wimmeln, da ohne dieß die Menge derjenigen, welche längst dem Eismeere hin, den Sommer über, brüten, so groß ist, daß die Anwohner sich bloß von Eyern ernähren könnten, und an vielen Orten die Klippen und Ufer mit Eyern dergestalt besäet sind, daß man fast nicht einen Schritt thun kann, ohne darauf zu treten.

Die Gänse suchen, unter allen Zugvögeln, die nördlichsten Gegenden vorzüglich darum, weil solche wasserreicher und also für dieselben nahrhafter sind, auch wegen geringer Waldung den Raubvögeln wenig Aufenthalt verstatten. Die kühle Temperatur dieser Gegenden ist auch diesen Vögeln gemäßer; und nichts ist dem zahmen Federviehe dieser Art schädlicher, als die Sommerhitze, der die wilden durch ihre Wanderung zu entgehen suchen.

Man siehet in Sibirien, am Kolyma, Lena und Jana-Strohm die ganz weißen wilden Gänse, von welchen unsere zahme weiße Gans entstanden zu seyn scheint, und wovon weiter unten, bey den wilden Gänsen, No. 7, mit mehrerm sprechen werde, in großer Menge. Sie kommen sehr früh in großen Scharen, bey den Mündungen jetztgedachter Flüsse, und zwar zuerst des Kolyma, an, und scheinen also aus Nordosten und höher von Amerika herüber zu kommen. Daher hat man dieselben so wenig auf Kamtschatka und in den südlichen Theilen Sibiriens, als eine gewisse Art kleiner Gänse, Teemka (Anser Bernida) genannt, welche mit ihnen zugleich ankommen, und eben den Zug halten. Das Merkwürdigste von diesen beyden Arten ist, daß man sie zwar die Lena aufwärts, niemahls aber wieder zurück ziehen sieht. Es scheint daher, daß diese Gänse, weil sie bey ihrer Ankunft den Fluß noch mit Eis belegt finden, nachdem sie sich nach den Bächen und Quellen landwärts begeben, und an den auf dem Eise sich erzeugenden und in warmen Quellen vorhandenen Insecten und Wasser-Kräutern etwas erhohlt haben, längst den Landseen hin und so nordwärts ziehen, um sich im Herbste nach der Brutzeit wieder nach derjenigen Spitze von Amerika, von welcher sie gekommen sind, und welche nordöstlich von Kolyma liegen mag, zurück zu begeben. Daß sie diesen Weg durch das Land nehmen,

breitet, auch ihr Hals ist sehr lang. Ihr Schnabel, die Beine und die Plattfüße sind saffrangelb. Der obere Theil des Schnabels ist mit verschiedenen Reihen von kleinen Zähnen, der Unterschnabel aber nur mit Einer Reihe, von jeder Seite, besetzt. Auch ihre Zunge hat dergleichen an jeder Seite der äußern Haut; und bisweilen hat so gar ihr Gaumen kleine Zähne.

Der Farbe nach, sind die wilden Gänse, entweder grau, die man am häufigsten siehet; oder ganz weiß, die 4 oder 5 letzten Schwingfedern ausgenommen, welche kohlschwarz sind. Diese werden Hagelgänse, Anser grandinis *Klein.* und weil sie sich nur im Winter sehen laßen, Schneegänse, imgleichen Sahlgänse, genannt, und sind zwar etwas kleiner, können aber weit stärker und höher fliegen, als die grauen.

Auf den moluckischen Inseln findet man große Heerden von schwarzen Gänsen, deren Füße den Papageyfüßen gleichen.

Die wilden Gänse legen im Frühjahr 9 bis 12 Eyer, welche weiß, und an beyden Enden fast gleich stumpf sind, und bringen, nach einer Brutzeit von 4 Wochen, ihre Jungen in morastigen Orten auf Frischen und Hügeln aus. Sie sind sehr scheu, und setzen sich nicht leicht, wo sie nicht vorher etliche mahl zur Sicherheit herum geflogen sind, und sich die Gelegenheit besehen haben. Sie halten sich in großen Brüchen auf, und fliegen des Nachts auf die Saatfelder nach dem Getreide. Uebrigens sind sie, sofern sie der Natur und Freyheit überlaßen bleiben, ordentlich Zeitvögel; sie kommen alle Jahr im Frühlinge zu uns, und ziehen in einer oder zwo Linien, welche vorn die Spitze eines Keils ausmachen, wobey sie nicht selten ein starkes Geschrey von sich hören laßen. Einige meinen, sie schreyen darum, daß, wenn bey Nacht oder dickem Nebel einige zurückgeblieben, dieselben sich nicht verirren, sondern durch solches Zeichen ihrem Zuge richtig nachfolgen können. Sie scheinen über die See aus Norden zu uns

zu kommen; doch halten ſich unſtreitig auch viele den Winter über in unſern Sümpfen und Brüchen auf, wo viel Geſträuch und Waſſer iſt.

Im 1 St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1758, wird angemerket, daß am 22 Dec. 1757, Morgens, eine große Menge wilder Gänſe aus Norden in Süden gerade über Hannover weg gezogen, und daß dergleichen Zug zu dieſer Jahrszeit etwas ungewöhnliches ſey, vornehmlich da ihr Weg ſonſt immer aus Oſten in Weſten gehet.

Dieſe Anmerkung wird im 15 St. derſ. v. e. d. J. beſtätiget. Am 24 Dec., alſo einen Tag ſpäter, begegnete dem Verf. dieſer Nachricht, auf einer Reiſe von Süden, gerade in Norden, ein dergleichen ſtarker Zug wilder Gänſe, der von Norden nach Süden, oder vielmehr mit einiger auf der Semlerſchen Karte von den Winden von Oſt-Nord-Oſt nach Weſt-Süd-Weſt bemerkten Ablenkung ſeinen Streif nahm. Der Verf. ſetzt die Anmerkung hinzu: „Ob zwar hier zu Lande der „ordentliche Zug der wilden Gänſe um Martini aus zu erfol„gen pfleget, ſo iſt doch auch dergleichen ſpäter in dieſen nörd„lichen Gegenden des Unterharzes, jedoch ſelten, imgleichen „mehrmahls von Norden gegen Süden, oder Harz-einwärts, „bemerkt worden. Da der verwichene Herbſt ziemlich gelinde „geweſen, und Schnee und Kälte mit dem Winter oder Chriſt„Feſt erſt eingetreten, ſo kann die Urſache dieſes ſpäten Zuges „nach Süden, oder den warmen Ländern, vermuthlich darin „liegen".

In Akadien ziehen die wilden Gänſe ebenfalls nach einem wärmern Himmelsſtriche, und kommen im Frühjahre wieder zurük.

Auf Kamtſchatka kommt im Frühlinge über die kuriliſchen Inſeln, und vielleicht von dem Compagnielande her, eine gewiſſe Art von Gänſen aus Südweſten angeflogen, welche, nach Beſchreibungen, eine Nebenart der türkiſchen Gans (Anſer cygnoides) zu ſeyn ſcheinet. Dieſe bleibt gröſtentheils am penſchiniſchen Meerbuſen und in der kuriliſchen See, wo ſie auch ihre Jungen ausbrütet, und nur ganz einzeln höher nach Norden ſich verliert. Mit dieſer hat es eine andere Bewandtniß, als mit den aus Oſten nach Aſien ankommenden Gänſen und Enten-Arten. Denn dieſe ſehen ſowohl, als die über Europa ſich ausbreitenden Scharen derſelben, in den waſſerreichen Gegenden von Amerika, und auf den zwiſchen Aſien und Ame-

Amerika liegenden vielen Inseln, etwa auf einer Breite von 20 bis 30 Grad, den Winter zuzubringen. So bald aber im Frühjahr die Wärme diesen von Natur hitzigen Vögeln unerträglich zu werden anfängt, und die Brutzeit heran nahet, zu welcher ihm ein kühlendes Klima und reichliche Nahrung nothwendig ist, so ziehen sie immer höher nach Norden, und bevölkern jetzt nur das nördliche Amerika, sondern fliegen auch auf der einen Seite nach Europa, auf der andern aber in großer Menge, und gleichsam mit einer Hauptcolonie, nach der in Westen sehr gelegenen Spitze von Asien herüber, in dessen großen und wasserreichen Wüsten sie Ueberfluß an Nahrung, und Sicherheit für sich und ihre Jungen zu finden wissen; und von wo sie durch den Frost, welcher das Wasser mit Eis zu bedecken, und die Ufer hart und ihren stumpfen Schnäbeln undurchdringlich zu machen anfängt, den alten Weg zurück nach Amerika getrieben werden, nachdem sie den Sommer hindurch eine junge Brut zu erziehen, und die Mause zu überstehen Zeit und Gelegenheit gehabt haben.

Nichts bestätiget diesen Satz mehr, als dieses, daß meistalle diejenige Arten von Enten und Gänsen, welche im Frühlinge von Osten nach Westen in Asien und über Europa von Südwesten nach Nordosten sich ausbreiten und im Herbste denselben Weg zurück ziehen, in Nordamerika häufig sind, niemahls aber in dem dürren Afrika, auch nicht im heißen Erdstriche, viel weniger aber im südlichen Hemisphär, angetroffen werden. Nichts ist auch der Natur und den Kräften dieser Vögel gemäßer; da sie gewiß umkommen müßten, wenn sie den heißen Erdstrich durchreisen und sich in die südliche Hälfte der Erdkugel, bis auf eben die Breite, welche sie bey uns zu ihrem Aufenthalte gehabt haben, begeben sollten, wie Einige haben behaupten wollen.

Zu mehrerer Bestätigung dieses Satzes dienet auch die Beobachtung des Hrn Steller. Dieser hat nicht nur aus dem beobachteten Zuge dieser Vögel die Nähe des festen Landes von Amerika, eben so, wie es nachher befunden worden, gegen über Kamtschatka, in Nordosten richtig gefolgert und vorher gesagt, sondern auch im Oct. 1741 auf seiner Reise von Kamtschatka nach Amerika, die kamtschatkischen Gänse nahe am festen Lande von Amerika auf 50 Grad in großen Scharen angetroffen, wo sie längst dem Ufer südwärts flogen; dahingegen er dieselben im April 1742, da er auf der Beringsinsel schiffbrüchig lebte, aus Südosten deutlich wieder nach Kamtschatka ziehen sahe.

S. 46 — 51, und 63, f.), oder mit Angeln zu fangen (ſ. eb. daſ. S. 53). Man kann auch ein Gehäge für ſie machen, wie für die Aenten (eb. daſ. S. 45, f.).

Eine beſondere Invention, die Gänſe nebſt den wilden Aenten mit Doppelflinten oder Karrenbüchſen zu ſchießen, habe hier, meinem im XI Th. S. 64 gethanen Verſprechen gemäß, noch zu beſchreiben. Man läßt ſich eine Doppelflinte, d. i. eine Flinte mit 2 Läufen, machen; es muß aber dieſelbe lang ſeyn, und die Röhre auch ziemlich Eiſen haben. Die Röhren liegen neben einander; und auf beyden Seiten befindet ſich an jedem Laufe ein Flinten- oder franzöſiſches Schloß. Der Schaft iſt wie ein ordinärer Flinten-Schaft. Beyde Abzüge zu den Schlöſſern ſind dergeſtalt gepaßt, daß der eine etwas vor dem andern ſteht, und kurz, der andere aber länger iſt, daß man, nach Gefallen, beyde zugleich, oder ein Rohr nach dem andern abſchießen kann. Es geht auch gar wohl an, daß beyde Röhre zugleich nur von Einem Schloß gezündet werden; doch iſt es beſſer, wenn jedes Rohr beſonders, nach Erfordern, losgeſchoſſen werden kann. Und weil den Aenten und Gänſen nicht leicht anzukommen iſt, ſo iſt nöthig, daß ein ſolches Stückgewehr lang und ſtark ſey, damit man, wegen des weiten Schuſſes, recht gröben Hagel darein laden könne, als mit welchem allezeit, außer dem, daß er beſſer durchſchlägt, auch weiter hinaus zu reichen iſt. Weil aber eine ſolche ſchwere Flinte nicht wohl fortzutragen iſt, noch weniger aber aus freyer Fauſt angeſchlagen und abgefeuert werden kann: ſo muß man auf Mittel, wie das Gewehr nicht nur fortzubringen, ſondern auch damit anz kommen iſt, bedacht ſeyn. Hat nun der Aenten-Schütz ein Pferd, ſo läßt er ſich einen leichten Pferde-Karren machen, mit geraden und niedrigen Leitern, auch nicht gar hohen Rädern, daß, wenn er neben dem Karren ſteht, er auf den Leitern auflegen und darüber hin-

ren, ist desto wahrscheinlicher, da man sie von der Lena in großer Menge nach Jakutzk und Werchoganskk kommen sieht, welches eben auf dem angedeuteten Wege gelegene Oerter sind. Dem sey wie ihm wolle, so scheinen diese Gänse gleichwohl einen viel nördlichern Winteraufenthalt in Amerika zu nehmen, als diejenigen Vögel, welche aus Osten auf Kamschatka ankommen; und vielleicht dient ihnen die Gegend oberhalb Californien und die Wüsten nach Hudsons- und Baffins-Bay zum Winterlager. Wenn man mit Gewißheit erfahren könnte, ob man sich auf den spanischen Colonien in Amerika des eisernen Schrotes bedienet: so wäre die Beobachtung, welche man gemacht hat, daß in den auf Kamschatka gefangenen Enten und Gänsen, außer bleyernen Kugeln, auch zuweilen dergleichen Hagel im Fleische verwachsen angetroffen wird, ein merkwürdiger unwidersprechlicher Beweis ihres Winteraufenthalts, und sie können auch diese Geschenke in der That nicht wohl anderwärts, als auf den amerikanischen Colonien, empfangen haben.

Daß bloß der Mangel der Nahrung im Winter, die Gänse und andere Vögel aus diesen nördlichen Gegenden, welche ihr eigentliches Vaterland sind, wieder nach dem wärmern Theile von Nordamerika treibe, beweisen diejenigen Enten, Taucher ꝛc. welche in Wassern, die niemahls zufrieren, um den See Baikal, und anderwärts bey warmen Quellen, wie schon oben erwähnt worden ist, zurück bleiben, wo sie den ganzen Winter hindurch nothdürftige Nahrung finden. Eben dieses beweisen die auf Kamtschatka häufig überwinternden Schwäne, welche mit ihren langen Hälsen und mit ihrem Tauchen, aus tiefern warmen Quellen ihre Nahrung hervor zu langen vermögend sind; womit sie sich auch so reichlich zu versorgen wissen, daß sie im März am allerfettesten befunden werden; da hingegen die Gänse ihren Schnabel nicht gern tiefer, als bis an die Augen, in das Wasser stecken.

Wenn wir alle übrige Zug- und Strichvögel durchgehen, so werden wir finden, daß bloß der Mangel gehöriger Nahrung an einem, und der Ueberfluß derselben an einem andern Orte, ihre Wanderungen fast durchgängig veranlaßet, und ihre Reiseroute bestimmt. Aus diesem Grunde bleiben gemeiniglich alle Raubvögel, sie mögen bey Tage oder bey Nacht fliegen, alle Krähenarten, welche mit allerley Nahrungen fürlieb nehmen, alle Saatvögel und die Hühnerarten, welche beständig Futter finden, in jedem Lande den ganzen Winter über, und ziehen nicht fort. *Hingegen suchen alle Vögel, welche bloß von*

sammeln, läßt man ein Pferd in den Karren spannen, und leget die Doppelflinte darauf. Der Fuhrmann setzt sich auf den Karren hinter den eingesteckten Schirm, und der Schütz geht auf der Seite am Karren her. Sehen sie die Aenten liegen, so fahren sie erst etwas von ferne bey denselben vorbey. Wenn sie eine Strekke weg sind, daß ihnen die Aenten nicht mehr recht nachsehen können, stecken sie behende den Schirm auf die andere Seite, und fahren also allmählich näher. Sind sie noch nicht nahe genug, müssen sie nochmahls vorbey, und hernach näher hinzu fahren. Wenn nun der Schütz bald nahe genug zu seyn glaubt, fasset er allgemach seine Flinte, leget sie währendem Fahren auf die Säule, und steckt sie allmählich die Schießscharte hindurch. So bald er nun sieht, daß ihm die Aenten oder Gänse recht zum Schusse sind, gibt er dem Fuhrmann ein Zeichen, welcher denn mit einer Hand das Pferd aufhält, und mit der andern nach dem Schieberahmen greift, und denselben zurück zieht. Es muß aber auch der Schütz schon fertig und bereit zum Schusse seyn, und losdrücken. Sollten nun die Aenten, wie sie ohne dieß zu thun pflegen, geschwinde aufstehen, wenn das Pferd angehalten wird, so ist deswegen das weite Loch mit dem Schieberahmen schon weggezogen; es kann daher der Schütz sich mit seiner Flinte auf die Seite oder nach der Höhe wenden, und dieselben im Fluge schießen; oder aber, da sie ihm im Sitzen nicht nahe genug bey einander wären, schießt er nur mit dem einen Laufe im Sitzen, und mit dem andern im Fluge, nach ihnen. Auf solche Art kann diese Invention, außer den wilden Aenten und Gänsen, auch zu Trappen gebraucht werden.

Sollte aber ein Weidmann diese Maschine mit einem Pferdekarren nicht anwenden wollen, so laße er sich einen langen Schiebkarren machen, worauf die Flinte bequem liegen kann; in der Mitte, wie oben

bey

bey dem Pferdekarren gezeigt worden, ein Säulchen mit einer Gabel, so hoch, daß, wenn der Schütz auf den Knien liegt, er darauf auflegen könne. Auf der Seite wird noch ein Gerüste gemacht, welches nur so hoch seyn darf, daß sich der Schütz gebückt dahinter verbergen kann. Hierbey ist aber noch ein besonderer Schild nöthig, dergleichen auch bey dem Repphühner-Fange gebraucht wird; doch muß dieser etwas lang seyn. Wenn nun der Jäger an Aenten anziehen will, leget er seine Flinte auf den Schiebkarren, steckt den Schirm auf, und spannt den Schild auf; ein anderer Mann führt den Schiebkarren, er selbst aber trägt den ausgespannten Schild, daß er und der Fuhrmann dahinter verborgen gehen, und laviret anfangs nur von ferne, wie bey dem Repphühnereintreiben, bis er vollends hinan ziehen kann. Wenn er nun sieht, daß er nahe genug ist, gibt er, währendem Fortziehen, seinem Fuhrmann den Schild, greift unterdessen nach seiner Flinte, bringt sie behende auf die Gabel, und schleicht immer gebückt dabey her, bis er zum Schuß fertig ist. So bald er jenem ein Zeichen gibt, hält dieser sofort an, und der Schütz muß auch in demselben Augenblikke losdrücken. Hierbey ist auch ein guter Hund nöthig, welcher hernach das getroffene Geflügel aus dem Wasser hohlen muß.

In Cartagena werden die wilden Gänse, wie im XI Th. S. 61, f. bey den wilden Aenten beschrieben worden, vermittelst hohler Kürbisschalen gefangen.

Wenn eine wilde Gans jung ist, so putzet und bratet man sie wie eine wilde Aente; ist es aber eine alte, so thut man am besten, wenn man sie etliche Wochen in Essig leget, und alsdenn in eine Pastete schlägt, und einige Stunden backen läßt; denn mit dem bloßen Braten kann es nicht wohl gezwungen werden.

Wenn man eine wilde Gans in Essig beizen will, muß sie vorher rein gemacht, und alsdenn ziemlich geschlagen werden,

den, damit ihr die Beine entzwey gehen. Hierauf besprengt man sie mit Salz, leget sie auf einen Rost, und läßt sie ein wenig anlaufen: thut sie sodenn in ein Geschirr, nebst Lorbeer-Blättern, Rosmarin, Thymian und etlichen ganzen Zwiebeln, gießt so viel Essig darauf, daß derselbe über die Gans gehe, und gibt ihr alle 3 Wochen frischen Essig, so wird sie recht mürbe und in die Pastete zu schlagen tüchtig werden. Man kann sie wohl ein halbes Jahr in Essig liegen laßen, ohne daß sie verdirbt.

Ich gedenke noch einiger besondern Arten wilder Gänse, und den Beynahmen der Gans führender Vögel.

1. In Schweden und Preußen gibt es eine Art wilder Gänse, welche wie der Fuchs in der Erde nistet, und **Fuchsgans** oder **Erdgans**, Anas Tadorna *Linn.* Vulpanser *Klein.* Tadorna *Bellon.* Fr. Tadorne, genannt wird. Dieser sehr schöne Vogel ist mehr in Gothland und einigen Nordländern, als in den west- und südlichen Gegenden, zu Hause. Er ist weißsprenglicht, an den Seiten der Brust rostfarbig, und längst dem Bauche aschgrau. Kopf und Oberhals sind ebenfalls aschgrau. Die Flügelfedern sind an den Spitzen röthlich, wie denn auch dergleichen Streifen längst über die Flügel geht. Der Schnabel ist wie ein anderer Gänseschnabel, nur mehr abgestumpft. Die Federn sind überaus weich.

2. Die **Fettgans**, welche den Nahmen daher hat, weil sie sehr fett wird; sie wird auch die **magellanische Gans**, Anser magellanicus, genannt, weil sie um der magellanischen Meerenge sehr häufig ist: Plautus pinguis *Klein.* Engl. Pinguin. Sie hat einen langen, vorn gekrümmten Schnabel, großen Rachen, am untern Kiefer eine Erhöhung, neben den Augen einen weißen Flecken, um den Hals einen weißen Ring; auf dem Kopfe und Rücken schwarze, sehr weiche Federn; weiß am Bauche; kurze Flügel, die wie ein Stück Leder herab hängen, und mit borstigen kurzen

Haa-

Haaren beſetzt ſind, ohne Federn. Sie halten ſich an den Ufern in unterirdiſchen Höhlen auf. Es gibt eine Art mit rothen, und eine mit ſchwarzen Füßen. Man findet ſie häufig auf den Inſeln der Südſee und um Amerika. Sie ſollen daſelbſt wie Kaninchen in Höhlen brüten. Sie können nicht fliegen, aber eben ſo geſchwinde auf dem Waſſer hinlaufen, als die andern fliegen; und nähren ſich größtentheils von Fiſchen, freſſen aber auch Gras. Sie haben ſehr zarte Flaum-Federn, welche die indianiſchen Weiber ſpinnen. Es werden Decken daraus gemacht, und an die Spanier verkauft. Die Indianer gehen, um dieſe Vögel zu fangen, des Nachts an das Ufer, und nehmen eine gewiſſe Baumrinde mit ſich, welche, wenn ſie recht trokken iſt, wie ein Licht brennt; ſie machen Fackeln daraus und zünden ſie an, und die Vögel, welche von dieſem Scheine verblendet werden, bleiben unbeweglich, und laßen ſich mit Prügeln todt ſchlagen.

Samml. aller Reiſebeſchreib. 18 B. S. 462, f.

An der patagoniſchen Küſte wird eine Art Pinguins oder Fettgänſe geſunden, welche die gemeinen Gattungen eben ſo an Größe übertrifft, wie die Patagonier die andern Menſchen (der Sage nach) übertreffen ſollen. Eine von Hrn. v. Murr aus dem 58 B. der philoſoph. Transact. v. J. 1769, überſetzte Beſchreibung des patagoniſchen Pinguins, findet man im 1 St. des Naturforſchers, Halle, 1774, gr. 8. S. 258 — 261, und im Wochenbl. für den gem. Mann, a. d. J. 1775, Leipz. 8. S. 347 — 349.

3. Die Baumgans, Bernaklegans, Brent-Gans, Rothgans, (bey den Seefahrern verderbt auch Rotges oder Rotjes genannt,) Anſer Brenta *Klein.* Anas Berniela *Linn.* Anas torquata *Aldrov.* Engl. Brent-Gooſe, Rood-Goſe, Fr. Crayant *Briſſ.* Oie de Brenta *Albin.* Cane oder Collier blanc, Cane de mer *Belon.* Den Nahmen Baum- und Bernaklegans haben dieſe Waſſervögel daher erhalten, weil man ehemahls glaubte, ſie wüchſen auf den Bäumen,

und würden aus den Bernaklemuscheln (Concha anatifera *Aldrov.* Tellina pedata *Bonann.* Lepas anatifera *Linn.*) erzeuget. Es ist eine Art mittelmäßiger Gänse, welche Einige zu den großen Aenten rechnen. Heut zu Tage ist es nicht mehr Zeit von Zeugung derselben auf den Bäumen, und ihren Ursprung halb vegetabilisch, halb animalisch zu machen, oder zu schreiben, daß sie aus Muschelschalen entstünden. Genug, es ist eine kleine Art Gänse, die sich im Winter in den nördlichen Provinzen Englands, vornehmlich aber auf den arkadischen und andern schottischen Inseln aufhalten, bey angehendem Frühlinge aber von dannen wegziehen; sie heißen daher auch schottische Gänse. Sie sind an Farbe braunroth, mit schwarzem Halse und dergleichen Brust, und einem weißen Halsbande. Sie ziehen weit nördlich über Schweden hinaus, finden sich auch in Dänemark, Norwegen, Island, Grönland, vermuthlich auch in den Nordländern von Amerika.

4. Die **Löffelgans**, der **Löffler** oder **Löffelreiher**, Gralla Platalea *Linn.* ist eine Art Sumpfvögel oder Angeler, mit einem löffelförmigen Schnabel, welche etwas kleiner als eine Gans ist. Sie wird bey einigen Neuern auch **Pelikan** genannt, dagegen der Pelikan der Alten die heutige Kropfgans ist. Siehe die folgende Nummer.

5. Die **Kropfgans**, **Sackgans**, der **Nimmersatt**, **Ohnvogel** (*), **Schwanentaucher**, **Wasser-**

(*) Im Griech. heißt dieser Vogel Ονοκροταλος, von ονος, ein Esel, und κροταλον, das Geklapper, weil er den Schnabel in das Wasser stecket, damit ein Geklapper macht, und dabey wie ein Esel schreyet, daher ihn auch Einige den Eselschreyer nennen. Dieses ονος scheint auch in dem schweitzerischen Nahmen Ohnvogel zum Grunde zu liegen, welches denn mit dem Vorworte ohne hier nur eine zufällige Aehnlichkeit hat. Im Französ. heißt der Esel gleichfalls Ane für Asne.

Wasservielfraß, Plancus Gulo *Klein.* Peleçanus Onocrotalus *Linn.* Fr. le Pelecan Grand Gosier, ist eine Art von Gänsen, und hat, wie diese, alle 4 Zehen, vorn und hinten mit einer Haut verbunden, auch einen Gänseschnabel, nur etwas stärker. Bey den Alten kommt dieser Vogel unter dem Nahmen **Pelikan** vor, und war nicht so bekannt, als heut zu Tage, da man ihn in allen Welttheilen findet. Auch in Europa ist er noch in den nördlichen Gegenden, in den volhynischen und semlominischen Gewässern, anzutreffen. Er ist viel größer als eine Gans, noch größer als ein Schwan, und hat breite und große Flügel. Es gibt ihrer so große, die in der Länge über 5 Schuh, vom Schnabel bis zur Schwanzspitze, betragen, und einen 1½ Schuh langen Schnabel haben. Die mehresten, welche man in unsern europäischen Gegenden hat, bekommt man aus Rußland, wo es in dessen asiatischen Besitzungen eine Menge dieser Vögel gibt. Der Körper ist weißlich, die großen Schwingfedern schwarz, der Schwanz weiß, der Kopf an den Seiten und um die Augen herum kahl, und mit einer blaßrothen Haut bedeckt. Der Rücken ist bey manchen schwärzlich, und der mehreste Theil des übrigen Körpers weiß; der Schnabel blaßroth, mit einem gelblichen Haken am Ende; die Füße bleyfarbig; die Nägel grau. Der obere Kiefer ist breit und niedrig, daher er einigermaßen löffelicht genannt werden kann, wie denn auch der Vogel zuweilen den Nahmen **Löffelgans** bekommt. Am untern Kiefer hängt eine starke gelbliche Haut, einer Ochsenblase ähnlich, welche im ausgedehnten Zustande einen Sack vorstellt. Dieser Sack kann sich erstaunend erweitern, daß darin eine Menge Nahrung Platz hat. Jedoch ist dieser Sack bey einigen schmal und enge. In denselben laden sie eine große Menge Fische, und schleppen sie mit sich fort, zur Nahrung für sich und ihre Jungen. Denn aus diesem Sacke

den, damit ihr die Beine entzwey gehen. Hierauf beſprengt man ſie mit Salz, leget ſie auf einen Roſt, und läßt ſie ein wenig anlaufen: thut ſie ſodenn in ein Geſchirr, nebſt Lorbeer-Blättern, Rosmarin, Thymian und etlichen ganzen Zwiebeln, gießt ſo viel Eſſig darauf, daß derſelbe über die Gans gehe, und gibt ihr alle 3 Wochen friſchen Eſſig, ſo wird ſie recht mürbe und in die Paſtete zu ſchlagen tüchtig werden. Man kann ſie wohl ein halbes Jahr in Eſſig liegen laßen, ohne daß ſie verdirbt.

Ich gedenke noch einiger beſondern Arten wilder Gänſe, und den Beynahmen der Gans führender Vögel.

1. In Schweden und Preußen gibt es eine Art wilder Gänſe, welche wie der Fuchs in der Erde niſtet, und **Fuchsgans** oder **Erdgans**, Anas Tadorna *Linn.* Vulpanſer *Klein.* Tadorna *Bellon.* Fr. Tadorne, genannt wird. Dieſer ſehr ſchöne Vogel iſt mehr in Gothland und einigen Nordländern, als in den weſt- und ſüdlichen Gegenden, zu Hauſe. Er iſt weißſprenglicht, an den Seiten der Bruſt roſtfarbig, und längſt dem Bauche aſchgrau. Kopf und Oberhals ſind ebenfalls aſchgrau. Die Flügelfedern ſind an den Spitzen röthlich, wie denn auch dergleichen Streifen längſt über die Flügel geht. Der Schnabel iſt wie ein anderer Gänſeſchnabel, nur mehr abgeſtumpft. Die Federn ſind überaus weich.

2. Die **Fettgans**, welche den Nahmen daher hat, weil ſie ſehr fett wird; ſie wird auch die **magellaniſche Gans**, Anſer magellanicus, genannt, weil ſie um der magellaniſchen Meerenge ſehr häufig iſt: Plautus pinguis *Klein.* Engl. Pinguin. Sie hat einen langen, vorn gekrümmten Schnabel, großen Rachen, am untern Kiefer eine Erhöhung, neben den Augen einen weißen Flecken, um den Hals einen weißen Ring; auf dem Kopfe und Rücken ſchwarze, ſehr weiche Federn; weiß am Bauche; kurze Flügel, die wie ein Stück Leder herab hängen, und mit borſtigen kurzen Haa-

sich hören laßen, welche einem Eselsgeschrey gleichet, davon er auch, wie S. 98 in der Anmerkung gedacht worden, den griechischen Nahmen bekommen hat.

Ihr Fleisch ist zart, hat aber einen thranigen Fisch-Geschmack. Ihr Sack wird von Landesbewohnern, wo sie einheimisch ist, zu allerley Beuteln, Säcken, Mützen, auch statt der Felle u. s. w. gebrauchet. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung machen die gemeinen Leute aus dem Kropfe Beutel, einen zu 2 Pfund Toback.

Eine seltene und sehr schöne Art von kleinschnäbeligen Nordgänsen, welche auch in Sibirien nur an wenig Orten gesehen wird, ist

6. die **Rothhalsgans**, Anser ruficollis. An Größe und Gestalt gleicht sie der canadischen Gans, hat auch einen eben so kleinen Schnabel, welcher kegelförmig, schwärzlich, und an der Spitze mit einem kolbichten, ganz schwarzen Nagel versehen ist. Die vordere Hälfte des Kopfes ist mit der Kehle schwarz, und diese Farbe, welche sich an der Kehle mit einer Ecke endigt, bedeckt mit einigem Glanz obenher die ganze Platte, und erstreckt sich, wie ein schwarzes Band, über den Nacken hinunter, bis zum Rücken. Die Federn stehen längst dem Nacken also gegen einander, daß eine schwache, nach der Länge laufende Mähne, oder Kamm entsteht. Auf jeder Seite steht zwischen dem Schnabel und Auge ein ovaler weißer Fleck, und das untere Augenlied ist halbmondförmig weiß bezeichnet. Von den Schläfen herunter zum Halse liegt auf jeder Seite ein länglicher, rostbrauner, weiß eingefaßter Raum, dessen Einfassung unten spitzig ausläuft, und dem schwarzen Bande des Nackens auf beyden Seiten einen weißen Saum gibt. Die ganze untere Seite des Halses und der Kropf, sind von schöner und glänzender, dunkelrostbrauner Farbe, welche an der Brust durch einen weiß und schwarzen, vor den Flü-

geln über den Rücken zusammenlaufenden Ring eingeschlossen wird. Der Rücken, die Brust und die Seiten unter den Flügeln sind ganz schwarz; der Unter-Bauch aber und die Federn unter dem Schwanze sind weiß, und auf beyden Seiten, was über den Schenkeln liegt, schwarz geschuppt. Die Daunen am ganzen Leibe haben eine graue Farbe, sind dabey reichlich lang, und so weich, wie Eider. Die Füße haben die Proportion von Gänsefüßen, und sind ganz schwarz.

Die Rothhalsgans ist die kleinste und schönste Gattung ihres Geschlechts. Man sieht sie in den untern Gegenden des Obflusses jährlich bey den ersten Frühlingsblicken aus Nordwest anfliegen. Weil alsdenn in den nördlichsten Gegenden noch alles von Frost starret, so ziehen sie bis Beresof, und noch südlicher den Ob herauf, wo sie schon aufgethaute Pfützen und Sümpfe finden. Man sieht solche nicht anders, als in großen Scharen, und zwar, wie andere wilde Gänse, in schrägen Reihen ziehen, und sie laßen auch während dem Fluge ihre Stimme hören; selbige lautet ungefähr wie Tschakwoi; und daher haben auch die Ostjaken dieser Gans den Nahmen Tschagwoi gegeben, welchen die unter ihnen wohnenden Russen beybehalten, und die angränzenden Samojeden in Tschagu verändern. Sonst wird sie auch, weil sie vom Eis-Meere herangeflogen kommt, und sich am liebsten in dessen Nachbarschaft aufhält, die Meernordgans, auf Russisch Morskaja Kasarka, genannt.

Am Ob sieht man die Rothhalsgänse niemahls einzeln, sondern in großen Scharen, welche sich nie anders, als auf freyen Plätzen niederlaßen, und so vorsichtig sind, daß man selten eine zum Schuß bekommt. Sie halten sich stets beysammen; wohin eine den Kopf dreht, dahin drehen sie ihn, wie eine Compagnie Soldaten, alle. Kaum hebt eine den Flügel, so fliegen sie alle davon. Allein, man fängt sie häufig in gewissen

Luft-

Lufmeßen, welche in Hrn. Pallas Reise 2 Th. S. 325, beschrieben sind, und bringt sie, ihrer Schönheit wegen, den Befehlshabern lebendig nach Tobolsk und andern Orten. Sie werden, wenn man sie also eingefangen hat, und mit geneßtem Hafer füttert, in wenig Tagen ganz zahm, laßen sich aber über Winter im Hause schwer erhalten, werden zusehends mager, und sterben gegen den Frühling eine nach der andern dahin, ohne daß man sie jemahls hat zum Hecken bringen, und also als Hausgeflügel vermehren können.

Eine ausführlichere Beschreibung der Rothhalsgans, nebst Abbildung, findet man in Hrn. Pallas Naturgesch. merkwürdiger Thiere, 6. Samml. Berl. und Stralf. 1776, 4. S. 24 — 29.

7. Die, theils wegen ihres weißen Gefieders, theils, weil sie nur im kältesten und mit Schnee bedeckten Norden anzutreffen ist, eigentlich so genannte Schneegans, Anser hyperboreus, ist an der Nord-Küste von Asien hauptsächlich nur von ungefähr dem 130 Grad der Länge an gegen Osten, um die untere Gegend der Lena, Jana, und noch östlicher in das Eismeer fallenden Flüsse, gemein. Sie werden daselbst von den Jakuten Yrung-Chass, und von den Russen Bjeloi gus genannt; beydes bedeutet weiße Gans. Man soll sie auch auf den äußersten Landzungen, welche den obischen Meerbusen einschließen, dann auf Nova Semlja an der ganzen juragkischen Küste des Eismeeres zwischen dem Ob und Jenisei, und sehr häufig auf der großen tainurischen Landecke zwischen dem Jenisei und Chatanga antreffen. Sie ist kleiner, als die gemeine wilde Gans, der Hausgans fast gleich, und hat fast eben die Proportion und Bildung. Der ganze Körper ist bey alten schneeweiß, nur mit etwas Gelb um den Schnabel überlaufen; die jungen hingegen haben, wie Schwäne, über den größten Theil des Kopfes und Halses eine bräunlich goldgelbe Schattierung,

rung, und auch wohl zuweilen etwas Grau um die Ohren und an der Kehle. Die kahle Haut zwischen den Schenkeln des Unterschnabels ist purpurhaft. Die Füße sind dunkelroth, bey jungen bräunlich.

Die obdorischen Ostjaken halten diese Gänse, wegen ihrer Weiße, für Schwäne, und nennen sie, weil sie im Fliegen keinen Laut von sich geben, **Ungula-Choteng** zungenlose oder stumme Schwäne). Allein, in dieser Gegend pflegen sie nie landeinwärts zu verweilen, und ungeachtet man sie am Ob zur Frühlingszeit ziehen sieht, so laßen sie sich doch niemahls nieder. Es scheint, daß auch in noch westlichern Gegenden, und selbst in Europa vorbeywandernde kleine Schwärme dieser Gänse gesehen zu werden pflegen; denn Schwenkfeld hat ihrer unter den schlesischen Vögeln Erwähnung gethan, und der Graf Marsigli scheint sie in seinem Danubius abgebildet zu haben. Allein, nach diesen Gegenden scheinen sie sich nur zu verirren, da hingegen dieselben an der Nordküste des östlichern Sibiriens sich jährlich in Menge einfinden, und insonderheit an der Lena immer einerley Zug beobachten, wovon bereits oben, S. 88, Erwähnung geschehen ist.

Die Schneegänse kommen in viel größern Scharen, als alle andere Arten wilder Gänse, gezogen. Man soll deren oft bis 400 in Einer Flucht zählen. Weil sie zugleich die dümmsten unter allen Gänsen sind, werden sie von den am Jana und Indigirka wohnenden Jakuten und Russen jährlich in großer Menge gefangen. Die Art sie zu fangen, welche sehr lächerlich ist, verdient, da man sie in Krascheninnikow Beschreibung des Landes Kamtschatka, sehr unvollkommen lieset, aus Stellers genauern Bemerkungen hier angeführt zu werden.

Die beste Fangzeit ist vom Ausgang des Aprils bis zum Junius. Denn bey der ersten Ankunft im Frühlinge sind die Schneegänse sehr mager, und im Junius, wenn sie die Federn

fallen

sich hören laßen, welche einem Eselsgeschrey gleichet, davon er auch, wie S. 98 in der Anmerkung gedacht worden, den griechischen Nahmen bekommen hat.

Ihr Fleisch ist zart, hat aber einen thranigen Fisch-Geschmack. Ihr Sack wird von Landesbewohnern, wo sie einheimisch ist, zu allerley Beuteln, Säcken, Mützen, auch statt der Felle u. s. w. gebrauchet. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung machen die gemeinen Leute aus dem Kropfe Beutel, einen zu 2 Pfund Toback.

Eine seltene und sehr schöne Art von kleinschnäbeligen Nordgänsen, welche auch in Sibirien nur an wenig Orten gesehen wird, ist

6. die **Rothhalsgans**, Anser ruficollis. An Größe und Gestalt gleicht sie der canadischen Gans, hat auch einen eben so kleinen Schnabel, welcher kegelförmig, schwärzlich, und an der Spitze mit einem kolbichten, ganz schwarzen Nagel versehen ist. Die vordere Hälfte des Kopfes ist mit der Kehle schwarz, und diese Farbe, welche sich an der Kehle mit einer Ecke endigt, bedeckt mit einigem Glanz obenher die ganze Platte, und erstreckt sich, wie ein schwarzes Band, über den Nacken hinunter, bis zum Rücken. Die Federn stehen längst dem Nacken also gegen einander, daß eine schwache, nach der Länge laufende Mähne, oder Kamm entsteht. Auf jeder Seite steht zwischen dem Schnabel und Auge ein ovaler weißer Fleck, und das untere Augenlied ist halbmondförmig weiß bezeichnet. Von den Schläfen herunter zum Halse liegt auf jeder Seite ein länglicher, rostbrauner, weiß eingefaßter Raum, dessen Einfassung unten spitzig ausläuft, und dem schwarzen Bande des Nackens auf beyden Seiten einen weißen Saum gibt. Die ganze untere Seite des Halses und der Kropf, sind von schöner und glänzender, dunkelrostbrauner Farbe, welche an der Brust durch einen weiß und schwarzen, vor den Flü-

Dörfern und Städten ihre Nahrung ſuchen, im Sommer aber ſo wild wie möglich ſind.

Der jetzt beſchriebene Gänſefang iſt den Einwohnern jener brodloſen nordöſtlichen Wüſteneyen eine große Hülfe; denn weil daſelbſt die Erde im Sommer niemahls über eine Spanne tief aufthauet, ſo werden die Gänſe, deren ein Hausgeſinde durch dieſe Art von Jagd oft an tauſend Stück in Einem Sommer erhält, gepflückt und ausgenommen, dicht auf einander in tiefe und geräumige Gruben geſchichtet, und ohne andere Bedeckung gleich mit dem ausgehackten gefrornen Erdreiche überſchüttet. Man hat nähmlich bemerkt, daß denenjenigen, welche um mehrerer Reinlichkeit die Gänſe zuerſt mit Laub oder Heu bedeckt, und ſodann Erde darüber geſtürzt hatten, der ganze Vorrath vor Winters völlig verfault iſt; wogegen die unmittelbar mit Erde bedeckten Gänſeſchichten ſich nicht nur ſehr wohl halten, ſondern auch, wenn man gegen den Winter zum nothdürftigen Gebrauche die Gruben öffnet, ganz rein geſunden werden, indem die Erde in ein Gewölbe gefroren, und hohl über den zuſammen geſunkenen Gänſen zu ſtehen pfleget.

Pallas, a. ang. O. S. 35, fgg.

Auf Kamtſchatka, iſt eine Manier, die grauen Gänſe zu fangen, welche ihrer Behendigkeit und Klugheit ſo wenig Ehre macht, als die jetzt erzählte der weißen Art. Die Kamtſchadalen ſuchen an den leimigen Ufern der Landſeen die mit Schaftheu bewachſenen Plätze auf, welche von den Gänſen zu Ruhe- und Spatzierſtätten erwählet werden. Daſelbſt graben ſie, in verſchiedener Diſtanz 2 Fuß tiefe Gruben, welche kaum ſo weit ſind, daß eine Gans darin Platz hat. Dieſe Gruben bedecken ſie mit dürren Reiſern, die ſie an den Rand herum ſtecken, und ſtreuen Schaftheu darüber. Wenn nun Gänſe an dieſe Gruben kommen, wie bey der großen Menge gar leicht geſchiehet, ſo fallen ſie ſtehend in die Gruben, und ſitzen dergeſtalt eingeklemmt darin, daß ſie die Flügel nicht ausbreiten können, um ſich heraus zu helfen. Zudem ſchlagen die am Rande herumgeſteckten elaſtiſchen Weidenreiſer wieder in die Höhe, und bedecken die Oeffnung der Grube, da denn die gefangene Gans nur den Kopf heraus-

ſtecken

stecken und sich umsehen kann, wobey sie wahre Zähren in großer Menge vergießen. Doch muß man, zur Ehre der grauen Gänse, und zum Beweise ihrer Gedächtniß-Kraft, erinnern, daß selten alte Gänse durch diese Fall-Gruben betrogen werden, sondern sich dieser aus anderer Unglück ihnen bekannten Gefahr, ihres halbjährigen Außenbleibens ungeachtet, bey ihrer Wiederkunft in Kamtschatka gar wohl erinnern. Die Bären wissen sich dieser Gruben gar sehr zu bedienen, und leeren, wenn der Eigenthümer nicht fleißig darnach sieht, bey der Visitation alles, was voll ist, aus.

Pallas Anmerk. von den Zugvögeln Sibiriens, im 1 B. des Stralsund. Magaz. S. 164, f.

Gans, (Bauern-) siehe oben, S. 21.
— (Baum-)
— (Bernakle-) } siehe oben, S. 97.
— (Brent-)

Gans, (Deputat-) s. oben, S. 54.
— (Eider-) s. Th. X, S. 331.
— (Eisen-) s. oben, S. 20.
— (Erd-) } s. oben, S. 96.
— (Fett-) }
— (Flick-) s. oben, S. 71.
— (Fuchs-) s. oben, S. 96.
— (Geräucherte) s. oben, S. 69, fgg.
— (Hagel-) s. oben, S. 85.
— (Haus-) s. oben, S. 21.
— (Kropf-) s. oben, S. 98.
— (Licht-) s. oben, S. 21, und Lichtbraten.
— (Löffel-) s. oben, S. 98 und 99.
— (Magellanische) s. oben, S. 96.
— (Martins-) siehe oben, S. 21, und 66.
— (Meer- Nord-) s. oben, S. 102.
— (Preß-) s. oben, S. 71, in der Anmerk.
— (Roth-) s. oben, S. 97.
— (Rothhals-) s. oben, S. 101.

Gans, (Sack-) s. oben, S. 98.
— (Sahl-) s. oben, S. 85.
— (Schnee-) s. oben, S. 85, und 103.
— (Schottische) s. oben, S. 98.
— (Spick-) s. oben, S. 71, und 83.
— (Türkische) s. oben, S. 86.
— (Wilde) s. oben, S. 84.
— (Zahme) s. oben, S. 21.

Gans-Eisen, s. oben, S. 20.

Gänse-Aar, Gänse-Adler, ein Nahme, der im gemeinen Leben verschiedenen Arten von großen Raubvögeln gegeben wird, welche den jungen Gänsen nachstellen. Besonders führet in Obersachsen diesen Nahmen ein großer braungelblicher Raubvogel mit kurzen ungeschickten gelben Fängen und langen Flügeln, welche dem Rohrvogel gleicht, nur daß er größer ist, und auch Gänsehabicht, wegen der Gestalt seines Schwanzes auch Schwalbenschwanz, imgleichen der Milan oder die Milane, (Melane, Mülane,) Fr. Milan, im mittlern Lat. Milio, (welches mit dem Lat. Milvus, Weihe, überein kommt,) und vermuthlich wegen seines kirrenden Geschreyes auch Kurweihe, Nieders. Goosarend, Dän. Gaasehøren, genannt wird. Er kommt spät im Frühlinge, nicht eher, als bis die jungen zahmen Gänse ausgebrütet sind, denen er am gefährlichsten ist. Wenn die Gänse auf der Erde sind, thut er ihnen nichts; so bald sie aber nur über sich in der Luft fliegen, schießt er unter sie. Daher pflegt man zu sagen: „Die Gänse sind närrische Vögel; wenn der Fuchs oder Wolf kommt, sollten sie in die Höhe fliegen; wenn aber der Gänseaar kommt, sollten sie sitzen bleiben". Uebrigens ist dieser Vogel nicht wohl zu schießen, weil er sich nicht setzt, sondern beständig oben in der Luft schwebet. Wo er aber seine Jungen etwan auf einem Baume hat, da setzt er sich bisweilen. Auf den Krähenhütten vor dem Uhu ist er

am

ſalen zu laßen und zu kranken anfangen, verlieren ſie auch wieder alles Fett. Zwey, drey bis vier Menſchen gehen gemeiniglich auf dieſen Fang aus. Wenn ſich irgendwo ein Schwarm Gänſe an einem Gewäſſer niedergelaßen hat, ſtellen ſie in einiger Diſtanz am Ufer deſſelben entweder ein grobes Netz auf, oder machen von Stangen und Rennthierhäuten eine ordentliche und geräumige Hütte zurecht. Alsdenn nahet ſich einer aus der Geſellſchaft, welcher ganz in weißen Rennthierfellen gekleidet ſeyn muß, der Heerde ohne Umſtände; die übrigen aber nehmen einen Umweg, und fangen, die Gänſe von fern mit Pfeiffen zu ſcheuchen und gegen die Falle zu treiben, an, wohin die einfältigen Gänſe ihrem weißgekleideten Führer, den ſie vielleicht für die älteſte leitende Gans anſehen, ohne Furcht und Unordnung folgen. Wenn ſie ſolchergeſtalt bis an das Netz getrieben worden, wird daſſelbe durch die daran angebrachten Leinen über ſie zuſammen geſchlagen, und oft der ganze Schwarm gefangen. Iſt aber ſtatt des Netzes eine Hütte errichtet worden, ſo muß dieſe zwo Thüren haben, welche offen ſtehen; durch die vordere geht der weiß gekleidete Gänſeführer hinein, und ſtellt ſich vor die Hinterthüre, bis die Gänſe ſich alle in die Hütte hinein gedrängt haben, und die Cameraden des Führers die Thüre hinter ihm zumachen können, worauf denn eine Gans nach der andern in der verſchloſſenen Hütte abgeſchlachtet wird. Am wunderbarſten iſt hierbey, daß ſich dieſe Gänſe den Jägern leicht bis auf einen Steinwurf nahe kommen laßen, und ſo wenig vor Menſchen fürchten, daß, wenn die Jäger den einen Schwarm treiben, ſich oft ein anderer vorüberfliegender Schwarm dazu niederläßt und zu jenem geſellet. Diejenigen, welche dieſe, wie bey vielen Seevögeln, alſo auch bey unſerer Schneegans bemerkliche Einfalt daher leiten, daß dergleichen Vögel, in ganz unbewohnten Gegenden zu leben gewöhnt, ſich vor dem Menſchen zu fürchten noch nicht gelernt haben, ſcheinen nicht den rechten Grund zu treffen. Denn was iſt gewöhnlicher, als daß Vögel, welche von Natur nicht ſo einfältig ſind, ſich in volkreichen Gegenden, inſonderheit um Städte, wo nicht geſchoſſen wird, an den Anblick des Menſchen gewöhnen, und viel von ihrer Wildheit ablegen, welche eben dieſe Arten, wenn ſie ſich ohne Mangel an unbewohnten wüſten Gegenden aufhalten können, in ſo hohem Grade beſitzen, daß man ſie kaum zum Schuß bringen kann! Hiervon hat man ein Beyſpiel an Aelſtern, Krähen, Dohlen und Sperlingen, die, obwohl nichts weniger als einfältig, im Winter geſellig und verwegen bey

Gans, (Sack-) s. oben, S. 98.
— (Sahl-) s. oben, S. 85.
— (Schnee-) s. oben, S. 85, und 103.
— (Schottische) s. oben, S. 98.
— (Spick-) s. oben, S. 71, und 83.
— (Türkische) s. oben, S. 86.
— (Wilde) s. oben, S. 84.
— (Zahme) s. oben, S. 21.

Gans-Eisen, s. oben, S. 20.

Gänse-Aar, Gänse-Adler, ein Nahme, der im gemeinen Leben verschiedenen Arten von großen Raubvögeln gegeben wird, welche den jungen Gänsen nachstellen. Besonders führet in Obersachsen diesen Nahmen ein großer braungelblicher Raubvogel mit kurzen ungeschickten gelben Fängen und langen Flügeln, welche dem **Rohrvogel** gleicht, nur daß er größer ist, und auch **Gänsehabicht**, wegen der Gestalt seines Schwanzes auch **Schwalbenschwanz**, imgleichen der **Milan** oder die **Milane**, (**Melane**, **Mülane**,) Fr. Milan, im mittlern Lat. Milio, (welches mit dem Lat. Milvus, Weihe, überein kommt,) und vermuthlich wegen seines kirrenden Geschreyes auch **Kurweihe**, Nieders. **Goosarend**, Dän. **Gaaseören**, genannt wird. Er kommt spät im Frühlinge, nicht eher, als bis die jungen zahmen Gänse ausgebrütet sind, denen er am gefährlichsten ist. Wenn die Gänse auf der Erde sind, thut er ihnen nichts; so bald sie aber nur über sich in der Luft fliegen, schießt er unter sie. Daher pflegt man zu sagen: „Die Gänse sind närrische Vögel; wenn der Fuchs oder Wolf kommt, sollten sie in die Höhe fliegen; wenn aber der Gänseaar kommt, sollten sie sitzen bleiben". Uebrigens ist dieser Vogel nicht wohl zu schießen, weil er sich nicht setzt, sondern beständig oben in der Luft schwebet. Wo er aber seine Jungen etwan auf einem Baume hat, da setzt er sich bisweilen. Auf den Krähenhutten vor dem Uhu ist er

2. Des Chryſanthemum Leucanthemum *Linn.* ſiehe eb. daſ.

Gänſe-Blut, ſiehe oben, S. 55, 58, und 83.

Gänſe-Bruſtknochen, ſ. oben, S. 84.

Gänſe-Därme, ſ. oben, S. 56.

Gänſe-Diſtel, Sonchus *Linn.*; ſ. Sonchenkraut.

— — — (Wilde) Dens leonis, Taraxacum; ſ. Röhrleinkraut.

Gänſe-Ey, ſ. oben, S. 25, und 83.

Gänſe-Federn, ſ. oben, S. 31, fgg.

Gänſe-Fett, ſ. oben, S. 61, 83 und 84.

Gänſe-Flieder, ſ. Schwalkenbeerſtrauch.

Gänſe-Fliege, ſ. oben, S. 46.

Gänſe-Füßer, ſ. im folg. Artikel.

Gänſe-Fuß. 1. Eine Pflanze, deren eckige Blätter die Geſtalt eines Gänſefußes haben, Chenopodium *Linn.* ſ. wilde oder Zwitter-Melde, im Art. Melde.

2. Eine Art Weinſtöcke mit dickſchäligen Beeren, welche gewürzhaft ſchmecken und einen guten Wein geben. Er hat den Nahmen gleichfalls von der Geſtalt ſeiner Blätter, und wird auch Gänſefüßer, imgleichen weißer Traminer genannt.

Gänſe-Fuß-Haut, ſ. oben, S. 84.

Gänſe-Garbe, Potentilla Anſerina *Linn.* ſ. Th. II, S. 238.

Gänſe-Gekröſe, ſ. oben, S. 59, f.

Gänſe-Gras, Potentilla Anſerina *Linn.* ſiehe Th. II, S. 238.

Gänſe-Grieben, ſ. oben, S. 61.

Gänſe-Habicht, ſ. Gänſe-Aar.

Gänſe-Haut, die Haut der Gänſe. Figürlich wird auch die Haut an dem menſchlichen Körper, wenn ſie in der Kälte rauh wird, und an derſelben ſo kleine und ſpitzige Bläschen auffahren, daß ſie wie die Haut einer gerupften Gans ausſieht, die Gänſehaut genannt.

de jeder Zeile einer angeführten Stelle dergestalt gesetzt, daß sie ungefähr halb über die Linie und halb unter dieselbe hervor ragen. Am Ende der angeführten Worte wird dieses Zeichen umgekehrt neben der Spitze des letztern Buchstabes nach dem Unterscheidungszeichen gesetzt. z. E. Er schreibt mir: „es ist alles verloren!“. So oft indessen diese Zeichen im Drucke vorkommen, so selten bedient man sich ihrer im Schreiben, und unterstreicht die angeführten Worte lieber, oder unterscheidet sie auf andere Weise.

Mit eben diesem Zeichen („) ist das so genannte Zeichen des Nachdrucks (Signum emphaseos) bey Einigen einerley. Sie schreiben zum Exempel: er ist ein recht „Jüdischer Christ“. Aber auch in diesem Falle ist das Unterstreichen besser und so gar gewöhnlicher. Weil im Druck das Unterstreichen nicht wohl angeht, so setzen die Buchdrucker ein in der Handschrift unterstrichenes nachdrückliches oder emphatisches Wort mit anderer Schrift, z. E. im Deutschen mit der sogenannten Schwabacher, und im Lateinischen entweder mit sogenannter Cursiv- oder auch mit Quadratschrift.

2. Im gem. Leben eine Art schlechten Drilliches, so in Westphalen **Gastenkoorn**, Gerstenkorn, genannt wird.

Gänse-Bake, siehe oben, S. 71, in der Anmerk.

Gänse-Bauch. 1. In den Küchen, eine ausgenommene Gans, so wie sie für den Bratspieß bestimmt ist.

2. Im niedrigen Scherze, ein dünner eingefallener Bauch, der dem Bauche einer ausgenommenen Gans gleicht.

Gänse-Baum, in einigen Gegenden, eine Benennung des im I Th. S. 242, f. und 245, f. erwähnten **spitzigen Ahornes**, Acer platanoides *Linn.*, dessen fünffach gezackte Blätter den Gänsefüßen gleichen, und der auch unter dem Nahmen der Lehne oder Löhne bekannt ist.

Gänse-Blume, eine Benennung verschiedener wild wachsenden Blumen und Pflanzen, welche eine angenehme Speise der Gänse sind. 1. Der Bellis minor *Linn.* s. **Maßlieben.**

2. Des

2. Des Chryſanthemum Leucanthemum *Linn.* ſiehe eb. daſ.

Gänſe-Blut, ſiehe oben, S. 55, 58, und 83.

Gänſe-Bruſtknochen, ſ. oben, S. 84.

Gänſe-Därme, ſ. oben, S. 56.

Gänſe-Diſtel, Sonchus *Linn.*; ſ. Sonchenkraut.

— — — (Wilde) Dens leonis, Taraxacum; ſ. Röhrleinkraut.

Gänſe-Ey, ſ. oben, S. 25, und 83.

Gänſe-Federn, ſ. oben, S. 31, fgg.

Gänſe-Fett, ſ. oben, S. 61, 83 und 84.

Gänſe-Flieder, ſ. Schwalkenbeerſtrauch.

Gänſe-Fliege, ſ. oben, S. 46.

Gänſe-Füßer, ſ. im folg. Artikel.

Gänſe-Fuß. 1. Eine Pflanze, deren eckige Blätter die Geſtalt eines Gänſefußes haben, Chenopodium *Linn.* ſ. wilde oder Zwitter-Melde, im Art. Melde.

2. Eine Art Weinſtöcke mit dickſchäligen Beeren, welche gewürzhaft ſchmecken und einen guten Wein geben. Er hat den Nahmen gleichfalls von der Geſtalt ſeiner Blätter, und wird auch Gänſefüßer, imgleichen weißer Traminer genannt.

Gänſe-Fuß-Haut, ſ. oben, S. 84.

Gänſe-Garbe, Potentilla Anſerina *Linn.* ſ. Th. II, S. 238.

Gänſe-Gekröſe, ſ. oben, S. 59, f.

Gänſe-Gras, Potentilla Anſerina *Linn.* ſiehe Th. II, S. 238.

Gänſe-Grieben, ſ. oben, S. 61.

Gänſe-Habicht, ſ. Gänſe-Aar.

Gänſe-Haut, die Haut der Gänſe. Figürlich wird auch die Haut an dem menſchlichen Körper, wenn ſie in der Kälte rauh wird, und an derſelben ſo kleine und ſpitzige Bläschen auffahren, daß ſie wie die Haut einer gerupften Gans ausſieht, die Gänſehaut genannt.

Gänſe-Hirt, ein Hirt, welcher die Gänſe hütet, der, wenn er ein Knabe iſt, der Gänſejunge, und wenn es ein Mädchen iſt, das Gänſemädchen genannt wird; ſ. oben, S. 54.

Gänſe-Holz, ſ. oben, S. 65.

Gänſe-Kiel, ein Kiel von den Schwungfedern aus den Flügeln der Gänſe, welche zum Schreiben gebraucht werden; ſiehe Th. XII, S. 400.

Gänſe-Klein, ſ. oben, S. 59.

Gänſe-körhig, Gänſekörhiges Erz, ein reichhaltiges Silbererz, welches den Nahmen von ſeiner Aehnlichkeit mit der Farbe des Gänſekothes hat; ſ. **Silber.**

Gänſe-Kohl, Sonchus *Linn.*; ſ. **Sonchenkraut.**

— — — (**Wald-**) Prenanthes *Linn.*; ſ. eb. daſelbſt.

Gänſe-Kopf, eine Art Birn; ſ. Th. V, S. 445.

Gänſe-Koth, ſ. **Gänſe-Miſt.**

Gänſe-Krankheiten, ſ. oben, S. 45, f.

Gänſe-Kraut. 1. Eine Benennung des Chryſanthemum Leucanthemum *Linn.*; ſ. **Maßlieben.** 2. Der Potentilla Anſerina *Linn.*; ſ. Anſerina. 3. Des Comarum paluſtre *Linn.*; ſ. Th. XIII, S. 406. 4. Des Equiſetum *Linn.*; ſ. **Kannenkraut.** 5. Der Alſine media; ſ. Th. I, S. 584.

Gänſe-Küchlein, ſ. oben, S. 27, in der Anmerk.

Gänſe-Laus, ſ. oben, S. 50.

Gänſe-Leber, ſ. oben, S. 62, fgg.

Gänſe-Miſt, ſ. oben, S. 53, und im Art. **Miſt.**

Gänſe-Pappel, Malva rotundifolia *Linn.*; ſ. **Pappel.**

Gänſe-Paſtete, ſ. oben, S. 67, f.

Gänſe-Pfeffer,
Gänſe-Sauer, } ſ. oben, S. 58.

Gänſe-Schmalz, ſiehe oben, S. 61, 83 und 84.

Gänſe-Schwarz, ſ. oben, S. 58, f.

Gänſe-Seuche, ſ. oben, S. 46.

Gänſe-Stall, ſ. oben, S. 30, und 34.

Gänſe-Steige, ſ. oben, S. 34.

Gänſe-

Gänse-Tod, eine Benennung des Brachmonathes; s. oben, S. 51.

Gänse-Weid, Alsine media; s. Th. I, S. 584.

Gänse-Wein, eine im gem. Leben übliche scherzhafte Benennung des Wassers.

Gänse-Zehend, s. unter Zehend.

Gänse-Zunge, die Zunge der Gänse; s. oben, S. 84. Figürlich eine Benennung der Endivie und des Steinbrechs.

Gaise de diamant, siehe Diamant-Schnur.

Ganserkraut, Stabwurz; siehe Abrotanum.

Gant, s. Handschuh.

Gant (*) (die), eine oberdeutsche Benennung eines öffentlichen Verkaufes an den Meistbiethenden, einer Auction oder Versteigerung, s. Th. II, S. 645, fgg. Imgleichen des Ortes, wo solches geschiehet. Daher das Gantbuch, das Gantregister, oder die Gant-Rodel, das Verzeichniß derjenigen Sachen, welche auf solche Art verkauft werden sollen; das Ganthaus, die Gantstube, der Ort, wo solches geschiehet; der Gantmeister, der Gantverkaufer, der Auctionarius; das Gantrecht, die dabey vorgeschriebenen Gesetze, imgleichen das Recht, dergleichen Ganten anzustellen, das Stangenrecht; die Gantzeit, wenn solches geschiehet, u. s. f. Siehe auch Verganten.

Gantan, Gantang, ein ostindisches Gewicht, welches insonderheit zu Bantam, auf der Insel Java, gebräuchlich ist, und 3 holländischen Pfunden gleichgeschätzet wird.

Auch

(*) Da die Sache selbst eine römische Erfindung ist, so ist auch dieses Wort ohne Zweifel aus dem Lat. Worte quanti gebildet, welches bey dergleichen Verkäufen mehrmahls gehöret wurde. Eben daher rühret auch das mittlere Lat. Inquantus, Incantus, Encanum, und das Franz. Encant, Ital. Incanto, eine solche Gant oder Auction, und das mittlere Lat. incantare, encanter, verganten, und Incantator, ein Auctionarius.

Bauer, im Gegensatze eines halben. In Thüringen heißen ganze Güter diejenigen, welche in einerley Lehen und Zinsen gehören, und daher nicht vereinzelt werden dürfen, die Zahl ihrer Aecker mag übrigens beschaffen seyn, wie sie will. Er trank es ganz aus. Den ganzen Tag herum gehen. Von ganzem Herzen, von ganzer Seele.

2) Figürlich. (a) Für völlig, das Beysammenseyn aller Grade der innern Stärke zu bezeichnen. Es ist mein ganzer Ernst. Sie haben mein ganzen Beyfall. (b) Mit dem Nebenbegriffe der Größe, dieses Ganze als etwas Großes, als etwas Wichtiges vorzustellen. Es gibt ganze Völker, welche an gewissen Vergnügungen durchaus keinen Geschmack finden.

Wenn das Hauptwort, zu welchem ganz gehöret, ein Zahlwort bey sich hat, so kann das Beywort sowohl vor als nach diesem stehen. Er ist ganze vierzehen Tage, oder vierzehen ganze Tage ausgeblieben. Im gem Leben pflegt man alsdann für ganze gern ganzer zu sagen. Ich gieng zwey ganzer Tage um das Haus herum. Vier ganzer Tage, oder ganzer vier Tage.

II. Als ein Hauptwort, dasjenige Ding zu bezeichnen, welches erwächst, wenn man dessen sämmtliche wirkliche oder mögliche Theile zusammen nimmt. Der menschliche Körper ist ein aus unzählig viel Theilen zusammen gesetztes Ganze (Ganzes). Ein Gemählde ist nicht schön, in welchem die übel verbundenen Theile kein Ganzes machen. Im Ganzen, alle zu einer Sache gehörigen Theile genommen, oder betrachtet. Unsre Lebensart ist, im Ganzen genommen, besser, als mancher Milzsüchtiger sie beschreibet.

III Als ein Nebenwort, wo es in den meisten Fällen eine Fortsetzung der zweyten Hauptbedeutung des Beywortes ist.

1. Für völlig, eine Sache nach allen Graden ihrer innern Stärke zu bezeichnen. Ich bin ganz der

Ihrige,

haft ist. Das Glas fiel von dem Tische und blieb dennoch ganz. Ein ganzes Fenster und ein zerbrochenes. Ein ganzes Ey. Das Siegel ist noch ganz. Er hat keinen ganzen Rock am Leibe. Ein Buch ist nicht mehr ganz, wenn es zerrissen ist, oder Blätter daran fehlen. Ein Berg ist im Forstwesen ganz in Haaren, wenn das in demselben befindliche ausgewachsene Holz noch unversehrt beysammen steht. In eben diesem Verstande nennet Notker die Vorhaut Kanzlidi, und Ottfried braucht ganz und ganzer für gesund, Ganzida für Gesundheit und Vnganzi für Krankheit, so wie das Nieders. heel sowohl ganz, als gesund bedeutet. (2) Im Gegensatze dessen, was in mehrere Theile getheilt ist. Ganzes Gewürz, ganzer Pfeffer, im Gegensatze des zerstoßenen. Ganzes Geld, hartes, im Gegensatze des einzelnen. Ein ganzer Thaler, ein Speciesthaler. Die Jagdbauern ganz machen, im Jagdwesen, sie in Reihe und Ordnung stellen. Ein ganzer Käse, im Gegensatze eines halben, oder angeschnittenen. Die Bouteille ist nicht mehr ganz, sie ist schon angebrochen. Eine ganze Zahl, L. Numerus integer, im Gegensatze einer gebrochenen, oder eines Bruches. (3) Figürlich, im gem. Leben, in seiner Art vollkommen, doch nur als ein Beywort. Das ist ein ganzer Mann. Das ist ein ganzes Pferd. Das waren ganze Leute.

2. In der weitesten Bedeutung, das Beysammenseyn aller Theile zu bezeichnen, die ein Ding hat, oder haben kann, es sey nun ein körperliches, oder unkörperliches Ding, ein Raum, eine Zeit u. s. f.

1) Eigentlich. Das ganze Haus durchsuchen. Die ganze Gesellschaft brach auf. Das ganze Heer nahm die Flucht. Ein ganzes Brod verzehren. Geben Sie es mir ganz. Ganz Rom erschrak, alle in Rom befindliche Leute. Das ganze Glas austrinken, allen in dem Glase befindlichen Wein. Ein ganzer

weges mit sich. An der Figur B hingegen fällt es sogleich in die Augen, daß sie eine ganze Faßade vorstellt. Sie ist sowohl von unten durch die Plinthe, die den Fuß vorstellt, als von oben durch ein Hauptgesims, geendigt; so, daß sich weder von oben noch von unten etwas hinzusetzen läßt, das nicht außerhalb der Gränzen läge und ein unnützer Theil wäre. Eben so sind auch beyde Seiten durch die Ausladung der Plinthe und des Haupt-Gesimses völlig begränzt, weil man deutlich sieht, daß nichts daran gesetzt werden kann.

Dieses Beyspiel dient also zum Muster, wie jedes Werk der Baukunst durch Anfang und Ende zu einem vollständigen Ganzen gemacht werden könne. Auch jeder einzele Theil, in so fern er wieder ein kleineres Ganzes macht, hat diese Vollständigkeit nöthig. In der erstern Figur ist man einiger maßen ungewiß, ob die Fenster wirklich vollendet, oder nur angefangene Oeffnungen, oder gar in der Mauer gelaßene Löcher seyn, die noch zugemauert oder erweitert werden sollen. Diese Ungewißheit hat in der zweyten Zeichnung nicht mehr Statt. Bloß die Einfassungen um die Fenster zeigen deutlich an, daß diese Oeffnungen nicht zufällige, oder noch nicht fertige Löcher, sondern wirkliche Fenster seyn, welche durch die Einfassung auf allen Seiten ihre Begränzung haben.

Das Gefühl von der Nothwendigkeit, jedem Körper, der nicht als ein abgebrochenes Stück, sondern als ein Ganzes erscheinen soll, einen Anfang und ein Ende zu geben, ist so gewiß und so allgemein, daß wir die Aeußerung davon überall sehen können. Ein Mensch aus dem niedrigsten Haufen, der am wenigsten über Schönheit und Geschmack nachdenkt, wird doch seinem, aus einem Zaune gerissenen Stocke, oben eine Art von Knopf, und unten eine Spitze zu geben suchen, damit es ein ganzer Stock, und nicht ein Stück eines Stockes sey. Daher sehen wir sowohl in den ältesten, als in den unzierlichsten Gebäuden, schon überall, wo Säulen und Pfeiler sind, Spuhren von Fuß und Knauf, ohne welche die Säule nicht so wohl eine Säule, als ein Stück einer Säule, seyn würde. Um so viel weniger ist es zu begreifen, wie griechische Baumeister dorische Säulen ohne Fuß haben setzen können. Vielleicht hat dieses Gefühl auch die Verjüngung der Säulenstämme hervorgebracht; denn sie scheint doch die Empfindung des obern Endes

der

der Säule zu erwecken. Gewisser aber sind der Ober- und Unter-Saum des Säulenstammes, der Ablauf und Anlauf an demselben daher entstanden; denn sie sind offenbar die beyden Enden des Stammes.

Bey einem ganzen Gebäude empfindet jedermann, wie wichtig die beyden Hauptenden, der Fuß und das Gebälk seyn. Jeder verständige Baumeister wird diesen Theilen ein Verhältniß zu geben suchen, welches dem Ganzen wohl angemessen ist, daß das Auge an diesen beyden Enden die Ruhe finde. Auf der andern Seite wird er auch jeden einzelnen Theil, er sey groß oder klein, so zu machen suchen, daß er weder als ein unabhängliches Ganzes hervorstehe, noch als ein unvollendetes Stück ohne Anfang und Ende erscheine. Darin besteht ein Hauptheil des richtigen und guten Geschmackes

In der Mahlerey sind ebenfalls besondere Veranstaltungen nöthig, dem Inhalt des Gemähldes seine völlige Begränzung zu geben. Daß alles, was wirklich zum Inhalt gehört, in eine einzige Hauptmasse vereiniget werde, ist hierzu noch nicht hinlänglich; das Auge muß empfinden, daß dieser Masse nichts fehle. Darum erfüllet sie nicht den ganzen Grund, oder die ganze Tafel des Gemähldes, damit rings herum noch Sachen angebracht werden können, die außer dem Inhalt liegen, und uns empfinden machen, daß der Hauptmasse nichts fehle. Dieses ist die Ursache, warum meistentheils auf dem Vorgrund, und oft auch an den Seiten, fremde und eigentlich außer dem Inhalt des Gemähldes liegende Sachen gesetzt werden. Sie bewirken offenbar das Gefühl, daß wir die Vorstellung ganz sehen, da sie rings herum von den umstehenden Sachen abgelöset ist. Deshalb werden auch diese fremde und zur Absonderung der Hauptmasse dienende Dinge meistentheils nur halb vorgestellet. Ob nun gleich die Mahler dieses nicht allemahl beobachten, so findet man doch, daß die Gemählde, wo diese Ablösung des Inhalts von umstehenden Dingen beobachtet wird, etwas haben, wodurch sie mehr gefallen, als andere, da dieses versäumet wird. Niemand ist hierin sorgfältiger, als die Land-

weges mit sich. An der Figur B hingegen fällt es sogleich in die Augen, daß sie eine ganze Fäßade vorstellt. Sie ist sowohl von unten durch die Plinthe, die den Fuß vorstellt, als von oben durch ein Hauptgesims, geendigt; so, daß sich weder von oben noch von unten etwas hinzusetzen läßt, das nicht außerhalb der Gränzen läge und ein unnützer Theil wäre. Eben so sind auch beyde Seiten durch die Ausladung der Plinthe und des Haupt-Gesimses völlig begränzt, weil man deutlich sieht, daß nichts daran gesetzt werden kann.

Dieses Beyspiel dient also zum Muster, wie jedes Werk der Baukunst durch Anfang und Ende zu einem vollständigen Ganzen gemacht werden könne. Auch jeder einzele Theil, in so fern er wieder ein kleineres Ganzes macht, hat diese Vollständigkeit nöthig. In der erstern Figur ist man einiger maßen ungewiß, ob die Fenster wirklich vollendet, oder nur angefangene Oeffnungen, oder gar in der Mauer gelaßene Löcher seyn, die noch zugemauert oder erweitert werden sollen. Diese Ungewißheit hat in der zweyten Zeichnung nicht mehr Statt. Bloß die Einfassungen um die Fenster zeigen deutlich an, daß diese Oeffnungen nicht zufällige, oder noch nicht fertige Löcher, sondern wirkliche Fenster seyn, welche durch die Einfassung auf allen Seiten ihre Begränzung haben.

Das Gefühl von der Nothwendigkeit, jedem Körper, der nicht als ein abgebrochenes Stück, sondern als ein Ganzes erscheinen soll, einen Anfang und ein Ende zu geben, ist so gewiß und so allgemein, daß wir die Aeußerung davon überall sehen können. Ein Mensch aus dem niedrigsten Haufen, der am wenigsten über Schönheit und Geschmack nachdenkt, wird doch seinem, aus einem Zaune gerissenen Stocke, oben eine Art von Knopf, und unten eine Spitze zu geben suchen, damit es ein ganzer Stock, und nicht ein Stück eines Stockes sey. Daher sehen wir sowohl in den ältesten, als in den unzierlichsten Gebäuden, schon überall, wo Säulen und Pfeiler sind, Spuhren von Fuß und Knauf, ohne welche die Säule nicht so wohl eine Säule, als ein Stück einer Säule, seyn würde. Um so viel weniger ist es zu begreifen, wie griechische Baumeister dorische Säulen ohne Fuß haben setzen können. Vielleicht hat dieses Gefühl auch die Verjüngung der Säulenstämme hervorgebracht; denn sie scheint doch die Empfindung des obern Endes

der

Ganz, im Ganzen, oder im Großen kaufen und verkaufen, wird in der Handlung gesaget, wenn ganze und große Partien von Waaren, sowohl von einerley, als von unterschiedener Gattung und Beschaffenheit, zusammen und auf einmahl gekaufet und verkaufet werden, dergleichen auf den ersten Fall besonders von den Großhändlern oder Grossierern geschieht, wovon bey diesem Worte ein mehreres; von dem letztern Falle aber die Artikel **Bausch und Bogen**, und **Bogenfahrt**, nachzusehen sind.

Ganz-Hüfner, in einigen Gegenden, z. B. im sächsischen Churkreise, ein Hüfner, der eine ganze Hufe besitzet, im Gegensatze des **Halbhüfners**. Siehe den folg. Artikel.

Ganz-Löhner, im Oesterreichischen, ein Unterthan, welcher so viele Güter hat, daß er die Robath oder Frohne mit vier Pferden oder Ochsen verrichten kann, und in andern Gegenden ein **Anspänner, Ganzhüfner, Pferdebauer, Pferdner** u. s. f. heißt; zum Unterschiede von dem **Halblöhner** und **Viertellöhner**. Siehe **Löhner**.

Ganz-Pacht, siehe unter **Pacht**.

Ganz-Vogel, siehe **Krammetsvogel**.

Ganza, oder **Ganzas**, eine Scheidemünze von vermischtem Kupfer und Zinne, die in Ostindien, in dem Königreiche Pegu, gangbar ist, und auch daselbst geprägt wird. Diese Species werden aber nicht in den königlichen Münzen gemacht, sondern es steht einem Jeden frey, dergleichen zu schlagen, wenn er nur die königlichen Gebühren dafür bezahlet.

Es ist auf dieser Münze zu gewinnen, wenn man sich in Pegu eine Zeit lang aufhalten will; indem die Bezahlungen für Gold, Silber, Specereyen, Perlen und andere reiche Waaren gemeiniglich in Ganzas geschehen; welches denn verursachet, daß der Preis derselben zur Zeit dieser Bezahlungen steigt.

Der Werth der Ganzas ist nicht genau bestimmt; doch gelten sie gemeiniglich 2 bis 3 französische Sols, oder 8 bis 12 Pfennige unsers Geldes. Es gibt auch halbe und Viertel-Ganzas, welche nach Proportion gelten.

Gar, bedeutet eigentlich zubereitet, fertig, und wird am häufigsten als ein Nebenwort gebraucht.

1. Eigentlich, zubereitet, fertig, wo es doch nur noch in einigen Lebensarten und Handwerken vorkommt. **Gares Eisen**, im Hüttenbaue, welches seine völlige Zubereitung erhalten hat. **Die leichtflüssigen Eisensteine am Harze geben gares Eisen.** **Das Kupfer gar machen**, es völlig rein und schmeidig machen; siehe **Garbruch**, **Gareisen**, **Garfeuer**, **Gare** u. s. f. **Gares Salz**, **das Salz gar sieden**, fertiges Salz, es fertig sieden, in den Salzwerken. **Die Kohlen werden im Meiler gar**, wenn sie so viel gebrannt werden, als nöthig ist. **Gares Leder**, bey den Gärbern, gegärbtes, zubereitetes Leder. **Das Leder gar machen**, unter welchem Ausdrucke man sowohl überhaupt die ganze Zubereitung der rohen Häute zu Leder, als auch in engerer Bedeutung die Zubereitung der gehaarten, geläuterten und gebeitzten Felle mit Alaun, Kalk oder andern ähnlichen Mitteln, begreift. Siehe **Gar-Leder**.

Die Weiß- und Sämischgärber machen 1) rauchgar, daß nähmlich die Haare außen sitzen bleiben; und die Kürschner gehen auch nicht weiter. Daher rauchgare Felle, Felle, welche gar gemacht, oder zubereitet worden, ohne die Haare zu verlieren; welche in der Gare ihre Haare oder Wolle behalten, auf welche Art alles Rauch- oder Pelzwerk bereitet wird. Doch verfahren die Weißgärber auf zweyerley Art, indem sie 2 auch närben, d. i. auf der auswendigen Seite die Haare abstoßen, und weiter nichts daran thun; die inwendige Seite aber wird schön gemacht, um zu allerhand schönen Farbenleder gebraucht zu werden. Solche Gare aber ist wiederum zweyerley; nähmlich a) weißgar, welches sie in der Werkstatt mit Alaun zurichten; und b) sämischgar, welches mit Fischthran zugerichtet wird.

Am

Ganz, im Ganzen, oder im Großen kaufen und verkaufen, wird in der Handlung gesaget, wenn ganze und große Partien von Waaren, sowohl von einerley, als von unterschiedener Gattung und Beschaffenheit, zusammen und auf einmahl gekaufet und verkaufet werden, dergleichen auf den ersten Fall besonders von den Großhändlern oder Grossierern geschieht, wovon bey diesem Worte ein mehreres; von dem letztern Falle aber die Artikel **Bausch und Bogen**, und **Bogenfahrt**, nachzusehen sind.

Ganz-Hüfner, in einigen Gegenden, z. B. im sächsischen Churkreise, ein Hüfner, der eine ganze Hufe besitzet, im Gegensatze des **Halbhüfners**. Siehe den folg. Artikel.

Ganz-Löhner, im Oesterreichischen, ein Unterthan, welcher so viele Güter hat, daß er die Robath oder Frohne mit vier Pferden oder Ochsen verrichten kann, und in andern Gegenden ein **Anspänner**, **Ganzhüfner**, **Pferdebauer**, **Pferdner** u. s. f. heißt; zum Unterschiede von dem **Halblöhner** und **Viertellöhner**. Siehe **Löhner**.

Ganz-Pacht, siehe unter **Pacht**.

Ganz-Vogel, siehe **Krammetsvogel**.

Ganza, oder **Ganzas**, eine Scheidemünze von vermischtem Kupfer und Zinne, die in Ostindien, in dem Königreiche Pegu, gangbar ist, und auch daselbst geprüget wird. Diese Species werden aber nicht in den königlichen Münzen gemacht, sondern es steht einem Jeden frey, dergleichen zu schlagen, wenn er nur die königlichen Gebühren dafür bezahlet.

Es ist auf dieser Münze zu gewinnen, wenn man sich in Pegu eine Zeit lang aufhalten will; indem die Bezahlungen für Gold, Silber, Specereyen, Perlen und andere reiche Waaren gemeiniglich in Ganzas geschehen; welches denn verursachet, daß der Preis derselben zur Zeit dieser Bezahlungen steigt.

ist mir gar zu theuer. Ich kenne ihn nur gar zu wohl. Er ist nicht gar zu groß, nicht sehr groß. Ich bin dir gar zu gut, im gemeinen Leben für sehr gut.

3) Eine Steigerung zu bezeichnen, wo es gleichfalls den Ton hat. Ich glaube, Sie wollen mich gar unterrichten. Ey warum nicht gar? Zuweilen auch mit der Partikel so. Er hat ihn so gar geschlagen. Er trauet so gar seinem Bruder nicht.

Gar-Arbeit, in dem Hüttenbaue, diejenige Arbeit, da die Kienstöcke auf dem Garherde zur Gare gebracht werden.

Gar-aus, (das) ein aus den Wörtern gar aus zusammengezogenes Hauptwort. Einer Sache das Garaus machen, ihr ein Ende machen. Das Garaus mit einem spielen, ihn zu Grunde richten.

In einigen oberdeutschen Gegenden ist es im männlichen Geschlechte üblich, der Garaus; und zu Nürnberg bedeutet es die letzte Stunde des Tages und der Nacht, und figürlich auch das Ende einer jeden Sache.

Gar-Bruter, siehe Garkoch.

Gar-Bruch, in den Schmelzhütten, ein Bruch, welchen der Garmacher in das Kupfer macht, wenn er mit dem Gareisen in dasselbe stößt, dessen Gare zu erkennen.

Gar-Brühe, Fr. Etoffe, bey den Weißgärbern, die in dem Garfasse befindliche Alaunbrühe, worin die gehaarten, geläuterten und gebeitzten Häute ihre völlige Zubereitung bekommen.

Gar-Eisen, in den Schmelzhütten, ein langes spitziges Eisen, welches der Garmacher, wenn das Schwarz-Kupfer geflossen, und etwas getrieben hat, bey der Form in das geschmolzene Kupfer stößt, um an demjenigen, was daran hangen bleibt, zu sehen, ob das Kupfer bald seine Gare habe. Die Kupfertheilchen, welche an dem Gareisen hangen bleiben, wenn man dasselbe in das geschmelzte Kupfer stößt, heißen die **Garspäne**. Siehe auch Gar-Bruch.

Gar-

Gar=Erz, im Hüttenwesen, Erz, welches genugsam geröstet ist.

Gar=Faß, siehe unter **Gar=Brühe**.

Gar=Feuer, in dem Hüttenbaue, ein starkes Flammenfeuer, bey welchem das Kupfer gar und geschmeidig gemacht wird.

Gar=Herd, eben daselbst, ein Herd auserhalb des Gar=Ofens, wo das Metall **gar**, d. i. fein, geschmelzet und gereiniget wird.

Gar=Knecht, im Bergbaue, ein Arbeiter, der unter der Aufsicht des Garmachers das Kupfer **gar** schmelzet.

Gar=Koch, ein Koch, bey welchem allezeit gar gekochte oder gebratene Speisen für Geld zu haben sind; im Nieders. ein **Garbräter**; Fr. Charcutier, Gargotier. Siehe **Gar=Küche**.

Gar=König, im Hüttenbaue, 1. das auf der Kapelle stehende Kupfer, wenn das Schwarzkupfer auf gares Kupfer probiret wird. 2. Die kleine Scheibe Kupfer, welche zuletzt stehen bleibt, wenn die Scheiben aus den Garherden gerissen werden.

Gar=Krätze, eben daselbst, die Krätze oder das Gekrätz, welches von dem Garkupfer abgehet.

Gar=Küche, L. Popina, Fr. Gargote die Wohnung und Küche eines Garkoches, wo gar gekochte und gebratene Speisen zu allen Zeiten anzutreffen und zu verkaufen sind.

Es ist dieses eine besondere Anstalt in den Städten, wo allerhand Fremde und insonderheit Landvolk zusammen kommen, damit sie allezeit etwas zur Speise zubereitetes finden können, und woher auch jedermann in seine Wohnung die Speisen, welche er begehret, erhalten kann. Man findet in denselben gemeiniglich Tafeln aufgehangen, die es täglich bezeichnen, welche Speise man um billigste Preise erhalten kann. An vielen Orten ist diese Gerechtigkeit den rathhäuslichen Einkünften, oder den Gemeinden, imgleichen

den

den herrschaftlichen Gütern zugeschlagen; da denn das Recht, eine Garküche zu halten, gegen Pacht oder beständigen Zins, den Fleischern oder auch der Fleischer-Innung, ingleichen besondern Köchen, oder auch Gastwirthen überlaßen wird, und auch wohl besondere Häuser und Gebäude dazu bestimmt sind. Ja, es ist so gar an einigen Orten das Recht zu tractiren, zu speisen, oder Speise über die Straße zu senden, dergestalt damit verbunden, daß auch der Gastwirth seine Reisende so wenig, als der Schenkwirth seine Gäste, anders, als aus der Garküche, speisen darf.

Ob nun dieses zwar ein großes Hinderniß eines wohl eingerichteten Gastwirthschaftswesens ist, wovon in dem Art. Gastwirthschaft mehrern sprechen werde: so ist gleichwohl auch übrigens eine Gar-Küche eine feine Revenüe der Rathhäuser, der Gemeinden, und bisweilen der herrschaftlichen Landgüter und Aemter.

Ohne Veranstaltung und Aufmerksamkeit der Polizey, gelangen dergleichen Häuser entweder selten zur Vollkommenheit; oder die übertriebenen Forderungen verwandeln sie bald in ihr voriges Nichts.

Hrn. Justizrath Willebrand Grundriß einer schönen Stadt, 1 Th. Hamb. und Leipz. 1775, 8 S. 284.

Eine Neger-Garküche beschreibt Phillips in seiner Reise längst der Küste von Guinea nach Whidaw ꝛc. im Jahr 1693. Sie wurde an dem Fuße eines großen Baumes gehalten. Der Wirth davon hatte, an statt des Tisches ein Stück flaches Holz, ungefähr 1 Elle breit, welches auf der Erde stund. Das Essen war gekochtes Rind- und Hundefleisch, welches in eine rohe Kühhaut gewickelt war, und auf der einen Seite lag. Auf der andern Seite stund ein irdener Topf mit gekochtem Kankis, (d. i. verrotteten Fisch, mit Maysmehl vermengt,) welches statt des Brodes diente. Wenn nun einer zu speisen kam, so setzte er sich bey dem Tische auf die Knie nieder, und legte 8 oder 9 Cauris (Muscheln, welche an statt der Scheidemünze gebraucht werden; siehe Th. VII, S. 736, f.) darauf. Der Koch schnitt ihm alsdann von demjenigen, was er erwählte, sehr ehrlich so viel ab, als er bezahlt hatte, gab ihm sein Stück

Kanki,

Kanki, und etwas Salz. Wenn dieses für seinen Magen noch nicht genug war, legte er noch mehr Muschelschalen hin, und bekam mehr Essen. Der Verf. hat an 8 bis 9 auf einmahl um seinen Tisch gesehen, die er alle sehr geschickt und ohne die geringste Verwirrung bediente. Wenn sie trinken wollten, gingen sie an das Ufer; und die Schwarzen pflegen auch nur erst nach Tische zu trinken.

Gar=Kupfer, im Hüttenbaue, gares, d. i. von aller Steinart, wie auch vom Silber und Bley geschiedenes Kupfer; siehe Kupfer.

Gar=Leder, Leder, welches von dem Weißgärber gar gemacht, oder gegärbet worden, und sonst auch weißgares Leder genannt wird, zum Unterschiede von dem lohgaren Leder und Rauchleder. Siehe Leder.

Gar=Macher, in dem Hüttenbaue, ein Arbeiter, der das Schwarzkupfer gar macht, d. i. von allen fremdartigen Dingen reiniget.

Gar=Ofen, eben daselbst, eine Grube vor dem Gebläse, worin das Kupfer gar gemacht wird; siehe Kupfer.

Gar=Pfanne, eben daselbst, große eiserne Pfannen, in welchen das Garkupfer nochmahls geschmelzet, und dadurch völlig gereiniget wird; siehe eb. daselbst.

Gar=Probe, eben daselbst, diejenige Probe, worin untersucht wird, wie viel gares, d. i. reines Kupfer in einer Quantität Erz enthalten ist.

Gar=Salz, in den Salzwerken, gares, d. i. wohl gekochtes, gehörig gesottenes Salz.

Gar=Scheibe, in dem Hüttenbaue, Garkupfer in Gestalt einer Scheibe.

Gar=Schlacken, eben daselbst, Schlacken, welche bey dem Garmachen des Kupfers erfolgen; Seiger=Schlacken.

Gar=Späne, siehe unter Gar=Eisen.

Gar=Stück, in den Salzwerken, ein Stück fertiges, oder gar gekochtes Salz.

Garaffel, siehe Benedictenwurzel.

Garance, Rubia tinctorum; siehe Röthe.

Garant, siehe Bürge, Gewährmann. Läufer.

Garantie, siehe Gewähr.

Garantiren, siehe Gut sagen.

Garas, ist der Nahme, den man in Ungarn dem Kaisergroschen gibt, der in Oberungarn 6, in Niederungarn aber 5 ungarische Groschen hält.

Garas, ein grober weißer Baumwollenzeug, der aus Ostindien, und vornehmlich aus Surate kommt; siehe Gueras.

1. Garbe, ein Wort, welches in verschiedenen Nahmen der Kräuter vorkommt; dergleichen z. B. Blutgarbe, deutsche Cochenille, Schafgarbe, Gänsegarbe, Gänserich, wilde Garbe, rother Steinbrech, Garbe oder Garben, Kümmel, Feldkümmel u. s. f. sind.

   Da alle diese Kräuter eine Menge gespaltener und gekerbter Blätter haben, so scheint dieses Wort zu Kerben zu gehören. Siehe das folgende, und Kerbel. Indessen kann auch das Lat. Herba, Wallach. Jarba, Kraut, mit in Betrachtung gezogen werden.

2. Garbe (*), in der Feldwirthschaft, ein Arm voll abgeschnittener und zusammengebundener Getreidehalmen, so lange sie noch nicht gedroschen sind. Garben binden, das Getreide in Garben binden; siehe Th. XI, S. 426, fgg. Garbe,

(*) Dieses Wort lautet schon bey dem Notker Garba, im Tatian im Diminut. Gerbilin, wo es für Bündlein stehet, in Lipsii Glosse Garivo, wo es eine Handvoll bedeutet, im Nieders. Garve, im Engl. Garb, im Franz. Gerbe, im mittlern Lat. Garba, Jarba, Geliba, Gelima, im Bretagnischen Kerbe, im Schwed. kerfwe. Dieterich von Stade leitet es von gerben, zubereiten, Hickes vom Angels. ripan, garipan, eindrücken, Rudbeck von kerfwa, kerben, schneiden, Wachter vom Angels. gripa, greifen, Frisch von gar, Ihre von acervus, Andere von dem Griech. κάρφη, Stroh, und καρπος, Frucht, und Scheller auf eine sehr seltsame Art von gar reif her. Unter allen diesen Ableitungen scheint Rudbeck's noch die wahrscheinlichste zu seyn. Im Schwed. ist karfwa, im Angels. georfan, im Griech. κείρειν, schneiden. Siehe Kerben und Scheren.

Garbe, (Blut-) Scleranthus perennis *Linn.*, siehe Johannis-Blut.

— (Forst-) siehe Th. XIV, S. 612.

— (Gänse-) Potentilla Anserina *Linn.* siehe Th. II, S. 238.

— (Reut-) siehe Forst-Garbe.

— (Schaf-) Achillea *Linn.*; siehe Th. I, S. 275.

— (Stock-) siehe Forst-Garbe.

— (wilde) siehe unter Steinbrech.

Garben-Krähe, siehe unter Krähe.

Garben-Recht, Fr. Champan, ein Recht, welches an einigen Orten dem Lehensherren zusteht, aus den Feldern seiner Lehensleute eine gewisse Anzahl Zins-Garben zu nehmen.

Garben-Zehend, siehe unter Zehend.

Garben, ein Wort, welches nur bey den Bäckern einiger Gegenden, z. B. in Leipzig, üblich ist, den rohen und zu Brod geformten Teig in den Ofen schieben, damit er plötzlich eine braune Rinde bekomme; welches in Niedersachsen gasseln heißt.

Vermuthlich ist es durch eine gröbere Aussprache aus gärben (s. Th. XV, S. 629) entstanden.

Garcapuli, siehe Guttabaum.

Garcette, siehe Seising.

Gard-Richter, eine vor nicht gar langer Zeit abgeschaffte obrigkeitliche Person auf der Insel Rügen, die auch Gardvogt hieß, und so viel als ein Burggraf oder Burgrichter war. Er hatte den Vorsitz in der Gardvogtey, deren Gerichtbarkeit sich über alle diejenigen Personen und Güter erstreckte, welche nicht unmittelbar unter der Landvogtey, oder unter den städtischen und adeligen Gerichten standen. Das Gebieth dieser Vogtey hieß auch der Garten. Alles von dem alten Gard, eine Burg, ein Schloß. Siehe Garten.

Gard-Vogt, Gard-Vogtey, s. im vorhergehenden Artikel.

Garde, aus dem Franz. Garde, welches wiederum von dem Deutſchen wahren und warten abſtammet. 1. Ein Haufen zur Beſchützung der Perſon eines großen Herren beſtimmter Soldaten. Die Leibgarde, die Leibwache. Eine Garde von tauſend Mann. Ein Soldat von der Garde. Die adelige Garde, wenn ſie aus lauter Edelleuten beſtehet.

Bey dem Kaiſersberg lautet dieſes Wort Gwardey, bey dem Daſypodius Gewardi, der auch einen ſolchen einzelen Trabanten Gewardiknecht nennet.

2. Bey der ehemahligen Verfaſſung des deutſchen Kriegesweſens war die Garde ein Haufen nach dem Kriege von einem Fürſten abgedankter Soldaten, welche unter dem Vorwande, neue Kriegesdienſte zu ſuchen, im Lande herum ſtreiften und allerley Gewaltthätigkeiten begingen. Einzele Glieder eines ſolchen Haufens wurden daher in den vorigen Jahrhunderten häufig Gardeknechte, Gartknechte, Gartenknechte, Gardenbrüder, u. ſ. f. genannt. Da ſie ſich dabey vornehmlich auch auf das Betteln legten, ſo hieß die Garde, der Gart u. ſ. f. oft auch ſo viel als die Betteley. Auf der Garde herum laufen, betteln gehen. Auf der Garde betreten werden. Siehe Garden.

Gardelebiſcher Garley, ſiehe Th. V, S. 28.

Garden, mit dem Hülfsworte haben, ſo im Hochdeutſchen nunmehr veraltet iſt, ehedem aber, ſowohl im Ober- als Niederdeutſchen häufig für betteln gebraucht wurde. Herum gartendes müßiges Geſindel kommt noch jetzt im Oeſterreichiſchen vor. Im Niederſächſiſchen wurde das Marodiren ehedem Garding, Gardung, Gardering genannt. Siehe Garde 2.

Gardeniſche Pflanze, Gardenia. Die Jungfer Jenny Colden, welche in der Kräuterkenntniß wohl erfahren war, hat Alexander Garden, einem amerikaniſchen Reiſebeſchreiber, zu Ehren eine Pflanze mit dieſem

ſem Nahmen beleget, welche dem Johanniskraute nahe verwandt, jedoch in Anſehung der Zahl von Staubfäden und der Honigbehältniſſe davon unterſchieden iſt. Die bisher bekannte Art, welche Ellis und Ehret beſchrieben haben, Gardenia florida *Linn.* Jasminum ramo unifloro pleno, petalis coriaceis, *Ehret.* & *Trew.* Jasminum foliis lanceolatis oppoſitis integerrimis, calycibus acutioribus *Mill.* Cotsjopiri *Rumph.* Umki vel Umni Sinenſibus; Frutex cynosbati fructu alato, nectario, barbulis longioribus coronato *Raj.* wächſt in Oſtindien, Surate, Amboina, und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Ihr Stamm iſt groß und holzig, und treibt viele anfangs grüne, hernach aber graue und glatte Aeſte, welche parweiſe einander gegen über ſtehen, und kurze Gelenke haben. Ihre Blätter ſitzen feſt auf, ſtehen einander gerade gegen über, und ſind unzertheilt, dick, ungefähr 5 Zoll lang, und in der Mitte 2½ Z. breit, werden an beyden Enden ſchmäler, endigen ſich mit einer Spitze, und haben eine glänzende Fläche und viele Adern. Ihre wohlriechende Blumen zeigen ſich im Julius und Auguſt an dem Gipfel der Aeſte, ſitzen dicht an den Blättern, haben einen röhrigen, und in fünf lange, ſchmale und ſpitzige Abſchnitte zertheilten Kelch, und eine aus Einem Stücke beſtehende Krone, und ſind ſehr oft mehr oder weniger gefüllt.

Man kann ſie leicht aus den abgeſchnittenen Zweiglein ziehen, die man im Sommer in Töpfe pflanzt, dieſe in ein gemäßigtes Miſtbeet gräbt, dicht mit Gläſern oder Handglocken bedeckt, und bey Tage vor der Sonne verwahret. Haben ſie Wurzeln bekommen, ſo muß man ſie ſorgfältig abtheilen, und einzeln in kleine beſondere Töpfe ſetzen, die man in ein Miſtbeet gräbt, bis ſie eingewurzelt ſind, im Schatten erhalten, und allmählich an die freye Luft gewöhnen.

Die Sineſer gebrauchen ihre Samen zur ſcharlachrothen Pflanze. Die Samen geben auch noch nach 80 Jahren dem Waſſer, dem Weingeiſte und andern Flüſſigkeiten, eine gelbe Farbe.

Garderobe, Fr. Garde-robe, die **Kleiderkammer**, nennt man das zur Aufbewahrung der herrſchaftlichen Kleider beſtimmte Zimmer in vornehmen Häuſern. Man verſteht auch darunter, alles in der Garderobe befindliche Kleidergeräth und Leinenzeug; man ſagt daher: **ſie hat ihre ganze Garderobe ihrer Kammerfrau vermacht.**

Die Garderobe oder Kleiderkammer in vornehmen Häuſern, dient gemeiniglich auch zu einem Wohn- und Schlafzimmer eines Kammerdieners, oder einer Kammerfrau, oder der andern Bedienten, welche inſonderheit bey der Nacht der Herrſchaft am nächſten, und ſogleich bey der Hand ſeyn müſſen. Eben deswegen werden ſie insgemein zwiſchen dem Cabinet und Schlafgemach der Herrſchaft angeleget. Bisweilen, wo es nähmlich die Höhe des Stockwerkes verſtattet, wird die Garderobe als ein Halbzimmer über ein anderes Gemach angebracht. Im übrigen ſieht man bey ihrer Anlage auch darauf, daß aus dem untern Stockwerke geheime Treppen in das obere und in die Garderobe gehen, und unweit davon ein Platz zum Abtritt (Privet) ſich befinde. Derjenige Ort beym Bade, wo man ſich entkleidet, heißt Garde-robe de bain, Gr. und L. Apodyterium. Die Garderobe in einem Schauſpielhauſe, Garde-robe de théatre, beſteht gemeiniglich aus verſchiedenen kleinen Cabineten, wo ſich die Acteurs und Actricen, jede beſonders, ankleiden.

Mehrern Unterricht hiervon findet man in Sturms vollſtänd. Anweiſung, großer Herren Palläſte ꝛc. S. 23.

Gardine (*), eine im gem. Leben, beſonders Nieder-

Sach-

(*) Niederſ. Gardine, Gordine, Holländ. Gordyne, Dän. Gardine, Schwed. Gardin, Engl. Courtin, Ital. Cortina, im mitt-

Sachſens, übliche Benennung eines Vorhanges vor den Fenſtern, Betten und Thüren, welche zur Zierde und Bequemlichkeit, wegen der Sonne, der Kälte ꝛc. davor gemacht werden. Von den Fenſtergardinen, ſiehe Th. XII, S. 604, f. Von den großen Spring-Gardinen an die Fenſter in Zimmern, iſt eben daſelbſt Meldung geſchehen. Eine Anweiſung zur Verfertigung der Springgardinen vor den Fenſtern einer Kutſche, findet man in Hrn. Duhamel Schlöſſerkunſt, im IX B. des Schauplatzes der Künſte und Handwerke, S. 436.

Die gemeinen Gardinenringe von verzinnten eiſernen Draht, ſind eine Arbeit der Nadler; ſiehe Hallens Werkſtäte, 2 Band, S. 356, f. Die meſſingenen werden gegoſſen.

Gardon, ein Fiſch; ſiehe Alant.

Gardſeer-Oehl, ſiehe unter Oehl. (Baum-)

1. **Gare** (die), das Hauptwort von dem Bey- und Nebenworte gar.

1. Der Zuſtand, da eine Sache gar, d. i. fertig, zubereitet, zu einem gewiſſen Gebrauche geſchickt iſt, in verſchiedenen einzelen Fällen. Die Gare der Häute bey den Gärbern. In den Pfeiffen-Manufacturen iſt die Gare der Grad des Brennens, den die Pfeiffen haben müſſen, wenn ſie zum Gebrauche geſchickt ſeyn ſollen. Die Kohlenmeiler haben die rechte Gare, wenn ſie genug gebrannt haben. Das Kupfer hat ſeine Gare, in den Schmelzhütten, wenn es gehörig gereinigt iſt. Das Erz hat ſeine Gare, wenn es genug geröſtet worden; ſiehe Gar-Erz. In der Bienenzucht bedeutet die Gare des Weiſers, deſſen Mündigkeit, da er zur Zeugung geſchickt

mittlern Lat. Cortina; vermuthlich durch Zuſammenziehung von dem alt Franz. Couvertine, eine Decke, Ital. Copertina, von couvrir bedecken, obgleich du Fresne eine andere minder wahrſcheinliche Ableitung angibt.

ſchickt wird; imgleichen das Werkzeug, vermittelſt deſſen er ſeine Eyer leget. Ein ſolcher zur Zeugung fähiger Weiſer wird alsdann garig genannt; ſiehe Th. IV, S. 743. Die Gare der Sohle, im Salzweſen, wenn ſie gehörig geſotten hat; ſiehe Gar und Gärben.

2. Bey den Weißgärbern iſt eine Gare Häute, eine Zahl von 24 Häuten, ſo viel nähmlich auf einmahl gar gemacht, oder in die Garbrühe geſetzt werden.

2. Gare (*) (die), in dem Feldbaue verſchiedener Gegenden, der Dünger oder Miſt. Geil und Gare, der Dünger.

Gareiſel, Gareiß; ſiehe Karauſche.

Garence, Garance; ſiehe Röthe.

Garenne, aus dem Franz. Garenne (**). 1. Ein zur Zucht und Hägung der Kaninchen angelegter Ort, ein Kaninchengehäge; ſiehe unter Kaninchen. 2. Ein Ort in fließenden oder ſtehenden Waſſern, wohin die Fiſche ihre Zuflucht nehmen, und wo ſie in großer Anzahl gefangen werden, eine Fiſchweide; ſiehe Th. XIII, S. 793.

Gargantua, eine Tulpenſorte; ſ. unter Tulpe.

Garget, ſiehe Darmſeuche der Schafe.

Gargote, Gargotier; ſiehe Garkoch. Garküche.

Gari, eine Rechenmünze, deren man ſich an vielen Oertern in Oſtindien, vornehmlich in den Staaten des Groß-Sultans bedienet. Ein Gari Rupien gilt ungefähr 4000 Rupien; ſiehe Rupie.

Garig, ſiehe Gare 1.

Garier, eine Tulpenſorte; ſ. unter Tulpe.

Ga-

(*) Dieſes Wort erhält noch das Andenken des veralteten Gor, Hor, Koth, Miſt, welches auch in der monſeeiſchen Gloſſe Go- lautet. Siehe Garſtig und Hornung.

(**) Im mittlern Lat. Garanna, Garenna, Warenna, von dem Deutſchen wahren, bewahren, hägen.

Gariner, siehe **Garnele**.

Gariot, siehe **Benedictenwurzel**.

Garipot, siehe **Galipot**.

Garley, eine Art Bieres in der alten Mark Brandenburg, welches von der Stadt **Gardeleben**, wo es gebrauet wird, den Nahmen hat; siehe Th. V, S. 28.

Garn (*), L. Filum, Fr. Fil, wird 1. der aus Flachs oder Lein, imgleichen aus Hanf, Werg, Wolle, Baum-Wolle ꝛc. einfach gesponnene oder zusammen gedrehete Faden genannt. Man pflegt das Garn 1) nach den verschiedenen Materien, woraus es gesponnen und zusammengesetzt ist, auch verschiedentlich zu benennen; nähmlich, das aus Flachs oder Lein heißt **flächsenes oder leinenes Garn**, siehe **Leinen**; das aus Wolle, **wollenes Garn**, siehe unter **Wolle**; das aus Baum-Wolle, **baumwollenes Garn**, siehe unter **Baum-Wolle**; das aus Kamelhaar, **Kamelgarn**; siehe **Kamelhaar**. In engerer Bedeutung wird flächsenes oder hänfenes Garn nur schlechthin **Garn** genannt. Man macht auch Garn und Zeug **aus Geniste und Hopfenreben**, siehe unter **Geniste** und **Hopfen**. Ferner hat man 2) in Ansehung der Reiche und Länder, in welchen das Garn verfertiget wird, verschiedene Sorten desselben, z. E. **englisches Garn**; siehe unter **Wolle**; **florentiner Garn**, Fr. Fil de Florence, eine Art besondern feinen und zarten Garns, so von Florenz gebracht, am meisten aber zu den dasigen Raschen und andern dergleichen Zeugen verbraucht wird; **türkisches Garn**, siehe in **T**.

Von dem **Spinnen des Garnes**, siehe den Art. **Spinnen**. Wenn der Flachs oder das Werg von dem

(*) So fern dieses Wort ein Gespinnst bedeutet, lautet es bey dem Ottfried Garno, im Niederl. Garen, im Dän. und Schwed. Garn, im Angels. Gearn, im Engl. Yarn. Ihre leitet es von dem Holländ. gaëren, gittern, gattern her; allein es gehört mit mehrerm Rechte zu dem alten garen, bereiten, Engl. gare. Siehe **Gar** und **Gärben**.

Spinnrocken ab, und auf die Spuhle mit dem Spinn-Rade, oder aber, welches noch beſſer iſt, aus freyer Hand auf die Spille oder Spindel geſponnen worden, wird alsdenn das Garn von der Spuhle oder Spindel wieder ab, und auf den Haſpel gewunden; ſiehe Haſpel. Dieſes Garn, welches ohne alle Bleiche und noch ohne alle Zurichtung, und in dem Stande iſt, wie es aus der Spinnerinn Hand gekommen, wird **rohes Garn**, Fr. Fil cru oder écru, genannt. Wenn man eine Quantität Stücke Garn beyſammen hat, wird das Garn entweder verkauft, von welchem **Garn-Handel** im Art. **Leinen** ein Mehreres vorkommen wird, oder es wird daſſelbe von den Garn- oder Lein-Webern gewirket und zu allerley Gewebe verarbeitet, ſiehe den Art. **Leinwand**; oder zu Zwirn gemachet, ſiehe **Zwirn**; vorher aber wird daſſelbe, um es von dem ihm noch anhängenden Unrathe zu reinigen, durch eine warme und ſcharfe Aſchenlauge gezogen, welches man **äſchern**, und das ſolchergeſtalt ausgekochte und ausgelaugete Garn, **abgeſottenes** oder **abgekochtes Garn**, Fr. Fil cuit, nennt; und ſodenn gebleichet und gefärbet.

Von dem Aeſchern, Kochen oder Weißſieden des Garnes, und von dem Bleichen deſſelben, werde im Art. **Leinen** handeln.

Das **Färben des Garns**, beſteht theils in der Zurichtung, theils im Färben ſelbſt. Die erſte Zurichtung des Garns zum Färben beſteht darin, daß daſſelbe gut abgeſotten, oder mit guter Aſche abgelauget, hernach aber ausgerungen (ausgewunden), und in Fluß- oder Brunnenwaſſer abgeſpühlet, und ſodenn abermahl ausgerungen werde. Zu dem Färben ſelbſt, findet man in jedem, von den Farben handelnden, beſondern Artikel, Anweiſung.

2. Ein aus gezwirnten oder zuſammen gedreheten Garne geſtricktes Netz ſowohl bey den Fiſchern, als bey den

den Jägern; L. Rete, Fr. Filet, Panneau. **Das Garn aufstellen. Wild in das Garn treiben. Einen Wald mit Garnen umstellen.** Daher die im gem. Leben entlehnten figürlichen Redensarten: **jemanden im Garne haben**, in seiner Gewalt; **einem ins Garn gehen**, oder **fallen**, Fr. donner dans le panneau, sich von ihm fangen, hintergehen laßen, imgleichen, ihm in sein Gehäge gehen; **einen aus dem Garne laßen**, u. s. f. In engerm Verstande nennen die Fischer nur die großen Netze, welche gezogen werden, und nicht sackförmig gestrickt sind, **Garne**, zum Unterschiede von den **Warben, Schlepp-Säcken** u. s. f. Dagegen pflegen die Jäger nur die Netze von schwachen Fäden, welche zum höchsten neun Fäden haben, **Garne**, die von stärkern aber **Netze** zu nennen.

Von den bey der **Fischerey nöthigen Garnen und Netzen**, ist bereits im XIII Th. S. 620, fgg. Erwähnung geschehen.

Bey der **Jagd des hohen Wildbrets** bedienet man sich der **Garne**, um sowohl das Wild darin zu fangen, als auch insonderheit der Tücher zu schonen. Dahin gehören die **Hirschnetze, Saunetze, Prell- und Spiegelnetze, Wildgarn, Ruppelnetze**, davon die Hirsch- Sau- und Spiegelnetze auch zum Abhalten der Hirsche und Schweine gebrauchet, und daher inwendig, wo des Wildes Gang und Lauf ist, vor die Tücher auf die Forkeln gerichtet werden, damit bey dem Anfallen der Hirsche und wilden Schweine die Tücher nicht durchbrochen oder zerrissen werden mögen. Wenn aber das Wild nur ohne Tücher und ohne besondere Vorbereitungen gejaget werden soll, welches die Jäger ein **Streifjagen** nennen, so müssen diese Garne ihre besten Dienste im Niederfallen und Bedecken des Wildes erweisen. **Zur niedern Jagd**, hat man **Reh-** und **Wolfsnetze, Lauschgarne** oder **Lucknetze, Flach-** oder **Steckgarne** zu den Hasen und Kaninchen, zu welchen

auch die so genannten **Ingarne** gebrauchet werden; ferner **Dachshauben**, **Biber**= und **Fischotternetze**, **Marder**= und **Iltißnetze**. **Zum Federwildbret** hat man allerley **Flach**= und **Steckgarne**, **Repphühnerzeug** mit Hamen und Flügeln, **Hoch**= **Hänge**= und **Ziehgarne**, **Spinneweben**, **Tirasse**, **Schneegarne**, **Stecknetze**, **Wachtelgarne**, **Nächtnetze**, **Klebenetze**, **Bügelgarne**, wovon unter diesen Benennungen ein Mehreres zu finden ist. Ueberhaupt aber ist von allen diesen Garnen und Netzen zu bemerken, daß sie durchgehends viele Busen und Höhlen haben müssen, darein sich das Wild und Gevögel fangen und verwickeln könne. Damit sich aber die Garne oder Netze nicht weiter ausdehnen, noch auch enger einziehen mögen, als die nöthige Länge oder Breite erfordert, so muß der Weidmann dieselben nach der Breite, die sie haben sollen, nehmen, zum öftern auf einem großen Platze ausbreiten, und sodenn mit Lohwasser besprengen, jedoch aber wieder wohl abtrocknen laßen, da sich denn das Geflecht an den Maschen so fest in einander schlinget und zusammen hält, daß es viel Mühe kostet, wenn ein Garn sich über die gerechte Länge und Breite ausdehnen soll.

Die **Garne zum Federwildbret**, werden entweder **grün**, **blau** oder **gelb gefärbet**; denn wenn sie weiß bleiben, würde dasselbe erschrecket und vertrieben werden. Die **grüne** Farbe aber, welche die Vögel, die sich beständig im Grünen aufhalten, nicht so leicht gewahr werden, wird aus grünem Korn bereitet, welches man zu einem Safte stößt, und damit das Garn über und über bestreichet, welches man hierauf mit dem Safte in einen Zober oder in eine hölzerne Wanne thut, und es Tag und Nacht darinn liegen läßt. Die **braune Farbe**, welche die Garne am längsten erhält, macht man aus Gärberlohe; oder, man nimmt von den ausgegrabenen Wurzeln eines Nußbaums die Rinde, zerhackt dieselbe gröblich, und läßt sie eine Stunde lang

in

in Waſſer ſieden. Hernach leget man das Garn oder Netz unten auf den Boden des Keſſels, ſchüttet die Rinden mit dem Waſſer darüber her, und läßt ſie Tag und Nacht darin weichen. Nach dieſem thut man das Garn heraus, und läßt es wohl auswinden und trocknen, ſo bekommt es eine ſchöne hellbraune Farbe, welche ſehr wohl dauern, und das Garn lange Zeit gut erhalten wird. Die gelbe Farbe macht man aus Schöll-Kraut; von dieſem nimmt man ganze Hände voll, und reibet das Garn durchgehends damit, wie mit Seife, läßt es wohl austrocknen, und hebet es zum Gebrauche auf.

Wenn man die Garne lange Zeit gut erhalten will, muß man ſie niemahls zur Sommerszeit, vornehmlich bey großer Hitze, eine Nacht über im Waſſer liegen laßen, weil ſie ſonſt gleich morſch werden; im Winter hingegen, wenn es nicht zu ſehr friert, und ſonſt in den kühlen Zeiten, kann man ſie wohl zwey Nächte und einen Tag darin liegen laßen, nach welcher Zeit ſie ſodenn abgetrocknet werden müſſen. Hiernächſt muß man auch die Garne an ſolchen Orten aufbehalten, wo es kein Ungeziefer von Ratzen oder Mäuſen gibt; auch dieſelben an keine Wand, ſondern in die Mitte an Stricke oder Stangen aufhängen. Wäre ungefähr an einem Garne eine Maſche aufgegangen, muß ſolche unverzüglich wieder gefaſſet und zuſammen gezogen werden; denn ſonſt gehen auch die übrigen nach und nach von ſelbſt auf, und machen alſo das ganze Garn unbrauchbar.

3. Der zweyte Magen der wiederkauenden Thiere, vielleicht wegen einiger Aehnlichkeit mit einem Fiſcher- oder Jägergarne. Bey einigen führt er auch den Nahmen der Mütze.

Garn, (abgekochtes oder abgeſottenes) ſiehe oben, S. 136.

— (baumwollenes) ſ. Th. IV, S. 105, f.

Garn, (Beutel-) ſ. Th. XIII. S. 669.
— (Docht-) ſ. Th. IX, S. 345.
— (engliſches) ſ. unter Wolle.
— (Fiſcher-) ſ. Th. XIII, S. 620, fgg.
— (Flach-) ſ. Th. XIV, S. 3.
— (flächſenes) ſ. Leinen.
— (Fliegen-) ſ. Th. XIV, S. 239.
— (florentiner) ſ. oben, S. 135.
— (Frauen-) ſ. Sommer-Faden.
— (Groß-) ſ. Th. XIII. S. 627.
— (Jäger-) ſ. oben, S. 137, f.
— (Kamel-) ſ. Kamelhaar.
— (Klopf-) ſ. Th. IX. S. 345.
— (Koffer-) ſ. Th. XIII, S. 648.
— (leinenes) ſ. Leinen.
— (Licht-) ſ. Th. IX S. 345.
— (Loth-) ſ. unter Leinen.
— (Marien-) ſ. Sommer-Faden.
— (Mücken-) ſ. Th. XIV, S. 239.
— (rohes) ſ. oben, S. 136.
— (Senk-) ſ. Th. XIII. S. 631.
— (Spinneweben-) ſ. in S.
— (Steck-) }
— (Stock-) } ſ. Th. XIV, S. 3.
— (türkiſches) ſ. in T.
— (wollenes) ſ. unter Wolle.
— (Wurf- ſ. Th. XII, S. 626.

Garn-Baum, bey den Webern, der hinterſte an dem Weberſtuhle, auf welchen das Garn, Kette oder den Aufzug ausmacht, gebunden wird Kettenbaum.

Garn-Bier, in Weſtphalen, diejenige Tonne, welche verarmte Landleute, oder diejenigen, denen ungewöhnliche Ausgabe bevorſteht, den Dorfsei nern zum Beſten geben, wofür ſie ein in Gär hendes Geſchenk erhalten.

Garn-Enden, Fr. Pennes, heißen diejenigen Enden, welche die Leinweber von dem Ende ihrer Stücke Zeug abschneiden. Es erhandeln dieselben die Lichtzieher um einen geringen Preis, und machen daraus entweder am Dochte ihrer gegossenen Lichter ein Oehr oder Schleife, oder binden die kleinen Lichter pfundweise damit an.

Garn-Gabel, bey den Jägern, Gabeln mit zwey Zacken, die Garne damit zu stellen; die **Garnstange**. Siehe Th. XV, S. 604, und die dazu gehörige Fig. 837.

Garn-Handel, der Handel mit gesponnenem Garne; daher der **Garnhändler**, der mit solchem Garne handelt. Siehe unter **Leinen**.

Garn-Haspel, ein Haspel, das gesponnene Garn von den Spuhlen zu winden. Imgleichen, bey den Webern, ein Haspel, den Aufzug auf den Garnbaum zu wickeln. Siehe **Haspel**.

Garn-Klotz, bey den Lichtziehern, ein Klotz, das zu Dochten verarbeitete Garn darauf zu klopfen.

Garn-Leute, in der Fischerey, diejenigen Leute, welche das Garn ziehen; s. Th. XIII, S. 620, in der Anmerkung.

Garn-Masche, eine von den Maschen oder Löchern, welche durch das Stricken in einem Netze oder Garne entstehen.

Garn-Meister, ein Fischer, der mit Garnen oder großen Netzen fischet; s. Th. XIII, S. 620, in der Anmerkung.

Garn-Pacht, s. unter **Spinnen**.

Garn-Reuse, eine Reuse, welche aus Garn wie ein Netz gestrickt ist, zum Unterschiede von den **Bunsen-Reusen** ꝛc. s. Th. XIII, S. 655, fgg.

Garn-Sack, **Garn-Schlauch**, bey den Fischern, ein wie ein Sack oder Schlauch gestricktes Garn, welches zwey Einkehlen hat, und aufgestellet wird; die **leichte Wathe**. Siehe Th. XIII, S. 647.

Garn=Schlauch, ſ. den vorherg. Artikel.

Garn=Spinnerey, ſ. Spinnen.

Garn=Stange, ſ. Garn=Gabel.

Garn=Stock, Fr. Trafiſoir, bey den Seidenbereitern, eine auf einem Kreutzfuße aufgerichtete Stange mit einem runden Zapfen, worauf die geſponnenen und gefärbten Seidenſtrehnen nach dem Färben gehängt werden, um dieſelben auszuwirren, d. h. die Fäden, welche in den Färbekeſſeln unter einander gebracht worden, mit den Händen dadurch wieder in Ordnung zu bringen, daß man die geöffneten Strehnen, eine nach der andern, mit der Hand niederzieht, und alſo die verwirrten Fäden ruckweiſe ausſpannet, damit ſich die Strehne ohne Hinderniß abhaſpeln laße, und die zuſammenklebenden Fäden, wie ſie der Färber liefert, durch dieſe Erſchütterungen einander fahren laßen mögen. Siehe Fig. 849; und den im XI. Th. S. 76, f. beſchriebenen, und Fig. 598 b) abgebildeten **Windeſtock**.

Garn=Stück, bey den Spinnerinnen und Webern, eine Anzahl Fäden geſponnenen Garnes von 20 Fitzen, ſo auch eine **Strehne**, imgleichen ein **Stück** genannt wird.

Garn=Weber, ein Weber, der flächſenes oder hänfenes Garn verwebet; ſ. **Leinweber**.

Garn=Winde, Weiſe, Fr. Dévidoir, eine Winde, das gehaſpelte Garn oder eine Garnſtrehne in Knäuel zu winden. Niederſ. eine **Krone**, wegen einiger Aehnlichkeit in der Geſtalt.

Garn=Zug, bey den Fiſchern, der Fiſchfang mit den Zuggarnen.

Garnele, Krabbe, Cancer Crangon *Linn.* eine Art kleiner runder Meerkrebſe ohne Scheren, welche den Spinnen gleichen, und auch **Taſchenkrebſe** genannt werden. Siehe **Krebs.** (Meer=)

Garni. Wenn die pariſer Goldſchmiede ihre emaillirte Büchſen, Doſen u. d. gl. ganz von echtem Golde und Sil=

Silber machen, ſo müſſen ſie, vermöge eines Arrêt du Conſeil von 1756, auf den Schluß der Doſe das Wort Garni eingraben, und in das G dieſes Wortes wird hernach der Probeſtämpel gedrückt. Dieſes Zeichen unterſcheidet eine ſolche Arbeit von andern emaillirten Stücken, die nicht von echtem Golde oder Silber, oder mit fremden Materien unterlegt ſind.

Garniren, aus dem Franz. garnir, mit demjenigen verſehen, was zur Nothwendigkeit, oder zur Bequemlichkeit, oder zur Zierde gehört; mit dem erforderlichen Zubehör verſehen. Wenn bloß von Putz und Zierrath die Rede iſt, ſo iſt auch das Wort **ausſtaffiren** gebräuchlich. Inſonderheit wird dieſes Wort von dem Beſetzen der Frauenzimmerkleider gebraucht; dergleichen Beſetzung oder **Garnirung**, Fr. Garniture, insgemein aus ſeidenen Börtchen, goldenen, ſilbernen und andern Spitzen, Blumen, Blonden, Bändern, Galanten oder Falbalas, oder bey der Trauer aus weißer Kreppe u. ſ. f. beſteht. **Eine Garnirung von rothem, grünem, gelbem Band** ꝛc. Fr. une garniture rouge, verte, jaune. Siehe auch **Garnitur**.

In der **Küchenſprache** braucht man das Wort **Garnirung** in zweyerley Verſtande. Man nennt nähmlich alſo 1) allerley Zuthaten oder Neben-Ingredienzien, welche man gewiſſen Speiſen, zur Erhöhung ihres Geſchmackes, beyfüget. So machen z. E. die in einer Soße oder Brühe befindlichen Morcheln, Trüffeln, Auſtern u. d. gl. die Garnirung aus. 2) Noch öfter nennt man alſo alle diejenigen Dinge, womit, bey dem Anrichten der Speiſen, der Rand einer Schüſſel zierlich beleget wird, z. E. kleines Backwerk, Lerchen, Krammetsvögel ꝛc. oder auch Blumen, Blätter und Wurzeln.

Garnirung, ſiehe im vorhergeh. Artikel.

Garniſon, aus dem Franz. Garniſon, die Mannſchaft, oder derjenige Haufe Soldaten, womit ein Ort beſetzt wird,

wird, um ihn gegen Feinde zu vertheidigen, oder zu bewachen, zugleich auch, um die Einwohner im Gehorsam zu erhalten; die **Besatzung**, ehedem die **Hut-Knechte**, die **Hut**. **Es liegt hier eine Garnison von tausend Mann**, Fr. il y a mille hommes de garnison. Zuweilen versteht man durch **Garnison** auch den Ort selbst, worin eine Besatzung liegt. **An einem Orte in Garnison stehen**, in Besatzung liegen, Fr. être en garnison.

Garnitur, Ausstaffierung, Fr. Garniture, nennt man überhaupt alles dasjenige, womit eine Sache, insonderheit zur Bequemlichkeit und Zierde, versehen oder besetzt wird; zusammengehörige Stücke von einerley, oder auch von verschiedener Art. Also ist z. B. die **Garnitur eines Kleides**, (das Zubehör zu einem Kleide) Fr. Garniture d'habit, der Oberzeug, das Unterfutter, die Seide, Knöpfe, Band, Spitzen, Galonen, Tressen ꝛc. womit dasselbe ausgeschmückt oder besetzt wird; insonderheit die sämmtlichen zu einer vollständigen Mannskleidung gehörigen Knöpfe; **eine Garnitur Knöpfe**. Was an Frauenzimmerkleidern Garniture heiße, siehe oben, S. 143. **Eine Garnitur Diamanten**, Fr. Garniture de diamans, ein Assortiment von Diamanten, die nach einem gewissen Geschmack bearbeitet sind; z. E. die sämmtlichen diamantenen Knöpfe, womit ein Mannskleid besetzt wird; die sämmtlichen Brillanten, womit eine Tabatiere, ein Degen, ein Porträt, Schnallen u. d. gl. besetzt werden; oder auch der Diamantschmuck einer Dame, er mag nun für den Kopf, oder für Hals und Brust, oder für die Arme und Hände, oder für alles dieses zusammen bestimmt seyn.

Die Garnituren von Edelsteinen zu den Kleidungen der Mannspersonen, bestehen gemeiniglich nur in Knöpfen auf die Oberröcke, in Hut- und Schuhschnallen, Hemdeknöpfen, Degengefäßen und Stockknöpfen. Bey den Garnituren zur Kleidung des Frauenzimmers aber, kommt es auf die Mode und

den Geschmack desselben an. Die gewöhnlichsten Stücke, sind: die Knöpfe, die Heftlein oder Haken, und die Schnallen, welche aber, nach Beschaffenheit der Moden, auf hunderterley Arten verändert werden. Die Haar- und Zitternadeln, Schmetterlinge, Fähnlein und Rosen, gehören zu ihrer Garnitur auf den Kopf. Jedoch werden sonst auch die Schnallen und die Ohrengehenke, wie auch die Halsbänder von Edelsteinen, mit unter diesen Nahmen, die Ringe und die Halsbänder von Perlen aber nicht darunter begriffen.

Die **Garnitur eines Zimmers** oder **einer Kammer**, Fr. la garniture d'une chambre oder une garniture de chambre, heißt bey den Tapezierern, das in ein Zimmer oder in eine Kammer zur Auszierung oder Ausmeublirung gehörige Geräth; hauptsächlich begreift man unter diesem Ausdruck die Stühle, Tische, Spiegel, Tapeten, Bette und Vorhänge eines Zimmers. Gleichergestalt heißt bey ihnen auch eine **Garnitur eines Bettes**, Garniture de lit, was zu einem vollständigen Bette erfordert wird, als: die Matratzen, Federbetten, Kopfkussen, Bettdecken, Strohsack, und Bettvorhänge. Manchmahl aber versteht man unter **Garnitur eines Bettes** auch nur die Vor- und Umhänge, das Fußgestelle und die Decken sowohl, als die Doublirungen aller dieser Stücke. Eine **Stuhlgarnitur**, Fr. Garniture de chaise, nennt man alles Zubehör, einen Stuhl zu beschlagen, auszupolstern und zu überziehen, z. E. Gurte, Stahlfedern, Pferdehaare, Leinwand, Seidenzeug ꝛc. Sonst wird auch bey den Galanteriehändlern das Wort **Garnitur** von gewissen Büscheln oder Schleifen Band gebrauchet, womit das Frauenzimmer sich putzet, da es selbige unter ihr Kopfzeug vermenget, oder womit die Mannspersonen ihre Kleider ausstaffieren laßen. Bey den Spitzenhändlern aber begreift das Wort **Garnitur** verschiedene Stücke, woraus die Kopfzeuge des Frauenzimmers bestehen, unter sich; worzu auch sonst noch die Touren um den Hals, und die Engageanten gerechnet werden. Eine

Spitzengarnitur für Mannsperſonen aber beſteht in Halskrauſen, in Spitzen an die Oberhemden, und in Manſchetten. Eine **Garnitur zu einem Degen**, Garniture d'épée, das vollſtändige Degengefäß, nähmlich das Stichblatt (Garde), der Griff (Poignée, welcher im engern Verſtande auch das Gefäß heißt), der Knopf (Pommeau), und der Bügel (Branche). Eine **Garnitur zu einem Kamin**, Garniture de cheminée, nennt man einen Aufſatz von Porzellangefäßen u. d. gl. auf einen Kamin. Auch werden andere Aufſätze (oder zuſammen gehörige Stücke), die man zum Zierrath auf Oefen, Commoden, Schränke, Tiſche und Bettſtellen ſetzt, **Garnituren** genannt.

Garnitz, ein ruſſiſches Maß trockener Körper, deren 8 einen Czetwerin, 130 aber eine hamburger Laſt machen.

Garou, Daphne Gnidium *Linn.*; ſ. **Seidelbaſt.**

Garouille, Quercus coccifera *Linn.*; ſ. **Kermesbaum.**

Garoupe, Garoute, Cneorum tricoccum *Linn.*; ſ. **Zwerg-Oehlbaum**, im Art. **Oehlbaum.**

Garrot, ſ. **Knebel. Wiederrüſt.**

Garſtig (*), ein Wort, welches nur im gem. Leben und in der vertraulichen Sprechart üblich iſt.

1. Eigentlich, kothig, beſchmutzt. **Sich garſtig machen**, ſich beſudeln. **Garſtige Hände haben. Garſtiges**, unreines, trübes **Waſſer. Eine garſtige**, ſchmutzige, **Arbeit. Es iſt garſtiges Wetter**, kothiges, ſchmutziges.

2. Fi-

(*) Friſch leitet dieſes Wort von dem Holländ. Kroos, Koth, Andere von gären, und einem veralteten Hauptworte Garſt, die Hefen, her. Allein, es gehört mit mehrerm Rechte zu dem veralteten Gor, Koth; ſiehe Gare 2 und Hornung. Bey den kraineriſchen Wenden heißt garſtig gerd, die Niederſachſen aber brauchen dafür auch lelik, lelk, in Baiern leidlich, Fr. laid, Engl. lewd. Uebrigens ſprechen die Hochdeutſchen das ſt in dieſem Worte wie ſcht aus, welchen Laut es auch in Bürſte, Durſt, Wurſt u. ſ. f. hat.

2. Figürlich. 1) Verdorben, von Fett und Fett-Waaren, doch nur im Oberdeutschen; ranzig. Garstiger Speck, garstige Butter. Das Oehl riecht, schmeckt garstig. In dieser Bedeutung scheint es beynahe aus dem Niederf. galstrig, ranzig, verderbt zu seyn, welches wiederum von geil abstammet. 2) Ungestaltet, häßlich, von widriger Bildung. Ein garstiges Gesicht. Sie ist nicht gar garstig, sie sieht erträglich aus. 3) Schändlich, den guten Sitten im hohen Grade zuwider. Garstige Reden, Zoten. Garstige Bilder, garstige Bücher, ein garstiges Lied.

Gart-Hafer, s. Gertwurz.

Gart-Heil, (Wildes) Hypericum quadrangulum; s. unter Johanniskraut.

Gart-Heu, s. Hartheu.

Gart-Kraut, s. Gertwurz.

Garten, betteln; s. Garden.

Garten, (der) (*) eines der ältesten Wörter der Sprache, welches überhaupt einen eingeschlossenen verwahrten Platz bedeutet, und besonders folgende Arten desselben bezeichnet.

1. Einen Zaun, ein Gehäge; eine im Deutschen völlig veraltete Bedeutung, in welcher doch das Schwed. Gärd und Dän. Giärde, ein Zaun, und gaerda, Dän. giärde, zäunen, noch üblich sind.

(*) Das hohe Alter dieses Wortes und die vielen demselben dem Klange nach ähnlichen Wörter machen dessen Ableitung schwer, wo nicht unmöglich. So fern es einen Zaun bedeutet, kann es zu Gerte und Hürde gerechnet werden; so fern mit demselben auf die Verwahrung gesehen wird, kann es zu wahren, warten, bewahren, Fr. garder, gehören; wäre der Begriff des Umfreises, des Bezirkes der herrschende, so würde es zu Gurt, Girgillus, Girare u. s. f. gehören; würde vornehmlich auf den Begriff eines Platzes gesehen, so müßte es mit Erde, Schwed. Jord, verwandt seyn; anderer Ableitungen zu geschweigen. Uebrigens lautet dieses Wort, wenn es hortus bedeutet, in einigen Gegenden der Garte, und in andern scheint es gar weibliches Geschlechtes zu seyn.

Schon das Griech. χόρτος, und Angelſ. Gearde, bedeutete einen Zaun. Im Wendiſchen iſt gradim, noch jetzt einzäunen, und Gard ein Stacketenwerk.

2. Einen mit einem Zaune, mit einer Hecke, oder auf ähnliche Art eingeſchloſſenen Ort; eine gleichfalls veraltete Bedeutung, wovon aber in den ältern Sprachen eine Menge Beyſpiele vorkommen.

Dahin gehören das Lat. Cohors, Chors, ein eingeſchloſſener Ort, Engl. Yard, das mittlere Lat. Curtis, Dän. Gaard, ein Hof, das mittlere Lat Girata, Gordus, Gortium, Gortus, eine Fiſchweide, Garenne, u. a. m.

3. Beſonders, einen befeſtigten Ort, ein Schloß, eine Burg, einen Pallaſt, eine Stadt; eine Bedeutung, welche in den fremden Sprachen gleichfalls ſehr häufig iſt, ungeachtet ſie im Deutſchen auch unter die veralteten gehört.

Das Poln. Grod, Ruß. Gorod, Böhm. und Wend. Hrod, Hrad, Schwed. Gärd, u. a. m. bedeuten theils eine Burg, theils eine Stadt. Dahin gehören gleichfalls die vielen Nahmen der Städte und Schlöſſer in und außer Deutſchland, welche ſich auf gard endigen, z. B. Stargard, Belgard, Stuttgard, u. ſ. f. Siehe Gard-Richter.

4. Ein Haus; welche Bedeutung das Goth. Gards und Dän. Gaard hat.

Aus der deutſchen Sprache gehört hierher das an Höfen übliche Wort Zehrgarten, das Vorrathshaus oder Gewölbe von dem zu den Bedürfniſſen des Hofes gehörigen Gemüſe, Fleiſche und Fiſchen zu bezeichnen, deſſen Aufſeher der Zehrgärtner genannt wird.

5. Ein mit einem Zaune oder einer Hecke eingefaßtes oder befriedigtes Stück Acker, Niederſ. ein Kamp, und wenn es Graſeland iſt, eine Wörte, Wuurte. In dieſem Verſtande iſt ein Eichelgarten oder Eichelkamp, ein zum Anfluge junger Eichen eingehägtes Stück Feldes. Siehe Gartenfeld, Gartenrecht, Gartine und Wörde.

6. In der engſten und üblichſten Bedeutung, ein befriedigtes Stück Landes, worin allerley Gewächſe ſowohl

wohl zum Nutzen, als zum Vergnügen gebauet werden; wovon im Folgenden ein Mehreres.

In dieser Bedeutung lautet es bey dem Kero Cartin, bey dem Ottfried Garton, bey dem Willeram Garto, im Niederſ. Garden, Garen, im Holländ. Gaerde, im Engl. Garden, im Walliſ. Gardd, im Franz. Jardin, im Ital. Giardino, im Lat. Cors, cortis, Hortus, im mittlern Lat. Gardum, Goretus, im Wallach. Garntina, im Poln. Ogrod, u. ſ. f.

7. Eine Gegend, ein Gebieth, ein Land; eine nur noch in einigen verwandten Sprachen übliche Bedeutung, wohin das alte Schwed. Gärd, das Griech. χωρα, eine Gegend, und das Angelſ. Gearde, die Erde, der Weltkreis, gehören.

Auf der Inſel Rügen heißt das Gebieth der ehemahligen Gardvogtey noch jetzt der Garten; ſiehe Gards Richter.

Der Menſch lebet nicht vom Brode allein, ſondern bedarf zu ſeiner Nahrung auch Kräuter und Gewächſe. Solche Gewächſe nun, welche außer dem Getreide zu ſeiner Nahrung dienen, werden **Gartengewächſe** genannt. Man theilet ſie, wie weiter unten mit mehrern gezeigt werde, in Gartenkräuter und Garten- oder Obſt-Bäume, ein. In dem natürlichen Zuſtande des Menſchen iſt die Gewinnung dieſer Gewächſe mit wenig Umſtänden verbunden. Der Menſch nimmt ſie, wo er ſie findet. In dem geſitteten geſellſchaftlichen Zuſtande muß er ſie bauen, zumahl, wenn ſeinen Gaumen nach Gewächſen gelüſtet, welche unter ſeinem Himmel nicht von ſelbſt wachſen. Ein befriedigter oder eingehägter Platz, wo ſolche Gewächſe gebauet werden, heißt ein **Garten**. Es giebt vier Hauptarten davon; nähmlich: 1) ein **Kunſt- Luſt- Pracht- oder Ziergarten**, Jardin de plaiſance, welcher allein, oder doch hauptſächlich zum Vergnügen angelegt iſt; 2) ein **Kraut- oder Küchengarten**, im Oberd. **Kuchelgarten, Krätzgarten**, in welchem allein, oder doch vornehm-

lich eßbare Kräuter und Küchengewächse erzeuget werden; 3) ein Baum- oder Obstgarten, in welchem nur Obstbäume gezeuget und gewartet werden; und 4) ein botanischer, medicinischer oder Arzeney-Garten, worin die zur Arzeney und zur eigentlich so genannten Kräuterkunde (Botanik) gehörigen Pflanzen gezogen werden. Hiernächst bekommt ein Garten auch noch mancherley besondere Benennungen, theils nach dem Unterschiede der darin befindlichen Gewächse, z. E. Grasgarten, ein mit Gras bewachsener; Blumen-Garten, ein vornehmlich für die Blumen bestimmter; Kräuter- Küchen- Würz- Arzeney- und Baum-Garten; theils erhält er auch seinen Zunahmen von gewissen Arten der Bäume, Stauden, u. d. gl. und daher gibt es Obst- Hopfen- Wein- Oehl- Nuß- Rosen- Feigen- Orangerie- Feldgärten u. s. w. theils aber unterscheidet er sich nach seiner besondern Abtheilung oder Anlage, und heißt ein Lust- oder Blumen- Irr- Menagerie- Bienen- Thiergarten; imgleichen nach der besondern Art solche anzulegen, und der Gestalt, welche eine Nation ihren Gärten zu geben pfleget; ein französischer, italiänischer, englischer, deutscher, u. s. w. Die Bestellung und Unterhaltung eines Gartens, wird der Gartenbau; die Kunst, einen Garten sowohl zum Nutzen, als auch zum Vergnügen geschickt anzulegen und zu unterhalten, die Garten- oder Gärtnerkunst, im gem. Leben die Gärtnerey, L. Horticultura, Fr. Jardinage; und die zur Bestellung eines Gartens nöthige Arbeit, die Gartenarbeit genannt.

Die Spuhren der Gartenkunst sind nur in den Zeiten des Lichts, der Ruhe und der gemilderten Sitten aufzusuchen. Was kann man hoffen davon bey Völkern zu finden, die noch in dem Stande der ersten Wildheit leben, deren ganze Thätigkeit auf die Befriedigung ihrer vielen natürlichen Bedürfnisse eingeschränkt ist,

ist, die von der Noth zur Jagd und zum unstäten Leben hingerissen werden! Eben so wenig können Gärten bey einem Volke empor kommen, welches beständig in den Waffen steht, Unruhe sucht, wenn es sie nicht hat, und mehr Vergnügen in Anfällen und Herumschweifungen findet, als in der Vertheidigung und dem Anbau einer Gegend. Auch alsdenn, wenn der Mensch sich der rauhen Lebensart entwöhnet, wenn er Sicherheit und Gemächlichkeit zu lieben anfängt, wenn er unter dem Schatten des Friedens sein Eigenthum bebauen und sich daran ergetzen lernt: so gehört doch noch eine gewisse Verfeinerung seiner Sinne und seiner Gefühle dazu, ehe er **Lustgärten** von einiger Bedeutung anzulegen fähig seyn wird. Der Geist muß sich erst an die Scenen der Ruhe und der natürlichen Schönheit gewöhnt haben, das Auge zur Wahrnehmung landschaftlicher Reitze geübt seyn, und das Herz sich leicht und gern milden Eindrücken eröffnen. Ja, die Erfahrung lehrt, daß, wenn Zeitalter schon zu einem feinen Geschmacke gelangten, sie weit eher schöne Gebäude zu errichten und vortreffliche Gemählde auszuführen wusten, als Gärten wohl anzulegen; als wenn die Gartenkunst, die doch so nahe mit der Natur verwandt ist, mehr Schwierigkeiten unterworfen wäre. Das Klima, welches die Heiterkeit und Fröhlichkeit des Menschen, so wie die Annehmlichkeit eines Landes, befördert, kann dem Anbau der Gärten günstig seyn, ob es gleich nicht allezeit so gewesen ist. Der Wohlstand und Ueberfluß können zu der Ausbildung der Gärten behülflich seyn, ob sie gleich oft zur unnützen Pracht und zum Ekel an wahrer Schönheit verleitet haben. Bey einer gewissen Milde der Sitten und Veredelung des Geschmacks, wird sich vornehmlich die Liebe der Gärten zu ihrer guten Bildung beeifern.

Ohne Zweifel waren die ersten Gärten, oder vielmehr die ersten Plätze, welche man zu Gärten zu be-

bauen anfing, bloß dem Nützlichen gewidmet. Der Mensch sammelte die Bäume und Pflanzen, bey denen er Nahrung und einen angenehmen Geschmack fand, um seine Wohnung her, und widmete ihnen seine vorzügliche Pflege. Nothdurft sowohl als natürlicher Hang zur Erfrischung lehrte ihn Schatten und Wasser suchen. Die Natur ließ vor seinen Augen in den Thälern und auf den Hügeln eine große Mannigfaltigkeit von farbigen Blumen aufsprießen, die ihn ergetzten, die er nahe um sich her verpflanzte, und durch eine sorgfältige Wartung zur größern Schönheit erzog. Tausendfältige Beobachtungen und Bemerkungen, die er einsammelte, vermehrten seine Kenntniß, und reitzten seinen Geschmack; und indem er reichlicher seine Bedürfnisse befriedigte, so erkannte er leicht, wie viele und mannigfaltige Beziehungen die Gegenstände der Natur auch auf die Belustigung seiner Sinne und seiner Einbildungskraft hätten. Die Liebe zur Einsamkeit, der Ekel an den Unruhen und Beschwerlichkeiten der größern Gesellschaft, die Aussicht auf eine bequemere Art der Erhaltung, unterstützten den Trieb zum ländlichen Vergnügen. Durch Muße und Nachdenken, mit der täglichen Erfahrung befruchtet, lernte er allmählich der Natur ihre mächtige Zaubereyen ab, und suchte sie zum längern Genuß auf dem Platz, den er bewohnte oder liebte, zu vereinigen und fest zu halten. Dieser war ungefähr der erste Ursprung der Lustgärten, wovon die warme Phantasie der Dichter mehr, als die kalte Muthmaßung, anzugeben fähig ist. Denn da wo die Geschichte schweigt, über deren Anfang sich die erste Entwickelung der Gärten hinaus hebet, ist es doch nur der Laut der Muthmaßung, welcher gehört werden kann.

Freylich sehr roh mußten die ersten Gärten seyn, noch weit von der richtigen Anordnung entfernt, die erst Zeit, Geschmack und Ueberlegung ihnen nach und nach

mit

mittheilen konnten. Man weiß nicht, wornach man fragt, wenn man die Beschaffenheit der ältesten Gärten wissen will. Allgemein ließe sich wohl ihre vermuthliche Gestalt angeben; will man aber näher unterrichtet seyn, so beliebe man zuvörderst eine zuverläßige Antwort auf die Frage: wie sah eigentlich das erste Gemählde aus, womit die Kunst anfing? zu geben.

Die Gartenkunst gewann bey den Alten keine so merkliche Vollkommenheit, als die andern schönen Künste. Zwar erheiterte das griechische und italiänische Klima mit der Landschaft den Geist; es erzeugte eine Menge natürlicher Schönheiten, und schärfte die Fähigkeit, sie mit einer Art von Wollust zu genießen. Allein, es fehlten der Gartenkunst die mächtigen Triebfedern, die für einige andere der schönen Künste so wirksam waren. Diese erhoben sich mit den großen republikanischen Bestrebungen des Geistes, mit dem Kampfe nach Freyheit, nach Ruhm und Unsterblichkeit, mit den sichern sogleich gegenwärtigen Belohnungen des Vaterlandes. So stieg vornehmlich die Beredsamkeit, die Dichtkunst und die Bildhauerkunst. Die Anlage der Gärten aber erforderte eine Denkungs-Art, welche der heroischen entgegen war, die Ruhe der Leidenschaften, die Liebe der Stille und des ländlichen Vergnügens. Wenn damahls auch gleich zuweilen der verjagte oder sich selbst entfernende Weise das Getümmel der städtischen Geschäfte mit dem Frieden eines verborgenen Landhauses verwechselte, so war doch weder sein Geist, noch sein Geschmack immer aufgelegt genug, sich mit einer vorzüglichen Verschönerung eines zum Garten geschickten Platzes zu befassen. Je mehr die heroischen Zeiten sich verloren, desto mehr breitete sich wirklich der Geschmack an den Gärten aus. Die Römer waren, als sie die Menge ihrer Landhäuser (Villen) und Gärten anlegten, nicht mehr die Zeitgenossen des Fabricius, sondern des Lucullus; es war

nicht mehr die Beschäftigung, nicht mehr die sanfte, einfältige Freude, sondern es war die verfeinerte Wollust des Landlebens, wornach sie durstete.

Es gibt wohl nicht leicht eine cultivirte Nation, die nicht einige Gärten zum Vergnügen angelegt haben sollte. Die Reitzungen der schönen Natur haben eine fast allgemeine Wirkung. Religion und Nationalmeinungen schränken sie nicht ein. Der römische Mönch belustiget sich in dem Garten seines Klosters so gern, als der Muselmann seinen Landhäusern am Meere zueilt, um da die frische Luft zu genießen, welche ihm die Stadt versagt. Die Anlage der Gärten ist lange schon ein Gegenstand des öffentlichen Aufwandes nicht bloß der Fürsten, sondern auch der begüterten Glieder der Nationen geworden. Die Nothdurft erforderte um volkreiche Städte einen fleißigern Anbau der Gewächse, die der Mensch zu seiner Nahrung brauchet; und neben diesen Plätzen erhoben sich auch bald Gärten, die dem Genuß der Freyheit, der frischen Luft und des Vergnügens gewidmet wurden. Man sieht gemeiniglich Gärten um größere Städte, wo der Handel Wohlstand, oder der Reichthum einen gewissen Luxus erzeugt hat.

Die Gärten, welche zu den öffentlichen Denkmählern einer Nation gehören, laßen sich aus so mancherley erheblichen Gesichtspuncten betrachten, daß die gänzliche Unachtsamkeit oder Gleichgültigkeit mancher Reisebeschreiber in diesem Puncte nicht anders als tadelhaft angesehen werden kann. Sie sind Gegenstände nicht bloß der Cultur und des Wohlstandes, sondern auch des Geschmackes eines Landes; sie können, wenn sie mit eigener Wahl angelegt und nicht bloß nachgeahmt sind, zum Theil einen Beweis von dem National-Character abgeben, der sich in ihnen sichtbar macht. Die brittischen Parks kündigen dem Reisenden eine Nation an, deren Geist höhern Schönheiten entgegen

strebt,

ſtrebt, das Große und Edle ergreift, und ſich gern in kühnere Unternehmungen einläßt. Der Hang zu dem Zierlichen und Witzigen, ſo wie ein gewiſſer Geiſt der Kleinigkeit, womit jener Hang ſich leicht vermiſcht, iſt in den franzöſiſchen Gärten ausgeprägt.

Unter allen Nationen des Alterthums ſind die Römer am meiſten wegen der Landhäuſer und Gärten berühmt geweſen. Gleichwohl geſchieht ſchon lange vor ihnen bey ältern Völkern Erwähnung von Gärten, welche damahls nach dem Geſchmack der Zeit ihren Werth mögen gehabt haben, die aber von einigen neuern Schriftſtellern übermäßig erhoben worden, weil ſie, an ſtatt ſie näher zu unterſuchen, den übertriebenen Lobſprüchen anderer nachzulallen bequemer fanden.

Man hat der babyloniſchen Gärten nicht gedenken können, ohne in eine Art von Erſtaunen zu fallen, ohne dabey zu wiſſen, worüber man erſtaunte. Bey einer nähern Betrachtung dieſer ſchwebenden Gärten aber verliert ſich ein großer Theil von ihrer wunderbaren Pracht. Man nehme auf einige Augenblicke an, daß die Beſchreibungen des Diodor, Lib. 2, Cap. 4, Strabo, Lib. 15, und Curtius, Lib. 5, Cap. 1, ihre hiſtoriſche Richtigkeit haben. Nach dieſen Schriftſtellern waren es künſtliche Erhöhungen, die unten auf Pfeilern ruheten, oben in dem aufgetragenen Erdreiche mit Bäumen bepflanzt, in verſchiedene Abſätze vertheilt, und durch eine gewiſſe Waſſerkunſt befeuchtet waren. Ich ſehe hier nichts anders, als ein Werk eines kühnen Geiſtes, der etwas Seltſames unternehmen wollte, ohne ſich von einer richtigen Beurtheilung leiten zu laßen. Es war ein Werk, welches der Natur Troz biethen ſollte, ein einzelnes gewagtes Werk und nicht wohl einer Nachahmung fähig. Noch weniger läßt ſich begreifen, wie es den Nahmen eines Gartens anders als in einem ſehr ungewöhnlichen Verſtande verdienen können. Aber wenn es nun auch

mit

daß sie in den ersten Zeiten zu sehr mit harten Bedürfnissen beladen, in der Folge zu sehr mit den Geschäften der Staatseinrichtungen und des Krieges überhäuft, endlich für andere Künste und vornehmlich für Ergetzungen von einer stärkern und berauschenden Art zu lebhaft eingenommen gewesen, als daß sie Zeit und Ruhe genug finden können, für den sanftern Reitz der Gärten recht thätig zu werden. Ihre Gärten haben daher auch nie das Ansehen erreicht, zu welchem sonst die schönen Künste bey dieser Nation gestiegen sind. Homer beschreibt, im 7ten Buche der Odyssee, die Gärten des Alcinous, die man oft eben so unmäßig, als die babylonischen, erhoben hat, da doch sonst die ältern Scribenten keinem, als dem Homer, folgen konnten. Ihre Schönheit bestand in Granaten- Feigen- und Oehlbäumen, und andern Arten von Bäumen; in einer gewissen Abtheilung, nach welcher den Fruchtbäumen, den Weinstöcken und den sogenannten Küchengewächsen besondere Plätze angewiesen waren; in dem Wasser, welches zur Befruchtung hin und wieder geleitet ward. Es scheint auch, daß die Bäume und übrigen Gewächse in einer gewissen Ordnung und Symmetrie gepflanzt gewesen, womit die Kunst fast überall ihren Anfang nahm und nehmen konnte, doch ohne daß sie nachher auf diesem Punct hätte stille stehen sollen. Man sieht in dieser Beschreibung die erste Entwickelung eines Gartens in der Auswahl der Bäume und Gewächse, in der Sorgfalt für ihre Befruchtung, und in ihrer Stellung nach einer gewissen Ordnung, wodurch man sich von der Wildheit der Natur zu entfernen suchte. Aber noch gibt diese Beschreibung, so wie sie da ist, keinen großen Begriff von einem königlichen Lustgarten. Man sieht nichts weiter, als einen nützlichen Fruchtgarten in einem dazu besonders abgetheilten Strich Landes. Dieses Beyspiel der Nutzbarkeit und Einfalt in den Gärten mußte den spätern

Grie-

net noch dazu den Schuh 3 Zoll länger, als den römiſchen; und es ſcheint alſo in dem überſtimmten Strabo ein Verſehen zu ſeyn.) Der Umfang hatte bis 380 Stadien, wie Strabo rechnet, welches, wenn ein Stadium zu 625 Schuh gerechnet wird, mehr austrägt, als 60000 Schritt, welche Plinius angibt. Hyginus iſt der einzige von den Alten, der ihnen weniger, als 360 Stadien, zugeleget. Dio Caſſius, Herodot und Apollonius ſteigen bis 400 und mehr Stadien, ſcheinen aber über die Schnur zu hauen; obgleich der noch heutige weite Umfang der aſiatiſchen Städte jenen glaublich machet, zumahl da die Häuſer in Babylon nicht dicht an einander geſtanden, und inwendig auf einen Nothfall viel Ackerbau war. Doch dieſes alles ſchien dem großmüthigen Unternehmen der Königinn keine Genüge zu thun, wenn ſie nicht ſowohl durch die Menge der Arbeiter ihre Macht, als durch die Beſchleunigung des Werkes ihre Anſtalt, zu erkennen gegeben hätte, indem ein jeder Tag gleichſam durch eine neue Erſchaffung, ein ganzes Stadium von der Mauer zu Stande gebracht haben ſoll. Nach des Herodot Erzählung, haben dieſe Mauern 100 Thore von Erz gehabt. Womit ſich die Königinn dennoch nicht vergnüget, bis ſie ebenfalls zum gemeinen Nutzen den Tigris-Fluß durch einen ſchiffreichen Canal in den Euphrat geleitet, und überdem zur Pracht die königliche Burg A erbauet; welche Andere glaubwürdiger dem Belus zueignen; wie denn auch mehr als Eine Semiramis geweſen, deren unterſchiedene Gebäude einer allein zugeſchrieben werden. Dieſe hatte 20 Stadien im Umfange, und in der Einfaſſung Thürme von 80 Schuh hoch, nahe an dem Euphrates B, welcher mitten durch die Stadt floß, in der Breite eines Stadii, und war nicht nur mit einer ſteinernen Schiffländе nebſt herabgehenden Stiegen C, eingefaßt, ſondern auch mit einer herrlichen Brücke D geziert, an deren einen Seite obgedachtes Schloß gelegen, mit dreyfachen reich verzierten Thoren, und jenſeit der Brücke einem kleinern.

Die hangenden Gärten waren viereckig; jede Seite hatte 4 Jugera, d. i. (nach Plinius Berechnung ein Jugerum zu 240 Fuß gerechnet,) an 1000 Fuß lang; und ruheten oben über dem Schloſſe auf 20 gewölbten Mauern E, welche 22 Fuß dick waren. Vor ſelbigen ſind in dieſem Riſſe 20 andere Arcaden in der Façade vorgeſtellt. Der Zugang zu der unterſten Terraſſe geſchah über eine abhängige Fläche F, welche der erſten Mauer an Höhe gleich war. Nach dieſem war der

Proſpect.

daß sie in den ersten Zeiten zu sehr mit harten Bed
nissen beladen, in der Folge zu sehr mit den Gesc
ten der Staatseinrichtungen und des Krieges überhä
endlich für andere Künste und vornehmlich für Er
ungen von einer stärkern und berauschenden Art
lebhaft eingenommen gewesen, als daß sie Zeit und
he genug finden können, für den sanftern Reiß
Gärten recht thätig zu werden. Ihre Gärten ha
daher auch nie das Ansehen erreicht, zu welchem
die schönen Künste bey dieser Nation gestiegen
Homer beschreibt, im 7ten Buche der Odyssee,
Gärten des Alcinous, die man oft eben so unmä
als die babylonischen, erhoben hat, da doch sonst
ältern Scribenten keinem, als dem Homer, fo
konnten. Ihre Schönheit bestand in Granaten-
gen- und Oehlbäumen, und andern Arten von B
men; in einer gewissen Abtheilung, nach welcher
Fruchtbäumen, den Weinstöcken und den sogenan
Küchengewächsen besondere Plätze angewiesen wa
in dem Wasser, welches zur Befruchtung hin und
der geleitet ward. Es scheint auch, daß die Bä
und übrigen Gewächse in einer gewissen Ordnung
Symmetrie gepflanzt gewesen, womit die Kunst fast
all ihren Anfang nahm und nehmen konnte, doch
ne daß sie nachher auf diesem Punct hätte stille st
sollen. Man sieht in dieser Beschreibung die erste
wickelung eines Gartens in der Auswahl der Bä
und Gewächse, in der Sorgfalt für ihre Befruchtu
und in ihrer Stellung nach einer gewissen Ordn
wodurch man sich von der Wildheit der Natur zu
fernen suchte. Aber noch gibt diese Beschreibung
wie sie da ist, keinen großen Begriff von einem kö
lichen Lustgarten. Man sieht nichts weiter, als
nen nützlichen Fruchtgarten in einem dazu beson
abgetheilten Strich Landes. Dieses Beyspiel der
barkeit und Einfalt in den Gärten mußte den spä

Griechen, welche immer noch in dem Homer ihren Lehrer erkannten, beständig vor Augen schweben, und ihnen zur Regel werden, von welcher abzuweichen sie sich nach aller Vermuthung nicht erlaubten.

Erst bey den Römern läßt sich ein Standort nehmen, von welchem man einen sichern Blick in die Gärten der Alten werfen kann. Man kennt ihre schwärmerische Neigung für den Aufenthalt auf dem Lande; man weiß, wie viele Gegenden sie bebauet, wie viele herrliche Gebäude sie aufgeführt haben, um ihren Enthusiasmus für die ländliche Ruhe und Ergetzung zu befriedigen. Noch jetzt erinnern wir uns nicht ohne eine gewisse Fröhlichkeit an die kühle Lage von Präneste, an Tiburs heitere und gesunde Höhen, an die West-Winde von Caprea, wo die herrliche Aussicht nach dem neapolitanischen Meerbusen entzückte, und selbst den August reitzte, hier zwölf prächtige Gebäude anzulegen, an so viele andere lustige Berge und Vorgebirge, die der Römer im Sommer besuchte; an Bajä in Campanien am Meere, wo ihn im Winter eine gelindere Wärme erquickte. Noch jetzt, sage ich, reitzt uns das zauberische Bild dieser und vieler andern Gegenden, so voll von Villen und Gärten, daß damit wohl nirgends ein Erdstrich so sehr bedeckt gewesen, als es damahls Italien war.

Man muß Villen und Gärten, welche oft mit einander verwechselt worden, unterscheiden, wie selbst die Römer in spätern Zeiten zwischen beyden den Unterschied bemerkten, der sich wirklich zwischen ihnen befindet. Weil man die Villen aus den Beschreibungen der römischen Schriftsteller genauer kennt, als die Gärten, und jene auch mehr als diese auf gewisse bestimmte Regeln gebracht zu seyn schienen: so hat man zuweilen den eigenthümlichen Ruhm der Villen zugleich den Gärten zugetheilt, und diesen eben so vielen Werth beygelegt.

Aus der verschiedenen Art, wie die alten Schriftsteller der Villen und wie sie der Gärten gedenken, läßt sich vielleicht ein Beweis für die größere und geringere Vollkommenheit derselben annehmen. Es werden nicht allein weit mehr Villen als Gärten, sondern jene auch ausführlicher beschrieben, da diese gemeiniglich nur eine kurze Anzeige und ein nur allgemeines Lob ihrer Fruchtbarkeit oder ihrer Annehmlichkeit erhalten. Wahrscheinlicher Weise hatten doch wenigstens in den spätern Zeiten, wie Plinius, Nat. Hist. lib 19, c. 20, und Andere nicht undeutlich zu erkennen geben, die meisten Villen ihre Gärten. Dieses bestärkt die Vermuthung, daß selbst nach dem Begriffe der Römer ihre Gärten verhältnißmäßig eine weit geringere Vollkommenheit hatten, als ihre Villen.

Zu den Zeiten des August waren schon die herrlichsten Villen vorhanden; gleichwohl waren die Gärten noch weit entfernt, einen sichern Anspruch auf Lustgärten zu machen. Virgil, Georg. lib. 4, v. 121, nennt bloß Rosenstöcke, Endivien, Gurken, Narzissen, Epheu, Myrthen, Bärenklau, als die Gegenstände in einem Garten. Columella, in der Vorrede zu dem Gedichte de cultu hort., merkt ausdrücklich an, daß der Gartenbau von den ältern Römern sehr vernachläßiget worden, und daß er erst zu seiner Zeit in Aufnahme gekommen sey. Er betrat daher eine Bahn, die ihm Virgil offen gelaßen; allein die Vorschriften, die er in seinem kleinen Lehrgedichte vorträgt, so nützlich sie auch sonst seyn mögen, betreffen doch nur den ökonomischen Gartenbau. Indessen gedenkt er, im 10ten Buche, verschiedener Blumen, die zur Schönheit der Gärten gerechnet werden, der Violen, Rosen, Lilien, Hyacinthen, Levkojen. Weiter aber sagt Columella von irgend einer Anlage und Einrichtung eines Gartens zur Ergetzung eben so wenig etwas, als andere Schriftsteller, die von dem Landbau und von den Villen handeln.

Nur allmählich erst ward Italien, mit den edlern Bäumen, welche von da in andere Länder von Europa weiter verpflanzt sind, bereichert; denn aus größtentheils entfernten Gegenden mußten die Römer sie

suchen,

ſuchen, aus Sorien die Feigen, aus Meden die Citronen, aus Perſien die Pfirſichen, aus Afrika die Granaten, aus Cypern die Lorbeeren, aus Griechenland die Myrthen, aus Epirus allerhand Arten von Aepfeln und Birnen, aus Armenien die Pflaumen, aus Pontus die Kirſchen u. ſ. w. Die Seltenheit ſowohl als die natürliche Schönheit dieſer Bäume, mit dem angenehmen Geſchmack ihrer Früchte, mußten beſonders in der erſten Neuheit die Römer bezaubern, und ihnen die Gärten reitzend machen, die mit ſolchen Pflanzungen allmählich erweitert wurden. Indeſſen ſind alle die Anzeigen, die uns von den römiſchen und ſelbſt von den Luculliſchen Gärten, die noch zur Zeit des Plutarch unter die koſtbarſten Güter der Regierung gerechnet wurden, übrig geblieben ſind, ſo allgemein, daß man ſich noch weniger von ihnen einen beſtimmten Begriff zu machen im Stande ſeyn würde, wenn der jüngere Plinius, Epiſt 17, lib 2, und Ep. 6, lib. 5. uns nicht eine nähere Beſchreibung von ſeinen Gärten, obgleich nicht ſo ausführlich, als von ſeinen Landhäuſern, hinterlaßen hätte.

Der Garten zu Laurentin war mit einem Baumgang (geſtatio) eingeſchloſſen, der hier mit Buchsbaum, dort mit Rosmarin eingefaßt war. An dem innern Umfange des Baumganges lag ein junger und ſchattiger Weingarten, der einen reichen und zum Gehen ſehr bequemen Boden hatte. Den Garten zierten viele Feigen- und Maulbeerbäume, weil der Boden dieſen Arten mehr, als andern, günſtig war. Im Garten lag ein Speiſeſahl, aus welchem man, wiewohl entfernt von dem Proſpect nach dem Meere, nicht weniger eine ſchöne Ausſicht genoß.

In der weitern Beſchreibung, worin Plinius vornehmlich der Gebäude im Garten und um die Hauptwohnung herdenkt, wird noch eines Gartenaltans oder einer Erderhöhung erwähnt, die mit wohlriechenden Veilchen bepflanzt war. Etwas genauer hat er den Garten zu Tuſcum geſchildert, ohne Zweifel, weil er durch die Anlegung des Beſitzers, wie ausdrücklich bemerkt wird, mehr Schönheit für ihn erhalten zu

haben schien. Zu den mancherley Theilen dieses Gartens gehörte ein offener freyer Platz oder erhabener Gang, der in vielerley Absätze und Gestalten getheilt und mit Buchsbaum umfaßt war; etwas weiter davon ein sanft abhängender Rasen-Teppich, auf welchem verschiedene einander entgegen gesetzte Figuren von Thieren (der Anfang der Gartentändeley) mit Buchsbaum vorgestellt wurden; der Boden dazwischen war mit schönen Bärenklau geziert. Rings umher lief ein Spatzier-Gang, der von dicken und auf verschiedene Weise beschnittenen grünen Bäumen eingefaßt war; nach diesem folgte ein Baum-Gang, nach Art eines Rennplatzes, welcher Buchsbaum von mancherley Form, und niedrige geschorne Bäumchen in sich schloß. Alle diese Scenen waren von einer Mauer umgeben, die, mit Buchsbaum bedeckt, den Augen entzogen war.

In dem Verfolge der Schilderung kommt Plinius bald auf die Gebäude, bald auf die übrigen Stücke, die zu dem Gartenplatz gerechnet werden können. Zu den ersten gehören vornehmlich die Reitbahn, die Bäder, der Speisesahl, das Schlafzimmer, wohin weder Sonnenhitze noch Geräusch dringen konnte; von außen schlängelten sich die Ranken des Wein-Stocks an den Fenstern hinauf, und inwendig war Auszierung von Marmor und Mahlerey von Vögeln, die auf den Zweigen saßen, unter welchen eine Quelle rauschte; eine glückliche Ausschmückung eines Gartengebäudes. In dem übrigen Theile des Gartenplatzes erschienen bald Marmorbänke, die sich zum Ausruhen darbothen, bey welchen anmuthige Quellen umher rieselten, die hier und da hingeleitet das Grüne durch Wässerung belebten; bald springendes Wasser oder Fontänen, (est fälschlich für eine Erfindung der Neuern ausgegeben) die in marmorne Becken sich ergossen; bald Wege, die von Buchs-Baum durchschnitten und eingefaßt waren. Außer den Prospecten, die das Innere des Gartens selbst verschaffte, hatte man Aussichten auf Weinberge, Felder, Wiesen, Berge, Wälder voll natürlicher Schönheit; Aussichten, die den Aufenthalt im Garten ergetzender machen mußten, ohne daß eben dadurch seine Einrichtung selbst zu einem Muster erhoben werden könnte.

Wer selbst untersucht hat, der wird noch immer eingestehen, daß es sehr schwer ist, sich von der Anlage und Verbindung aller Gegenstände dieses Gartens einen ganz bestimmten Begriff zu machen; wenn man

nicht

von da durch eine andere dergleichen Treppe, unter dem Garten hinweg in das Ballhaus kommen kann, ſo, daß beſagtes Gartenfeld völlig auf Untergebäuden lieget. 12, ein Theil der Reſidenz, ſo viel man in dem Garten ſiehet.

Fig 852 b), zeigt die zwey Gärten, wie ſie, von der hochfürſtlichen Reſidenz aus, zu ſehen, mit Fontänen und allerley ſeltenen Gewächſen geziert, auch mit künſtlich gemahlten Proſpecten verſehen ſind.

In Nürnberg iſt, unter denen öffentlichen Gebäuden, welche an Schönheit und Stärke andern nichts nachgeben, inſonderheit das Schloß, oder die auf einem etwas erhabenen Hügel gelegene kaiſerliche Burg, von dar man die ganze Stadt überſehen kann, merkwürdig. An dieſer Burg hat Kaiſer Friedrich II. als ein großer Liebhaber des Gartenweſens, ebenfalls hangende Gärten zu ſeinem Vergnügen anlegen laßen. Conrad Celtes meldet folgendes davon: Cæſar Fridericus, vt hortis plurimum ſe oblectare ſolebat, in ea arce penſiles ſibi hortos fieri fecit; pilis onus ſuſtinetur, altitudinem muri æquans, ſolumque ſuper ſtratum herbarum & arbuſculorum patiens eſt. Helius Eobanus Heſſus gedenkt dieſer hangenden Gärten in nachſtehenden Verſen:

Nec deſunt variis vernantes floribus horti,
Quales blanda Venus, tibi, pulcher Adoni, paravit;
Penſile ſuffultum ſtat opus nixumque columnis,
Quale apud Aſſyriam memorant Babylona fuiſſe,
Si tamen exiguis componere maxima fas eſt.

Nach ſo mannigfaltigen Revolutionen und Verheerungen, wodurch Italien viele Jahrhunderte hindurch entkräftet, und von ſeiner alten Fruchtbarkeit und Schönheit herab geſetzt worden, fing es endlich ſpät wieder an, die Erquickungen des Friedens zu genießen. Die Freyheit, zu welcher ſich verſchiedene Städte wieder erhoben, der Reichthum, den der Handel verſchaffte, die Kenntniß und der Edelmuth einiger Päpſte und Fürſten erweckte allmählich die Liebe der ſchönen Künſte, und breitete in den Geiſtern mehr Heiterkeit, in den Empfindungen mehr Verfeinerung aus. Die ſchönen Künſte ſchritten bald einer Vollkommenheit nach der andern entgegen, nachdem ſie ſich nur erſt einmahl aus den alten Ruinen hervorgearbeitet hatten. Nur blieb,

bey dieser fast allgemeinen Wiedererweckung des Gefühls für das Schöne, die Gartenkunst noch lange vergessen. Addison, in seinen Anmerkungen über Italien, meint, daß die Franzosen die erste Einrichtung ihrer Gärten von den Italiänern genommen hätten; eine Meinung, für welche er die Beweise schuldig geblieben ist. Vielmehr weiß man gewiß, daß le Notre selbst den französischen Geschmack nach Italien gebracht hat; und dieser Geschmack ist selbst nach seiner Vermischung mit dem, was er von der Nation annahm, noch in den meisten Gärten sichtbar. Volkmann, dessen Urtheil Glauben verdient, versichert, im 1 B. seiner Nachrichten von Italien, S. 58, daß die Gärten der Italiäner nicht das bedeuten, was sie sich davon einbilden. „Die Anlage," sagt er, „ist simpler, als die von den französischen; man findet aber auch keine solche prächtige Alleen, solche hohe Hecken, so viele kleine Cabinete und Abwechselungen darin; inzwischen gefallen sie vielleicht den meisten Reisenden aus nördlichen Gegenden, besonders wegen der Neuheit der Gewächse, welche man bey uns vergebens sucht; dahin gehören die verschiedenen immer grünenden Bäume. Die Wasserwerke sind wirklich meistens bloße Spielwerke, wenn die Italiäner, die nichts besseres kennen, sie gleich für unverbesserlich halten. Sie bestehen größtentheils aus Fontänen, mit einem niedrigen dünnen Strahl, der auf allerley Art verändert werden kann, aus kleinen mit wenigem Wasser versehenen Cascaden und dergleichen Stücken." Gleichwohl zeichnen sich nach der Beschreibung eben dieses Schriftstellers verschiedene größere Gärten aus, um Turin die bey den Lustschlössern Venerie, Stupinigi und Vigne de la Reine; zu Florenz Boboli; zu Rom die vaticanischen Gärten, der ausgedehnte ludovisische Garten, und die bey den Villen Corsini und Medicis — die ihre Schönheiten haben von der angenehmen Lage, den abwechselnden Durchschnitten, den mahlerischen Prospecten, den Alleen, kleinen Lustwäldchen, Blumenparterren, Rasenstücken, Grotten, Statüen — welche allerdings die Nachahmung des französischen Geschmacks verrathen,

von da durch eine andere dergleichen Treppe, unter dem Garten hinweg in das Ballhaus kommen kann, ſo, daß beſagtes Gartenfeld völlig auf Untergebäuden lieget. 12, ein Theil der Reſidenz, ſo viel man in dem Garten ſiehet.

Fig. 852 b), zeigt die zwey Gärten, wie ſie, von der hochfürſtlichen Reſidenz aus, zu ſehen, mit Fontänen und allerley ſeltenen Gewächſen geziert, auch mit künſtlich gemahlten Proſpecten verſehen ſind.

In Nürnberg iſt, unter denen öffentlichen Gebäuden, welche an Schönheit und Stärke andern nichts nachgeben, inſonderheit das Schloß, oder die auf einem etwas erhabenen Hügel gelegene kaiſerliche Burg, von dar man die ganze Stadt überſehen kann, merkwürdig. An dieſer Burg hat Kaiſer Friedrich *II.* als ein großer Liebhaber des Gartenweſens, ebenfalls hangende Gärten zu ſeinem Vergnügen anlegen laßen. Conrad Celtes meldet folgendes davon: Cæſar Fridericus, vt hortis plurimum ſe oblectare ſolebat, in ea arce penſiles ſibi hortos fieri fecit; pilis onus ſuſtinetur, altitudinem muri æquans, ſolumque ſuper ſtratum herbarum & arbuſculorum patiens eſt. Helius Eobanus Heſſus gedenkt dieſer hangenden Gärten in nachſtehenden Verſen:

Nec deſunt variis vernantes floribus horti,
Quales blanda Venus, tibi, pulcher Adoni, paravit;
Penſile ſuffultum ſtat opus nixumque columnis,
Quale apud Aſſyriam memorant Babylona fuiſſe,
Si tamen exiguis componere maxima fas eſt.

Nach ſo mannigfaltigen Revolutionen und Verheerungen, wodurch Italien viele Jahrhunderte hindurch entkräftet, und von ſeiner alten Fruchtbarkeit und Schönheit herab geſetzt worden, fing es endlich ſpät wieder an, die Erquickungen des Friedens zu genießen. Die Freyheit, zu welcher ſich verſchiedene Städte wieder erhoben, der Reichthum, den der Handel verſchaffte, die Kenntniß und der Edelmuth einiger Päpſte und Fürſten erweckte allmählich die Liebe der ſchönen Künſte, und breitete in den Geiſtern mehr Heiterkeit, in den Empfindungen mehr Verfeinerung aus. Die ſchönen Künſte ſchritten bald einer Vollkommenheit nach der andern entgegen, nachdem ſie ſich nur erſt einmahl aus den alten Ruinen hervorgearbeitet hatten. Nur blieb,

geziert. Das angenehmste darin sind die untern Zimmer, woran beständig die Wellen des Sees spülen. Sie sind als Grotten mit allerley Muschel- und Marmorwerk verziert; in den heißen Sommertagen kann man sich keinen angenehmern Ort gedenken. Aus einer Grotte von bäuerischem Werk steigt man, vermittelst einer doppelten Treppe, auf die vorgedachte hohe Terrasse. Hier genießt man eine Aussicht, dergleichen wenig gefunden wird. Auf einer Seite liegen die Alpen, welche sich in dreyfachen Absätzen oder Bergen erheben. Unten sind sie sehr fleißig angebauet, in mehrerer Höhe mit Waldung besetzt, und oben mit Eis und Schnee bedeckt. Insonderheit ist der Anblick des Morgens, wenn die ersten Sonnenstrahlen von den Eisspizen zurück prallen, vortrefflich. Auf der andern Seite sieht man über die große Fläche des Sees bis an das östliche Ufer, und gegen Norden ein fruchtbares Ufer, welches mit Weinbergen, Flecken und kleinen Städten besäet ist. Der Anblick des Sees selbst ist nicht weniger schön; außer dem hellen Wasser und einer Menge von Wasservögeln sieht man, den ganzen Tag über, viele Fischerböthe und kleine Schiffe, welche die Waaren zwischen der Schweitz und Italien hin und her führen, darauf herum segeln.

Volkmanns Nachrichten von Italien, 1. B. S. 291, fgg.

Die Verbindung der Alpen führt mich nach der Schweitz. Wenn die Natur ein Land gebildet hat, das mit einer erstaunlichen Größe und Mannigfaltigkeit heroischer Gegenstände eine vorzügliche Annehmlichkeit der Aussichten vereinigt, so ist es gewiß die Schweitz. Es scheint, daß die Natur hier gleichsam ganz Original seyn wollen, so kühn, so seltsam und auffallend ist ihre mahlerische Manier; und auswärtige Landschaft-Mahler, welche diese Gegenden nachbilden wollten, fühlten es bald zum Erstaunen, wie weit der Character dieser landschaftlichen Prospecte sich über andere erhebt. Ich rede nicht von den wilden Gegenden, wo die Natur nichts als ihre Schreckniſſe und Schauer gehäuft hat, sondern von den milden Strichen, die sich durch eine Sammlung aller landschaftlichen Schönheiten auszeichnen, die von dem Anblick jener fürchterlichen Gebirge entweder entlegen sind, oder nur in der Ferne ihren

ren schimmernden Gipfel sich erheben, und vom äußersten Horizont her eine gewisse feyerliche Majestät verbreiten sehen. Die beständige Abwechselung von Erhöhungen und Vertiefungen; die Hügel, die Berge, die Gebirge, mit ihren Waldungen und Weiden, mit ihren grauen felsigen Höhen, gebrochenen Absätzen und Wasserfällen, mit ihren Dörfern und bebauten Plätzen; die Seen und Flüsse in den Ebenen; die Viehtriften; die einzeln zerstreuten Hütten der Freyheit; die größtentheils kühnen Lagen der Städte und alter Schlösser; die reitzenden Fluren voll Obstbäume und Weingärten — alles dieses vereinigt sich, eine so unendliche Mannigfaltigkeit von schönen Prospecten zu bilden, deren sich nur wenig Weltgegenden rühmen können. Der Freund des Landlebens hat hier also einen wesentlichen Theil seines Vergnügens, eine zauberische Aussicht, die er aus seinem Garten genießen kann. Die sanften Abhänge der Berge biethen ihm die schönsten Lagen für Land-Häuser an, und von den Höhen herab eilt ihm das reinste Wasser freywillig entgegen. Weil die Natur sich so milde gegen die Schweitzer beweiset, so folgen sie auch ihrem Wink. Ihre Gärten sind fast durchgehends Schauplätze wahrer natürlicher Schönheiten, entfernt von leeren Zierrathen und kleinen Künsteleyen. Viel springendes Gewässer, Fruchtbäume, Weinreben, zuweilen ein Blumenbeet, erhöhete Rasensitze, von welchen das Auge frey in die umher liegende Gegend schweifen kann, einige schattige Lauben, nur selten eine Statüe. — Indem Natur und Fleiß die Landschaft umher zu verschönern wetteifern, so begnügt man sich mit dem Genuß dieser Reitzungen, und verachtet die eiteln Bemühungen, den Gartenplatz mit Tändeleyen zu füllen. Und wie viele herrliche Gegenden dieses Landes sind nicht mit Landhäusern und Gärten bebaut! Die beyden Ufer des Zürchersees, dessen Schönheit nur

ein

ein Geßner in der Idylle, nur ein Aberli im Gemählde nachbilden kann, sind zwischen einer Menge reicher Dörfer mit Landgütern und Lustgärten bepflanzt. Hinter ihnen erhebt sich ein langes Gebirge voll der fruchtbarsten Weinreben; noch höher erscheinen Felder und Wiesen in der anmuthigsten Abwechselung; und Tannen-Wälder schließen den dunklern Gesichtskreis. Nicht weniger ist die Gegend um den Genfersee mit Landhäusern besäet, die sich unter so mancherley schönen Ansichten mit einem mahlerischen Reitz heben, und in der Ferne auf das Auge des Reisenden eine bezaubernde Wirkung thun.

Der Nationalgeschmack der Franzosen, der nach Tändeley und Schimmer haschet, hat die Neigung zum Landleben fast ganz bey der Nation vertilgt. Auch gibt die elende Bebauung der Felder fast in allen Provinzen, und die Unterdrückung, die Armuth und der Schmutz, worinn der Landmann lebt, wenig Anlockung. Die Gewinnsucht versammelt die Menschen in den Städten; Galanterie und Vergnügen der Gesellschaft beschäftigen die vornehmern Familien; und die von der ersten Classe sind im beständigen Gedränge, um an den Hof zu kommen, und da die Eitelkeiten der Ehrsucht zu befriedigen. Der Schimmer des Hofes ist für das Auge der Nation so blendend, daß ein Minister fast kein größeres Unglück zu kennen scheint, wenn ihm die Veränderlichkeit des Cabinets Gelegenheit gibt, auf sein väterliches Landgut zurückzukehren. Die Franzosen haben daher, in Vergleichung mit denjenigen Nationen, die auf eben der Stuffe der Cultur stehen, wenig erhebliche Landhäuser und Gärten. Denn die berühmten Gärten zu Versailles, Marly, Fontainebleau u. s. w. sind Gärten des Königs, nicht der Nation. Die Beschreibungen derselben sind so häufig geworden

den (*), daß man es nicht mehr wagen darf, noch eine davon zu wiederhohlen. Hätte man sich bemühet, mehr eine kritische Untersuchung ihres Characters anzustellen, als übertriebene Lobsprüche zu verschwenden; wären die Ausländer bedachtsam genug gewesen, nicht jeden Einfall des Franzosen für Witz, jede Künsteley für Schönheit anzunehmen: so würden die Gärten des Königs von Frankreich, ohne den rauschenden Beyfall, den sie erregten, ohne die unüberlegte Nachahmung, die sie überall veranlaßten, sich immer noch in einem billig geschätzten Werthe erhalten haben. Das übermäßige Geschrey blinder Bewunderer, welche Dinge für Gartenschönheiten ansahen, die es nicht waren, oder sie mehr erhoben, als sie verdienten, mußte um so mehr den Widerspruch der Kenner rege machen, je mehr der natürliche Geschmack der Britten sich auszubreiten anfing. Es ist kein leerer Tadel, was schon Laugier, im Essai sur l'Architecture, Par. 1753, 8. S. 276, fgg. und andere Männer gesagt haben, sondern es sind gegründete Einwürfe, die jeder machen mußte, der von solchen Dingen zu urtheilen fähig war. Man erkennt den falschen Geschmack der Franzosen in der Garten-Kunst schon so sehr, daß selbst die witzigen Scribenten der Nation darüber zu spotten anfangen.

Einen sehr feinen Spott darüber, findet man in der Jolie Femme, ou la Femme du Jour, 12. 2 Theile, Paris, 1769, wenn es erlaubt ist, hier einen Roman anzuführen.

So

(*) Einige der vornehmsten davon sind diese:
Description de Paris, de Versailles, de Marly, de Meudon, de St. Cloud, de Fontainebleau &c. par *Piganiol de la Force*, à Par. 1736, 1742. 12. 8 Bände.
Les delices de Versailles, de Trianon & de Marly, par *Edelinck*, Paris, 1713, 12. 1751, 8. 2 Bände.
Nouvelle description de Versailles & de Marly, Par. 1738, 8.
Die Statüen, Fontänen, Grotten u. s. w. sind einzeln ebenfalls oft beschrieben. Abbildungen von den französischen Lustschlössern und Gärten, findet man in großer Menge in *Mallet* Geometrie pratique, gr. 8. 4 Theile, Paris 1702, vornehmlich im ersten Theile.

ein Geßner in der Idylle, nur ein Aberli im Gemählde nachbilden kann, sind zwischen einer Menge reicher Dörfer mit Landgütern und Lustgärten bepflanzt. Hinter ihnen erhebt sich ein langes Gebirge voll der fruchtbarsten Weinreben; noch höher erscheinen Felder und Wiesen in der anmuthigsten Abwechselung; und Tannen-Wälder schließen den dunklern Gesichtskreis. Nicht weniger ist die Gegend um den Genfersee mit Landhäusern besäet, die sich unter so mancherley schönen Ansichten mit einem mahlerischen Reitz heben, und in der Ferne auf das Auge des Reisenden eine bezaubernde Wirkung thun.

Der Nationalgeschmack der Franzosen, der nach Tändeley und Schimmer haschet, hat die Neigung zum Landleben fast ganz bey der Nation vertilgt. Auch gibt die elende Bebauung der Felder fast in allen Provinzen, und die Unterdrückung, die Armuth und der Schmutz, worinn der Landmann lebt, wenig Anlockung. Die Gewinnsucht versammelt die Menschen in den Städten; Galanterie und Vergnügen der Gesellschaft beschäftigen die vornehmern Familien; und die von der ersten Classe sind im beständigen Gedränge, um an den Hof zu kommen, und da die Eitelkeiten der Ehrsucht zu befriedigen. Der Schimmer des Hofes ist für das Auge der Nation so blendend, daß ein Minister fast kein größeres Unglück zu kennen scheint, wenn ihm die Veränderlichkeit des Cabinets Gelegenheit gibt, auf sein väterliches Landgut zurückzukehren. Die Franzosen haben daher, in Vergleichung mit denjenigen Nationen, die auf eben der Stuffe der Cultur stehen, wenig erhebliche Landhäuser und Gärten. Denn die berühmten Gärten zu Versailles, Marly, Fontainebleau u. s. w. sind Gärten des Königs, nicht der Nation. Die Beschreibungen derselben sind so häufig geworden

den (*), daß man es nicht mehr wagen darf, noch eine davon zu wiederhohlen. Hätte man sich bemühet, mehr eine kritische Untersuchung ihres Characters anzustellen, als übertriebene Lobsprüche zu verschwenden; wären die Ausländer bedachtsam genug gewesen, nicht jeden Einfall des Franzosen für Witz, jede Künsteley für Schönheit anzunehmen: so würden die Gärten des Königs von Frankreich, ohne den rauschenden Beyfall, den sie erregten, ohne die unüberlegte Nachahmung, die sie überall veranlaßten, sich immer noch in einem billig geschätzten Werthe erhalten haben. Das übermäßige Geschrey blinder Bewunderer, welche Dinge für Gartenschönheiten ansahen, die es nicht waren, oder sie mehr erhoben, als sie verdienten, mußte um so mehr den Widerspruch der Kenner rege machen, je mehr der natürliche Geschmack der Britten sich auszubreiten anfing. Es ist kein leerer Tadel, was schon Laugier, im Essai sur l'Architecture, Par. 1753, 8. S. 276, fgg. und andere Männer gesagt haben, sondern es sind gegründete Einwürfe, die jeder machen mußte, der von solchen Dingen zu urtheilen fähig war. Man erkennt den falschen Geschmack der Franzosen in der Garten-Kunst schon so sehr, daß selbst die witzigen Scribenten der Nation darüber zu spotten anfangen.

Einen sehr feinen Spott darüber, findet man in der Jolie Femme, ou la Femme du Jour, 12. 2 Theile, Paris, 1769, wenn es erlaubt ist, hier einen Roman anzuführen.

So

(*) Einige der vornehmsten davon sind diese:
Description de Paris, de Versailles, de Marly, de Meudon, de St. Cloud, de Fontainebleau &c. par *Piganiol de la Force*, à Par. 1736, 1742. 12. 8 Bände.
Les delices de Versailles, de Trianon & de Marly, par *Edelinck*. Paris, 1713, 12. 1751, 8. 2 Bände.
Nouvelle description de Versailles & de Marly, Par. 1738, 8.
Die Statüen, Fontänen, Grotten u. s. w. sind einzeln ebenfalls oft beschrieben. Abbildungen von den französischen Lustschlössern und Gärten, findet man in großer Menge in *Mallet* Geometrie pratique, gr. 8. 4 Theile, Paris 1702, vornehmlich im ersten Theile.

So wenig als der Franzose, liebt der Spanier das Landleben; aber nicht aus einerley Ursache. Bey jenem ist es Leichtsinn und verwöhnter Geschmack; bey diesem eine ganz eigene Art von Trägheit, die man am nachdrücklichsten die spanische nennt, die theils in einer gewissen sonderbaren Mischung des Temperaments, theils in Nationalvorurtheilen ihren Grund zu haben scheint. So fühllos ist der Spanier gegen die Reitzungen der Natur, daß er nichts als die Ergetzungen seiner Hauptstadt kennt, nichts von angenehmen Landsitzen weis, nicht einmahl von ländlichen Lustörtern in der Nachbarschaft der Städte; alles liegt unbebaut, so gar um Madrid sieht man keine Lusthäuser, keine Gärten; eine Sorglosigkeit, die desto unbegreiflicher ist, je mehr natürliche Annehmlichkeiten das Land in seinem Schooße vereinigt. Die Gärten des Königs sind also auch hier nur diejenigen, welche Aufmerksamkeit verdienen. Man rühmt die Gärten des Escurials wegen der anmuthigen Lage, der großen Terrassen, der vielen beständig laufenden Springbrunnen, und des geräumigen Parks, der daran gränzt, und mit vielen seltenen Fruchtbäumen erfüllt ist. Mehr erhebt sich der Garten beym Lustschloß Ildefonso. Natur und Kunst haben sich wetteifernd bemühet, daselbst überall Schönheiten zu verbreiten, und diesen Garten zugleich prächtig und angenehm zu machen. Man findet in demselben prächtig gezierte Springbrunnen, sehr schöne Wasserfälle, Canäle, Rasensitze, Espaliers, bedeckte Gänge, Lauben, Grotten, Labyrinthe, Lustsstücke und Hecken von Myrthen und Lorbeerbäumen; alles ist aufs schönste vertheilt, und thut die angenehmste Wirkung. Das Wasser kommt von dem nächsten Gebirge, welches rings umher ist, und macht, wo es zusammenfließt, eine Art von Strom, der in ein großes Behältniß fällt. Viele Wasserwerke beleben diesen Garten. Die Alleen

sind

ſind ſehr lang; einige bis auf dreyviertel Meilen, und faſt alle ſind mit Hecken beſetzt, die durch ihre Höhe und Dicke einen um ſo viel angenehmern Schatten machen, weil ſie mit verſchiedenen Statüen der niedern Bildhauerey geziert ſind, als: den Jahrszeiten, den Muſen u. ſ. w.

Briefe eines Italieners über eine 1755 angeſtellte Reiſe nach Spanien, Lpz. 1774, 8. S. 180, f.

Nichts aber ſcheint nach der Beſchreibung des Baretti in Spanien reitzender zu ſeyn, als der Garten oder vielmehr Park von Aranjuez. „Ein Dichter würde ſagen, daß Venus und der Gott der Liebe ſich hier mit dem Catull und Petrarch berathſchlagen, um der Pſyche, Lesbia, Laura, oder einer ſpaniſchen Infantinn einen Landſitz zu bauen. Stellen Sie ſich einen Park vor, der viele Meilen im Umfange hat, und von Alleen, welche 2 bis 3 Meilen lang ſind, an verſchiedenen Orten durchſchnitten wird. Jede dieſer Alleen beſteht aus zwo doppelten Reihen von Ulmen. Sie ſind ſo breit, daß 4 Wagen neben einander fahren können, und zwiſchen einer jeder doppelten Reihe fließt ein kleiner Canal von Waſſer, daher es ihnen niemahls an Feuchtigkeit und friſchem Wachsthum fehlt. Zwiſchen dieſen Ulmen ſind die großen Plätze mit allerley Bäumen beſetzt, darin ſich viele tauſend Hirſche, Haſen, Kaninchen, Faſanen, Repphühner und andere Vögel aufhalten. Der Park iſt mit keiner Mauer umgeben; das Wild geräth indeſſen nicht in Verſuchung ihn zu verlaßen, weil die ganze Gegend umher weder Schatten noch Weide hat. Der Tagus theilt dieſen Ort in zwey ungleiche Theile. Das Schloß liegt im Mittelpuncte des Parks, und iſt zum Theil von einem Garten umgeben. Am Haupteingange des Gartens liegt ein aus vielen Abtheilungen beſtehendes Parterre, welches mit Buchsbaum und Myrthen eingefaßt, und mit allerley Arten europäiſcher und amerikaniſcher Blumen reichlich beſetzt iſt. In dem Parterre ſind 5 Waſſerſtücke angebracht. Rechter Hand des Parterre liegt eine Cascade, von der das Waſſer des Tagus über künſtlich gelegte Felſen herab fällt, und durch ein angenehmes Geräuſch das Ohr ergetzet. Andere Gegenden ſind mit Fontänen geziert. Von einer ſieht man 4 Obſtgärten, die ſo voll von Pomeranzen und Citronen hangen, daß die Heſperiden ſelbſt darüber neidiſch werden könnten. Man geht vermittelſt ſo ſchattiger Gänge dahin, daß man von keinen Sonnenſtrahlen

len getroffen wird. Wenn die Hitze im ganzen Garten groß iſt, ſo befindet man ſich hier im Kühlen. Von dieſen Obſtgärten kommt man in das ſo genannte Bad der Venus. Dieſe Göttin iſt vorgeſtellt, als käme ſie aus dem Bade; das Waſſer tröpfelt von ihren Haaren in ein Gefäß von Marmor, welches die Liebesgötter halten. Bey den Fontänen ſieht man viele Statüen und andere Werke der Bildhauerkunſt. Nicht weit von der Fontäne des Neptun liegt ein anſehnlicher runder Raſenplatz, in deſſen Mitte vier große Bäume ſtehen, und der mit einer hohen dicken Hecke umgeben iſt, die ihn kühl und angenehm macht. Rechter Hand dieſes Platzes führt eine ſchöne Brücke von fünf Bogen über den Tagus, und jenſeits liegt wieder ein großer Obſtgarten. Von einer andern Brücke, die über einen kleinen Arm des Tagus geht, hat man auf der linken Seite des Fluſſes einen angenehmen Proſpect in einen nach der Natur wild wachſenden Wald. Vor der Brücke ſteht ein Pavillon, der durch die wild gepflanzten Bäume auf beyden Ufern und durch den Fluß, der hier mit ſtarkem Geräuſch an dem Felſen vorbey eilt, überaus reitzend gemacht wird. Von dem Pavillon geht man in eine große Laube von Linden. Bey einem andern Platz, der mit unzähligen ausländiſchen Blumen beſetzt iſt, liegt das artige Gärtnerhaus, daran eine angenehme Wieſe ſtößt, die mit hohen und dicken Bäumen beſchattet iſt. Nicht weit von dem Gärtnerhauſe trifft man eine andere Cascade vom Waſſer des Tagus an, deſſen helle Fluth das Auge, und deſſen Geräuſch, welches bald ſchwach, bald ſtark iſt, das Ohr ergetzet. Bey derſelben liegt ein anderer Pavillon, deſſen Lage dem erſtern wenig nachgiebt; hinter ſich hat man die Cascade, und vorwärts die Fontäne des Herkules, die größte im Garten". Baretti, der ſo viel geſehen, und ſo gut zu urtheilen weiß, verſichert, daß er keinen angenehmern Aufenthalt kenne.

Reiſen durch England, Portugal, Spanien und Frankreich. Aus dem Engl. 1ſter Th. Lpz. 1772, 8 S. 401. fgg.

Der richtige Verſtand und der geſunde Geſchmack der Engländer macht ihnen das Landleben ſchätzbar. Das gelinde Klima, die natürliche Fruchtbarkeit und Schönheit des Landes, der Wohlſtand der Felder und die Freyheit ſind nicht geringe Reitzungen für dieſe Nation, wovon ein großer Theil ſo ſehr, als der Schweitzer, das Landleben liebt. Die Gebirge, Berge, Thäler,

ler, Flüsse, Wasserfälle, Plantagen, Meierhöfe, Dörfer machen nach ihren Lagen und Abwechselungen viele Gegenden zu Urbildern der schönsten Landschaftsgemählde. Und welche Annehmlichkeit hat nicht in unsern Zeiten die Cultur über dieses Land ausgebreitet! Ueberall liegen adelige Sitze und Landhäuser zerstreut, welche besonders nach dem Anfange dieses Jahrhunderts größtentheils eine edle Architectur erhalten haben; und um diese Landhäuser verbreiten sich meilenlang die herrlichsten Parks, die alles in sich vereinigen, wodurch die Natur, von der bescheidenen Kunst unterstützt, einnehmen und bezaubern kann. Keine andere Nation kann Parks in einer solchen Menge und von einer solchen Schönheit aufweisen, als die Engländer besitzen und noch täglich anlegen. Arthur Young (*) und der Ritter Whately (**) haben uns von ihnen Beschreibungen gegeben, woraus man sich einen hinlänglichen Begriff machen kann. Auch in Schottland findet man allenthalben unglaublich viele schöne Landhäuser, welche schön gebauet und wohl unterhalten sind. Allein die Lustgärten sind nicht so gut angelegt, noch zu sehr nach steifen Linien, und nicht mit der edeln Freyheit und großen Mannigfaltigkeit ländlicher Gegenstände, wodurch die Parks in England so berühmt geworden sind.

Die Aussichten in den **Niederlanden** sind sehr wenig abwechselnd und meistens durch Bäume eingeschränkt; sie umfassen einen kleinen Gesichtskreis und gar keine Berge; weswegen verschiedene berühmte Landschaftmahler die Gegenden um Lüttich, Mastricht und an den Ufern des Rheins suchten, die mehr mahlerische

(*) Arthur Youngs Reise durch die nördlichen Provinzen von England ꝛc. aus dem Engl. Lpz. 1772, gr. 8. 2 Theile.

(**) Betrachtungen über das heutige Gartenwesen. Aus dem Engl. Lpz. 1771, 8.

rische Prospecte liefern. Indessen beleben die Canäle, die darauf hin und her segelnden Fahrzeuge, der Handel und die außerordentliche Geschäftigkeit überall das Land, und biethen mancherley angenehme Auftritte dem Auge an. „In der That kann nichts anmuthiger seyn, schrieb die Lady Montague (*), „als in Holland zu reisen. Das ganze Land scheint ein ausgebreiteter Garten zu seyn; die Landstraßen sind wohl gepflastert, auf jeder Seite mit Reihen von Bäumen beschattet und von breiten Canälen eingeschlossen, auf denen es von hin und her fahrenden Bothen wimmelt. Alle zwanzig Schritte geben die Aussicht auf irgend ein Landhaus, und alle vier Stunden auf irgend eine feine Stadt, von einer so unerwarteten Nettigkeit, daß man davon ganz bezaubert wird". Die Landhäuser an den Ufern der unzähligen Canäle, die so vielen Ueberfluß durch das ganze Land ausbreiten, sind zierlich, ohne prächtig zu seyn; die reichsten Besitzer leben darin mit einem Anstande, der von Unmäßigkeit entfernt ist, und sich mit der Bequemlichkeit begnüget. Vornehmlich zeichnen sich die Gegenden von Haarlem nach Amsterdam, und von Katwyk bis Woerden, durch schöne Landhäuser aus. Die Gärten sind im französischen Geschmack angelegt. Selbst in den berühmten Gärten bey den Lustschlössern zu Ryswyk, Hondslaardyk, Sorgvliet, findet man zu viel zierliche Abmessungen und gekünstelte Anlagen. Man weiß es übrigens, daß ein nicht geringer Vorzug der holländischen Gärten in den vortrefflichen Blumen und seltenen Gewächsen besteht, die man mit eben so viel Kosten als Sorgfalt zieht.

Die holländischen Gärten sind sich so ähnlich, wie ihre Häuser und Städte. Sie bestehen aus lauter geraden Alleen und Hecken, figurirten Blumenbeeten und Gräsereyen, welche mit Statüen

(*) Briefe während ihrer Reisen in Europa, Asia und Africa ꝛc. Lpz. 1764. 8.

Statüen von weißem Marmor besetzt sind. Die Zierde der Hecken wird darin hauptsächlich gesucht, daß sie in mancherley Gestalt beschnitten werden. Chinesische Arten von Gärten findet man allda gar nicht; und vermuthlich haben sie solche deswegen nicht, weil die Engländer ihre mehresten Gärten also eiarichten. Ihre Eifersucht gegen die Engländer leidet es nicht, daß sie etwas von ihren Gewohnheiten annehmen, oder dasjenige hochachten sollten, was ein Engländer liebt.

20 St. der gel. Beytr. zu den Braunschweig. Anzeigen, v. J. 1777, Col. 166, f.

Sollen wir noch einen Blick weiter werfen, so scheinen die Gärten der Türken nicht zu verdienen, daß wir sie ganz unachtsam übergehen. Die Annehmlichkeiten des Canals bey Constantinopel sind ihnen so reitzend, daß sie alle ihre Lusthäuser an seinen Ufern bauen, und also zugleich die schönsten Aussichten in Europa und Asien haben. Einige Meilen um Adrianopel besteht das ganze Land in Gärten, und die Ufer der Flüsse sind mit Reihen von Fruchtbäumen besetzt, unter welchen die angesehensten Türken sich jeden Abend belustigen; zwar nicht mit Spatzieren, welches sie nicht lieben; sondern kleine Gesellschaften wählen sich einen grünen beschatteten Platz, über den sie einen Teppich ausbreiten, trinken daselbst Kaffe, und haben gewöhnlich einen Sclaven bey sich, der eine feine Stimme singt, oder auf einem Instrumente spielt. Die Harams oder Frauenzimmerwohnungen der Türken, die von dem öffentlichen Anblick entfernt liegen, sind gemeiniglich mit Gärten umgeben, in welche die Damen aus ihren Zimmern die Aussicht haben. Diese Gärten, die mit hohen Mauern umschlossen sind, haben nichts von Lust-Stücken, sondern sind mit hohen Bäumen bepflanzt, die einen anmuthigen Schatten und einen reitzenden Anblick geben. In der Mitte des Gartens ist der Chiosk, ein großes Zimmer, welches gemeiniglich mit einem schönen Brunnen in der Mitte pranget. Es ist 9 bis 10 Stuffen hoch, und mit vergoldetem Gitterwerk bezäunet, um welches sich Weinreben, Jasmin

rische Prospecte liefern. Indessen beleben die Canäle, die darauf hin und her segelnden Fahrzeuge, der Handel und die außerordentliche Geschäftigkeit überall das Land, und biethen mancherley angenehme Auftritte dem Auge an. „In der That kann nichts anmuthiger seyn, schrieb die Lady Montague (*), „als in Holland zu reisen. Das ganze Land scheint ein ausgebreiteter Garten zu seyn; die Landstraßen sind wohl gepflastert, auf jeder Seite mit Reihen von Bäumen beschattet und von breiten Canälen eingeschlossen, auf denen es von hin und her fahrenden Bothen wimmelt. Alle zwanzig Schritte geben die Aussicht auf irgend ein Landhaus, und alle vier Stunden auf irgend eine feine Stadt, von einer so unerwarteten Nettigkeit, daß man davon ganz bezaubert wird". Die Landhäuser an den Ufern der unzähligen Canäle, die so vielen Ueberfluß durch das ganze Land ausbreiten, sind zierlich, ohne prächtig zu seyn; die reichsten Besitzer leben darin mit einem Anstande, der von Unmäßigkeit entfernt ist, und sich mit der Bequemlichkeit begnüget. Vornehmlich zeichnen sich die Gegenden von Haarlem nach Amsterdam, und von Katwyk bis Woerden, durch schöne Landhäuser aus. Die Gärten sind im französischen Geschmack angelegt. Selbst in den berühmten Gärten bey den Lustschlössern zu Ryswyk, Hondslaardyk, Sorgvliet, findet man zu viel zierliche Abmessungen und gekünstelte Anlagen. Man weiß es übrigens, daß ein nicht geringer Vorzug der holländischen Gärten in den vortrefflichen Blumen und seltenen Gewächsen besteht, die man mit eben so viel Kosten als Sorgfalt zieht.

Die holländischen Gärten sind sich so ähnlich, wie ihre Häuser und Städte. Sie bestehen aus lauter geraden Alleen und Hecken, figurirten Blumenbeeten und Gräserreyen, welche mit Statüen

(*) Briefe während ihrer Reisen in Europa, Asia und Africa ꝛc. Lpz. 1764. 8.

Statüen von weißem Marmor besetzt sind. Die Zierde der Hecken wird darin hauptsächlich gesucht, daß sie in mancherley Gestalt beschnitten werden. Chinesische Arten von Gärten findet man allda gar nicht; und vermuthlich haben sie solche deswegen nicht, weil die Engländer ihre mehresten Gärten also einrichten. Ihre Eifersucht gegen die Engländer leidet es nicht, daß sie etwas von ihren Gewohnheiten annehmen, oder dasjenige nachachten sollten, was ein Engländer liebt.

20 St. der gel. Beytr. zu den Braunschweig. Anzeigen, v. J. 1777, Col. 166, f.

Sollen wir noch einen Blick weiter werfen, so scheinen die Gärten der Türken nicht zu verdienen, daß wir sie ganz unachtsam übergehen. Die Annehmlichkeiten des Canals bey Constantinopel sind ihnen so reitzend, daß sie alle ihre Lusthäuser an seinen Ufern bauen, und also zugleich die schönsten Aussichten in Europa und Asien haben. Einige Meilen um Adrianopel besteht das ganze Land in Gärten, und die Ufer der Flüsse sind mit Reihen von Fruchtbäumen besetzt, unter welchen die angesehensten Türken sich jeden Abend belustigen; zwar nicht mit Spatzieren, welches sie nicht lieben; sondern kleine Gesellschaften wählen sich einen grünen beschatteten Platz, über den sie einen Teppich ausbreiten, trinken daselbst Kaffe, und haben gewöhnlich einen Sclaven bey sich, der eine feine Stimme singt, oder auf einem Instrumente spielt. Die Harams oder Frauenzimmerwohnungen der Türken, die von dem öffentlichen Anblick entfernt liegen, sind gemeiniglich mit Gärten umgeben, in welche die Damen aus ihren Zimmern die Aussicht haben. Diese Gärten, die mit hohen Mauern umschlossen sind, haben nichts von Lust-Stücken, sondern sind mit hohen Bäumen bepflanzt, die einen anmuthigen Schatten und einen reitzenden Anblick geben. In der Mitte des Gartens ist der Chiosk, ein großes Zimmer, welches gemeiniglich mit einem schönen Brunnen in der Mitte pranget. Es ist 9 bis 10 Stuffen hoch, und mit vergoldetem Gitterwerk bezäunet, um welches sich Weinreben, Jasmin

gend ist, und ob er Hügel hat, ob er in einer offenen oder eingeschlossenen Gegend, trocken oder feucht ist, ob er Quellen und Bäche, oder Mangel an Wasser habe. Auf alle diese Umstände geben sie genau Achtung, und ordnen alles so an, wie es sich jedesmahl für die Natur des Platzes am besten schicket, zugleich die wenigsten Unkosten verursachet; wobey sie die Fehler des Landes zu verbergen, und seine Vortheile hervorleuchtend zu machen suchen. Da dieses Volk sich wenig aus den Spatziergängen macht, so trifft man bey ihm selten solche breite Alleen und Zugänge an, dergleichen man in den europäischen Gärten findet. Das ganze Land ist in mancherley Scenen eingetheilt, und krumme Gänge, durch Büsche ausgehauen, führen zu verschiedenen Aussichten, die das Auge durch ein Gebäude oder sonst einen sich auszeichnenden Gegenstand auf sich ziehen. Die Vollkommenheit dieser Gärten besteht in der Menge, Schönheit und Mannigfaltigkeit solcher Scenen. Die chinesischen Gärtner suchen, wie die europäischen Mahler, die angenehmsten Gegenstände einzeln in der Natur auf, und bemühen sich dieselben so zu vereinigen, daß nicht nur jeder für sich gut angebracht sey, sondern aus ihrer Vereinigung zugleich ein schönes Ganze entstehe. Sie unterscheiden dreyerley Arten von Scenen, welche sie lachende, fürchterliche und bezaubernde nennen. Die letzte Art ist die, die wir romantisch nennen; und die Chineser wissen durch mancherley Kunstgriffe sie überraschend zu machen. Sie leiten bisweilen einen rauschenden Bach unter der Erde weg, der das Ohr derer, welche an die Stellen, darunter sie wegströmen, kommen, mit einem Geräusche rührt, dessen Ursprung man nicht erkennt. Ein ander mahl machen sie ein Gemäuer von Felsen, oder bringen sonst in Gebäuden, und andern in dem Garten angebrachten Gegenständen, Oeffnungen und Ritzen dergestalt an, daß die durchstreichende Luft fremde und seltsame Töne hervor

bringt. Für diese besondere Partien suchen sie die seltensten Bäume und Pflanzen aus; auch bringen sie in denselben verschiedene Echo an, und unterhalten darin allerhand Vögel und seltene Thiere. Ihre fürchterlichen Scenen bestehen aus überhangenden Felsen, dunkeln Grotten und brausenden Wasserfällen, die von allen Seiten her von Felsen herab stürzen. Dahin setzen sie krummgewachsene Bäume, die vom Sturm zerrissen scheinen. Hier findet man solche, die umgefallen mitten im Strohm liegen, und von ihm dahin geschwemmt scheinen. Dort sieht man andere, die vom Wetter zerschmettert und versengt scheinen. Einige Gebäude sind eingefallen, andere halb abgebrannt, und einige elende Hütten, hier und da auf Bergen zerstreuet, scheinen Wohnstellen armseliger Einwohner zu seyn. Nach Scenen von dieser Art folgen insgemein wieder lachende; und die chinesischen Künstler wissen immer schnelle Abwechselungen und Gegensätze sich wechselsweise erhebender Scenen, sowohl in den Formen als Farben, und im Hellen und Dunkeln zu erhalten. Wenn der Platz von beträchtlicher Größe ist und eine Mannigfaltigkeit der Scenen erlaubet, so ist insgemein jede für einen besondern Gesichtspunct eingerichtet; wenn dieses aber des engern Raumes halber nicht angeht, so suchen sie dem Mangel dadurch abzuhelfen, daß die Partien nach den verschiedenen Ansichten immer andere Gestalten annehmen. Dieses wissen sie so gut zu machen, daß man dieselbe Partie aus den verschiedenen Ständen gar nicht mehr für dieselbe erkennen kann. Man findet daher alle Arten von optischem Betrug hier angebracht; Mahlereyen auf künstlich zubereitetem Grunde, die aus einem Gesichtspuncte eine Gruppe von Menschen, aus einem andern ein Thiergefecht, aus einem dritten Felsen, Wasserfälle, Bäume, Gebirge, und aus dem vierten Tempel, Säulengänge und eine Menge anderer ergetzender Objecte abbilden. Mosaische Arbeit findet

man häufig in den Zimmern der Gebäude dieſer Gegenden, die vielleicht in der Nähe betrachtet, nichts als Stücke Marmor zu ſeyn ſcheinen, die ohne Ordnung eingelegt ſind, die aber von einem gewiſſen Standorte Menſchen, Thiere, Gebäude oder Landſchaften vorſtellen. Hin und wieder ſind mit großer Kunſt angeordnete Perſpective, entweder von Gebäuden oder ſelbſt von ganzen Proſpecten, welche auf die Weiſe hervorgebracht werden, daß die Tempel, Brücken, Fahrzeuge, oder andere Objecte kleiner und kleiner ſind, und ſchwächere ins Graue fallende Farben haben, je weiter ſie entfernt ſcheinen ſollen, und daß die Bäume je weiter von dem Geſichtspunct ebenfalls von ſchwächerm Grün und kleinerm Wuchs ausgeſucht werden, als die im Vordergrunde ſind, ſo, daß man aus einem gewiſſen Stand-Puncte eine beträchtliche Entfernung zu ſehen glaubt, wo in der That doch nur eine geringe iſt. In großen Gärten bringt man Scenen, die ſich für jede Tages-Zeit ſchicken, an, und führt an bequemen Stellen Gebäude auf, welche ſich zu den verſchiedenen jeder Tageszeit eigenen Ergetzlichkeiten ſchicken. Weil das Klima in dieſem Lande ſehr heiß iſt, ſo ſucht man viel Waſſer in die Gärten zu bringen. Die kleinen werden, wenn es die Lage geſtattet, oft ganz unter Waſſer geſetzt, daß nur wenig kleine Inſeln und Felſen hervorſtehen. In großen Gärten findet man Seen, Flüſſe und Canäle. Nach Anleitung der Natur werden die Ufer der Gewäſſer verſchiedentlich behandelt; bald ſind ſie ſandig und ſteinig, bald grün und mit Holz bewachſen; bald flach mit Blumen und kleinen Geſträuchen bekleidet, bald mit ſteilen Felſen beſetzt, welche Höhlen und Klüfte bilden, in die ſich das Waſſer mit Ungeſtüm wirft. Bisweilen trifft man darin Fluren, worauf zahmes Vieh weidet, oder Reißfelder, die bis in die Seen hinein treten, zwiſchen denen man in Kähnen herum-

herumfahren kann, an. An andern Orten findet man Büsche von Bächen durchschnitten, die kleine Nachen tragen. Ihre Ufer sind an einigen Orten dergestalt mit Bäumen bewachsen, daß ihre Aeste von beyden Ufern sich in einander schlingen, und gewölbte Decken ausmachen, unter welchen man durchfährt. Auf einer solchen Fahrt wird man insgemein an einen interessanten Ort geleitet, an ein prächtiges Gebäude, etwa auf einen terrassirten Berg, an eine einsame Hütte auf einer Insel, an einen Wasserfall, an eine Grotte. Die Flüsse und Bäche der Gärten nehmen keinen geraden Lauf, sondern schlängeln sich durch verschiedene Krümmungen; sind bald schmal, bald breit, bald sanft fließend, bald rauschend. Auch wächst Schilf und anderes Wassergras darin. Man trifft Mühlen und hydraulische Maschinen darauf an, deren Bewegung den Gegenden ein Leben giebt.

Wenn man sich gleich verwundern muß, wie ein Volk, welches sonst fast nichts von den schönen Künsten kennt, und in Ansehung seines Geschmacks so weit zurück steht, auf eine so gute Anlage der Gärten kommen können: so scheint der Bericht des Chambers, der selbst in China mit seinen Augen gesehen, die Sache fast außer Zweifel zu setzen. Indessen, da dieser Bericht in vielen Stellen die sinnreichsten Gemählde der Phantasie und die wunderbarsten Feenbezauberungen enthält, so möchte vielleicht nur einem Theile davon historische Wahrheit zukommen. Ja, man möchte fast vermuthen, daß Chambers, wenn er sich nicht durch die Erzählungen später Reisenden hat hintergehen lassen, dasjenige, was er selbst gesehen, nur zum Grunde gelegt, um darauf ein Ideal nach seiner eigenen Einbildungs-Kraft aufzuführen, und dabey seinen Landsleuten, die noch zu sehr dem alten Geschmack anhingen, einen Wink auf eine neue Bahn zu geben. Uebrigens muß man gestehen, der Chineser folgte allein der Natur; und man weiß, daß die Schritte gemeiniglich da am sichersten sind, wo man von keinen falschen Wegweisern von dem Pfade der Natur abgeleitet wird. Wenn es wahr ist, daß die Engländer durch die chinesischen Gärten auf die echte Spuhr des Natürlichen in Ansehung ihrer Parks

fruchtbaren Boden Blumen, wohlriechende Gewächse, anmuthige Bäume vor seinen Augen empor wachsen, sie läßt Quellen zu seinen Füßen hinrieseln, und Schatten sich zu seinem Haupte hinneigen, ohne daß er ihre freundliche Einladung verstehen lernt.

Auch ohne eine scharfsinnige Beobachtung fällt es gleich bey der ersten Betrachtung der meisten heutigen Gärten in die Augen, daß der Geschmack derselben sich so übereinstimmig auf Einen Punct zusammengezogen hat. Eine große Einschränkung und Einförmigkeit, eine genaue und zierliche Abmessung aller natürlichen und künstlichen Gegenstände, eine regelmäßige und symmetrische Anordnung derselben, ein Ueberfluß von willkührlichen Verzierungen; dieß ist der wesentliche Theil von dem Character der Gärten, so wie man sie jetzt sieht. Denn die mancherley kleinen Spielwerke und ängstlichen Verunstaltungen sind mehr zufällig; wenigstens werden sie nicht überall so häufig angetroffen.

Man hat behaupten wollen, daß diese **Einschränkung, Einförmigkeit, Regelmäßigkeit und Symmetrie**, welche in den Gärten herrschend geworden sind, und die man nicht unrichtig unter dem Nahmen des **französischen Gartengeschmacks** zusammengefaßt, wirklich eine Nachahmung der Gärten der Alten sey, und daher ohne allen Tadel seyn müsse; zwey Irrthümer in einer Behauptung. So nachläßig auch die Schriftsteller der mittlern Zeiten in Aufbewahrung der Nachrichten gewesen, welche die Gartenkunst betreffen: so weiß man doch, daß dieser Geschmack vor dem Zeit-Alter des le Notre nicht sichtbar geworden ist. Die vorhergehenden Jahrhunderte waren der Anlegung der Lustgärten wenig günstig. Diese, wenn sie den Nahmen schon hätten verdienen können, zeigten noch überall Spuren einer Wildniß, die weit entfernt war, sich abgemessenen Regeln zu unterwerfen. Man schränkte sich auf den Anbau nützlicher Gewächse, auf Wasser

und

In den übrigen Weltgegenden trifft man wenig Gärten von Erheblichkeit an, aus leicht begreiflichen Ursachen. Shaw, im 1 Th. seiner Voyages, à la Haye 1743, 4. S. 92 und 295, rühmt indessen die Hügel und Thäler in den umliegenden Gegenden von Algier, die voll von Landhäusern und Gärten sind, wohin die reichen Einwohner der Stadt sich während des Sommers begeben. Diese Landhäuser von einer schimmernden weißen Farbe und mit Fruchtbäumen bedeckt, haben eine sehr angenehme Wirkung auf das Auge, wenn man sie vom Meer erblickt. Die Gärten bringen eine große Menge von Früchten und Kräutern hervor, und sind von Quellen und Bächen durchwässert, welches in einem so heißen Lande von vielem Vortheil ist. Sie sind aber nichts weniger als regelmäßig, ohne Plan und Anlage; eine Vermischung von Fruchtbäumen, von Gartengewächsen und von Getreide durch einander; man weiß hier nichts von Parterren, Blumenbeeten, Alleen.

Es würde leicht seyn, mit den Reisebeschreibern noch manchen entlegenen Erdwinkel, noch manche ferne Insel zu durchirren, um den Menschen mit dem Anbau seiner Gärten beschäftigt anzutreffen. Allein, nachdem wir schon in die vornehmsten Gegenden des Erdbodens, welche durch Gärten merkwürdig sind, einen Blick geworfen haben, so würden wir wohl nicht viel mehr als Gleichförmigkeit oder Dürftigkeit vorfinden. Denn auch in den Gärten zeigt es sich, wie gern der menschliche Witz die Bequemlichkeit der Nachahmung nützet. In manchen Winkel der andern Welttheile hat der Europäer seinen Geschmack hinüber getragen. Indien hat in seinen schönsten Gegenden Gärten, welche mit den unsrigen völlig übereinstimmen, die Bäume und Gewächse ausgenommen. Unter andern Himmelsstrichen winkt noch die Natur dem blödsinnigen Menschen vergebens; sie läßt aus einem

fruchtbaren Boden Blumen, wohlriechende Gewächse, anmuthige Bäume vor seinen Augen empor wachsen, sie läßt Quellen zu seinen Füßen hinrieseln, und Schatten sich zu seinem Haupte hinneigen, ohne daß er ihre freundliche Einladung verstehen lernt.

Auch ohne eine scharfsinnige Beobachtung fällt es gleich bey der ersten Betrachtung der meisten heutigen Gärten in die Augen, daß der Geschmack derselben sich so übereinstimmig auf Einen Punct zusammengezogen hat. Eine große Einschränkung und Einförmigkeit, eine genaue und zierliche Abmessung aller natürlichen und künstlichen Gegenstände, eine regelmäßige und symmetrische Anordnung derselben, ein Ueberfluß von willkührlichen Verzierungen; dieß ist der wesentliche Theil von dem Character der Gärten, so wie man sie jetzt sieht. Denn die mancherley kleinen Spielwerke und ängstlichen Verunstaltungen sind mehr zufällig; wenigstens werden sie nicht überall so häufig angetroffen.

Man hat behaupten wollen, daß diese **Einschränkung, Einförmigkeit, Regelmäßigkeit und Symmetrie**, welche in den Gärten herrschend geworden sind, und die man nicht unrichtig unter dem Nahmen des **französischen Gartengeschmacks** zusammengefaßt, wirklich eine Nachahmung der Gärten der Alten sey, und daher ohne allen Tadel seyn müsse; zwey Irrthümer in einer Behauptung. So nachläßig auch die Schriftsteller der mittlern Zeiten in Aufbewahrung der Nachrichten gewesen, welche die Gartenkunst betreffen: so weiß man doch, daß dieser Geschmack vor dem Zeit-Alter des le Notre nicht sichtbar geworden ist. Die vorhergehenden Jahrhunderte waren der Anlegung der Lustgärten wenig günstig. Diese, wenn sie den Nahmen schon hätten verdienen können, zeigten noch überall Spuren einer Wildniß, die weit entfernt war, sich abgemessenen Regeln zu unterwerfen. Man schränkte sich auf den Anbau nützlicher Gewächse, auf Wasser

und

land ward das Vaterland der schönsten Gärten oder Parks (*).

Bey allen Vorzügen dieser Parks, die man aus den Beschreibungen eines Young und Anderer erkennen kann, bey der Auswahl der schönsten Gegenstände der Natur, denen die Kunst nur mit bescheidener Hand zu Hülfe kommt, bey den freyen, anmuthigen und edeln Scenen und Anordnungen, ist es indessen nicht zu läugnen, daß selbst diese brittische Parks ihre Fehler haben. Man könnte fast sagen, daß hier das Natürliche, so wie in den französischen Gärten das Künstliche, übertrieben wird. Die gar zu besorgte Liebe des Natürlichen wird nicht allein Verschönerungen der Kunst, die noch immer zuläßig sind, sondern so gar manchen Gegenständen der Natur selbst feindselig. Man will nicht schöne Fruchtbäume, sondern lieber wilde Stämme sehen; man verwirft Alleen, gerade Gänge, Blumenbeete, die bey der gehörigen Anlage und Einschränkung nichts haben, was wider das Natürliche streitet; man vermischt nicht selten aus Hang zur Neuheit fast alle ausländische Bauarten in den Gebäuden eines einzigen Parks durch einander; man erweitert den Platz so sehr, daß er nicht mehr ein Garten, sondern eine ganz verschönerte Landschaft wird, u. s. w.

Wir haben in Deutschland nicht das überflüssige Land, auch nicht die großen Summen der brittischen Lords, um im Allgemeinen eine Nachahmung ihrer Parks wünschen zu dürfen. Auch ist es dem Deutschen

(*) Park bedeutet gemeiniglich bey uns einen bey einem fürstlichen oder andern größern Garten abgesonderten Platz für das Wild, welches gehäget wird; eine Wildbahn. In dieser eingeschränkten Bedeutung wird hier das Wort nicht gebraucht; man versteht vielmehr darunter einen Garten von größerm als gewöhnlichem Umfange, und von einer edeln natürlichen Anlage, oder vielmehr eine durch die Kunst verschönerte Landschaft.

schen nicht anständig, in seinen Gärten bloßer Nachahmer zu seyn, ihm, der andere Nationen in so mancher Wissenschaft und Kunst übertrifft. Es ist also weit von mir entfernt, blinde Nachahmung anzurathen, da er Geist und Erfindung genug hat, um sich seinen eigenen Weg zu wählen. Alles ohne eigene Prüfung, ohne eigene Ueberzeugung, daß es wahr und schön sey, aufnehmen und nachmachen, weil man es bey andern sieht, das ist sclavische Nachfolge. Aber von andern Nationen dieses oder jenes aufnehmen, was man selbst nach angestellter Ueberlegung für wahr und schön erkennen und billigen muß, was man selbst bey seinem Klima, bey seinen Landeseinrichtungen, bey seinen Bedürfnissen anwendbar findet, das ist vernünftiger Gebrauch der Kenntnisse. Auf solche Weise läßt sich in der Gartenkunst auch manches nutzen, was wir bey andern Nationen antreffen. Also nicht bloße Nachahmung so wenig des englischen als des französischen Gartengeschmackes, obgleich, wenn es doch nicht ohne Nachahmung seyn könnte, der erste weit eher, als der letzte, der Nachahmung werth wäre.

So sehr ich auch von der Richtigkeit der Grundsätze, nach welchen die englischen Gärten und Parks angelegt sind, überzeugt bin: so wünsche ich doch, daß die Begierde sie unmittelbar nachzuahmen, aufs höchste nur die deutschen Fürsten befalle, wenn etwa die übermäßige Liebe zur Jagd, der einige unter ihnen so sehr ergeben waren, einmahl sanfteren Ergetzungen zu dem Gartenbau Platz machen sollte. Denn, wenn die Begierde, Gärten oder Parks im englischen Geschmacke anzulegen, bis zu dem begüterten Edelmann, oder gar, bis zum wohlhabenden Bürger sich ausbreiten sollte, so muß nothwendig eine von beyden folgenden Unbequemlichkeiten entstehen. Entweder, ein Bürger von Geschmack wird in einem Küchen-Garten von einem halben Quadratmorgen, ganz Stowe oder Wenthworth (zwey, wegen ihre Parks sehr berühmte Oerter) concentriren wollen, und alsdenn wird der englische Geschmack im Gartenwesen ohne seine Schuld lächerlich, wenn man Tempel 8 Fuß lang, auf einem Berge 20 Fuß lang, aufgerichtet,

oder

land ward das Vaterland der schönsten Gärten oder Parks (*).

Bey allen Vorzügen dieser Parks, die man aus den Beschreibungen eines Young und Anderer erkennen kann, bey der Auswahl der schönsten Gegenstände der Natur, denen die Kunst nur mit bescheidener Hand zu Hülfe kommt, bey den freyen, anmuthigen und edeln Scenen und Anordnungen, ist es indessen nicht zu läugnen, daß selbst diese brittische Parks ihre Fehler haben. Man könnte fast sagen, daß hier das Natürliche, so wie in den französischen Gärten das Künstliche, übertrieben wird. Die gar zu besorgte Liebe des Natürlichen wird nicht allein Verschönerungen der Kunst, die noch immer zuläßig sind, sondern so gar manchen Gegenständen der Natur selbst feindselig. Man will nicht schöne Fruchtbäume, sondern lieber wilde Stämme sehen; man verwirft Alleen, gerade Gänge, Blumenbeete, die bey der gehörigen Anlage und Einschränkung nichts haben, was wider das Natürliche streitet; man vermischt nicht selten aus Hang zur Neuheit fast alle ausländische Bauarten in den Gebäuden eines einzigen Parks durch einander; man erweitert den Platz so sehr, daß er nicht mehr ein Garten, sondern eine ganz verschönerte Landschaft wird, u. s. w.

Wir haben in Deutschland nicht das überflüssige Land, auch nicht die großen Summen der brittischen Lords, um im Allgemeinen eine Nachahmung ihrer Parks wünschen zu dürfen. Auch ist es dem Deutschen

(*) Park bedeutet gemeiniglich bey uns einen bey einem fürstlichen oder andern größern Garten abgesonderten Platz fur das Wild, welches gehäget wird; eine Wildbahn. In dieser eingeschränkten Bedeutung wird hier das Wort nicht gebraucht; man versteht vielmehr darunter einen Garten von größerm als gewöhnlichem Umfange, und von einer edeln natürlichen Anlage, oder vielmehr eine durch die Kunst verschönerte Landschaft.

ſchen nicht anſtändig, in ſeinen Gärten bloßer N
ahmer zu ſeyn, ihm, der andere Nationen in ſo
cher Wiſſenſchaft und Kunſt übertrifft. Es iſt
weit von mir entfernt, blinde Nachahmung anzura
da er Geiſt und Erfindung genug hat, um ſich ſe
eigenen Weg zu wählen. Alles ohne eigene Prüf
ohne eigene Ueberzeugung, daß es wahr und ſchön
aufnehmen und nachmachen, weil man es bey an
ſieht, das iſt ſclaviſche Nachfolge. Aber von an
Nationen dieſes oder jenes aufnehmen, was man
nach angeſtellter Ueberlegung für wahr und ſchö
kennen und billigen muß, was man ſelbſt bey ſe
Klima, bey ſeinen Landeseinrichtungen, bey ſeinen
dürfniſſen anwendbar findet, das iſt vernünftiger
brauch der Kenntniſſe. Auf ſolche Weiſe läßt ſi
der Gartenkunſt auch manches nutzen, was wir
andern Nationen antreffen. Alſo nicht bloße N
ahmung ſo wenig des engliſchen als des franzöſi
Gartengeſchmackes, obgleich, wenn es doch nicht
Nachahmung ſeyn könnte, der erſte weit eher, al
letzte, der Nachahmung werth wäre.

So ſehr ich auch von der Richtigkeit der Grundſätze,
welchen die engliſchen Gärten und Parks angelegt
überzeugt bin: ſo wünſche ich doch, daß die Begierde ſi
mittelbar nachzuahmen, aufs höchſte nur die deutſchen Fü
befalle, wenn etwa die übermäßige Liebe zur Jagd, der e
unter ihnen ſo ſehr ergeben waren, einmahl ſanfteren Erg
gen zu dem Gartenbau Platz machen ſollte. Denn, wen
Begierde, Gärten oder Parks im engliſchen Geſchmacke
legen, bis zu dem begüterten Edelmann, oder gar, bis
wohlhabenden Bürger ſich ausbreiten ſollte, ſo muß noth
dig eine von beyden folgenden Unbequemlichkeiten entſt
Entweder, ein Bürger von Geſchmack wird in einem Kü
Garten von einem halben Quadratmorgen, ganz Stowe
Wenthworth (zwey, wegen ihre Parks ſehr berühmte Oe
concentriren wollen, und alsdenn wird der engliſche Geſch
im Gartenweſen ohne ſeine Schuld lächerlich, wenn man
pel 8 Fuß lang, auf einem Berge 20 Fuß lang, aufgeri

oder hinter einer auf Bretern gemahlten Ruine einen Kuhstall, und in einem zur Aussicht hingesetzten Obelisk einen Abtritt findet. Oder, jeder Gutsbesitzer wollte, von glänzenden Ideen verführet, sein halbes Ackerland in einen Park verkehren; alsdenn würde dieser Geschmack schädlich und landverderblich werden. Selbst englische Patrioten haben in Schriften, schon öfters über den Schaden geklagt, den die große Anzahl weitläuftiger Parks dem Ackerbaue verursachen. Ich werde weiter unten des Eigensinnes der Engländer erwähnen, daß sie aus den größten Gärten die Obstbäume verbannen, und dafür lieber wilde Bäume aufnehmen.

Variations dans le goût des jardins de l'Angleterre, st. im *Nouvelliste oecon. & litter. To. III. p. Nov. & Dec.* 1754, S. 136 — 139.

Schreiben an Büffon, von dem Mangel des Geschmacks in den englischen und französischen Gärten, st. im 64 St. der Hannov. Beytr. z. N. und Vergn. v. J. 1761.

Neue Anmerkungen über die merklichen Fehler an den englischen und französischen Gärten, und von dem Geschmack, der darin herrschen sollte, st. im 102 St. ders. v. e. d. J.

Schreiben an Büffon, von dem Geschmacke der Engländer an dem Gartenbaue und Anpflanzen der Bäume; von den vielen vortrefflichen Büchern, die sie über diese Materie haben ꝛc. st. im 94 St. ders. v. J. 1762.

Das englische Gärtchen, s. Hrn. R. R. Möser patriotische Phantasien, 2 Th. Berl. 1778, gr. 8. S. 335 — 337.

Wir wollen zwischen beyden Arten des herrschenden Geschmackes einen Mittelweg, nach der Anweisung des berühmten Hrn. Prof. Hirschfeld, versuchen, und sehen, wie weit wir auf demselben fortrücken können.

Man kann drey Arten von Gärten unterscheiden: Parks, Gärten im eigentlichen Verstande, und kleine Lustgärten bey den Häusern in den Städten und Vorstädten.

Die **Parks** sind gleichsam Landschaftsgemählde im heroischen Styl; eine Zusammensetzung solcher Objecte, worin von der Natur und Kunst alles entlehnt ist, was sie Großes haben, Berge, Felsen, hohe Waldung, Wasserfälle, Flüsse, kühne Gebäude oder Ueberbleibsel davon, Grabmähler, Pyramiden, Tempel. Wir laßen diese Parks der Britten, für welche

gewesen sind oder noch sind, sondern was sie seyn müssen, wenn sie ganz die glückliche Wirkung thun sollen, deren sie bey einer verständigen Einrichtung fähig sind. Man spiele mit den kleinen Lustgärten bey den Häusern, so viel und so lange man will. Aber Gärten in der wahren Bedeutung erheben sich über blinden Einfall und phantastische Künsteley, und folgen nur dem Zurufe der Vernunft und des Geschmackes.

Der Garten soll also auf die Einbildungskraft und auf das Empfindungsvermögen vortheilhaft wirken; und dieses soll der Gartenkünstler vermittelst der Gegenstände, die ihm eigenthümlich zugehören, veranstalten. Diese sind Gegenstände der schönen ländlichen Natur, die sie ihm anbiethet, die er aufstellen soll. Er muß daher zuvörderst solche **Gegenstände der schönen Natur** sammeln und auswählen, die eine vorzügliche Kraft haben, die angegebenen Wirkungen hervor zu bringen; er muß diesen Gegenständen eine solche Ausbildung geben, und sie in eine solche Verbindung und Anordnung bringen, daß dadurch ihe Eindruck verstärket werde. Dadurch verändert ein Platz den Nahmen einer bloß natürlichen Gegend, und fängt schon an in einen Garten überzugehen. Dieses war das erste allgemeine Gesetz des Gartenkünstlers.

Weil aber der Garten, als ein Werk der Kunst, des Genies und des Fleißes, die Phantasie und Empfindung stärker bewegen soll, als eine bloß der Natur überlaßene Gegend: so soll der Künstler den Eindruck der natürlichen Gegenstände, die er mit Ueberlegung und Geschmack gesammelt, ausgebildet und mit einander verbunden hat, dadurch zu heben suchen, daß er übereinstimmende **künstliche Gegenstände** darunter mische und mit dem Ganzen verknüpfe. Dieses war das zweyte allgemeine Gesetz des Gartenkünstlers.

Beyde Hauptgesetze entspringen, wie zwey Bäche, aus einer einzigen Quelle, und laufen neben einander

fort.

besonderer Erheblichkeit laßen sich nicht für sie angeben; man überläßt sie also lieber der Willkühr des Eigenthümers.

Die Bestimmung der kleinen Lustgärten tritt mit in die Bestimmung der Gärten im eigentlichen Verstande über; auch in diesen sucht man den Genuß der frischen Luft, der Kühlung, der Freyheit, des bequemen Spatzierganges; aber diese Vortheile erhalten hier eine merkliche Erweiterung. Außerdem sind diese Gärten noch einer neuen und wichtigern Bestimmung fähig, die ihnen zum Vorzug vor den kleinern Lustgärten eigen ist, wodurch sie sich über sie erheben. Sie sollen nähmlich vermittelst der Kräfte ihrer Gegenstände recht fühlbare Eindrücke auf die Sinne und die Einbildungskraft machen, und dadurch eine Reihe lebhafter angenehmer Empfindungen erwecken; eine Wirkung, welche die kleinen Lustgärten bey der Einschränkung des Platzes und dem Mangel erheblicher Objecte nicht in dem Umfange zu erreichen fähig sind. Eine solche Art von Gärten ist es, die wir hier zum Gegenstande haben; und die Absicht der Regeln, die hier vorgetragen werden sollen, geht dahin, den Gärten eine solche Anlage und Einrichtung vorzuzeichnen, daß sie ihre höhere Bestimmung wirklich erfüllen können. Diese ihre höhere Bestimmung, die in einer vortheilhaften Wirkung auf die Einbildungskraft und auf die Empfindung des Menschen besteht, erweitert und veredelt sehr den Gesichtspunct, aus welchem sie betrachtet werden können, erhebt sie in die Classe würdiger Kunst-Werke, und unterwirft sie daher den Regeln des Geschmacks und der Schönheit, denen sie sonst nicht so strenge unterworfen seyn würden.

Es erhellet leicht bey dem ersten Anblick dieser Wendung, daß Gärten, welche diesen Nahmen verdienen sollen, der Mode und der bloßen Willkühr entrissen werden. Es ist nicht mehr die Frage, was sie

überzeugen, und wozu der Urheber der Natur ihnen die nöthige Richtung zu geben nach dem Plan der vollkommensten Weisheit nicht übersehen konnte. Die Gegenstände der schönen Natur liegen vor dem Menschen ausgebreitet; sie haben mannigfaltige Kräfte und Eigenschaften, wodurch sie ihn rühren können; und die Werkzeuge seiner Sinne sind dazu harmonisch gebildet, ihre Eindrücke aufzufangen, und durch eine weitere Fortpflanzung derselben die Einbildungskraft in Bewegung zu setzen, und durch die Erscheinung angenehmer Bilder die Empfindung zu beleben.

Die Gegenstände der ländlichen Natur haben mehr als einen Weg, auf welchem sie die Wirkungen ihrer Eigenschaften zur Seele bringen und ihre Empfindsamkeit reitzen. Der vornehmste Weg ist das Gesicht, der vollkommenste und ergetzlichste unter allen Sinnen. Durch das Auge nehmen wir die Lage oder den Ort der Gegenstände, die Gestalt oder Form derselben, ihre Farben und ihre Beweglichkeit wahr; so viel besondere sinnliche Schönheiten in allen diesen enthalten seyn können, so viel können von dem Auge aufgefaßt werden. Unter den übrigen Sinnen, welche für die Annehmlichkeiten der Natur gebildet sind, tritt das Gehör am nächsten hervor, welches die harmonischen Töne empfängt. Der Geruch, der die süßen Ausdünstungen der Pflanzen und Gewächse aufnimmt, scheint der letzte zu seyn, wenn man ihm nicht noch allenfalls den gröbern Sinn des Gefühls, der die Erfrischungen der Luft genießt, beygesellen will. Durch alle diese Zugänge strömen die ländlichen Schönheiten und Annehmlichkeiten der Natur, welche der Garten in sich vereinigt mehr oder weniger in die Seele ein. Der Eindruck den die Gegenstände auf einen Sinn machen, kann durch die Mitbewegung noch eines andern oder mehrer Sinne zugleich verstärkt werden. Die Begriffe mehrer Sinne die übereinstimmen, preisen den Gegenstan-

ſtärker an. Ein Hain, voll jungen Laubes und heiterer Ausſichten, ergetzt mehr, wenn wir darin zugleich das Licht der Nachtigalle, das Gemurmel eines Waſſerfalles hören, wenn zugleich ein friſcher Veilchenduft uns entgegen wallet.

Es iſt in der Macht des Gartenkünſtlers, durch das Auge, durch das Ohr und durch den Geruch zu ergetzen. Allein, weil die Ergetzung aller dieſer Sinne in gleichem Grade theils nicht ganz von ihm abhängt, theils auch wegen der Verſchiedenheit der innern Vollkommenheit der Sinne ſelbſt nicht ſo geſuchet werden ſoll: ſo iſt es ſein Beruf, ohne gänzliche Zurückſetzung des Geruches, für das Auge und Ohr, am meiſten aber für das Auge zu ſorgen. Er ſoll alſo vornehmlich ſichtbare Schönheiten der ländlichen Natur aufzuſtellen ſich bemühen.

Die **natürlichen Gegenſtände für das Auge** ſind von verſchiedenen Kräften und Eigenſchaften, wodurch ihre gartenmäßige Vollkommenheit näher beſtimmet werden kann.

1. Zuvörderſt **Lage und Ort**, wo ſich die Gegenſtände befinden. Im allgemeinen **Ebenen, Anhöhen, Vertiefungen**; ſie ſchränken bald die Anſichten der Gegenſtände ein, erweitern ſie bald, vervielfältigen und erheben ſie. Alle dieſe Arten von Lagen können dem Gartenkünſtler ſo wenig gleichgültig ſeyn, als ſie es dem Landſchaftmahler und der Natur ſelbſt ſind. Sie geben eine vortreffliche Hülfe, **Mannigfaltigkeit** und **Abwechſelung** zu erreichen.

Die Ebenen, Anhöhen und Vertiefungen können theils durch ihre Ausdehnung und Größe, theils durch ihre gegenſeitige Verhältniſſe, theils durch ihre Verbindungen unter einander, ſehr unterſchieden und abwechſelnd ſeyn. Dieſe Lagen helfen den Gegenſtänden ſelbſt den **Character ihrer beſondern Lage** beſtimmen. **Heiterkeit und Anmuth** herrſchet auf der Anhöhe, **Ein-**

ſamkeit und Ruhe in der Vertiefung; das G
Freye und Luftige auf jener, und in dieſer das
ſchloſſene, Oede, Melancholiſche Die Eben
mit dem Begriff der Bequemlichkeit auch den V
des Ungezwungenen. Es kommt vornehmlich b
Anlage der natürlichen ſowohl als der künſtliche
genſtände darauf an, daß der Gartenkünſtler dieſ
urtheilung des natürlichen Characters der Lagen
aus der Acht laße.

2. Er merke ſodann auf die Eigenſchaften de
genſtände, woraus gartenmäßige Vollkommenhei
ſpringt.

Größe iſt darunter die erſte. Wir haſſen
ſchränkung, und lieben Ausdehnung und Freyhei
ne unläugbare urſprüngliche Stimmung der Seele
welche die Erfahrung ſtark genug redet. Das
ſchauen kleiner Vorwürfe auf einem abgezirkelten
wie bald ſättigt es nicht und erregt Ekel! Wie er
kend iſt dagegen nicht der Anblick einer ganzen
ſchaft, der Berge, Felſen, breiten Gewäſſer, Wa
gen! Wie ſehr erweitert ſich nicht die ganze S
ſpannet alle ihre Kräfte an, arbeitet um alles zu
faſſen, wenn ſich die Ausſicht auf den Ocean vor
eröffnet, oder wenn in einer hellen Winternach
gränzenloſe Schöpfung voll leuchtender Planeten
brennender Fixſterne ſich unſerm Auge zu entwi
ſcheint! Die Liebe des Menſchen zum Großen, di
ne höhere Beſtimmung anzukündigen ſcheint, wi
ſtark und ſichtbar, daß an ihrer Wahrheit nicht
gezweifelt werden kann. Der Genuß der Größe
der Einbildungskraft und dem Geiſt eine Nahrung,
eine Art von Allgenügſamkeit mit ſich führt; ma
hebt ſich von dem gewöhnlichen niedrigen Stan
hinauf zu einer höhern Sphäre der Bilder und
Empfindung; man fühlt es, daß man nicht meht
alltägliche Menſch, ſondern ein Weſen von einer H

und Bestimmung ist, die weit über den Punct, auf welchem wir stehen, hinaus ragt.

Die Landschaft scheint mehr, als der Garten, von der Natur bestimmt zu seyn, uns die Ergetzungen, die aus Größe entspringen, zu gewähren. Allein, auch dieser soll uns diese Ergetzungen um so mehr zu verschaffen suchen, je mehr er eine besondere Verbindlichkeit hat, den Menschen auf eine seiner Würde gemäße Art zu beschäftigen. Er ist freylich eingeschränkter, als die freye Landschaft; aber noch immer kann er durch die höhern Empfindungen der Größe einnehmen.

Größe im landschaftlichen Verstande, schließt Ausdehnung der natürlichen Gegenstände, also auch Ausdehnung des Raums in sich, worin sie sich befinden. Es ließe sich vielleicht noch eine andere Art, nähmlich intensive Größe, annehmen. So würde z. B. ein Eichenhain durch den Vorzug seiner Stämme mehr groß seyn, als ein Weidengebüsch, wenn gleich dieses sich in einem weitern Umfange, als jener, ausbreitete.

Mit der Größe ist **Mannigfaltigkeit** verwandt. Wenn jene Ausdehnung der Theile hat, so hat diese Verschiedenheit und Abänderung der Theile. Durch harmonische Verbindung von Größe und Mannigfaltigkeit entsteht das vollkommenste Werk in der Landschaft und auf dem Gartenplatz. Die Mannigfaltigkeit scheint fast noch unentbehrlicher für das Bedürfniß des Geistes, als die Größe. Einerley Gegenstände, die immer unverändert vor den Augen da liegen, eine ewige Stellung, eine ewige Monotonie, eine ewige Einfärbigkeit, sind nicht bloß ermüdend, sie führen eine Art von geheimer Marter bey sich. Man laufe zwischen einförmigen Hecken hinauf und herunter, dann wieder hinauf und wieder herunter, dann noch einmahl vorwärts, noch einmahl zurück; überdrüssig des beständigen Zurückwanderns nimmt man, auch wenn noch kein Schwindel da ist, gern die erste beste Bank in Besitz.

Weil

Weil aber die verschiedenen und abändernden Th
woraus Mannigfaltigkeit entsteht, zugleich gen
Grade der Ausdehnung haben können: so kann
eine nähere Vermischung der Größe und Mannigfa
keit entspringen. Indessen sind beyde noch so wesen
unterschieden, daß sie keiner Vermengung ausge
sind. Endlich ist Mannigfaltigkeit nicht bloß auf
Gegenstände selbst eingeschränkt, sondern erstreckt
auch auf die verschiedenen Seiten und Gesichtspun
woraus die Gegenstände erblickt werden. Ein einzel
Gebäude, ein einzelner Baum so gar, kann in
Absicht gleichsam vervielfältiget werden; eine Ku
welche nirgends sorgfältiger beobachtet wird, als in
neuesten englischen Parks.

Von Schönheit erhalten Größe und Mannigfa
keit ihre letzte Vollkommenheit. Der Gartenkün
soll also nach dem Beyspiel der Natur bedacht seyn,
ausgedehnten und abändernden Theilen so viel Sch
heit mitzutheilen, als sie fähig sind. Wenn Sch
heit, nach der Meinung einiger Kunstrichter, in
Eigenschaften der Gegenstände besteht, wodurch sie s
liches Wohlgefallen erwecken, so würde schon in Gr
und Mannigfaltigkeit ein Theil der Schönheit lie
Allein, Schönheit kann noch für sich, abgesondert
Größe und Mannigfaltigkeit, betrachtet werden;
wir wollen hier landschaftliche Schönheit, die zugl
gartenmäßige Schönheit ist, von allen übrigen Gat
gen, die man noch etwa von Schönheit angeben m
te, unterscheiden.

Es scheint, daß landschaftliche Schönheit sich
zwey wesentliche Puncte, auf Farbe und Bewegu
vereinigen läßt.

In der Proportion kann, überhaupt gerechnet,
lerdings Schönheit seyn; nur scheint das Schöne
Pflanzenreichs nicht nothwendig durch Proportion
stimmt zu werden; dem ungeachtet könnte doch vielle

noch aus der Form, die in den bildenden Künsten einen so wesentlichen Theil der Schönheit bestimmt, auch landschaftliche Schönheit, wiewohl in einer abgeänderten Wendung, entspringen. Denn genau abgemessene Verhältnisse aller einzelnen Theile zu einem Ganzen hat die Natur in dem menschlichen Körper, dem wichtigsten Gegenstand für den bildenden Künstler, beobachtet und zur Nachbildung vorgeschrieben; allein in den Anlagen reitzender Landschaften, wo sie sich in den weiten Massen auch mehr Freyheit, als in einzelnen Werken, die sie vollkommen ausarbeiten wollte, überlassen konnte, hat sie die Genauigkeit der Verhältnisse nicht so sorgfältig beobachtet. Wer kann sagen, daß in den Bekleidungen eines Felsen, die hier aus hohen Tannen, dort aus niederm Gesträuch, und da wieder aus Mos bestehen, genaue Beobachtung der Verhältnisse, oder daß in den Stämmen eines Waldes, in den Auslagen und Verbreitungen seiner Zweige, in den Farben seines Laubes eine solche Uebereinstimmung herrsche, nach welcher überall die Gründe angegeben werden könnten, warum diese Lage, diese Ausbildung nur diese und nicht eine andere seyn dürfe? Welcher Kunstrichter des Schönen, wird die natürliche Anordnung einer Landschaft unter solche feststehende Regeln zu bringen wagen, als es die sind, womit wir die Werke eines Raphael und Michael Angelo richten? Es scheint ohne Widerspruch wahr zu seyn, daß bey der Anordnung der Landschaften die Natur im Allgemeinen eben nicht darauf gerechnet hat, durch eine bestimmte Form der Gegenstände Schönheit zu geben, weil Gegenstände einer Art unter so sehr verschiedenen und entgegengesetzten Formen noch immer einer unverfälschten Empfindung als schön erscheinen. Wir finden einen Hain schön, welcher schlanke Bäume hat; einen andern nicht weniger, der mit niedrigen Stämmen versehen ist; er wölbe sich zu dichten Schatten, oder er laße durch geräumige Oeffnungen

das

das Spiel des Sonnenlichts durchfallen, er wird uns immer einen frohen Anblick abfordern. Der Fluß verbreite sich in einem ausgedehnten Bette durch das Thal hin, oder er falle in verschiedenen Abtheilungen seines Wassers vom Hügel herab; er wird in beyden Fällen seinen Anspruch auf Schönheit behaupten. Wenn also in landschaftlichen Gegenständen durch die Form Schönheit erhalten werden soll, so scheint es, daß dieses durch gebogene und gekrümmte Linien geschehen kann. Die gerade Linie ist in der Landschaft nicht schlechterdings und ganz ohne Schönheit. Allein, gewiß ist es, daß gebogene Linien eine empfindbare Schönheit gewähren, einen stärkern und länger anhaltenden Eindruck machen. Ein Wald, der über einige Hügel und Thäler fortläuft, und zu den Seiten, bald hier bald da einen Arm ausbreitet, ist unstreitig schöner, als ein anderer, der gleichsam nach der Schnur abgemessen in einer Ebene ruhet. Man kann sagen: hier ist es Abwechselung, woraus Schönheit entsteht; allein die gebogene Linie ist es ja eben, welche Abwechselung hervorbringt.

Sichtbarer ist es, daß die Farbe einen wesentlichen Theil der landschaftlichen Schönheit ausmacht. Die Farbe ist gleichsam eine Art von Sprache, womit die leblosen Gegenstände der Natur zu dem Auge reden; eine Sprache, welche überall und in jedem Winkel des Erdbodens verständlich ist. Durch die Farbe erhalten die Gegenstände eine große Gewalt über die Empfindung; sie erregen dadurch das Gefühl der Freude, der Liebe, der Ruhe und andere Bewegungen so mächtig, daß man leicht wahrnimmt, daß die Gartenkunst eben so wohl vortheilhafte Wirkungen von den Farben gewinnen kann, als die Natur selbst sie zu dieser Absicht gebraucht. Es ist wahr, die Natur hat eine erstaunliche Mannigfaltigkeit von Farben, die durch Erhöhung und Mäßigung, durch Feuer und sanftere Helle, durch

Mi-

Mischungen und Verschmelzungen, durch abwechselnde und unerwartete Einfälle des Lichts, durch Spiel und Wiederschein ein Schauspiel vorstellen, welches das Auge in der weiten Schöpfung nicht prächtiger oder schöner finden kann. Und diesen Schauplatz der Farbenergetzung eröffnet die Natur nicht bloß dem Landschaftmahler, sondern auch seinem Nebenbuhler, dem Gartenkünstler. Man werfe das Auge auf eine reiche Blumenflur, besonders wenn das königliche Geschlecht der Tulpen blühet. Was für eine wunderbare Mannigfaltigkeit und Mischung und Herrlichkeit der Farben! Es ist kaum zu begreifen, wie der Britte sein sonst so empfindliches Auge diesen Schönheiten verschließen, und sie aus seinen Parks verbannen kann, da indessen der Holländer sie als den höchsten Reitz der Gärten ansieht. Wenn gleich ein Garten ohne Blumen schön seyn kann, und ein mit den herrlichsten Blumen erfüllter Platz noch kein Garten ist: so biethet doch die Natur allein schon durch die Farben der Blumen, wenn wir auch nicht auf ihre balsamische Ausdüftungen achten wollten, so viel Ergetzung an, daß man, ohne ungerecht zu seyn, sie im Garten nicht ganz vernachläßigen kann.

So groß auch die Farbenpracht im Blumenreiche ist, so wird sie doch von einem andern Schauspiel noch übertroffen. Dieses Schauspiel, das erhabenste und schönste der uns sichtbaren Natur, auch in Ansehung der Farben, ist die Morgenröthe und die untergehende Sonne, mit den unendlich abwechselnden Erscheinungen, die sie begleiten; ein Schauspiel, welches die größten Dichter zu den trefflichsten Beschreibungen entzückte, das einen Lukas van Uden und einen Claude Gillee, und neben ihnen so viele mahlerische Genies zu Nachbildungen begeisterte, so weit sie nur der Kunst erreichbar waren; aber auch ein Schauspiel, welches selbst gröbern Werkzeugen des Auges seine Schönheit empfindbar eindrückt. Man kann diejenigen Landhäuser und Güter, welche durch umstehende Gebäude, Mauern oder hohe Bäume, der freyen Aussicht auf dieses höchste Schauspiel der Natur beraubt sind, wohl nicht anders

als

als mit einem geheimen Mitleiden ansehen. Möchte doch nie der Baumeister und der Gartenkünstler vergessen, dem Auge die Oeffnung zu laßen, wodurch es den Genuß des herrlichsten Anblicks in der Schöpfung gewinnen kann!

Aber außer der kurzen Pracht der Farben in dem Blumenreiche und in dem Auf- und Untergange der Sonne, hat die Natur für eine zwar weniger herrliche, allein dauerhaftere Schönheit der Farben in der allgemeinen Bekleidung der Landschaft gesorget. Das Grüne, wohlthätig stärkend und erquickend für das Auge, ist die Hauptfarbe der schönen Landschaft. Aber, welche unendliche Abwechselung dieser Farbe durch Erhöhung, Verminderung und Verschmelzung, schon in einer einzigen kleinen Landschaft, und zwar nicht bloß durch die Wirkung der allmählich entweichenden und duftigen Ferne, sondern durch die Wirkung des gegenwärtigen Lichts in den nahen und nächsten Gegenständen, in niedrigen Kräutern, in höhern Pflanzen, in Gebüschen und Bäumen! Und hier überläßt die Natur dem Gartenkünstler nicht allein, durch eben die Mannigfaltigkeit und Abwechselung des Grüns zu reitzen, wodurch sie in der Landschaft reitzt; sie verstattet ihm so gar, durch eine sorgfältigere Mischung der Farben, sie in dem nachläßigern Entwurf ihrer großen und freyen Werke zu übertreffen, und durch eine neue Verbindung ein neues Ganze hervorzubringen, welches gleichsam ein Gemählde von höherer Vollkommenheit darstellt.

Zur besondern Schönheit der Farben gehört Helle und Lebhaftigkeit; das Gemäßigte, wie sanftes Blau, Rosenroth, Violet; Abwechselung mit unmerklichen Abänderungen und sanft fortschreitenden Verbindungen.

Wenn das Feuer der Farben dem Gartenkünstler nur in der Pflanzung einiger Blumenarten erreichbar scheint, so kann er dagegen weit mehr durch Reinigkeit und Helle der Farben einnehmen. Das Feuer der Farben

ben erzeugt Freude, die Helle Heiterkeit. Das Gemäßigte in den Farben gibt Erquickung und liebliche Empfindung der Ruhe, wie das Violet, oder milde Fröhlichkeit, wie das lichtere Blau und Rosenroth. Abwechselung gibt durch das fortschreitende Vergnügen Unterhaltung, und beschützt den Genuß vor Ermüdung.

Aus den bisher angezeigten Bemerkungen laßen sich folgende allgemeine Hauptgesetze ableiten, welche der Gartenkünstler in Absicht auf die Farbengebung zu beobachten hat.

1. Er vermeide Einfärbigkeit, und wisse, daß er gerade der Anweisung der Natur entgegen handelt, wenn er nur einerley Grün wählet.
2. Er denke nie, daß es gleichgültig sey, die Farben seiner Pflanzen, Stauden und Bäume durch einander zu werfen, wie es der Zufall füget, sondern daß Ueberlegung und Wahl erfordert wird, wenn er vermittelst der Farben eine glückliche Wirkung auf das Auge hervorbringen will.
3. Er sorge vornehmlich für Helle und Lebhaftigkeit der Farbe, um Heiterkeit zu erwecken. Diese Gattung der Farbe muß daher nicht allein besonders die nächststehenden Gegenstände beleben, sondern auch die herrschende, die Hauptfarbe seines ländlichen Gemähldes seyn.
4. Er unterscheide diejenigen Partien seines Platzes, die entweder nach der natürlichen Lage und Beschaffenheit, oder nach der Bestimmung und nach dem künstlichen Character, den man ihnen durch Bearbeitung, durch Hinstellung der Gebäude geben will, eine andere Farbe erfordern. Der abseitige Weg in ein Gebüsch mag sich mit weniger muntern Grün beschatten. Dunkles und ernsthaftes Laub verlangt die Grotte und die Eremitage zu ihrer Umhüllung.
5. Er studiere die Sympathie der Farben, und suche unter verwandten Gattungen eine solche Mischung und Verbindung hervorzubringen, daß eine vollständige Harmonie daraus entstehe. Er merke nicht bloß, welche Wirkung die Verbindung der Farben in der Nähe, sondern auch, welche sie in einer gewissen Entfernung thue.
6. Er gebe, so viel als möglich, seinen Gegenständen, den natürlichen so wohl als den künstlichen, einen solchen Ort, eine solche Stellung, daß sie entweder durch die geradezu gehende Erleuchtung, oder durch die gebrochenen Einfälle

des Sonnenlichts, wie es Lage und Absicht zulaßen und erfordern, sich in einer größern Schönheit erheben. Eine Regel von Wichtigkeit, wogegen aber fast täglich angestoßen wird! Er stelle die vom Thaue befeuchtete Blumenflur dem Morgenlichte entgegen, und laße das Bad im Gebüsche von den sanften Blicken der entweichenden Sonne vergolden.

Das Sonnenlicht biethet eine Menge von unerkannten Schönheiten für die Gartengegenstände an. Man begnügt sich zu wissen, daß man ihm wehren kann, um Schutz vor den heißen Strahlen zu erhalten; man denkt mit einer geheimen instinctmäßigen Sorge, die auch der Bewohner des Waldes besitzt, auf Bequemlichkeit. Allein man vergißt, wie man das gemäßigte Licht zur Verschönerung der Gegenstände herbeylokken und vertheilen kann; eine Kunst, die der Gartenkünstler dem Landschaftmahler nicht allein überlaßen sollte!

In Bewegung kann überhaupt schon Schönheit seyn, weil darin Mannigfaltigkeit und Abwechselung Statt findet. In landschaftlichen Gegenständen ist die Bewegung unentbehrlich, wenn sie einen dauerhaften Eindruck machen sollen. Die herrlichste Aussicht in eine reitzende Gegend wird bald anfangen, uns schwächer zu beschäftigen, wenn sie lauter ruhende und unbewegliche Gegenstände enthält, wenn nichts erscheint, das die einförmige Stille unterbricht und irgend ein Leben verkündiget. Diese Bemerkung haben die größten Landschaftmahler verstanden, die doch, in Ansehung der hervorzubringenden Bewegung, dem Garten-Künstler weit nachstehen müssen, die Bewegung bloß andeuten, nicht aber vor die Empfindung bringen können. Sie beleben daher ihre Landschaften bald mit Hirten, bald mit Reisenden, bald mit einer umher irrenden Heerde, bald mit dem Fluge der Vögel; sie laßen den Wind in dem Laube wehen, den Wasserfall stürzen, und aus den Hütten Rauch empor wallen; kurz, sie vergessen nichts, was in ihren nachgebildeten Landschaften den Begriff der Bewegung und des Lebens erzeugen kann. Weit mehr soll der Gartenkünstler auf seinen Platz wirkliche Bewegung zu bringen suchen,

weil

weil das Vorbild der Natur und das Bedürfniß seines Werks, zur Gewinnung einer höhern Kraft, ihn dazu auffordert. Man findet gemeiniglich auch in den kleinsten Gärten springendes Wasser, nicht, wie ich glaube, um allemahl in diesem Stücke die größern Gärten nachzuahmen, sondern weil man es wirklich fühlt, wie viel Leben und Anmuth die Bewegung gibt. In der That erfrischt nichts mehr, als Bewegung in landschaftlichen Gegenständen; der schönste Baum gewinnt noch einen neuen Reitz, wenn ein sanfter Wind in seinen Blättern spielt. Wenn der Gartenkünstler das Vergnügen der Bewegung erhalten will, so muß er hauptsächlich auf folgende Puncte seine Aufmerksamkeit richten.

1. So viel von seiner Wahl abhängt, suche er zu seinem Garten einen Platz aus, bey welchem die umliegende Gegend bewegliche Aussichten (Vuës mouvantes) gewähret; Aussichten auf Dörfer, auf Hügel, Felder und Wiesen, wo Heerden weiden und der Landmann arbeitet, auf Seen und Flüsse, die von segelnden Fahrzeugen und Fischern belebet werden, auf Landstraßen in der Ferne, die mit hin und her wandelnden Figuren bedeckt sind, u. s. w.
2. Will er im Garten selbst Bewegung anbringen, so suche er sie in Gegenständen, die, ihrer Natur nach, einer Bewegung fähig sind. Er vermeide also die gewöhnlichen Kinder-Spiele und Künsteleyen, wodurch man unbewegliche Gegenstände in Bewegung zu setzen sucht, in der falschen Meinung, dadurch eine gartenmäßige Verzierung hervorzubringen.
3. Weil zu viel oder zu starke Bewegung zerstreuet oder betäubt: so bemühe er sich um eine gemäßigte Bewegung. Ein brausender Wasserfall, welcher durch den ganzen Garten stark vernommen wird, stört die Empfindung der sanftern Schönheiten, welche die übrigen Gegenstände einflößen. Die tobenden Wasserkünste sind oft eine Art von Ungeheuern in den Gärten geworden. Ein gelinder Wasserfall hingegen erfrischt das Auge und das Ohr durch seine Bewegung.
4. Er überlege, durch welche Mittel er Bewegung und Leben hervorbringen kann. Nicht alles hat ihm die Natur überlaßen;

laßen; nicht alles iſt auch gleich ſchicklich, was er liefern kann. Die Bewegung der Luft und der Wolken, wodurch die Natur die Schöpfung allmächtig belebt, behielt ſie ſich vor; aber ſie verſtattet ihm, ſeinen Platz durch andere Mittel zu beleben. Er kann das Waſſer bald ſtärker, bald gelinder fließen, es von Abſätzen ſich hinunter wälzen oder von jähen Anhöhen herab ſtürzen laßen; er kann es leiten und vertheilen, wo er will. Er kann, durch ſeine Blumen, Schaaren von buntgeſchmückten Inſecten, durch ſeine Schatten ganze Geſchlechter von Vögeln locken, die durch Umherfliegen und Geſang den Garten beleben. Es gibt eine Art der Bewegung für das Auge, eine andere für das Ohr; und beyde nicht bloß zu erhalten, ſondern ſie auch in Einem Zeitraum mit einander zu verbinden, iſt in der Macht des Gartenkünſtlers.

Vornehmlich ſind es die Geſchlechter der Thiere, womit die Natur ihre ſchöne Landſchaften belebet. Der Gartenkünſtler verſäume alſo nicht, ihr darin nachzufolgen! Er locke am meiſten wildes Geflügel in ſeine Reviere, durch Schatten, durch Waſſer, durch Zurücktreibung der gewöhnlichen Nachſtellungen. Gern wird die Nachtigalle, die Wachtel, die Lerche, und ſo mancher andere einheimiſche Vogel in unſern Gärten, unter dem Schutze des Gaſtrechts, ſeine Wohnung nehmen, ſeine junge Brut verpflegen, und bald ſich in zahlreiche Familien ausbreiten. Und welche anmuthige Geſellſchaft und Aufheiterung, ſich überall von froh herumfliegenden melodiereichen Vögeln oder doch von ſolchen Geſchlechtern, die durch ihre Geſtalt und Farben ergetzen, umgeben zu ſehen! Wer die gefiederten Sänger aus ſeinem Garten verbannet, oder ihnen doch nicht Anlockung und ſichern Aufenthalt genug verſchaffet, der muß gar keinen Begriff von der Wolluſt der Bewegung und des Lebens haben, die er ihm dadurch raubet. Es iſt nicht bloß Vergnügen, es iſt auch Ruhm für den Gartenbeſitzer, durch freundliche Begegnung das furchtſame Geflügel zu einem Grade der Zahmheit zu gewöhnen. Wilde Thiere, die ſchädlich ſind, und durch den Anblick oder durch die Idee ihrer Gegenwart die angenehmen Eindrücke des Gartens ſtören, ſind von ihm und ſo gar aus ſeiner Nachbarſchaft zu entfernen.

4. Die Wirkung der Schönheit, ſie mag aus Farbe oder Bewegung entſpringen, iſt dieſe, daß ſie

mit

mit dem Augenblick, worin sie sich in die Einbildungs-Kraft ergießt, lebhaftes Vergnügen erweckt.

Allein, es gibt von den Gegenständen, ihrer Lage und in ihrer Verbindung noch Eigenschaften, wodurch sie weniger lebhaft vergnügen, wodurch sie nicht bezaubern, sondern nur einnehmen. Diese Eigenschaften sind Anmuth und Lieblichkeit. Sie sind mit Schönheit so lange verwandt, daß es schwer ist, die Familien-Züge so genau zu entwickeln, um jede Person für sich durch bestimmte Merkmahle unterschieden darzustellen. Zwischen Anmuth und Lieblichkeit ist der Zwischenraum so unmerklich, daß er sich kaum bezeichnen läßt. Indessen scheint uns eine geheime Stimme des feinern Gefühls zu verstehen zu geben, daß Lieblichkeit ein feinerer Grad von Anmuth sey, und tiefer, als diese, in den innern Sinn eindringe; daß das Anmuthige mehr die Phantasie, das Liebliche aber mehr die Empfindungskraft berühre. Da sich aber hier kein deutlicher Unterschied entwickeln läßt, so wollen wir hier unter Anmuth und Lieblichkeit einerley Sache begreifen. Das Anmuthige ist von dem Großen, Erhabenen, Prächtigen und Schönen unterschieden. Seine Eindrücke sind viel schwächer; aber sanft und erheiternd. Es stärkt zwar nicht, wie eine nahrhafte Speise; aber es giebt eine Erfrischung, wie auf einer wohlbesetzten Tafel ein Aufsatz von milden Früchten. Die Schönheit gebiethet; die Anmuth schmeichelt sich ein. Bey dem Anmuthigen liegt also eine gewisse Mäßigung zum Grunde; Mäßigung in Licht und Farbe; Mäßigung in der Bewegung, es sey Bewegung für das Auge oder für das Ohr. Der Regenbogen in dem vollen Glanze seiner Farben ist schön; er ist anmuthig in der allmählichen Erlöschung seines Schimmers. Die freyen Strahlen der Morgensonne sind schön; anmuthig aber, wenn sie gebrochen durch die grünen Blätter einer Laube fallen. Das glühende Gold der Abendsonne am

westlichen Himmel ist schön; anmuthig aber der Wiederschein, das Spiel des Lichts, der dazwischen aufsteigende Duft, womit sie die Landschaft überstreuet. Die farbenreiche Tulpe ist schön; das bescheidene Veilchen, anmuthig. Der Wasserfall ist schön; die murmelnde Quelle, anmuthig. Der frohe Schlag der Nachtigalle, schön; ihr Seufzer in der Abenddämmerung, anmuthig.

Bey der Gartenkunst, ist eine Beobachtung zu bemerken, die in Ansehung des Anmuthigen einen allgemeinen Grundsatz an die Hand gibt. Wir finden, daß die Natur aus dem Anmuthigen und Lieblichen selten allein ein ganzes Gemählde entwirft, sondern, daß sie es unter dem Großen, Mannigfaltigen und Schönen vermischt. Nach dieser Anweisung suche der Garten-Künstler anmuthige und liebliche Gegenstände in der Natur für seinen Platz aus, sehe sie nicht als ein Ganzes, sondern nur als Theile an, und vereinige sie als solche mit dem übrigen wichtigern Vorrath, woraus er sein Werk bilden will.

Neuheit giebt eine der lebhaftesten Bewegungen, und fast mehr als Schönheit und Größe; sie kann theils in dem Gegenstande selbst, theils aber auch in der Art der Erscheinung eines Gegenstandes liegen. Unterscheidet man Neuheit des Ganzen, und Neuheit in den Theilen und zufälligen Veränderungen: so sieht man leicht, daß in einem weitern Verstande und mit größerm Recht landschaftliche Gegenstände durch Neuheit bewegen können. Freylich rührt uns ein Gegenstand mehr, der ganz neu für uns ist, als ein anderer, bey dem wir bloß in den Theilen und Veränderungen Neuheit antreffen; allein, doch bringt diese ihre Bewegung hervor. Ein Wald ist kein neuer Gegenstand für uns; allein, mit dem jungen Laube, womit er sich im Frühling bekleidet, nimmt er für uns den Reitz des Neuen an. Eine Rose ist nichts Neues für uns; allein,

lein, wie ergetzt uns nicht die erste aufgebrochene Knospe, die wir am Rosenstock finden! Die Natur läßt an den Gegenständen, die wir täglich vor Augen haben, auch täglich Veränderungen erscheinen, durch deren Neuheit die Gegenstände eine anziehende Kraft behalten. Welche Menge von neuen Erscheinungen im ganzen Pflanzenreiche und selbst an einer einzigen Blume! Solche Gegenstände soll also der Gartenkünstler suchen, in welchen die Natur selbst durch eine ununterbrochene Fortwirkung immer neue Veränderungen hervorbringt. Sind sie nicht weit über die todten Kunstwerke erhöht, zu welchen man gemeiniglich seine Zuflucht nimmt, wenn man einen Garten durch etwas Neues anmuthig machen will?

Allein, weil Neuheit auf gewisse Weise durch den Gesichtspunct erhalten werden kann, aus welchem man einen Gegenstand erblickt, und weil die Natur auch auf diesem Wege Neuheit verschaffet: so darf auch der Gartenkünstler dieses Mittel der Ergetzung nicht mit Gleichgültigkeit ansehen. Daß auch in Abwechselung und Bewegung Neuheit seyn kann, ist leicht zu begreifen.

Mit dem Neuen ist das Unerwartete zwar nicht einerley, aber doch nahe verwandt. Die Wirkung des Neuen bey angenehmen Gegenständen ist Verwunderung, welche belustiget; die Wirkung des Unerwarteten bey eben einer solchen Art von Gegenständen ist Ueberraschung, ein lebhafteres Gefühl, welches in einem höhern Grade belustiget. Der Gegenstand, welcher angenehm überraschen soll, muß nothwendig auch die dazu erforderlichen Eigenschaften und Beschaffenheiten besitzen; und hierbey wird man auch leicht eingestehen, daß keine andere als solche Gegenstände sich für die Bestimmung des Gartens schicken, indem widerige, ekelhafte und fürchterliche Ueberraschungen nicht damit übereinstimmen. Da Ueberraschung aus der unerwarteten oder plötzlichen Erscheinung eines Gegenstandes

entſteht, und indem ſie auf einmahl die gewöhnliche Folge unſerer Ideen unterbricht, ſich durch eine ſtarke Bewegung äußert: ſo iſt ſie als ein vortreffliches Mittel anzuſehen, die Eindrücke eines Gartenplatzes, der dazu freylich Ausdehnung und viel natürliche Anlage haben muß, zu erhöhen.

Weil das öftere Wiederſehen einerley Gegenſtände und die längere Bekanntſchaft mit ihnen, auch in den angenehmſten Gegenden, allmählich den Geſchmack an denſelben ſchwächt, (eine gewöhnliche Wirkung, welche nicht in den Dingen, ſondern in der Einrichtung unſerer Natur ihren Grund hat!): ſo muß das Unerwartete dem Geſchmack wieder eine Stärke geben. Die Beobachtung dieſes Geſetzes iſt nicht ohne Schwierigkeit; und ſelbſt das, was das erſte mahl unerwartet war und als unerwartet überraſchte, iſt es das zweyte und dritte mahl nicht mehr, wenigſtens nicht in dem Grade, wie vorher. Die ganze Fülle der Ueberraſchung gewährt die wunderbar bildende Natur mehr dem Reiſenden in größern Landſchaften, beſonders in denen, die viele Hügel und Berge haben, wie die Schweitz. Allein, weil doch der Gartenkünſtler daran arbeiten ſoll, daß die Gegenſtände nicht bloß unterhaltend bleiben, ſondern auch lange und ſtark beſchäftigen: ſo ſoll er keine Gelegenheit verſäumen, wo er angenehm überraſchen kann. Hierzu kommt noch die Betrachtung, daß, wenn auch die erſte Bewegung ſich wieder verliert, doch immer eine angenehme Wiedererinnerung zurück kehrt, ſo oft wir an den Ort kommen, wo die Ueberraſchung geſchah, oder den Gegenſtand ſehen, der dieſe Wirkung auf uns hatte. Und wenn ein erheblicher Aufwand alljährlich für einen Garten gemacht werden kann, ſo wird es leicht ſeyn, durch manche Veränderungen die Wirkung der Ueberraſchung zu erhalten, ohne dem eigenthümlichen Character des Gartens Eintrag zu thun.

Aus diesen Bemerkungen entspringen die allgemeinen Regeln für den Gartenkünstler.

1. Er mache nie seine Anlagen so, daß bey dem ersten Anblick der Plan des Ganzen auf einmahl in die Augen fällt. Er laße nicht übersehen noch errathen, welche Scene jedesmahl folgen werde. Je mehr er verbergen kann, desto lebhafter wird die plötzliche Erscheinung bewegen. Wo man am wenigsten vermuthete, da ist die Ueberraschung am angenehmsten.
2. Er sehe auf die Gegenstände, Lagen, Aussichten u. s. w. wodurch er überraschen will. Es ist nicht genug, daß sie angenehm, und überhaupt, gartenmäßige Empfindungen zu erwecken, geschickt sind; sie müssen auch erheblich, ausgezeichnet, hervorstechend seyn. Das Gemeine, wenn es auch noch so plötzlich erscheint, bringt nur eine geringe Wirkung hervor.
3. So wird auch ohne Mannigfaltigkeit und Abwechselung die Wirkung nur schwach seyn. Wenn nach einem Gegenstande, welcher überraschte, eben derselbe oder ein ähnlicher wieder erscheint: so hat er schon den größten Theil seiner Kraft für uns bewiesen, und wir gehen, weniger bewegt, oder gar gleichgültig, vorüber. Viele und mannigfaltig verschiedene Gegenstände, alle in einer unerwarteten Erscheinung, erzeugen eine an einander hangende Reihe der angenehmsten Bewegungen, die unsere Seele weit über ihren alltäglichen Empfindungskreis hinaus heben.
4. Aber sorgfältig hüten soll sich der Gartenkünstler, daß er, aus Liebe zur Ueberraschung, nicht auf spitzfindige Erkünstelungen, auf Spielwerke und Dinge falle, die unter der Würde eines Gartens sind, in welchem nicht weniger, wie in jedem andern Werke der Kunst, gesunde Vernunft und reiner Geschmack herrschen soll.

6. Contrast, eine Art von Abwechselung, die aus der Vergleichung eines Gegenstandes mit einem andern ihm unähnlichen entspringt, ist ein Mittel, sehr lebhafte Bewegungen hervorzubringen, und den Wirkungen der Gegenstände stärkern Nachdruck zu geben. Die Natur bedient sich desselben in ihren herrlichsten Landschaften; und verständige Mahler haben in ausgedehnten Stücken mit Vortheil ihre Vorbildung genutzet.

nutzet. Die Natur zeigt wenig Landschaften, in welchen der Contrast so hervorstechend ist, als die Gegend um Neapel, von welcher Brydone in seiner Reise durch Sicilien und Malta (wovon eine deutsche Uebersetzung zu Leipzig 1774 herausgekommen ist) eine vortreffliche Schilderung geliefert hat. Eben diese Anleitung nun, welcher der Landschaftmahler folgt, muß auch der Gartenkünstler sich empfohlen seyn laßen.

Zuvörderst finden, in Ansehung der Hervorbringung des Contrastes, folgende allgemeine Bemerkungen Statt.

1. Nur in größern Landschaften, und nicht in einer abgezirkelten ländlichen Gegend, ergetzt eigentlich die Natur durch den Contrast der Gegenstände. Der Garten, worin Bewegungen dieser Art hervor gebracht werden sollen, muß daher von einem nicht geringen Umfange seyn. Auf einem kleinen Platze Contrast suchen, würde Ueberladung, und also Verwirrung werden.

2. Man suche nicht zu ängstlich, und nicht überall, Gegenstellung in den Gärten anzubringen. Die Beobachtung der Natur lehrt uns, daß sie sich einer gewissen bedächtigen Nachläßigkeit überläßt, wenn sie Gegenstände mit einander in einen Contrast setzt, und daß sie nicht an allen Stellen Ungleichheit und auffallende Abstechung hinzulegen bemüht ist, sondern oft eine Reihe von ähnlichen Scenen fortlaufen läßt. Das Widerspiel würde nur zu dem Seltsamen und Gezwungenen verleiten.

3. Der Contrast kann theils bey Gegenständen, die von einer ganz entgegengesetzten Art und Beschaffenheit sind, theils auch bey Gegenständen von einer andern Art, welche nur in Ansehung ihrer Eigenschaften unähnlich sind, Statt haben. Die erste Art des Contrastes wirkt freylich stärker, allein auf einem Gartenplatz ist dieselbe mit vieler Vorsicht anzubringen, weil der Gartenkünstler sich leicht verirren kann, Gegenstände aufzustellen, die nicht mit dem Ganzen harmonieren, und wohl gar die Hauptbewegung stöhren. Dieser Contrast herrscht vorzehmlich in Landschaften, und kann auch in ausgedehnten Parks sehr leicht seine Stelle erhalten. Die andere Art des Contrastes ist in den Gärten gewöhnlicher, aber von einer schwächern Wirkung. Man suche, so viel es der Raum und die Bestimmung des

Gar-

Gartens, die man nie aus dem Gesichte verlieren soll, verstatten, beyde Arten des Contrastes geschickt mit einander zu vereinigen.

4. Weil man ost der ersten Art des Contrastes gar zu anhängig war, so sind dadurch die sonderbarsten Uebertreibungen entstanden. Man wollte gewisse romantische Scenen der Natur nachahmen, die sie nur hier und da als Spiele ihrer Laune zu bilden pfleget, und man verfiel in das Abgeschmackte; zumahl da man anfing, aus demjenigen, was bey der Natur nur seltene Erscheinung ist, ein eigenes Hauptwerk zu machen. Dieser Tadel trifft nicht unsere gewöhnliche Gärten, die noch weit davon entfernt sind, sondern einige Parks der Engländer und der Chineser, am meisten aber der letztern. Daß diese die Gegeneinandersetzung nach der Zügellosigkeit des orientalischen Geschmacks übertreiben, darüber darf man sich nicht wundern; aber wohl darüber, daß Chambers diese Ausschweifung billiget.

Die fürchterlichen Scenen der Chineser, deren oben, S. 183, Erwähnung geschehen ist, sind eine Zusammensetzung düsterer Gehölze, tiefer der Sonne unzugänglicher Thäler, überhangender unfruchtbarer Felsen, dunkler Höhlen und ungestümer Wasserfälle, welche sich von allen Seiten von den Bergen herab stürzen. Die Bäume sind übel gestaltet, aus ihrem natürlichen Wachsthum herausgezwungen, und, dem Anscheine nach, von der Gewalt der Gewitter zerrissen. Einige sind ausgerissen und hemmen den Lauf der Ströme; andere sind wie vom Blitz verbrannt und zerschmettert. Die Gebäude sind Ruinen, oder halb vom Feuer verzehrt, oder durch die Wut der Gewässer weggespühlt. — So weit möchte alles dieses noch leidlich seyn; und so weit hat man auch zum Theil in einigen brittischen Parks die Nachahmung schon getrieben. Aber nun! Fledermäuse, Eulen, Geyer und alle Raubvögel flattern in den Gehölzen umher; Wölfe und Tiger heulen in den Wäldern; halb verhungerte Thiere schleichen über die Heiden; Galgen, Kreutze, Räder und alle Torturwerkzeuge kann man von den Landstraßen her sehen. In dem schrecklichen Innern der Wälder, wo die Wege uneben und mit Unkraut bewachsen sind, stehen dem Gott der Rache geweihete Tempel. Neben allen diesen sieht man steinerne Pfeiler mit Beschreibung tragischer Begebenheiten, und allerhand schreckliche Handlungen der Grausamkeit. Dazu kommen abgelegene Oerter, die

mit

mit kolaſſiſchen Figuren von Drachen, hölliſchen Furien, und andern gräßlichen Geſtalten angefüllt ſind. — Was Chambers mehr davon erzählt, zeugt, wie dieſes, von einer Ausſchweifung, die vielleicht nirgends weiter getrieben iſt. Das Seltſamſte iſt, daß dieſe Scenen des Schreckens deswegen angelegt werden, um die Wirkungen der angenehmen Auftritte durch den Contraſt zu heben.

Wenn es gleich nicht zu vermuthen iſt, daß unſere träge oder mäßigere Einbildungskraft jemahls zu einer Art ſolcher Ausſchweifungen ſich verirren ſollte: ſo verdient doch hier bemerkt zu werden, daß alle Gegenſtände von der fürchterlichen Gattung ſich nicht mit der Beſtimmung des Gartens vertragen, man mag ſie aus bloß zufälligen Grillen ergreifen, oder aus Liebe der Neuheit und des Contraſtes wählen. Auch die, welche nur einen geringen Grad des Fürchterlichen enthalten, laßen ſich ſelbſt auf größern Plätzen ſo ſchwer in eine glückliche Verbindung mit dem Ganzen bringen, daß man ſie eher abrathen als zulaßen muß.

Es giebt in den meiſten Gärten Verzierungen, die zwar nicht zu dem Fürchterlichen, doch zu dem Widrigen gehören; die Nachbildungen von Land- und Meer-Ungeheuern, von Rieſen, Herkuleſſen, Wallfiſchen u. d. gl. Als man ſie einführte, war man weit entfernt, irgend eine Art des Contraſtes dadurch hervor bringen zu wollen; man ergriff ſie, weil man zur Zeit nichts beſſeres bey der Hand hatte, oder weil man glaubte, daß bey einem Baſſin auch nothwendig ein Seethier, welches Wallfiſch heißt, abgebildet ſeyn müſſe. Indeſſen war es ein Schritt näher nicht bloß zum Widerſinnigen, ſondern auch die edlere Wirkung eines anmuthigen Platzes zu verderben.

Doch ich komme wieder zu dem wahren Contraſte in gartenmäßigen Gegenſtänden. Home giebt darüber im 1 Th. der Grundſätze der Kritik, S. 400. folgende richtige Vorſchrift: „Die Bewegungen, welche durch die Gartenkunſt erregt werden, ſind aufs beſte ſo ſchwach, daß man ſich jedes Vortheils „bedienen ſollte, um ſie zu ihrer äußerſten Stärke zu bringen. „Man kann ein Stück Landes zu großen, lieblichen, muntern, „zierlichen, wilden, melancholiſchen Scenen anlegen. Wenn „dieſe verſchiedene Scenen in einem Fortgange geſehen werden, „ſo muß man die großen mit den lieblichen, die regelmäßigen „mit den wilden, die muntern mit den melancholiſchen contraſtiren; ſo daß immer eine Bewegung auf die entgegengeſetz-

„te

„te folge. Ja, man erhöht das Vergnügen noch, wenn man „den Fortgang durch rauhe unangebauete Striche so wohl, als „durch weite unbeschränkte Prospecte unterbricht, die an sich „selbst unangenehm sind, aber in dem Fortgange das Vergnü„gen für die angenehmen Gegenstände erhöhen. Wir haben „hierin die Natur zur Führerinn, die oft ihre schönste Land„schaften mit rauhen Felsen, kothigen Sümpfen, dürren und „steinigen Heiden untermenget“ So weit hat Home Recht. Aber bald nachher verführt ihn seine Theorie zu Vorschlägen, welche übertrieben sind. Gärten bey großen Städten nähmlich sollten einen Schein von Einsamkeit haben. Dagegen müsse ein Garten in einem öden Lande mit der Einsamkeit der Gegend in Contrast gebracht werden; keine Tempel, keine dunkle Gänge, sondern springende Wasser, Caseaden, lebhafte, muntere, schimmernde Gegenstände. Ja, man sollte so gar in einem solchen Garten die Nachahmung der Natur vermeiden, und ihm das Ansehen einer außerordentlichen Kunst und Regelmäßigkeit geben, um die geschäftige Hand des Menschen sehen zu laßen. — Dieses ist eine von den blendenden willkührlichen Forderungen, die Home macht, um die Anwendbarkeit seiner sonst so tiefsinnigen Theorie durchzusetzen. Hier ist aber nicht allein Widerspruch mit seinen übrigen Grund-Sätzen von der Gartenkunst, sondern auch eine Behauptung, der bey aller anscheinenden Wahrheit noch immer andere Gründe sich entgegensetzen. So wenig als irgend ein für sich bestehendes Werk der Kunst deswegen von seiner ihm eigenthümlichen Einrichtung ganz abweichen darf, um den Regeln eines andern Werkes, womit es in einer zufälligen Verbindung steht, anhängig zu werden; so wenig darf die Nachbarschaft einer Stadt oder die Beschaffenheit einer Gegend eine wesentliche Veränderung in der Anlage eines Gartens verursachen. Würden Gärten bloß zur Ausschmückung einer Gegend oder einer Landschaft, bloß für die Ergetzung der Reisenden angeleget, und zwar mit einer solchen Ausdehnung, daß allein nur die Eindrücke einer Gegend durch den Garten gehoben werden sollten: so würde jener Vorschlag seine Richtigkeit haben. Alsdenn aber wäre der Garten nur als ein Mittel, die Landschaft zu verschönern, nicht aber als ein Werk, welches für sich besteht, anzusehen. Soll der Garten seinen eigenen Grund-Sätzen unterwürfig seyn, so kann er nicht von den Eigenschaften eines ihm benachbarten Gegenstandes eine Veranlaßung nehmen, seine innere Einrichtung darnach umzuändern.

Wo sollte man die wahren Regeln der Kunst suchen, wenn sie erst dem Willkühr überlaßen werden? Der Garten ist nicht bloß wegen der Gegend da; bey der gehörigen Anlage ist er ein Werk, welches seinen eigenen Umkreis beschreibt, und darin seinen eigenen Werth enthält

7. Noch eine allgemeine Bemerkung ist nicht aus der Acht zu laßen, ehe wir zu der Betrachtung der einzelnen Theile der Gartentheorie kommen. Die Gegenstände der schönen Natur bringen, sowohl einzeln, als auch in der Verbindung mit andern, mancherley Arten angenehmer Bewegungen hervor. Es ist schon angezeigt, welche Wirkungen Größe, Mannigfaltigkeit, Schönheit in Farbe und Bewegung u. s. w. überhaupt erzeugen. Jede Eigenschaft eines Gegenstandes, jede Lage und Ansicht desselben machen ihre sichere Eindrücke. Die Natur hat gewissen Gegenden, und den sich darin befindenden Gegenständen, den Character der Munterkeit, der Fröhlichkeit, der Melancholie, der Traurigkeit, der Ehrfurcht, und selbst der Andacht u. s. w. so deutlich eingedrückt, daß ein Gartenkünstler, der dieses übersehen wollte, seinen Beruf gar zu sehr verkennen würde. Man merke also zuerst auf die **einfache Bewegung**, welche jeder natürliche Gegenstand, und jede besondere Lage desselben schon für sich hervorbringt. Man merke sodann auf die Verhältnisse der Bewegungen einzelner Gegenstände gegen einander, auf ihre größere oder geringere Zusammenstimmung, auf die Gränzen, wo die Harmonie gleichartiger oder verwandter Empfindungen anfängt, und wo eine Abweichung anhebt. Wo Gegenstände von verschiedenen Wirkungskräften auf einmahl wahrgenommen werden, da entsteht auch eine zusammengesetzte **Bewegung**. Diese hervorzubringen kann leichter, als eine einfache, mißlingen; aber sie ist auch, wenn sie glücklich zutrifft, von einer viel größern Stärke. Der Gartenkünstler, welcher Gegenstände von viel und mannigfaltiger Kraft aufstellt, muß nicht we-

nige

niger wie andere Künstler verstärkte Bewegung zu erreichen suchen. Er muß daher in der Wahl seiner Gegenstände darauf sehen, daß sie, sie mögen auf einmahl oder im Fortgange erscheinen, von einer solchen Art seyn, daß sie sich nicht zerstören, nicht sich selbst widersprechen, sondern vielmehr durch die Verwandtschaft ihrer Eindrücke sich freundschaftlich unter einander verbinden. Jeder Gegenstand und jede Richtung desselben sey so, daß bey aller Mannigfaltigkeit und Gegenwart anderer Gegenstände, die zugleich wahrgenommen werden, doch immer die Eindrücke aller gleichsam in einer ungestörten Linie auf Einen Punct zusammenlaufen, wo sie sich durch ihre Mischung erheben und verstärken. Die besondern Absichten dieser Harmonie können in dem Garten fast eben so verschieden seyn, wie in einer schönen natürlichen Landschaft selbst. Aber ohne die Sorgfalt, die verschiedenen Eindrücke zu einem Ganzen zu sammeln und zu verbinden, würde der Garten nie den Character gewinnen, den er als ein Werk des verständigern Geschmackes haben soll, nähmlich Einheit, ohne welche alle Mannigfaltigkeit überladend und unbedeutend wird.

II. **Von der Anlage, Ausbildung und Verbindung der natürlichen Gegenstände auf einem Gartenplatz.** Die Natur liefert zuvörderst dem Gartenkünstler den **Platz**, auf welchem er bauet; sie giebt ihm ferner **Baumwerk**, **Blumen**, **Rasen** und **Wasser** als Materialien; zwischen den bepflanzten und den offenen Theilen müssen **Wege** seyn, die nach allen Scenen des Gartens hinführen. Es ist also zunächst zu untersuchen, was der Gartenkünstler in Ansehung dieser natürlichen Gegenstände zu beobachten hat, da den künstlichen Gegenständen noch eine eigene Betrachtung gehört. Man sieht leicht, daß man bey diesen Dingen vor allen anfangen muß, um auf die Entwickelung der besondern Regeln der Gartenkunst zu kom-

nutzet. Die Natur zeigt wenig Landschaften, in w
chen der Contrast so hervorstechend ist, als die Gege
um Neapel, von welcher Brydone in seiner Re
durch Sicilien und Malta (wovon eine deutsche Ueb
setzung zu Leipzig 1774 herausgekommen ist) eine vo
treffliche Schilderung geliefert hat. Eben diese Anl
tung nun, welcher der Landschaftmahler folgt, un
auch der Gartenkünstler sich empfohlen seyn laßen.

Zuvörderst finden, in Ansehung der Hervorbringu
des Contrastes, folgende allgemeine Bemerkungen Statt.

1. Nur in größern Landschaften, und nicht in einer abgez
kelten ländlichen Gegend, ergetzt eigentlich die Natur dur
den Contrast der Gegenstände. Der Garten, worin V
wegungen dieser Art hervor gebracht werden sollen, m
daher von einem nicht geringen Umfange seyn. Auf eine
kleinen Platze Contrast suchen, würde Ueberladung, u
also Verwirrung werden.
2. Man suche nicht zu ängstlich, und nicht überall, Gege
stellung in den Gärten anzubringen. Die Beobachtu
der Natur lehrt uns, daß sie sich einer gewissen bedächtig
Nachläßigkeit überläßt, wenn sie Gegenstände mit einand
in ein g Contrast setzt, und daß sie nicht an allen Stel
Ungleichheit und auffallende Abstechung hinzulegen bemü
ist, sondern oft eine Reihe von ähnlichen Scenen fortle
fen läßt. Das Widerspiel würde nur zu dem Seltsam
und Gezwungenen verleiten.
3. Der Contrast kann theils bey Gegenständen, die von ein
ganz entgegengesetzten Art und Beschaffenheit sind, the
auch bey Gegenständen von einer andern Art, welche n
in Ansehung ihrer Eigenschaften unähnlich sind, Statt f
ben. Die erste Art des Contrastes wirkt freylich stärk
allein auf einem Gartenplatz ist dieselbe mit vieler Vorsi
anzubringen, weil der Gartenkünstler sich leicht verir
kann, Gegenstände aufzustellen, die nicht mit dem Gan
harmonieren, und wohl gar die Hauptbewegung stöhre
Dieser Contrast herrscht vorzehmlich in Landschaften, u
kann auch in ausgedehnten Parks sehr leicht seine Ste
erhalten. Die andere Art des Contrastes ist in den Gä
ten gewöhnlicher, aber von einer schwächern Wirkun
Man suche, so viel es der Raum und die Bestimmung d

Ga

Gartens, die man nie aus dem Gesichte verlieren soll, verstatten, beyde Arten des Contrastes geschickt mit einander zu vereinigen.

4. Weil man oft der ersten Art des Contrastes gar zu anhängig war, so sind dadurch die sonderbarsten Uebertreibungen entstanden. Man wollte gewisse romantische Scenen der Natur nachahmen, die sie nur hier und da als Spiele ihrer Laune zu bilden pfleget, und man verfiel in das Abgeschmackte; zumahl da man anfing, aus demjenigen, was bey der Natur nur seltene Erscheinung ist, ein eigenes Hauptwerk zu machen. Dieser Tadel trifft nicht unsere gewöhnliche Gärten, die noch weit davon entfernt sind, sondern einige Parks der Engländer und der Chineser, am meisten aber der letztern. Daß diese die Gegeneinandersetzung nach der Zügellosigkeit des orientalischen Geschmacks übertreiben, darüber darf man sich nicht wundern; aber wohl darüber, daß Chambers diese Ausschweifung billiget.

Die fürchterlichen Scenen der Chineser, deren oben, S. 183, Erwähnung geschehen ist, sind eine Zusammensetzung düsterer Gehölze, tiefer der Sonne unzugänglicher Thäler, überhangender unfruchtbarer Felsen, dunkler Höhlen und ungestümer Wasserfälle, welche sich von allen Seiten von den Bergen herab stürzen. Die Bäume sind übel gestaltet, aus ihrem natürlichen Wachsthum herausgezwungen, und, dem Anscheine nach, von der Gewalt der Gewitter zerrissen. Einige sind ausgerissen und hemmen den Lauf der Ströme; andere sind wie vom Blitz verbrannt und zerschmettert. Die Gebäude sind Ruinen, oder halb vom Feuer verzehrt, oder durch die Wut der Gewässer weggespühlt. — So weit möchte alles dieses noch leidlich seyn; und so weit hat man auch zum Theil in einigen brittischen Parks die Nachahmung schon getrieben. Aber nun! Fledermäuse, Eulen, Geyer und alle Raubvögel flattern in den Gehölzen umher; Wölfe und Tiger heulen in den Wäldern; halb verhungerte Thiere schleichen über die Heiden; Galgen, Kreutze, Räder und alle Torturwerkzeuge kann man von den Landstraßen her sehen. In dem schrecklichen Innern der Wälder, wo die Wege uneben und mit Unkraut bewachsen sind, stehen dem Gott der Rache geweihete Tempel. Neben allen diesen sieht man steinerne Pfeiler mit Beschreibung tragischer Begebenheiten, und allerhand schreckliche Handlungen der Grausamkeit. Dazu kommen abgelegene Oerter, die

mit

kommen, indem sich hier Schritt vor Schritt eröffnet, was für einzelne Beobachtungen und Verrichtungen der Künstler unter beständiger Rücksicht auf die Bestimmung des Gartens anzustellen hat.

1. Der Gartenplatz ist gleichsam die Leinwand, welche der Gartenkünstler bemahlt; die erste Untersuchung betrifft also die Beschaffenheit desselben. Daß man zu einem Garten keine Gegend wählen müsse, die eine ungesunde Luft hat, die von benachbarten faulenden Sümpfen und Morästen verdorben ist, die ganz in der Tiefe liegt, oder aus lauter dürrer Sanderde besteht; die nur erst durch Hülfe vieler Mühe und Kosten zu einiger Verschönerung zu erheben ist; die entweder gar keine freye Aussichten gewinnen kann, oder mit nichts als elenden Heiden und sterbenden Gesträuchen rings umher umschlossen ist: das darf hier nicht erst erinnert werden. Die Erforderungen der Gesundheit, der Bequemlichkeit und der gemeinen Ergetzung, sind so auffallend, daß man nur aus Mangel des Menschengefühls gegen sie verstoßen kann.

Bey der Wahl des Platzes kommt es auf wenig Vorschriften an, wenn man alles das voraussetzt, was schon nach der gemeinen Gartenökonomie bekannt ist, z. B. daß man zu den Pflanzungen einen fruchtbaren Boden, Wasser in der Nähe u. s. w. haben muß.

1) Aus mehr als einer Ursache ist für den Garten eine Gegend, welche schon natürliche Schönheit hat, zu suchen. Sie begeistert das Genie des Gartenkünstlers, welcher gleichsam unter den Augen der reitzenden Natur arbeitet, die ihm Vorbild ist, mit der er wetteifern soll. Sie erleichtert die Mühe und Kosten der Anlage, indem sie in Boden, Bäumen, Gebüschen und Wasser die Materialien reichlicher verschaffet. Sie erhöhet die Wirkung der innern Einrichtung durch die Eindrücke, welche die Aussichten umher machen, welche nirgends reitzender sind, als wenn sie aus einem

Garten,

Man ſoll den Plan zur Anlegung eines Gartens nicht nach einem einzelnen Modell, welches gefallen hat, entwerfen, ſondern beſtändig Rückſicht auf die beſondere Beſchaffenheit der Gegend nehmen, worin man bauet. Bey dieſer Vorſicht wird man mehr der Natur getreu bleiben; und mehrere Gärten werden ſchön ſeyn, ohne genau Copien zu werden.

Der natürliche Character einer Gegend kann einfach oder zuſammengeſetzt ſeyn. Er kann entweder ganz einſam, lebhaft, ernſthaft, munter, lachend u. ſ. w. oder aus einer Vermiſchung von dieſen Eigenſchaften zuſammengeſetzt ſeyn. Berge und hohe Waldung geben Ernſt und eine gewiſſe feyerliche Größe; dicke Gehölze, Einſamkeit; kleine zerſtreute Hügel, fließende Bäche, blumige Wieſen, Lebhaftigkeit und Heiterkeit. Die Nachbarſchaft der umliegenden Gegenſtände breitet den Einfluß von ihrem Character über den beſtimmten Gartenplatz, welcher zwiſchen ihnen ruhet, aus. Viel kann die Kunſt hier durch Aushauung, Erhöhung, Vertiefung, Verpflanzung und andere Mittel der Abänderung bewirken; aber ſie muß es nie wagen, durch gar zu gewaltſame Umkehrungen die Anlagen der Natur zu zernichten, da keine davon ſo leicht ſo ſonderbar iſt, die ſich nicht mit geſunder Ueberlegung und Geſchmack glücklich anwenden ließe.

Nicht weniger, als die Gegenſtände, beſtimmt die natürliche Lage in Abſicht auf Ebene, Erhöhung und Vertiefung, wie ſchon erinnert iſt, den Character einer Gegend.

Ein zuſammengeſetzter Character einer Gegend hat einen ſichtbaren Vorzug vor einem einfachen, zumahl für einen Garten von einer weiten Ausdehnung. Man merke ſodann auf die natürlichen Abtheilungen dieſes Characters, um darnach die nöthigen Ausbildungen und die Anlegung der Scenen an ihrem Orte und ſo zu treffen, daß eine jede mit dem Character der Stelle, wo ſie ſich befindet, genau übereinſtimme. Denn eben aus der Beobachtung dieſer Regel kann erſt die ſchickliche Verbindung der verſchiedenen einzelnen Characteren eines Gartenplatzes, und daher die Vollkommenheit des Ganzen, entſpringen.

5) Es iſt Pflicht des Gartenkünſtlers, natürliche Fehler ſeines Platzes, welche die Natur bey ihren größern Beſtrebungen immer liegen laßen konnte, zu ver-

ſchönern, oder zu verſtecken, doch ohne eine zu weit getriebene ängſtliche Sorgfältigkeit. Alles aufputzen und ſäubern wollen, beweiſet, daß man Kleinigkeiten ſchätzt, wie man nur das Wichtige ſchätzen ſollte; beweiſet, daß man nicht weiß, wie ſehr oft geringe Nachläßigkeiten nicht nur mit der Wirkung der Schönheit beſtehen können, ſondern auch, von ihr abgeſondert, einen gewiſſen Theil des Natürlichen, welches immer gefällt, fehlen laßen würden.

6) Nicht genug kann es eingeſchärfet werden, daß man ſich vor unnöthigen Verwüſtungen der natürlichen Gegenſtände, die man auf ſeinem Gartenplatz findet, zu hüten habe. Viele glauben, daß ſie erſt alles wegräumen müſſen, was die Natur wachſen ließ, ehe ſie ihre Anpflanzungen anfangen können; und die Erfahrung zeigt, daß ſie weit früher und glücklicher ihre Abſicht erreicht haben würden, wenn ſie der Natur mit mäßigern Abänderungen und Zuſatzen zu Hülfe gekommen wären. Unterdeſſen, daß die neuen Anpflanzungen nicht gedeihen, oder nur langſam zu einer gewiſſen Vollkommenheit gelangen, wird man über den Entwurf müde, oder ändert von Zeit zu Zeit, bis ſo viel geändert iſt, daß dem Werke nicht mehr geholfen werden kann. Vieles, was bey dem erſten Anſchein Ueberfluß oder ſelbſt Hinderniß ſcheint, läßt ſich bey näherer Betrachtung geſchickt in den Plan einflechten. Ein Baum, der ein halbes Jahrhundert zu ſeinem ſchönen Wuchs brauchte, wird oft, nicht ohne eine Art von Verbrechen, einer Kleinigkeit wegen weggehauen. Was eine angenehme Ausſicht merklich unterbricht, oder gar Widerſpruch erreget, das haue man weg; ſo wie überhaupt der Gartenkünſtler, welcher pflanzt, auch den Beruf hat, alles fortzuſchaffen, was zu ſtörriſch iſt, um ſich auf irgend eine Weiſe mit dem Plan ſeiner höhern Verſchönerung vereinigen zu laßen. Nur ohne eine ſolche Nothwendigkeit verderbe man nichts.

Daß

Man soll den Plan zur Anlegung eines Gartens nicht nach einem einzelnen Modell, welches gefallen hat, entwerfen, sondern beständig Rücksicht auf die besondere Beschaffenheit der Gegend nehmen, worin man bauet. Bey dieser Vorsicht wird man mehr der Natur getreu bleiben; und mehrere Gärten werden schön seyn, ohne genau Copien zu werden.

Der natürliche Character einer Gegend kann einfach oder zusammengesetzt seyn. Er kann entweder ganz einsam, lebhaft, ernsthaft, munter, lachend u. s. w. oder aus einer Vermischung von diesen Eigenschaften zusammengesetzt seyn. Berge und hohe Waldung geben Ernst und eine gewisse feyerliche Größe; dicke Gehölze, Einsamkeit; kleine zerstreute Hügel, fließende Bäche, blumige Wiesen, Lebhaftigkeit und Heiterkeit. Die Nachbarschaft der umliegenden Gegenstände breitet den Einfluß von ihrem Character über den bestimmten Gartenplatz, welcher zwischen ihnen ruhet, aus. Viel kann die Kunst hierdurch Aushauung, Erhöhung, Vertiefung, Verpflanzung und andere Mittel der Abänderung bewirken; aber sie muß es nie wagen, durch gar zu gewaltsame Umkehrungen die Anlagen der Natur zu zernichten, da keine davon so leicht so sonderbar ist, die sich nicht mit gesunder Ueberlegung und Geschmack glücklich anwenden ließe.

Nicht weniger, als die Gegenstände, bestimmt die natürliche Lage in Absicht auf Ebene, Erhöhung und Vertiefung, wie schon erinnert ist, den Character einer Gegend.

Ein zusammengesetzter Character einer Gegend hat einen sichtbaren Vorzug vor einem einfachen, zumahl für einen Garten von einer weiten Ausdehnung. Man merke sodann auf die natürlichen Abtheilungen dieses Characters, um darnach die nöthigen Ausbildungen und die Anlegung der Scenen an ihrem Orte und so zu treffen, daß eine jede mit dem Character der Stelle, wo sie sich befindet, genau übereinstimme. Denn eben aus der Beobachtung dieser Regel kann erst die schickliche Verbindung der verschiedenen einzelnen Charactere eines Gartenplanes, und daher die Vollkommenheit des Ganzen, entspringen.

5) Es ist Pflicht des Gartenkünstlers, natürliche Fehler seines Platzes, welche die Natur bey ihren größern Bestrebungen immer liegen laßen konnte, zu ver-

hen können, und zwar so, daß eine glückliche Wirkung des Gartens nicht verfehlt wird.

Zuvörderst werden diese Bemerkungen dem Gartenkünstler dazu behülflich seyn können. 1) Sowohl bey dem Baumwerk, welches schon da ist, als auch bey demjenigen, welches durch Anpflanzung hervorgebracht wird, muß Freyheit in der Bearbeitung und Anlage herrschen; eine Freyheit, wie die Natur sie in ihren schönsten Gegenständen liebt. Etwas anders ist es, den Naturgewächsen durch Pflege und durch Absonderung schädlicher oder widriger Auswüchse, durch Beförderung ihres Wachsthums und ihrer Schönheit, zu Hülfe kommen; etwas anders, gewaltsame Formen und Umbildungen in sie hineinzwingen. Nirgends ist die Kunst ekelhafter, als da, wo sie natürliche Gegenstände zu verkünsteln sich bestrebet. Der Baum in der freyen und nachläßigen Ausbreitung seiner Zweige und Blätter, wird jedes unverwöhnte Auge reitzen; aber er muß mißfallen, so bald er unter der frechen Hand gemeiner Gärten in Kegel, Pyramiden, Blumentöpfe und andere widersinnige Gestalten verkünstelt wird. Wahrlich, nicht weiter kann man die kindische Tändeley bringen, als sie, in Ansehung der Bäume, in vielen Gärten schon getrieben ist. Nicht bloß mit der Verunstaltung einzelner Bäume begnügte man sich; man dehnte sie auch auf ganze Gruppen aus; man legte von Gebüschen Cabinete, Speisesäle, Klöster, Theater, Amphitheater, Triumphbogen, und hundert Spielwerke mehr, an, in der falschen Meinung, dadurch gartenmäßige Schönheiten hervorzubringen.

2) Die Natur hat in Gesträuchen und Bäumen eine große Mannigfaltigkeit, in Ansehung der Gestalt, der Farbe und des Wuchses gelegt. In dem Laube allein, welche unendliche Abwechselung der Größe, der Länge und Breite, des Lichts und Schattens, der Steifigkeit und Beweglichkeit! Schon durch die blo-

ße

Daß der Herzog von Antin ein ganzes schönes Gehölz auf einmahl umfallen ließ, um bloß einem augenblicklichen Einfall Ludewigs des *XIV.* aufzuwarten, ist eine bekannte Anekdote, die zur Beschämung ähnlicher niederträchtiger Hofschmeichler länger bekannt zu bleiben verdient.

7) Ueber die Gränzen des Gartenplatzes laßen sich keine bestimmte Vorschriften ertheilen, da sie theils nach der Beschaffenheit der Gegend, theils nach der Einrichtung des Gartens selbst, einer großen Abänderung unterworfen sind. So viel läßt sich indessen allgemein behaupten, daß sie nicht unter eine gewisse abgemessene Form, z. B. von Viereck u. d. gl. zu zwingen sind; daß sie nicht zu merklich abgestochen und genau in das Auge leuchten müssen; daß sie angenehmer ausfallen, wenn sie sich allmählich in die mehr nachläßige Landschaft verlieren, ohne daß durch Mauer oder Graben ein gar zu deutliches Gränzzeichen vorgeleget wird.

2. Unter den natürlichen Materialien, die der Gartenkünstler zu bearbeiten hat, nimmt **Baumwerk** in der weitesten Bedeutung die erste Stelle ein. Der Künstler soll theils das auf seinem Platze schon vorhandene Baumwerk zu der vollkommensten Bestimmung seines Werkes zu bilden, theils es da, wo es fehlt und für das Ganze erforderlich ist, durch Anpflanzung hervorzubringen suchen. Zum Baumwerke gehören Stauden, Gebüsche, Bäume; diese können auf eine mannigfaltige Art zusammengesetzt, geordnet und ausgebildet werden. Hieraus entstehen Alleen, Hecken, Lauben, welche mehr der Kunst folgen, und kleine Gruppen, Lustwäldchen oder Haine und Wildnisse, welche mehr der freyen Natur überlaßen sind. Wir wollen weder jene, die bey der nöthigen Bestimmung ihren Werth haben, mit dem Engländer verwerfen, noch diese mit ihm zu sehr erheben, da auf einer sicherern Mittelstraße beyde Arten, der mehr künstlichen und der mehr natürlichen Anordnung, mit einander beste-

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen, wollen wir nunmehr zu einigen besondern Regeln gehen, welche, in Absicht sowohl des einfachen als auch des zusammengesetzten Baumwerkes, der Beobachtung werth scheinen.

Einzelnes Gebüsch und einzelne Bäume sind nicht wohl als Gegenstände, die für sich erheblich wären, anzusehen; als Mittel betrachtet, werden sie mehr wichtig, indem sie bald die Prospecte verdecken, bald zerschneiden, bald mannigfaltiger machen. Es kommt also auf die Beurtheilungskraft des Gartenkünstlers an, um sie zu diesen Bestimmungen auf eine verständige Art zu gebrauchen.

Erheblicher sind die **Zusammensetzungen des Baumwerkes**; als: die **Alleen** oder **Gartengänge, Hecken, Lauben** ꝛc. Von den erstern habe bereits im 1 Th. S. 499 — 513, das Nöthige beygebracht; und in Ansehung der letztern wird an seinem Orte ein gleiches geschehen.

Die Zusammenmischung und Verbindung mehrerer Bäume und mehrerer Gattungen derselben ist in der Beobachtung der Natur gegründet, und die älteste Kunst durfte damit nicht weniger den Anfang machen, als mit den Anpflanzungen nach einer gewissen bestimmten Ordnung. Wenn der Quincunx auch wohl eben nicht die allererste Ordnung gewesen seyn mag, so ist er doch diejenige, wovon wir zuverläßig wissen, daß sie von den Alten geliebt wurde, und welche von den Persern auf die Römer gekommen zu seyn scheint. Nach dieser Ordnung waren die **Alleen** der Römer, wenn man sie so nennen kann, gepflanzt; die kleinern **Hecken** aber sind, vornehmlich nach ihrer jetzigen Einrichtung, von den Franzosen erfunden, und von ihnen allmählich weiter ausgebreitet.

1) Man hat gerathen, Alleen und Hecken, als mehr künstliche Anordnungen, in der Nähe des Wohn-Hauses anzulegen, und den Garten, je weiter er sich aus-

ausdehnt, von solchen Anordnungen befreyet, in das mehr Nachläßige und Wilde sich verlieren zu laßen. Die Regel hat gewissermaßen ihre Richtigkeit; allein, es ist eben nicht unumgänglich nothwendig, sich genau an dieselbe zu binden. Zuweilen kann es Bedürfniß der Bequemlichkeit, zuweilen Bedürfniß der Schönheit, verlangen, eine kleine Allee in einer Entfernung von dem Wohngebäude und mitten unter Wildnissen anzulegen. Das Unerwartete und der Contrast können ihr da einen vorzüglichen Werth ertheilen. Ueberhaupt vergesse man bey allen diesen einzelnen Regeln nicht, daß es bey Gartenscenen sehr viel auf die Verbindung ankommt, und daß die Verbindung unendlich verschieden seyn kann, ohne deswegen weniger als eine andere, die man gesehen oder sich nach einer besondern Idee gebildet hat, schön zu seyn.

Aber ermüdend und selbst ekelhaft wird ein Garten, der aus nichts als Alleen und Hecken besteht. Sie müssen, wenn sie gefallen sollen, nur einen kleinen Theil des Gartenplatzes ausfüllen. Alleen, welche auf den Seiten freye Oeffnungen haben, und durch die obere Unwölbung vor Hitze und Regen schützen, sind mehr werth, als dicke Hecken, welche durch die Versperrung etwas Aengstliches, und durch die Umformung in Wände etwas Widriges erhalten. Mehr frey gezogen, mehr ihrem nachläßigen Wuchs überlaßen, gefallen sie mehr, weil sie der Natur näher treten.

Die Höhe der Alleen hat unstreitig viel Angenehmes für das Auge und für die Seele; sie erfrischt und erhebt das Gefühl. Je weiter sich die Länge der Alleen erstreckt, für desto schöner pflegt man sie gemeiniglich zu halten. Allein, eine gar zu ausgedehnte Länge ermüdet durch das Leere des unmeßbaren Raumes. Das Auge verliert sich in das scheinbare Gränzenlose, ohne durch einen aufsteigenden Gegenstand zur Beschäftigung aufgehalten zu werden; und die unangenehme Empfin-

dung, die das Leere einflößt, wird durch Scenen, die am Ende unkenntlich in der Dämmerung liegen, nicht viel gemildert.

Niedrige und dunkle Alleen, die man oft bey uns mit dem Nahmen philosophischer Gänge zu bezeichnen pfleget, müssen, aus leicht begreiflichen Gründen, nie in einem Garten häufig, noch da, wo sie verstattet werden, zu lang seyn. Nur selten können sie überhaupt mit Schicklichkeit angebracht werden. Die Melancholie, die sie nach ihrer Einrichtung erwecken, ist oft nicht viele Grade von dem Fürchterlichen oder Schauervollen, welches außer dem Bezirke der Gartenbestimmung liegt, entfernt. Sodann müssen sie mit den Partien oder Scenen, wozu sie führen, und mit welchen sie verbinden, übereinstimmen, z. B. mit einer Grotte, einer Einsiedeley, einem Bade. Zuweilen kann auch die Dunkelheit eines bedeckten Ganges, indem an seinem Ausgange eine heitere und lachende Aussicht plötzlich hervorbricht, ein Mittel der Ueberraschung werden.

2) Man wird leicht zugestehen, daß die mehr natürlichen Arten der Anordnung des Baumwerkes der Bestimmung eines Gartens mehr gemäß sind, und also auch mehr, als jene künstliche Zusammensetzungen, angebracht werden müssen. Sie laßen sich am bequemsten unter **kleinen Gruppen, Lustwäldchen** oder **Hainen** und **Wildnissen** zusammenfassen, wenn man sich nicht zu ängstlich an diesen oder jenen herrschenden Begriff aus der weitläuftigen französischen Garten-Terminologie oder an gewisse Eintheilungen hält, welche der Engländer eingeführt hat. Der Unterschied ist schon durch die Benennung bemerkbar, oder wird es doch durch die folgende Erläuterung werden; vor welcher noch zu bemerken ist, daß diese Arten der Zusammensetzung nicht, wie Einige glauben, erst in den neuern brittischen Parks gebohren sind, sondern schon zum Theil in den Gärten der Alten und später auch, doch mit einer Abänderung, in den französischen Gärten vorhanden gewesen. Ohne in historische Kleinigkeiten weitläuftig einzudringen, und ohne Anhängigkeit an diese oder jene Erklärungsart, wollen wir der Natur dieser Gegenstände einige Schritte nachgehen.

Die

Die kleinen Gruppen können bald mehr bald weniger zusammengesetzt seyn; von 5 bis 15 oder 20 Bäumen, über welche Anzahl jedoch die Gruppe nicht wohl hinaussteigen zu dürfen scheint, ohne sich in ein Lustwäldchen zu verlieren. Diese Gruppen können entweder als für sich bestehende, oder aber als verbindende Gegenstände angesehen werden. Im erstern Falle werden mehrere einander zugeordnet, die unter sich übereinstimmen und ein gewisses Ganzes ausmachen; im andern Falle sind sie Hülfemittel, welche die Gartenscenen näher zusammen bringen, die Bestimmungen einzelner Theile kenntlicher machen, die fortlaufende Linie unterbrechen, die Prospecte vervielfältigen u. s. w. Beyde Arten von Gruppen erhalten nicht allein von der Freyheit der Anordnung und von den luftigen Zwischenräumen viele Anmuth; sie verstatten auch in der Mischung der dicken und dünnen, der hohen und niedrigen Stämme, der weitern oder gesperrtern Zusammensetzung und des verschiedenen Laubes, eine sehr große Mannigfaltigkeit. Sowohl der Ort, wo sie anzubringen sind, als auch die besondere Manier der Ausbildung, muß der Beurtheilungskraft des Künstlers überlaßen werden, da allgemeine Regeln, die nicht nach einem bestimmten Gartenplatz und seinen Scenen abgemessen sind, in der Ausführung nur leicht mißleiten könnten.

Wenn mehrere Gruppen an einander gefüget werden, so entstehen **Lustwäldchen** oder **Haine**. Doch scheinen diese von jenen noch in gewisser Absicht unterschieden zu seyn. Die Lustwäldchen laßen niedrige und hohe, oder von beyden vermischte Stämme, gerade Stämme und dazwischen gestreutes Gebüsch zu; Haine aber erfordern mehr feine, geschlanke und wohlgezogene Bäume, die dabey wenigstens von einer mittelmäßigen Höhe sind, nicht zu enge gesetzt, von wilden am Boden kriechenden Gesträuche gereinigt, hin und wieder

mit

3. Daß **Blumen** wegen der Schönheit der Farben sehr angenehme Gegenstände auf einem Gartenplatze sind, ist schon oben erinnert worden; und ich füge hier demjenigen, was von den Blumengärten im V Th. S. 779, fgg. gesagt ist, und eigentlich die Gärtnerey betrifft, noch folgendes, welches eigentlich zur Garten-Kunst gehört, bey.

Weil Blumen ein so herrliches Schauspiel für das Auge geben, und zugleich durch ihren Wohlgeruch so erquickend sind, so würde es unrecht seyn, sie aus der Nachbarschaft und von dem Anblick der Menschen zu entfernen, oder sie wohl gar hinter Hecken und Gesträuche zu verbergen. Obgleich Blumenbeete hier und da in dem Garten an schicklichen Stellen zerstreuet werden können, so ist doch die Gewohnheit zu billigen, nach welcher sie in der Nähe des Wohnhauses, um welches ohnedies etwas mehr Cultur und erhöhete Annehmlichkeit herrschen muß, wie auch um Lauben und andere Oerter, wo man sich öfter aufhält, angelegt zu werden pflegen.

Daß der Platz, wo auserlesene Blumen gezogen werden, Einfassung habe, und überhaupt eine mehr sorgfältige Ordnung und Cultur zeige, ist gewöhnlich und recht. Aber die altväterische Weise, die Blumen-Beete in hundert kleine Theile zu zerschneiden, und in künstliche Figuren, welche nachgeahmtes Laub- und Blumenwerk vorstellen, umzuformen, ist ein zu kindisches Spielwerk, als daß sie entschuldiget und gebilliget werden könnte. (s. Th. V, S. 773, f.) Addison nannte die Verfertiger der französischen Blumenbeete Sonnetmacher in der Kunst; ein wahrer und nicht zu harter Titel! Die Wirkung, welche eine schöne Blumenflur hat, gewinnt durch die gezierte Ausbildung der Beete nicht allein nichts, sie wird sogar oft durch die widerigen Künsteleyen, die sich dem Auge zugleich entgegendrängen, zerstreuet und geschwächt. Und warum zu so vielen mächtigen Schön-

hei-

heiten der blühenden Natur ein Behältniß von so seltsamen Zierrath? Man trage die liebliche Weintraube auf ihren eigenen reinlichen Blättern auf; man reiche sie in einer zierlichen Pastetenform; und merke, wo sie am meisten anlockt.

Wenn ausgesuchte Blumenarten, anstatt auf abgezirkelten Beeten gepflanzt zu seyn, zuweilen nachläßig, und hin und her in einem Boden von kurzem Grase angebracht und mit artigen Feldblümchen vermischet würden: so müßte ein solches Stickwerk auf einem grünen Teppich durch Mannigfaltigkeit und Contrast von einer sehr angenehmen Wirkung seyn.

Die Erziehung und Pflege der Blumen ist das Geschäft des Gärtners; die Mahlerey mit den Farben und Schattierungen der Blumen ist das Werk des Garten-Künstlers. Die verschiedenen Geschlechter der Blumen in eine gewisse Symmetrie stellen, das weiß man bey uns gut genug; aber noch nie oder nur selten hat man daran gedacht, daß sich durch Mischung der Höhe, Größe und Farben sowohl der Gewächse, als auch der Blüthe, ein vortreffliches Gemählde hervorbringen läßt, welches aber ein feines Auge, genaue Kenntniß des Colorit und Beurtheilung erfordert, ehe es mit einiger Vollkommenheit erscheinen wird. Hier ist ein neues Feld der Beobachtung und des Studiums des Gartenkünstlers. Er kann durch das Lebhafte und Frische, den Blumenmahler weit übertreffen, da ihm die Natur selbst ihre Hand biethet, um sie zu führen; allein, die beständigen Veränderungen, welche täglich auf dem Schauplatze der Blumenflur vorgehen, verlangen auch von ihm eine sehr sorgfältige Achtsamkeit und eine fortdauernde Ueberlegung. Er merke vornehmlich auf die Gewächse, welche gleichzeitig hervorkommen; und wenn er frühere oder spätere mit ihnen verbindet, so überlege er vorher, welche Wirkung der Unterschied der Staudenstämme, der erst empor keimenden oder

aus-

ausschlagenden Blätter und Knospen und Blüthe mit denen, die alsdenn im vollen Flore stehen, hervorbringen würde. Was rankig wächst, unbedeutende Farben hat, rauh und dürftig an Blättern ist, schickt sich nicht sehr zur Mahlerey der Blumenflur. Die feinsten und lieblichsten Farben müssen dem Auge am nächsten seyn; die stärkern und leuchtenden mehr in der Ferne. Man steige von dem Weißen zum Strohgelben, vom Fleischfarbenen zum Rosenrothen, vom Violetten zum Dunkel-Blau, vom Goldgelben zum Purpurrothen. Das Graue, Braune oder Grüne der Stämme, die Verschiedenheit des Grüns der Blätter, die Formen und Lagen sowohl von diesen, als auch von den Blumen selbst, alles dieses muß in Betrachtung gezogen werden. Die Uebergänge müssen nicht plötzlich, sondern sanft und fortschreitend seyn, die lichtern Farben sich mit den dunkeln freundschaftlich zusammengesellen. Eine Menge von andern kleinern Regeln wird die Prüfung eines geübten Auges und anhaltende Beobachtung von selbst an die Hand geben. Und diese Art der Aufmerksamkeit auf die liebenswürdigen Geschlechter der Blumen und auf die Verschönerung ihrer Wirkungen, wird den Umgang mit ihnen, welcher an Veranlaßung selbst zu lehrreichen Betrachtungen so reich ist, auch unterhaltender und anziehender machen.

Die **Orangerien**, die in unsern heutigen Gärten so gewöhnlich sind, verdienen hier gelegentlich noch ein Wort. Man versteht darunter den sämmtlichen in und bey einem Garten befindlichen Vorrath von Citronen-Bäumen, Pomeranzenbäumen, und in weiterer Bedeutung auch von allen ausländischen Bäumen und Gewächsen, welche in dem Gewächshause aufbewahret werden. Daß ihnen eine vorzügliche Schönheit eigenthümlich sey, ist nicht zu läugnen; allein, man macht mehr aus ihnen, als man sollte, wenn man glaubt, daß kein deutscher Garten ohne eine reiche Orangerie schön

seyn

seyn könne; ein Wahn, welcher oft den kleinsten Besitzer beherrscht. Einige Orangenbäume in der Nähe des Wohnhauses sind, der Gestalt, des balsamischen Geruchs der Blüthe, und des Goldes der Früchte wegen, sehr angenehm. Aber die Unterhaltung einer großen Orangerie in Deutschland ist nicht allein deswegen zu widerrathen, weil sie sehr kostbar ist, viele Wartung erfordert, und oft den nützlichen Gartentheilen die beste Erde raubt, sondern auch, weil die Orangenbäume unter uns nur kranke Fremdlinge sind, die, unserer rauhern Luft ungewohnt, sich immer nach den Gewächs-Häusern, ihren Spitälern, sehnen. Wie viele schöne Gewächse und Bäume haben wir nicht, die in unserm Klima sich vortrefflich befinden, und uns Ergetzung genug geben, ohne daß wir nöthig hätten, mit Kosten und Mühe ausländische Pflanzen herbey zu hohlen, die fast immer siechen und so leicht sterben!

Es sey mir erlaubt, hier auch zugleich dasjenige, was bey dem Kauf und Verkauf der Landgüter, imgleichen bey Absonderung des Lehens und Erbes, in Ansehung der Orangerien, Rechtens ist, hinzu zu fügen.

Bey dem Kauf und Verkauf der Landgüter, ist die Orangerie als ein Zubehörungsstück des Gartens anzusehen, und muß daher, wenn sie nicht von dem Verkäufer ausdrücklich vorbedungen wäre, dem Käufer überlaßen werden. Denn, weil das vorhandene Gewächs- oder Treibhaus ohne dieselbe ganz unnütz und unbrauchbar seyn würde, so entsteht daraus die rechtliche Vermuthung, daß solche zum immerwährenden Gebrauche des Gartens, und mithin auch des Landgutes, bestimmt sey.

Eine ganz andere Bewandtniß hingegen hat es mit der Orangerie in Ansehung des Lehens, indem die Rechtslehrer in dergleichen Successionsfällen die Orangerie nicht dem Lehens-Folger, sondern den Allodialerben zuerkennen. Es läßt sich, wenn man die Sache in genaue Erwägung zieht, eine gegründete Ursache, warum es in Ansehung des Lehens hierunter anders, als bey einem Kaufe, gehalten werden solle, sehr schwer ausfündig machen. Denn, daß das Gewächshaus, wenn die Orangerie selbst davon getrennet wird, unnütz und unbrauch-

bar bleibe, ist in beyden Fällen, es möge das Gut dem Lehens-Folger anheim fallen, oder verkaufet werden, immer einerley Wahrheit. Da nun dieses der Grund ist, warum dem Käufer die Orangerie überlaßen werden muß: so ist nicht abzusehen, warum solches nicht auch bey einer Lehensfolge von gleicher Wirkung seyn sollte.

Man beruft sich zwar auf den Leg. 245 ff. de verbor. signif. in welchem solches gewisser maßen entschieden seyn soll; allein, wenn man gedachtes Gesetz in dem römischen Gesetzbuche selbst nachschlägt, so findet man nichts weniger, als eine diesem Falle anpassende Entscheidung darin. Es redet dieses Gesetz nur von solchen Zierrathen, welche nicht zum Wesen des Hauses gehören, sondern bey demselben gar füglich getrennet werden können. Die Orangerie aber ist, wie vorgedacht, ein wesentliches Stück in Ansehung des Gewächshauses, indem solches ohne dieselbe gänzlich unbrauchbar, und einem Steinklumpen gleich zu achten ist. Will man hierbey seine Zuflucht zu dem römischen Rechte nehmen, so ist der Lex 26. ff. de instr. viel deutlicher und entscheidender, dergestalt, daß es, wenn man denselben zum Grunde leget, fast nicht mehr bedenklich fallen kann, die Orangerie, nach den Meinungen des Labeo und Trebatius, dem Lehen beyzulegen; wenigstens wird ein Jeder finden, daß dieses Gesetz der Sache weit angemessener, als der oben angeführte Lex 245. ff. de verb. signif. ist.

Außerdem hat man auch Orangerien, die nicht bloß in Gefäßen aufbehalten werden, sondern bey welchen die Stämme, gleich andern Bäumen, ordentlich in das Erdreich eingewurzelt sind, so daß sie den Sommer hindurch frey stehen, gegen den Winter aber überbauet werden. Bey solchen kann ihre immerwährende Bestimmung zum Garten, und mithin auch zum Lehengute, nicht weiter zweifelhaft seyn. Denn sie, bey dieser Beschaffenheit, von dem Orte ihrer Bestimmung wegbringen, und an einen andern aussetzen zu wollen, würde natürlicher Weise ihr gänzliches Verderben und ihre Vernichtung nach sich ziehen.

Auf diese Art von Orangerien scheint Javolenus, in dem angeführten L. 26. ff. de instr. sein Absehen gehabt zu haben, wenn er den vorhin erwähnten Meinungen des Labeo und Trebatius alsdenn ebenfalls beypflichtet, „wenn die Lustbäume dergestalt mit dem Hause verbunden wären, daß sie beständig dabey bleiben müßten".

Von

Von der jetzt erwähnten Art findet man zwar die Orangerien nur selten; indessen sind doch auch die Gefäße, welche bey den gemeinen, nur etwas wichtigen Orangerien zur Erhaltung der Stämme erfordert werden, von solcher Größe und Schwere, daß sie nicht anders, als mit vielen Kosten, von einem Orte zum andern gebracht werden können. Allein, nicht nur der Transport solcher Orangerien fällt sehr kostbar und beschwerlich, indem ein Baum, der auch nur einen Fuß im Durchschnitt des Stammes, und dabey eine verhältnißmäßige Krone hat, wegen der dazu nöthigen, großen, und mit Erde angefüllten, auch mit Eisen beschlagenen Kasten, nicht unter 6 Pferde, und zwar nur auf eine kurze Distanz, fortgeschaffet werden kann: sondern es befindet sich auch die ganze Orangerie dabey in sehr großer Gefahr, dem größesten Theile nach zu verderben und auszugehen, welches wegen der vielen Erschütterungen, so die jungen Wurzeln unter dem Transport auszustehen haben, leicht von selbst zu ermessen ist.

Ziehet man dieses alles in Erwägung, so kann man sich fast nicht anders vorstellen, als daß des Erblassers Meinung dahin gerichtet gewesen sey, daß die Orangerie bey dem Gute beständig bleiben sollte. Man wird hierin noch um so mehr bestärket, wenn man betrachtet, daß eine solche Orangerie, wenn sie nicht an dem Orte ihrer Bestimmung bleiben, sondern fortgeschaffet werden sollte, nicht allein selbst zu Schanden gehen, sondern auch der Transport davon fast mehr, als dieselbe an sich werth ist, kosten würde; dieses aber wäre von dem Anleger derselben sehr unrichtig gedacht, indem ein Jeder seine neue Werke eher erhalten, als vernichtet wissen will. Von dem verstorbenen Lehnsbesitzer aber ist, der Billigkeit nach, zu vermuthen, daß er richtig, und nicht so verkehrt, gedacht habe; man kann also auch seinen Handlungen keine andere Deutung, als nach einer solchen vernünftigen Denkungsart, geben.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß, nach der fast durchgehends eingeführten Observanz, die gewöhnlichen Orangerien zu dem Erbe gerechnet werden, welches aber der Billigkeit nicht gemäß ist. Dem Gute wird dadurch eine Zierde und Annehmlichkeit entrissen, den Allodialerben aber wenig damit genutzet, indem in unsern Tagen der allgemeine Geldmangel auch einen Mangel an Orangeriekäufern verursachet, und sie daher öfters für ein Spottgeld verkaufet wird, wenn nicht der künftige Besitzer solche aus gutem Willen durch einen Vergleich an sich lösen will.

Ueberhaupt kann die Wegnehmung oder Zurücklaßung der Orangerie nur bey solchen Lehen, die unter dem sächsischen Rechte stehen, von Wirkung seyn. Denn auf diesen dürfte der Lehensfolger, wenn sie als ein Zugehör des Lehens anzusehen wäre, den Land- und Allodialerben deshalb keine Vergütung wiederfahren laßen. In den unter dem gemeinen Lehenrecht stehenden Lehen müßte zwar der Lehensfolger das Erbe deshalb befriedigen; da es aber in dessen freyen Wahl steht, ob er die Orangerie gegen Bezahlung behalten, oder solche den Allodial-Erben überlaßen will, und sich zu unsern Zeiten wohl nicht so leicht jemand, sie nach der Taxe des wahren Werthes zu bezahlen, entschließen wird, so wird es doch in den meisten Fällen nur eine Kleinigkeit betragen, welche die Letztern durch ein gütliches Abkommen dafür zu erwarten haben.

Oeconomia forensis, 2 Band, Berl. 1776, 4. S. 345; und 4 Band, 1778, S. 119, fgg.

4. **Freye und offene Plätze**, sind in einem Garten nicht allein der Gesundheit und Bequemlichkeit wegen nöthig; sie sind auch einer besondern Anmuth und Schönheit für das Auge fähig. Sie erheitern, nach dem Umherwandeln in einer schattigen Gegend, durch Himmel und Luft. Sie erfrischen in den kühlen Stunden des Morgens und Abends, oder nach einem Sommerregen, indem die Wolken über unserm Haupte umherschweben und ihre liebliche Mahlereyen bilden, verändern, auslöschen. Sie eröffnen den Anblick der längern Strahlen und der Spiele des Regenbogens. Sie enthüllen auf einmahl unvermuthete Prospecte, und laßen in ihrem Raum mancherley Scenen zu, die ihren Reitz ungemein vervielfältigen und erheben können.

Anmuthiger sind solche Plätze, wenn sie **grüne freye Rasen**, als wenn sie sogenannte Parterre vorstellen, die in mancherley sonderbare Gestalten geschnitten, mit Buchsbaum umfaßt, und hier und da mit gefärbten Steinchen, Muscheln und andern kindischen Spielwerken angefüllt sind. Doch französische Parterre, zumahl mit dem Pomp der neuern Zusatze beladen, verdienen keine Vergleichung mit den freyen und edlen

Rasen,

Rasen, welche uns die Natur eher, als das Beyspiel des Engländers, vorgezeigt hat. Denn, wenn man die Rasen für eine Erfindung des Engländers hält, wie Einige sie dafür gehalten haben, so bedenkt man nicht, daß sie schon lange vorher selbst in den Gärten vorhanden gewesen, aber nur erst in den neuern brittischen Parks eine schönere Ausbildung gewonnen haben.

Je lebhafter das Grün ist, desto anmuthiger sind, überhaupt betrachtet, die Rasen. Auch hier laßen sich mannigfaltige Schattierungen anbringen, wozu, außer der natürlichen Beschaffenheit des Grases, die Erhöhungen und Vertiefungen des Bodens und ihre verschiedene Abänderungen, sehr viel beytragen können. Ein vollkommen ebener Rasen, zumahl wenn er ganz leer von andern Gegenständen ist, ermüdet bald nach der ersten Erfrischung, die er gegeben hat. Augenscheinliche künstliche Verunstaltungen, z. B. in Wälle, Festungen u. d. gl. sind zu weit von der Bestimmung des Gartens entfernt, als daß sie auch nur geduldet zu werden hoffen könnten. Die Anordnung der Rasen muß überhaupt frey und ungekünstelt seyn, und sich besonders nach der Lage des Platzes und der Auftritte richten, die ihn umgeben. Sie müssen vornehmlich nach verschlossenen Scenen und dunkeln Schattenwerken folgen, weil sie, vermöge ihrer Natur, den Begriff der Freyheit und Heiterkeit geben.

Ist ein Rasen von einem weiten Umfange, so wird seine Wirkung mehr durch Unterbrechungen gehoben, als wenn der ausgedehnte leere Raum in seiner ganzen Auswickelung da liegt. Zu den Unterbrechungen können theils künstliche Gegenstände, als: Gebäude und Statüen u. s. f. theils Gruppen von Bäumen, dienen. Dadurch wird auch das Einförmige, welches sonst ein solcher Platz hat, mehr vermindert, und mehr Belebung hervorgebracht. Die Anmuth der grünen Rasen kann mit dem Laube der Bäume in einen

Contrast gebracht werden. Eine überaus angenehme Mahlerey entspringt, wenn Fruchtbäume mit ihrer vollen Blüthe hin und wieder das frische Grün des Bodens beleben.

Ein Mehreres von dieser Materie wird in dem Art. Rasenstück vorkommen.

5. Das Wasser ist selbst in Ansehung der Anmuth ein unentbehrlicher Theil, und zur Verschönerung eines Gartens verschiedener Bildungen und Abänderungen fähig. Fließendes Wasser giebt überhaupt einen erfrischenden Anblick, und ein Garten kann von einem kleinen vorübereilenden Fluß oder einem nahen Wasser-Fall viele Annehmlichkeiten gewinnen. Schon in der Ferne gefällt ein Gewässer; es belebt eine ganze Landschaft, erheitert den Schatten, und nimmt nach seiner Lage, Ausdehnung und Gestalt mancherley vortheilhafte Verbindungen mit andern Gegenständen an. Seine Größe, die verschiedenen Arten seiner Bewegung, und die besondern Eigenschaften, die es von dem Character der Gegend und der Lage annimmt, haben zusammen eine Kraft, mancherley angenehme Eindrücke auf die Seele zu machen. Weit mehr Anmuthiges hat der geschlängelte oder gekrümmte Lauf eines fließenden Wassers, als ein in gerader Linie gezogener Graben, worin es verschlossen seinen einförmigen Weg zu nehmen gezwungen ist. Ein Bach hin und her an schickliche Stellen hingeleitet, bald stärker fließend, bald sanfter dahinschleichend, hier offen und hervorschimmernd, dort verloren, hier flach, dort mit höhern Ufern von grünem Rasen oder mit überwölbendem Buschwerk bekleidet, bildet eine der angenehmsten Scenen, die wider Vermuthen nur selten in den Gärten gefunden wird. Sie läßt zugleich eine der schönsten Verzierungen, nähmlich kleine Brücken, zu, die einen solchen Platz dem Mannigfaltigen und dem Freyen der Natur näher bringen; und das eine holde Melancholie einflößende

ſende Gemurmel der Waſſerfälle, die man von den Bächen mit leichter Mühe anlegen kann, iſt doch wohl auch etwas werth. Die Gärten der Schweitz haben von dieſer Seite viele Vorzüge, da die in dieſem Lande ſo freygebige Natur ihnen von den Bergen faſt überall den nöthigen Vorrath von Waſſer zufließen läßt.

Außer dem Waſſer, welches zu den Springbrunnen gebraucht wird, ſchränkt man ſich gemeiniglich in unſern Gärten nur auf ſtehende Teiche ein. Allein außer dem, daß ſtehendes Waſſer keine, oder doch nur eine ſehr geringe, Erfriſchung für das Auge hat, iſt es, ſowohl der für die Geſundheit ſchädlichen Ausdünſtungen, als auch der Beſchwerlichkeit des Ungeziefers wegen, welches es hervorbringt oder an ſich zieht, mehr zu entfernen, als zu dulden. Will man Fiſchhälter im ſtillſtehenden Teiche haben, ſo mag man ſie an einem etwas entferntern Orte anlegen. Auch im fließenden Waſſer, welches mit der Beſtimmung eines Gartens mehr übereinſtimmt, laßen ſich mancherley Arten Fiſche unterhalten, die durch den Anblick ihrer Spiele und durch die kleinen Beſchäftigungen des Fanges ländliche Ergetzung anbiethen.

Die erſte und nothwendige Regel in Anſehung der durch Waſſer zu bewirkenden Anmuth erfordert, daß man ihm Abänderung ſowohl durch Leitung nach verſchiedenen Scenen hin, als auch durch die Beſchaffenheit ſeiner Größe und ſeines Laufes, verſchaffe. Es muß nie an einer Stelle ganz verſchloſſen ſeyn, noch ein immer gleich breites Beet, noch einen beſtändig einförmigen Lauf haben, ſondern durch geſchickte Vertheilung und durch einen bald kleinern, bald größern Strohm, bald rubigern bald ſtärkern Fortlauf die Mannigfaltigkeit vermehren helfen.

Flüſſe gehören für die ausgebreitete Landſchaft. Streicht ein nicht zu breiter Arm von einem Fluß zufälliger Weiſe durch den Gartenplatz, ſo laßen ſich ihm manche Vortheile abgewinnen. Doch ſind Bäche, welche ohnedieß mehr in der Gewalt des Menſchen ſind, wegen ihrer größern Bequemlichkeit zu anmuthigen Vertheilungen, und wegen der vorzüglichen Fähig-

keit ihres Characters, zur Bestimmung des Gartens mitzuwirken, am meisten zu suchen.

Die Bäche, die entweder sehr klein und schmal, oder in lauter einzelne einander ähnliche Theilchen zerschnitten sind, geben keine wahre Verschönerung. Im letzten Falle erregen sie so gar Verwirrung, zumahl wenn eine Menge solcher Theilchen auf einmahl in die Augen fällt. Ein anderer Uebelstand entsteht, wenn man in der Absicht, die gerade Linie zu vermeiden, und Krümmungen des Laufes zu verschaffen, auf gar zu gezirkelte Wendungen fällt, welche ein künstliches und widriges Ansehen haben.

Große Bäche können schon für sich anmuthige Prospecte bilden, indem sie bald hier bald dorthin ihren Lauf nehmen und verändern, ihre Fläche bald frey und als den hellen Spiegel der Sonne und der Wolken zeigen, bald durch grünes Gebüsch leichtbeschattet hervorschimmern laßen. Vornehmlich aber dienen die Bäche, den Character der Oerter und Scenen, mit welchen sie in Verbindung gesetzt werden, mehr zu heben, indem sie die Munterkeit, die Freude, die Melancholie, den Ernst u. s. w. vermehren helfen können.

Bey Grotten muß der Lauf des Wassers versteckt und sein Geräusch murmelnd seyn. Unter Ruinen muß dasselbe dumpftönend in verschiedenen Absätzen zwischen Rissen und Gesträuchen hinunter fallen. Zwischen ernsthaften und dunklen Gartenscenen, welche Betrachtungen der Einsamkeit gewidmet sind, muß es schläfrig und langsam dahin schleichen. In einem offenen und heitern Lusthain, muß dasselbe seinen Lauf mannigfaltig krümmen, hervor glänzen und sich mit einem geschwindern Gang und mit lebhafterm Geräusch wieder verbergen. Um eine hellgrüne Laube und um ein Blumenbeet, sey es lustig forteilend, laut rieselnd über kleine Absätze hin, sich kräuselnd und spielend, in einem klaren, durchsichtigen und reinen Boden, auf welchem Kies und natürliche Steinchen von verschiedenen Farben schimmern mögen.

Wasserfälle in einem Garten, vornehmlich wenn er nicht einen sehr ausgedehnten Umfang hat, müssen kleiner und mäßiger seyn, nicht das Getöse, die Gewalt, den Ungestüm haben, womit sie oft in der Landschaft erscheinen, und Schrecken und Schauer in die Seele stürmen. In den weiten englischen Parks können sie allerdings Größe und Stärke annehmen, weil theils der mehr ausgebreitete Raum es verstattet, theils sich da die Empfindung des Erhabenen, die sie hervorbringen, leichter

mit

mit den übrigen Scenen in Verbindung setzen läßt. Ein wütend brüllender Wasserfall in einem Garten aber würde zu merklich die sanftern Eindrücke der andern Gegenstände zerstören. Von mäßigen Wasserfällen suche man lieber wenige schöne, als viele ganz kleine, die keine Wirkung mehr haben, in schicklichen Gegenden anzulegen. Ihre Schönheit kann sehr abwechselnd und mannigfaltig seyn. Man kann sie einfach lassen; man kann mehrere mit einander verbinden. Man kann sie durch rauhe Felsen ernsthafter, durch grünes Buschwerk anmuthiger machen. Man kann ihnen von der Sonne, und besonders von den Strahlen ihres Unterganges, ein liebliches Schauspiel des Lichts und der Farbenmischungen zufallen lassen.

Von Anlegung der Wasserfälle selbst, hat man an seinem Orte eine umständlichere Anzeige zu erwarten.

6) Was die Gartenwege oder Gänge betrifft, so hat man, in Ansehung des Baues, der Festigkeit und Bequemlichkeit derselben, vorzüglich auf die Beschaffenheit des Klima und des Erdbodens Rücksicht zu nehmen. In Ansehung einer geschmackvollen Anlage, sind überflüssige Gänge, z. B. bey einer offenen Ebene, wo keine Hindernisse den Gang aufhalten, ekelhaft; der Mangel derselben hingegen an Stellen, wo sie erfordert werden, ist verdrießlich. Man schadet dem Eindruck der Gartenscenen, so wohl wenn man ihrer zu viel oder zu wenig anleget, als auch wenn sie nicht gerade an denen Orten, wo sie nöthig sind, angetroffen werden. Die vornehmste Bestimmung der Gänge ist, daß sie zu allen merkwürdigen Scenen hinführen. Allein, mit dieser Bestimmung vereinigt sich noch eine andere, nähmlich daß sie eine solche Wendung nehmen müssen, bey welcher nicht allein überhaupt Abwechselung und Mannigfaltigkeit genossen wird, sondern auch die besten Prospecte bald auf einmahl, bald allmählich in der vortheilhaftesten Enthüllung erscheinen, hingegen der Anblick mißfälliger Auftritte ganz verdeckt bleibt. Die Anlage der Wege erfordert also eine sorgfältige Aufmerksamkeit auf die Gesichtspuncte, aus

welchen auf denselben die Gegenstände in die Augen fallen.

Nach der Lage und Beschaffenheit nicht nur des Bodens, sondern auch der Gartenscenen selbst, müssen die Wege bald in der Tiefe verweilen, bald mit den Anhöhen sich erheben, bald eine gerade Linie fortlaufen, bald sich krümmen, bald von einem schmalern, bald von einem breitern Umfange seyn, und dadurch eine gewisse Abwechselung schon in sich enthalten. Hat man ein beständiges Augenmerk auf den Genuß der Aussichten, und der angenehmsten Wirkungen aller Auftritte, so kann es nicht schwer seyn, die Gänge glücklich anzulegen. Durch das Gegentheil wird man in Ansehung dieses Puncts vielfältig fehlen, und gemeinen Gärten ähnlich bleiben, die ihre Wege hinwerfen, wo es ihnen einfällt, oder wo der Boden und die Schnur die erste beste Bequemlichkeit dazu anbiethen. Es ist demnach widersinnig, wenn sich der Garten nach Gängen, die schon vor seiner völligen Einrichtung entworfen sind, bequemen muß. Diese können erst alsdenn wohl angeleget und gehörig bestimmet werden, wenn alle Theile und Scenen des Gartens ihre vollkommene Anpflanzung und Ausbildung erhalten haben.

Weil die Gänge nur ein Hülfsmittel, nicht aber ein Hauptwerk in den Gärten sind, so ist es eine sehr unschickliche Anlage, wenn viele derselben, an statt hier und da verdeckt zu seyn, auf einmahl hervorbrechend in die Augen fallen, und eine Art von Nachahmung der Stadtgassen vorstellen. Außerdem sind die Gänge an sich zu unerhebliche Gegenstände, als daß sie verdienten, besonders zur Schau ausgestellet zu werden.

Wenn Gänge nur die nöthige Bequemlichkeit haben, so dürfen sie nicht unter einem so ängstlichen Ausputz, der durch das kleinste emporsprießende Gräschen schon beleidiget wird, gehalten werden. Sie sollen

nicht

nicht den saubern Böden in unsern Putz- und Staats-Zimmern gleichen, sondern vielmehr einen Theil von dem Sorglosen und Nachläßigen haben, welches die ländliche Natur nicht nur über ihre eigene Werke, sondern auch über Scenen der Kunst, die mit ihr verbunden sind, auszubreiten pfleget. Endlich muß sich auch die größere oder geringere Bearbeitung der Wege nach den Auftritten richten, zwischen welchen sie liegen, oder zu welchen sie hinleiten.

Um das in den Gartengängen hervorkeimende Gras zu ersticken, dürfte man nur dieselben dick mit Salz bestreuen; denn, Salz in gehöriger Menge unter die Erde gemischt, befördert das Wachsthum aller Pflanzen, der Ueberfluß desselben hingegen verhindert es. Da aber dieses Mittel zu kostbar ist, so nehme man Bökelwasser von gesalzenem Fleische oder von Häringen, gieße solches über den Weg hin, und vermische es, wenn es zu scharf ist, mit etwas gemeinem Wasser. Wenn eine starke Sonnenhitze oben eine Kruste von Salzkrystallen anschießen macht, löse man diese mit frisch übergegossenem Wasser auf, mit welchem alsdenn das Salz sich in den Boden hineinzieht. Man wird dadurch nicht allein das Aufkeimen des Grases verhindern, sondern zugleich die Insecten von solchen Gängen abhalten, wenn man damit einige Jahre lang continuiret.

Journ. oecon. v. J. 1765.
Berlin. Samml. 1 B. S. 372.

III. **Von den künstlichen Gegenständen auf einem Gartenplatz.** Auch unbelebte Gegenstände können den Reitz natürlicher Schönheiten erhöhen helfen, wenn sie nur, ihrer Natur und Beschaffenheit nach, mit der Bestimmung eines Gartens harmonieren, nicht bloß mit dem besondern Orte, wo sie sich befinden, sondern auch mit der Wirkung des Ganzen zusammentreffen, und die angemessene Ausbildung, Stellung und Einschränkung haben. Die herrlichste Landschaft gewinnt nicht allein durch ein Gebäude von edler Architectur, sondern auch selbst durch eine Hütte, eine Brükke ꝛc. sehr viel an Eindruck.

Ein

Ein Theil der künstlichen Gegenstände, die in einem Garten gewöhnlich oder schicklich sind, ist mehr Nothdurft und Bequemlichkeit; ein anderer Theil mehr Verzierung. Zuweilen kann einerley Gegenstand an einem Orte Bedürfniß, und an einem andern bloße Verschönerung seyn.

Zu den künstlichen Gartengegenständen gehören vornehmlich Gebäude, Ruinen, Grotten, Brücken, Statüen, Inschriften und Monumente, und Wasser-Künste.

In sehr ausgedehnten Gärten machen Gebäude eine nicht geringe Zierde aus. Aber sie können nicht bloß zur Anfüllung eines Platzes, nicht bloß zur Bezeichnung oder zur Verschönerung der Prospecte dienen, welches in der That eine zu unerhebliche Bestimmung seyn würde; sie können nicht bloße Gegenstände, sondern müssen Gegenstände von einer bestimmten Bedeutung seyn, und einen Character haben, der mit dem Character sowohl des Landes, als auch des besondern Ortes, den sie einnehmen, harmoniert. Sie sind sehr geschickt, den Character der Scenen nicht nur deutlicher anzuzeigen, sondern ihm auch einen stärkern Nachdruck, und einen Anstrich, der sich schnell über das Ganze verbreitet, zu geben. Sie können die Anmuth, die Melancholie, die Einfalt der Auftritte, unter welchen sie liegen, ungemein erheben. Man hat aber nicht bloß auf die Lage, sondern auch auf die Art der Gebäude selbst zu achten. Eine Einsiedlerwohnung auf einem freyen Platze, würde eben so unschicklich seyn, als eine türkische Moschee in unsern Gärten. Wenn gleich einigen Britten die Vermengung der mancherley ausländischen Bauarten in ihren Parks gleichgültig scheint, so fallen sie doch dadurch in einen offenbaren Widerspruch; und dieser Widerspruch erweckt, so bald er empfunden wird, eine ganze Folge von verdrießlichen Bewegungen in der Seele. Die

Tempel,

Tempel, welche ſie in ihre Parks eingeführt haben, können, wenn man nicht in das Unſchickliche fallen will, in kleinen Gärten ſchlechterdings nicht nachgeahmet werden. In den weiten und herrlichen Parks Britanniens, auf Anhöhen in den Hainen, in einſamen und feyerlichen Gegenden, thun ſie eine vortreffliche Wirkung, indem ſie den Eindruck des Edeln und Groſſen verſtärken. Wenn ſie gleich, nach unſern veränderten Religionsbegriffen, einen Theil ihres Intereſſe verloren haben, ſo können ſie doch durch die Architectur, die Lage und die Verbindung mit andern Gegenſtänden, noch immer von einer guten Wirkung ſeyn. Sie verlangen übrigens einen Ort, der dem mythologiſchen Character der Gottheit, der ſie gewidmet ſind, nicht widerſpricht, und ſind den Geſetzen der ſchönen Baukunſt unterworfen. Die Tempel der Venus, der Mutter der Erzeugungen, des Bachus, des Pan, der Freundſchaft, der alten Tugend, der Muſe des Hirtengedichts, wie in dem berühmten Park zu Stow in England, ſind mehr dem Character der Gärten gemäß, als die Tempel der Juno, des Mars und Anderer, auch wenn dieſe als bloße Gegenſtände, und des Proſpects wegen, aufgeführet werden ſollten. Die chineſiſchen Tempel, die man in verſchiedenen brittiſchen Parks antrifft, beweiſen, daß man oft bey der Aufnahme eines fremden Geſchmackes mehr aufnimmt, als man aufnehmen ſollte. Eine reinliche Fiſcherhütte an einem vorüberfließenden Gewäſſer, ſollte ſie nicht an dieſem Orte mehr gefallen, als der herrlichſte Tempel, weil ſie hier mehr natürlich iſt?

Die Gebäude in einem Garten ſind vormahls hauptſächlich als Gegenſtände in Abſicht auf das Ganze und auf ihre Beywirkung zur Verſtärkung der Eindruckes der übrigen Garten-Scenen betrachtet worden. Allein, Gartengebäude ſind auch als Gegenſtände anzuſehen, die ſchon an ſich ſelbſt erheblich ſind, ſowohl der Bequemlichkeit, als auch des Vergnügens wegen, welches ſie gewähren.

Ein

Ein Garten muß nur sehr wenig Gebäude haben, nicht damit überladen seyn. In einem Garten von nicht gar zu großem Umfange, sind 2 bis 3 künstliche Lauben oder Gemächer schon völlig hinreichend. Sie müssen mit dem Orte, wo sie angeleget werden, und mit den Scenen, wovon sie zunächst umgeben sind, nach Bauart, Größe und Ausdehnung übereinstimmen; selbst der Anstrich ist nicht gleichgültig, sondern muß sich nach ihrer besondern Bestimmung und nach ihrer Lage bequemen.

Mehrere Gebäude dürfen nicht, wie in einer Stadt, in einer symmetrischen Verbindung mit einander stehen, noch von einerley äußerm Ansehen und innern Einrichtung seyn. Ueberhaupt lege man sie an solchen Orten an, wo man gern länger verweilt, in der Nachbarschaft der angenehmsten Partien und der heitersten Prospecte. Unvermuthet gefunden ergetzen sie doppelt, und halb beschattet größtentheils mehr, als wenn sie ganz frey stehen. Sind sie bloße Zufluchtsörter, und nicht Gegenstände, die ihre Einflüsse über das Ganze mittheilen sollen, so ist es ohnedieß schicklicher, sie zu verdecken. Doch können dieselben zuweilen sich auf einer Anhöhe und im vollen Lichte zeigen; alsdenn aber müssen sie sich auch an vorzüglicher Schönheit der Architectur heben.

Bey allen Gartengebäuden muß Pomp und Ueberfluß an Zierrathen sorgfältig entfernt seyn, und eine leichte, freye und anmuthige Architectur herrschen. Man hüte sich, daß man nicht, durch das Beyspiel des Engländers verführt, in dessen Parks sich zuweilen in Einem Prospect ein Wohnhaus von edler Architectur, ein Obelisk, ein gothischer Thurm, ein römisches Monument und ein chinesischer Tempel vereinigen, auf eine seltsame Vermischung verschiedener fremder Bauarten verfalle; eine Ausschweifung, die selbst der scharfsinnige Whately ausdrücklich in einem Garten verstattet wissen will, und die gleichwohl so auffallend ist, daß sie nicht einmahl Nachsicht finden sollte.

Auch nach der Beschaffenheit der Tageszeiten, und zur Gewinnung eines reichern Genusses der einer jeden von ihnen besonders eigenen Annehmlichkeiten würden sich kleine Garten-Gebäude vortheilhaft anlegen und einrichten laßen. Auf solche Anlagen ist man zuweilen durch einen Zufall gekommen. Nur selten hat man sie bisher mit Bedacht gewählt, ob sie gleich so viel zum Vergnügen beytragen können, und dem Künstler eine neue Gelegenheit zur Beschäftigung seines Genies eröffnen.

Künst-

Künſtlich hingelegte Ruinen von Gebäuden in Gegenden, wo niemahls ſolche Gebäude geſtanden haben, können nur eine kurze Täuſchung hervorbringen; der Betrug entdeckt ſich bald, und der Eindruck iſt verſchwunden. Auf einer Reiſe durch Italien und Groß-Griechenland, in der angenehmſten Geſellſchaft eines Volkmann und Riedeſel, läßt man ſich gern von ihnen zu den Ruinen hinführen, die auf dem Grunde und Boden des Alterthums liegen; aber in einem engliſchen Park die erkünſtelten Ueberbleibſel eines Gebäudes, welches zu Athen ſtand, und deſſen Reſte nur da geſuchet werden können; welcher Widerſpruch des Gegenſtandes, des Ortes und der Zeit! Und welche Wirkung, die daher entſpringt! Will man Bilder der Zerſtörung aufſtellen, warum denn eben ſo weit geſuchte? Warum nicht lieber die, welche die Natur anbiethet, und welche der Gegend eigenthümlich ſind? Wo wirkliche Ruinen, auch gothiſche, vorhanden ſind, da mag man ſie liegen laßen. Aber auch ſodann kein künſtlich zubereiteter, kein geſchmückter Zugang zu ihnen. Nach ſteilen oder verwilderten Wegen unerwartet erblickte Trümmer und Gemäuer, beſchäftigen die Phantaſie auf eine fühlbare und nützliche Art. Zurückerinnerung an die vergangenen Zeiten, und ein gewiſſes mit Melancholie vermiſchtes Gefühl des Bedauerns, welches dieſe Zurückerinnerung begleitet, ſind die allgemeinen Wirkungen der Ruinen. Aber dieſe Wirkungen können von dem beſondern Character, von dem verſchiedenen Alter, von der vormahligen Beſtimmung, von der oft deutlichen, öfters ungewiſſen Einrichtung und Geſtalt, von der Lage, von den hier und da halb vertilgten Aufſchriften eines verfallenen Gebäudes, und von andern Umſtänden, die auf Begebenheiten und Sitten hinwirken, mannigfaltige Modificationen annehmen. So erwecken die Ruinen eines Bergſchloſſes, eines Kloſters, eines alten Landſitzes, ſehr abge-

änderte Bewegungen, noch mehr abgeändert durch die Betrachtung der Zeit und anderer Umstände, die an sich so vielfältig unterschieden seyn können. Wenn also Ruinen, die in einer Gegend wirklich vorhanden sind, in einen Gartenplatz, der freylich nicht eingeschränkt seyn muß, hineingezogen werden: so wird ein geschickter Gartenkünstler sie nicht bloß mit dem Ganzen in eine gute Verbindung zu bringen, sondern auch ihre Wirkungen zu erhöhen wissen, z. B. durch Unterbrechungen oder Umwölbungen mit Bäumen und Gebüschen, die ihnen zuweilen schon die Natur gab.

Soll man gothische oder griechische Ruinen anbringen? Ich glaube, die erstern; weil sie den Triumph der Zeit über die Stärke anzeigen; ein melancholischer, aber nicht unangenehmer Gedanke! Griechische Ruinen bilden uns vielmehr den Triumph der Barbarey über den Geschmack ab; ein trauriger und niederschlagender Gedanke!

Um sich von der Gestalt der Ruinen einen deutlichern Begriff zu machen, liefere ich hier, als ein Muster einer geschickten Anlage derselben, den Prospect des dem Königlichen Schlosse Sanssouci gegenüber auf einem Berge befindlichen Bassins, und der um dasselbe erbaueten Ruinen, wohin man in der Hinter-Seite gedachten Schlosses eine Aussicht hat. Siehe Fig. 853.

Die Schönheit der Grotten gründet sich nicht allein auf den Ort, der ihnen angewiesen wird, sondern auch auf ihre Einrichtung und mehr nachläßige als sorgfältige Zusammensetzung. Sie erfordern einige Entfernung von dem öffentlichen Anblick, eine einsame und schattige Lage, weil sie, ihrer Natur nach, Melancholie und Nachdenken einflößen, in der Nachbarschaft eines murmelnden Gewässers, bey rohen Felsen und Buschwerk. Nur darf der Ort nicht eben, wie manche glauben, ganz versperrt und aller Aussicht beraubt seyn. Die innere Einrichtung muß die

größte

gröſte Einfalt und einen Anſtrich von dem Nachläßigen und Unordentlichen haben, welches die Natur mit einer gewiſſen bedächtigen Sorgloſigkeit liegen zu laſſen ſcheint. Die ſchönſten Basreliefs von Muſcheln ſind hier Fehler. Nichts widerſpricht dem geſunden Geſchmacke mehr, als Grotten, die in gerader Linie gegen ein Blumenbeet hervorſtechend angelegt ſind, oder an allen Ecken des Gartens offen in die Augen fallen, oder beym Eingange mit künſtlichen Treppen und Säulen, inwendig mit Mahlereyen, geſchmückt ſind; eine Mode, die noch in vielen Gärten geſchätzt wird. Alle gekünſtelte und ſorgfältige Nachbildungen, wie bey den berühmten Grotten du Meudon und Vaux, welche von Architectur ſtrotzen, ſind wider die Anweiſung der Natur, die ſolche kleine Werke nicht mühſam ausbildet, ſondern nur flüchtig entwirft. Endlich müſſen Grotten ſehr ſelten angebracht werden, weil ſie ſich ſelbſt in ihrer natürlichen Heimath, in gebirgigen Gegenden, nur ſelten zeigen. Siehe auch den Art. Grotte.

In größern Gärten, die von fließendem Waſſer durchſchnitten werden, ſind kleine Brücken nicht allein zur Verbindung der getrennten Theile nöthig; ſie können auch als Verzierungen betrachtet werden, welche die Abwechſelung vermehren, und gute Proſpecte bilden helfen. Sie müſſen aber nur da angeleget werden, wo entweder die Bequemlichkeit ſie erfordert, oder wo ſie einen anmuthigen Anblick geben können. Da ſie in Gärten gemeiniglich nur über kleine Gewäſſer hingehen, ſo müſſen ſie, außer der nöthigen Feſtigkeit, eine gewiſſe Leichtigkeit und Beſcheidenheit haben, und vertragen hier nicht den Pomp der Schwibbogen und Säulenordnungen, noch die Kunſt der Sculpturverzierungen. Auch ein Steg von einigen Bretern mit einer gemeinen Lehne über einen Bach hingelegt, wird an einem etwas nachläßigen und buſchigen Orte ſchon

den Bachus bey einem Weingeländer, unter den Früchten die Pomona, in einem in Gehölz und Waldung verwildernden Gebüsch die Diana, an einem zum Baden bequemen Orte eine Gruppe der Venus, ihrer Nymphen, und Liebesgötter, belauscht von einem Satyr, erblickt! Selbst die personificirten angenehmeren Jahrszeiten, die Göttinn des Friedens, des Ueberflusses, können als schickliche Verzierungen eines Gartens angesehen werden.

Seit einiger Zeit haben die Engländer angefangen, in ihren Gärten Statüen berühmter Männer ihrer Nation aufzustellen. Das Verdienst hat allerdings einen Anspruch auch auf eine solche Art von Belohnung. Der Nachkömmling verweilt vielleicht vor dem Bildnisse, überdenkt eine ganze Reihe von schönen oder großen Thaten oder Bestrebungen, wird gerührt, zur Nacheiferung hingerissen, vergießt wohl selbst eine Thräne, die den aufkeimenden edeln Entschluß befruchtet; vielleicht giebt auch die Einsamkeit, die hier rings umher und mehr als anderswo herrscht, seiner Betrachtung mit der Ruhe mehr Stärke, und beschleunigt die Thätigkeit. Wenn dieses auch nicht immer die Wirkung der Bildnisse verdienstvoller Männer ist, so kann sie es doch seyn, und ist es oft gewesen, wo, anstatt eines flüchtigen Begaffers, ein empfindsamer Betrachter hinzu trat. Indessen gehören den Statüen der Helden, der Patrioten, der Verbesserer, der Aufklärer des Vaterlandes, mehr freye als verborgene Scenen; sie scheinen schicklicher auf öffentlichen Plätzen in den Städten, um die Schlösser der Fürsten, um die Palläste der Großen her, wo die Würde des Ortes ihrem Character beystimmt, und sie dem Volke mehr in das Auge fallen. In den Gärten würden Statüen der Dichter, welche die schöne Natur besangen, und der Landschaftmahler, an ihrer Stelle seyn. Sollte dieser Gedanke irgendwo einige Anwendung finden, so wird der Deutsche doch wohl so patriotisch gesinnt seyn, seinem Genius vor auswärtigen den Vorgang zu laßen.

In kleinen Gärten aber sind keine Statüen anzurathen. Sie erfordern sowohl Verzierungen, als auch, um von einer glücklichen Wirkung zu seyn, Plätze, welche ausgedehnt und mit mannigfaltigen Gegenständen bereichert sind. Weil man an diese Regel

nicht

nicht dachte, und es dabey für gleichgültig hielt, ob die Figuren groß oder klein wären: so hat man in manchen Privat-Gärten aus den Statüen ein bloßes Marionettenspiel gemacht.

Nach den Gebäuden machen Statüen vornehmlich in den Gärten der Italiäner, Franzosen und Deutschen bisher eine gewöhnliche Verzierung aus, die in den freyen Parks der Britten und in den geschmückten Blumengärten der Holländer seltner vorkommt.

Daß schon die Römer die Statüen in ihren Gärten liebten, darüber wird man sich nicht wundern, wenn man weiß, wie vielen Werth bey ihnen überhaupt die Werke der Bildhauerkunst in so mancherley Betracht hatten, und wie sehr besonders ihre Liebe zur Pracht darin eine Befriedigung suchte. In den ältesten Zeiten begnügten sie sich mit einer Statüe des Priap in der Mitte der Gärten (*). Columella (**) erinnert, daß man nicht die Kunstwerke eines Dädalus, Polyclet oder anderer berühmter Bildhauer suchen, sondern sich begnügen solle, den Priap ganz einfältig gearbeitet aufzustellen. Auch die Bild-Säulen der Satyren wurden, wie Plinius (***) berichtet, als Bild-Säulen der Schutzgötter, in den Gärten gebraucht, so wie nach einer Bemerkung des Vitruv (****) die Alten in die Zimmer, wo sie sich im Frühling, im Sommer und im Herbst aufhielten, solche Bilder stellten, welche auf die Jahrszeiten eine gewisse Beziehung hatten. In den letzten Zeiten der Republik und unter den Kaisern, wo die Liebe der Kunstwerke ein Theil des herrschenden Luxus ward, brachten die Römer von der Menge der schönen Statüen, die aus Griechenland nach Italien kamen, ohne Zweifel auch viel in ihre Gärten.

Die Unschicklichkeiten, welche in Ansehung der Statüen in unsern Gärten gewöhnlich begangen werden, sind schon im Vorhergehenden getadelt worden (*****). Eine andere ist die

(*) Pomóque ruber cuſtos ponatur in hortis
Terreat vt ſæua falce Priapus aues.
TIBULLUS.

(**) *De cultu hort.* v. 29. ſq.

(***) *Hiſt. nat.* lib. XIX. c. 4.

(****) Lib. VII. cap. 5.

(*****) Man wird nicht leicht Gärten finden, die mit einem Pomp und Ueberfluß von Statüen ſo ſehr überladen wären, als die von Verſailles, Marly und andere Gärten des Königs von Frankreich.

den Bachus bey einem Weingeländer, unter den Früchten die Pomona, in einem in Gehölz und Waldung verwildernden Gebüsch die Diana, an einem zum Baden bequemen Orte eine Gruppe der Venus, ihrer Nymphen, und Liebesgötter, belauscht von einem Satyr, erblickt! Selbst die personificirten angenehmeren Jahreszeiten, die Göttinn des Friedens, des Ueberflusses, können als schicklische Verzierungen eines Gartens angesehen werden.

Seit einiger Zeit haben die Engländer angefangen, in ihren Gärten Statuen berühmter Männer ihrer Nation aufzustellen. Das Verdienst hat allerdings einen Anspruch auch auf eine solche Art von Belohnung. Der Nachkömmling verweilt vielleicht vor dem Bildnisse, überdenkt eine ganze Reihe von schönen oder großen Thaten oder Bestrebungen, wird gerührt, zur Nacheiferung hingerissen, vergießt wohl selbst eine Thräne, die den aufkeimenden edeln Entschluß befruchtet; vielleicht giebt auch die Einsamkeit, die hier eines mehr als anderswo herrscht, seiner Betrachtung mit der Ruhe mehr Stärke, und beschleunigt die Thätigkeit. Wenn dieses auch nicht immer die Wirkung der Bildnisse verdienstvoller Männer ist, so kann sie es doch seyn, und ist es oft gewesen, wo, an statt eines flüchtigen Vorüberg, ein empfindsamer Betrachter hinin trat. Indessen gehören den Statuen der Helden, der Patrioten, der Verbesserer, der Aufklärer des Vaterlandes, mehr freye als verborgene Scenen; sie scheinen schicklicher auf öffentlichen Plätzen in den Städten, um die Schlösser der Fürsten, um die Palläste der Großen her, wo die Würde des Ortes ihrem Character beystimmt, und sie dem Volke mehr in das Auge fallen. In den Gärten würden Statuen der Dichter, welche die schöne Natur besangen, und der Landschaftmahler, an ihrer Stelle seyn. Sollte dieser Gedanke irgendwo einige Anwendung finden, so wird der Deutsche doch wohl so patriotisch gesinnt seyn, seinem Genius vor auswärtigen den Vorgang zu lassen.

In kleinen Gärten aber sind keine Statuen anzurathen. Sie erfordern sowohl Verzierungen, als auch, um von einer glücklichen Wirkung zu seyn, Plätze, welche ausgedehnt und mit mannigfaltigen Gegenständen bereichert sind. Weil man an diese Regel

nicht

te ſeiner Siege und des dadurch erlangten Friedens genießen. Er zog alle Künſte des Friedens in ſein Land, und vornehmlich nach Potsdam, wo er ſich einen Sitz der Ruhe, des häuslichen Lebens, der ſchönen Natur und der Muſen, ſelbſt ſchuf. Dieſe, die größten Werke der Baukunſt enthaltende, königliche Anlage, nähmlich Sansſouci und das neue Schloß bey Sansſouci, welche ihr ganzes Daſeyn dem Geiſte des großen Erbauers zu danken hat, macht ein eigenes Revier bey Potsdam aus, und iſt um deſto bewundernswürdiger, da vorher nichts als Wieſen, Sumpf, Gebüſch und Feld daſelbſt war. Sansſouci ward von dem Jahre 1745 zu bauen angefangen, und das neue Schloß, als das letzte, mit dem Jahre 1769 beſchloſſen. Der ganze Diſtrict beträgt in ſeiner Länge an 6000 rheinländiſche Fuß.

Den Proſpect des königl. Luſtſchloſſes und Gartens Sansſouci, findet man Fig. 854. Das Schloß liegt auf einem Berge. Der König trug, im J. 1744, dem Baumeiſter F. W. Dieterichs auf, dieſen Berg, wie er jetzt iſt, in ſechs Abſätzen abtragen und mit Mauern einfaſſen zu laſſen; welcher auch dieſe Arbeit in demſelben Jahre vollführte. Der Berg iſt 60 Fuß hoch, enthält ſechs Terraſſen, und eben ſo viel ſteinerne Treppen in der Mitte, welche an den Seiten Grasrampen haben. Jede Terraſſe iſt 10 Fuß hoch; es ſind 168 Vertiefungen, voll Obſt. Der Rand jeder Terraſſe hat eine Bruſthecke von Obſtbäumen, mit voranſtehendem Taxus. Im Sommer wird die Orangerie, welche außerordentlich ſchön und ſehr zahlreich iſt, auch hieher geſetzt. Wenn man die Terraſſen erſtiegen hat, ſteht man gerade vor dem Schloß; man hat alsdenn auf beyden Seiten Wälder von Lerchen- Tannen- Acacien- und andern ausländiſchen Bäumen; vor jedem Walde ſteht eine marmorne Gruppe, und dahinter in halben Rundungen 6 moder-

elende Arbeit, von welcher die meisten sind. Wenn man bedenkt, wie wenig erhebliche Werke der Bildhauerkunst Deutschland von eigenen Künstlern selbst an seinen vornehmsten Höfen aufzuweisen hat; wie weit wir in der Verewigung unserer einheimischen Verdienste durch vortreffliche Statüen, von der Hand der Nation gearbeitet, gegen Italien und Frankreich noch zurückstehen: so darf man sich eben nicht verwundern, daß die meisten so genannten Statüen in unsern Gärten nur gemeine aus Stein oder Holz sehr grob gehauene Klötze sind. Da Werke der Bildhauerkunst sehr entbehrliche Verzierungen der Gärten, und schöne Statüen so selten und kostbar sind: so sollte man sie entweder den Fürsten überlaßen, oder, wenn man einen fürstlichen Aufwand machen kann, nur gute, und keine schlecht gearbeitete Gegenstände dieser Art aufnehmen. Von dem reichsten Landbesitzer bis auf den kleinsten Handels-Mann in einem Flecken herrscht oft der Wahn, daß Klumpen, die man Statüen nennt, erforderlich wären, um einen Garten recht schön nennen zu können; daher so viele unerträgliche Puppenspiele und unförmliche Klötze; ein Herkules einen halben Fuß hoch niedlich aus Bley gebogen; ein Bachus aus einem Eichenstamm, wie ein baumhoher und betrunkener Bauer-Knecht gebildet, und andere ekelhafte Vorstellungen mehr, die zuweilen wider Vermuthen selbst in adeligen Gärten aufstoßen.

Ein edler Gebrauch läßt sich indessen von schönen und mit Ueberlegung an schicklichen Orten aufgestellten Statüen in den Gärten machen. Einen Luswald bey Sanssouci und dem neuen Schlosse, (wo der königliche Philosoph noch jetzt, unter erhabenen Betrachtungen ruhend, die Lorbeern des Helden vergessen würde, wenn nicht der Gedanke, ein Schutzgott des deutschen Reiches und der Unterdrückten zu seyn, überwiegender gewesen wäre!) zieren hin und wieder antike Statüen griechischer und römischer Weltweisen, und andere prächtige Denkmähler des Alterthums. Wer empfindet nicht das Anständige und Feyerliche einer solchen Scene!

Als Friedrich der Große aus dem ersten und zweyten schlesischen Kriege, mit Lorbeern gekrönt, zurückkehrte, wollte er im Schoße der Ruhe und der Musen die Früch-

te

hat gleichfalls Vaſen und Kindergruppen. Noch ſind an der Gartenſeite in Niſchen an den Ecken zwo ſchöne marmorne Antiken aus der Polignacſchen Sammlung. Zur rechten Seite des Schloſſes, doch etwas mehr vorwärts und etwas niedriger, liegt die Bildergallerie. Vor derſelben ſtehen 18 Statüen von weißem Marmor, 8 Fuß und 10 Zoll hoch, die Künſte und Wiſſenſchaften vorſtellend. Zwiſchen den Statüen ſtehen 6 runde marmorne Vaſen, 6 Fuß und 10 Zoll hoch, und 3 F. 10 Z. breit, mit bleyernen Schlangen. Linker Hand des Schloſſes, in gerader Linie mit der Bildergallerie, liegt das ehemahlige Orangeriehaus, jetzt das Cavalierhaus genannt. Dieſes Gebäude diente ehemahls im Winter, ſeinem Nahmen gemäß, zur Aufbewahrung der Orangerie, und im Sommer zum franzöſiſchen Komödien- oder Operetten-Theater. Allein, ſeit 1771 hat der König dieſes Gebäude von außen der Bildergallerie ähnlich machen laßen, ſo, daß es jetzt gleichfalls einen Vorſprung und eine Kuppel hat. Vor dieſem Hauſe ſtehen 26 Statüen, von Künſtlern in den karrariſchen Steinbrüchen gearbeitet. Inwendig hat dieſes Gebäude ſchöne Zimmer, die mit Antiken, Gemählden und andern Koſtbarkeiten geziert ſind. Der ganze Anblick des Schloſſes, nebſt der Bildergallerie auf einer, und dem Orangenhauſe auf der andern Seite, und den Terraſſen davor, iſt ungemein ſchön. In der Hinterſeite nach der Colonnade heraus, hat man eine Ausſicht auf einen Berg, welcher der Hühnen- oder Heinkenberg heißt, worauf, wie oben, S. 256, erwähnt worden, ein großes Baſſin angelegt, und um daſſelbe mancherley Ruinen erbauet ſind; wovon er auch ſchon der Ruinenberg heißt. Von dem ehemahligen Orangenhauſe (welches hier, auf dem Proſpecte, noch nach dem alten Zuſtande vorgeſtellt iſt), rechts, ſchon außerhalb des Gartens, iſt das neue Orangerie-

ne Büſten aus Italien, deren Köpfe von weißem, und die Gewänder von rothem Marmor ſind. Rechts iſt die Gruppe der liegenden Flora mit einem Genius, nebſt einem gleichfalls ſchönen Fußgeſtelle, von C. Adam 1749 zu Berlin; und dahinter 6 Büſten: Julius Cäſar, Auguſt, Tiberius, Caligula, Claudius, Nero. Links die Gruppe der Cleopatra mit einem Amor, von C. Adam 1750 zu Berlin; mit den 6 Büſten: Galba, Otto, Vitellius, Veſpaſian, Titus, Domitian. Zu den beyden Seiten des Schloſſes ſind Laubengänge, vor welchen 8 antike Büſten aus der Polignacſchen Sammlung, nebſt 6 Vaſen von ſächſiſchem Porzellan ſtehen. Zu Ende der Laubengänge ſind Cabinete von eiſerner Gitterarbeit, mit vergoldeten Zierrathen und Kindergruppen oben darauf. In dem rechter Hand liegenden, iſt eine der vortrefflichſten ehernen Antiken, die ganz erhalten ſind: Antinous, in der Stellung, wie er ſich in den Nil ſtürzen will.

Das Schloß iſt nach der Idee Sr. Majeſtät ſelbſt gebauet worden. Es iſt von einfacher Architectur, und hat nur ein Stockwerk. Die Vorderſeite deſſelben iſt nach dem Garten; an derſelben ſind 36 Caryatiden, zwiſchen jedem Fenſter zwey, die das Geſims tragen. Das Gebäude hat in der Mitte eine runde Ausbeugung, deren Dach mit einer kleinen offenen Kuppel verſehen iſt; und auf jedem Ende wieder eine Rundung. Die Brüſtung auf dem Geſimſe trägt Vaſen und Kindergruppen. Die Hinterſeite hat drey große, von Bruchſteinen gemauerte, Auffahrten. Die mittelſte derſelben geht in die Colonnade hinein, die aus 88 gereifelten korinthiſchen Säulen beſteht, welche in zwo Reihen von einem *Corps de Logis* bis zum andern in halben Zirkeln herum gehen; zwiſchen den Säulen wird im Sommer auch Orangerie geſetzt. Die Colonnade iſt oben bedeckt, und die Brüſtung

hat

rechter Hand aber zu einem halben Laubengang; die Nischen und Sitzbänke sind von Gitterwerk. Rechts vor diesem halben Laubengange sind 3 Nischen, gleichfalls von Gitterwerk mit vergoldeten Guirlanden; die mittelste derselben ist groß, die zu den Seiten sind kleiner, und enthalten zwo bleyerne und vergoldete Statüen, Flora und Pomona. An dem halben Laubengange stoßen die Quartiere der Kirschbäume, und dadurch ist ein gerader Gang zu dem oben beschriebenen ehemahligen Orangeriehause. Von der Rundung kommt man geradeaus zu einem Salon, wo 8 Musen (*) aus karrarischem Marmor von Christ. Glume stehen. Dieser Salon hat Sternalleen durch das Bosquet. Hinterwärts rechts nach dem halben Laubengange, links nach einer weißmarmornen Vase mit Basreliefs, am Wasser; geradeaus rechts nach einer ovalen Rundung, wo eine sehr schöne große Vase von karrarischem Marmor steht. Links, zu einer halben Rundung, worin 4 schöne Vasen von karrar. Marmor sind, imgleichen 2 gleiche Statüen, von Bouchardon, nach Antiken im Capitol gearbeitet. Geradeaus von da am Wasser steht die schöne Venus (**), mit dem sich anschmiegenden Amor, von Papenhoven, von karrarischem Marmor.

Der Reh- oder Fasanengarten, ist ein Wald, der nur durch die Kunst etwas gelüftet und geordnet ist, und eine Menge Fasanen enthält. Durch diesen angenehmen Park, in wahrem großen Geschmack angelegt, mit vielen

(*) Auf diese 8 Musen hat Lieberkühn folgende merkwürdige Verse gemacht:

Acht Musen seh ich hier — Doch ach!
Die neunte fehlt. Hat Glume sie vergessen?
Nein; nur er konnte nicht der letzten Schönheit messen;
Denn die folgt ungesehn dem großen Friedrich nach.

(**) Sie ist vornehmlich durch Kleist's Besingung berühmt geworden; siehe dessen Werke, Berl. 1778. S. 110, 111.

len amerikaniſchen und andern fremden Gewächſen beſetzt, und der voll vortrefflicher Partien iſt, läuft erſtlich der Hauptgang gerade aus, und dann rechts und links ſehr geſchlängelte Gänge, die ſich durch Wälder von den ſchönſten Bäumen winden, oft unerwartet zu großen und reitzenden Anlagen bringen, und hin und wieder vortreffliche Ausſichten auf Wieſen, Waſſer, Hügel und andere Anlagen gewähren.

Die Gärten der Königlichen Anlage zu Sansſouci ſtehen unter der Aufſicht von ſechs Gärtnern und einem Planteur. Einer derſelben hat den alten Küchengarten daſelbſt, die dortigen Treibhäuſer, und eine Glaswand zu Obſt, von 650 Fuß lang, zu beſorgen. Ein anderer hat den größten Theil des Gartens zu Sansſouci; ferner 1200 Ananaspflanzen in drey Quartieren, 3344 Fuß lange Glaswände mit doppelten Spalieren, und 5742 Fuß Spaliere ohne Glas, unter ſeiner Aufſicht. Der dritte beſorgt die Melonerie, die ganze Partie vor der Bildergallerie bis zum Canal, den Weinberg, 1800 Fuß Glaswände, und 1776 Fuß Spaliere, ohne Glas. Der vierte, die Orangerie von Sansſouci, die an 800 Stämme enthält, und Sommers, in Art eines Amphitheaters, auf die 6 großen Terraſſen geſetzt wird; ferner die größten Kirſchtreibereyen. Der fünfte, die Piſangbäume, an 200 Stück, in vier Quartieren. Der ſechſte iſt bey dem neuen Schloſſe angeſetzt, beſorgt daſelbſt die 140 Stück große, und aus den ſtärkſten Stämmen, die in Deutſchland zu finden ſind, beſtehende Orangerie; den Weinberg am Belvedere, mit 1674 Fuß langen Glas-Wänden zu Azaroläpfelbäumen aus Italien; und 590 Fuß Spaliere ohne Glas. Der Planteur beſorgt die irregulären Pflanzungen im Garten, nebſt einigen Plantagen in Potsdam, und die Alleen daherum. Dazu kommt noch ein ſiebenter Gärtner, welcher den Königl. Luſt-

Garten

Garten in Potsdam, und einige Plantagen daſelbſt, unter ſeiner Aufſicht hat.

Man zählt im ganzen Garten von Sansſouci an freyſtehenden Obſtbäumen, ohne die Spaliere, 3000 Stück.

Die Beſoldung der ſieben Gärtner und des Planteurs, beträgt jährlich 2820 Rthlr. Der jährliche Etat, um die in den Königl. Gärten und Plantagen nöthigen Arbeiten zu beſtreiten, beträgt jährlich 4045 Rthlr. ohne die alle Herbſt vorzunehmenden Reparaturen, die dem Könige jährlich vorgeleget und von ihm beſonders bezahlet werden.

Ausführlichere Nachrichten von dem königl. Schloſſe Sansſouci und dem neuen Schloſſe, nebſt den dazu gehörigen Garten, Park und Gebäuden, findet man in des königl. Gärtners, J. J. Salzmann Erklärung eines in Kupfer geſtochenen Haupt-Plans von Sans-Souci und Neuen Palais, wie auch allen dazu gehörigen Gebäuden und Gartenpartien, Potsd. 1772, 8. 3 B.; in Matthi. Oeſterreichs Beſchreibung aller Gemählde, Antiquitäten, und anderer koſtbarer und merkwürdiger Sachen, ſo in den beyden Schlöſſern von Sansſouci, wie auch in dem Schloße zu Potsdam und Charlottenburg enthalten ſind, Berl. 1773, gr. 8. 7 B.; in eben Deſſ. Deſcription & explication des Groupes, Statues, Buſtes & Demi-Buſtes, Bas-Reliefs, Urnes & Vaſes de marbre, de bronze & de plomb, antiques, auſſi bien que des ouvrages modernes, qui forment la Collection de S. M. le Roi de Pruſſe; l'on y indique la place, où chacune de ces Pieces ſe trouve à preſent, celle qu'elles occupoient autrefois, & les Collections, dont elles font partie; on y joint des details hiſtoriques & des remarques ſur les Artiſtes modernes qui ont travaillé pour le Roi, à Berl. 1774. gr. 8. 9 B. welche von mir überſetzt, u. d. T. Beſchreibung und Erklärung der Gruppen, Statüen, ganzen und halben Bruſtſtücke, Basreliefs, Urnen und Vaſen von Marmor, Bronze und Bley, ſowohl von antiker als moderner Arbeit, welche die Sammlung Sr Majeſtät, des Königs von Preußen, ausmachen ꝛc. zu Berlin, 1775, auf 10 B. in gr. 8. herausgekommen iſt; wie auch in Hrn. Fr. Nicolai Beſchreibung der königlichen Reſidenzſtädte Berlin und Potsdam, und aller daſelbſt befindlichen Merkwürdigkeiten, Berl. 1779, 8. S. 909—952.

Sollte man irgendwo einmahl anfangen, den Vorſchlag ins Werk zu ſetzen, verdienſtvollen Männern aus unſerer Nation, und inſonderheit Dichtern, welche die ſchöne Natur beſungen haben, und Landſchaftmahlern,

lern, Statüen in unsern Gärten zu widmen: so würden sie nicht nur einen Theil von einem eigenen National-Character, sondern auch eine Kraft zu weit lehrreichern Unterhaltungen gewinnen, als alle die gewöhnlichen Copien von Statüen des Alterthums nicht geben können. Aber sodenn müßte auch ein Andreas von Schlüter und ein Balthasar Permoser nicht mehr so selten unter uns auftreten.

Nahe bey dem Wohngebäude werden Statüen am besten in einer symmetrischen Ordnung aufgestellt; in dem Garten selbst aber am vortheilhaftesten hin und wieder einzeln vertheilet, nachdem es der Ort und die natürlichen Gegenstände verstatten. Auch können zuweilen an einer dazu geschickten Gartenstelle ganze **Gruppen von Statüen** mit guter Wirkung angeleget werden. Allein nur selten sind sie ausdrücklich anzurathen, weil man dabey leicht in mancherley Unschicklichkeiten fallen kann. Zwey Beyspiele, wie solche Gruppen mit Glück angeordnet worden, verdienen hier vorzüglich eine Erwähnung.

Das erste findet sich in den so genannten elysäischen Feldern des Gartens zu Stowe in England, welcher zwar, da er zuerst nach der alten Weise angelegt und nachher allmählich hin und wieder verschönert worden, im Ganzen bey weitem nicht an andere neuere Parks reicht, aber einen so bekannten Nahmen hat, daß ihn fast ein jeder unserer Schriftsteller ergreift, wenn er irgend einen schönen Garten nahmhaft machen will. Die elysäischen Felder werden von einem angenehmen Bache durchströmet. Die Bäume stehen so zerstreut und dünn in denselben herum, daß sie ganz licht und luftig sind. An dem einen Ende öffnen sie sich gegen ein größeres Wasser und eine ausgedehntere Flur. Die Einfassung ist sehr oft unterbrochen, um weit entlegene Gegenstände zu zeigen, welche durch die Art, wie sie erscheinen, ein weit entfernteres Ansehen bekommen.

Der

Der Eingang ist unter einem dorischen Schwibbogen, welcher auf eine Oeffnung durch die Bäume trifft. Inwendig sind die Tempel der alten Tugend und der brittischen Helden; der eine liegt hoch, der andere steht tief in dem Thale, nahe bey dem Wasser. Beyde sind mit den Bildern der Männer, die sich im Kriege, im Staate oder in der Gelehrsamkeit am meisten berühmt gemacht haben, gezieret. Den Werth der Tapferkeit in den elysäischen Feldern zu bestimmen, und sie mit Vorstellungen solcher Männer anzufüllen, die sich am meisten um das menschliche Geschlecht verdient gemacht haben, ist ein sowohl dem Orte als den Fabeln der Dichter angemessener Gedanke; und die Menge der Bilder, welche hier aufgestellt worden, stimmt mit dem Character überein. Einsamkeit ist niemahls unter die Reitze von Elysium gerechnet worden; man hat es vielmehr allezeit als die Wohnung der Freude geschildert. In dieser Nachahmung harmoniert ein jeder Umstand mit diesem eingeführten Begriff. Die Lebhaftigkeit des Baches, welcher durch das Thal fließt; der Schimmer von einem andern, welcher sich jenem nähert, um sich mit ihm zu vereinigen; das von dem Wasser zurückgeworfene muntre Grün des Grases, und die in demselben sich spiegelnden Brustbilder der brittischen Helden; die Verschiedenheit der Bäume, der Glanz ihres Laubwerkes, ihre Ordnung, vermöge welcher sie sich alle deutlich von einander unterscheiden, indem sie über die kleinen Ungleichheiten des Bodens hier und da herum zerstreut sind; die Mannigfaltigkeit sowohl der innern als äußern Gegenstände, welche die Scene verschönern und beleben: dieses alles zusammen genommen, giebt ihr eine Munterkeit, welche sich die Einbildungskraft kaum vorstellen, noch das Herz größer wünschen kann.

Eine andere nicht weniger glückliche Verbindung von gartenmäßigen und nationalen Statüen, ist in dem

dem schönen Garten bey dem königlichen Lustschlosse Friedensburg, nicht weit von Kopenhagen, anzutreffen. Diesen Garten, der in einer reitzenden Gegend liegt, und von einer mit Alleen durchgebrochenen Holzung, welche die herrlichsten Aussichten bildet, umgeben ist, verschönert das so genannte Normanns-Thal, welches Friedrich V. nach seiner eigenen Erfindung anlegen ließ. In der Mitte des Thales erhebt sich zwischen vier Rasen eine hohe marmorne Säule; um den Platz laufen in der Runde wohlgewachsene und in einer zwiefachen Ordnung gesetzte Bäume; zwischen diesen sind 32 steinerne Statuen, wovon eine jede mit dem Fußgestelle viertehalb Ellen hoch ist, aufgerichtet. Um das ganze Thal schlängelt sich eine Holzung mit einer angenehmen Wildniß, die an einigen Stellen durch Alleen eröffnet ist. Die Statüen bilden norwegische Landleute von beyden Geschlechtern in ihren Jagd- und Fischereybeschäftigungen, oder häuslichen Arbeiten und Tugenden, und dabey nach ihren verschiedenen Kleidungsarten, so wie sie in den Provinzen oder Stiften des Königreichs angetroffen werden, mit einer sehr großen Abwechselung, ab (*). Die Anlage dieses Normannsthales hat nicht nur viel Neues, sondern verdient auch, wegen des Nationalen, Aufmerksamkeit. Wenn auf abgesonderten Garten-Plätzen eine Sammlung von Statüen gesetzt werden soll, so ist es überaus schicklich, wenn sie nach Zeit und Nation mit einander harmonieren, und durch eine nähere Verbindung mit den Zeitgenossen mehr Interesse und Einfluß erhalten. Und welche Empfehlung und Aufmunterung für eine Nation, wenn ein so weiser

(*) Die Statüen sind von Hrn. Grund, königl. Hof-, Bild- und Steinhauer gearbeitet, welcher auch eine Beschreibung dieses Normannsthales in dänischer und deutscher Sprache, 1773, zu Kopenhagen herausgegeben, wozu Hr. Heckel die Abbildungen von allen Statüen geliefert hat.

ser und menschenfreundlicher König vor seinen täglichen Anblick die Bildnisse seiner geliebten Unterthanen hinzustellen würdiget, um sich an dem Andenken ihrer guten Eigenschaften und ihrer nützlichen Beschäftigungen zu ergetzen!

Es fragt sich: **ob bey Absonderung des Lehns und Erbes, die in den Gärten befindlichen Statüen bey dem Lehen bleiben, oder dem Erbe anheim fallen?** Schon Ulpian hat in dem L. 12, §. 23, ff. de instr. diese Frage deutlich entschieden, indem er die befestigten für Zubehörungsstücke erklärt, die nicht befestigten aber zu dem Hausrath, welcher unstreitig den Allodialerben zuständig ist, zählet.

Andere Arten der Monumente, von einer glücklichen Arbeit, und nur selten und an den ihr zugehörigen Orten angebracht, sind sehr geschickt, die Eindrücke der Gartenscenen zu erheben und vielfältig zu veredeln. Schon lange hat der Britte Urnen eines Thomson, Pope, und anderer würdigen Männer in melancholischen Revieren seiner Parks hinzustellen angefangen. Gellert ist in Deutschland noch der erste, dem Hr. Prof. Oeser in einem Garten ein Monument dieser Art errichtet hat, welches des Dichters und Künstlers gleich würdig ist. Es ist dasselbe von weißem sächsischen Marmor, und zieret den Wendlerischen Garten in Leipzig (*). Und in Berlin hat vor zwey Jahren der berühmte Hr. O. C. R. Büsching, seiner ersten Gattinn, gebohrnen Dilthey, einer kaiserlichen gekrönten Dichterinn, bey ihrer Grabstätte in seinem Garten, in der Königsvorstadt, ein Monument von weißem karrarischen Marmor, mit einer von unserm großen Dichter, Hrn. Prof. Ramler verfertigten Inschrift, mit stark vergoldeten römischen Buchstaben, errichten laßen (**), und

(*) Gellerts Monument. Lpz. 1774, 8.

(**) Eine Abbildung davon, findet man in der zum Gedächtniß der Frau Polyxene Christ. Auguste Büsching, geb. Dilthey, von ihrem Freunde und Ehemann, Ant. Frid. Büsching, herausgegebenen Schrift, 2te Ausgabe, Berl. 1777, gr. 8. 5 und ein halb. B.

und hierdurch nicht nur ein Denkmahl seiner ehelichen Liebe gestiftet, sondern auch ein Beyspiel einer über Gewohnheit und Vorurtheile sich erhebenden, edeln Verzierung und weisen Anwendung der Gärten dargestellt. Wenn wir nach dem Beyspiele der Alten die Kraft der Denkmähler mehr schätzen lernten, so würden selbst manche Gegenden unserer Gärten mit dem Genuß der ländlichen Annehmlichkeiten, die Erweckung des Andenkens an ein schönes oder nützliches Verdienst und die Unterhaltung moralischer Empfindungen verbinden können. Es kostet wenig Ueberlegung, um auf eine mit dem wahren Geschmack übereinstimmende Weise einen Garten, den Aufenthalt des Vergnügens, zugleich hier und da zu einer Schule der Weisheit einzurichten. Weit geschickter und anständiger sind dazu Monumente von der angeführten Art, als der seltsame Einfall in den Gärten zu Versailles, durch Fontänen äsopische Fabeln vorzustellen, deren Bedeutung man doch erst durch Inschriften in der Nähe aufzuklären sich genöthigt fühlte.

Andere in größern Gärten gewöhnliche Verzierungen sind ganz von der Beschaffenheit, daß sie sich gar nicht mit dem Character, welcher einem Garten als eigenthümlich zugehört, vereinigen laßen. Was sollen **Triumphbogen, Obelisken und andere Arten von Pfeilern** in einem Garten, auch wenn er sich mit der Größe seines Besitzers hebt? Diese Gegenstände gehören für öffentliche Plätze, vornehmlich für solche, die in der Nähe prächtiger Gebäude liegen, wo sie den Eindruck von Würde, Erhabenheit und Regelmäßigkeit verstärken können; aber mit der Bestimmung und der edeln Simplicität der Gärten harmonieren sie nicht. Ein Triumphbogen in einem Garten ist beynahe das, was eine grüne Laube mitten auf einem öffentlichen Platze in der Stadt seyn würde. **Vasen und Urnen**, zumahl an einem freyliegenden Orte oder um ein Blu-

nenbeet, ſtellen einen abgeſchmackten Auftritt dar. In öden und ſchattigen Gegenden eines ſehr ausgedehnten Gartens mögen ſie eine Stelle erhalten; ſie mögen da die Bewegung einer ſanften Melancholie etwas verſtärken, wenn ſie nur nicht gar zu häufig angebracht, und durch den Mangel der nöthigen Merkmahle von einer unbeſtimmten Bezeichnung ſind.

Von den **Sinnbildern und Inſchriften** machte man, vornehmlich in den ältern Zeiten, einen ſonderbaren Gebrauch in den deutſchen Gärten. Die äußern und innern Wände der Luſthäuſer, und ſelbſt die Außenſeiten anderer Gegenſtände bemahlte man mit Bäumen, Blumentöpfen, Fontänen, Tänzen u. ſ. w. um durch dieſe Bilder eine Andeutung des Vergnügens zu geben; man ſetzte daneben eine Menge elender halb lateiniſcher, halb deutſcher Verſe, die oft ſo weit hergeholt und ſo fremd waren, daß man ſich verwundern mußte, wie ſie an einen Ort hinkommen können. Dieſer Geſchmack verdiente deſto mehr Tadel, je mehr er das Nützliche der Inſchriften ganz verdrängte und ſie von ihrer edeln Beſtimmung, die ſie bey den Alten hatten, herabſetzte. Mit einer geſunden Beurtheilung hat ſie der Britte in ſeine Parks eingeführt. Wenn gleich Inſchriften nicht nothwendig ſind, indem die Schönheiten eines Gartens ſehr geringe oder zweydeutig ſeyn müſſen, wenn ſie erſt dadurch unterſtützet und aufgeklärt werden ſollten: ſo können ſie doch auch in Gärten manche gute Wirkung auf die Einbildungskraft und auf das Herz thun, ſie mögen hiſtoriſch oder moraliſch ſeyn, oder auf die beſondere Annehmlichkeit des Ortes hinweiſen. Vorausgeſetzt, daß ſie nicht mühſam geſucht, ſondern durch die Beſchaffenheit der Scene ſelbſt veranlaßt ſcheinen, einen erheblichen Inhalt haben, mit der Kürze eine Deutlichkeit verbinden, die keiner langen Nachforſchung und Ueberlegung bedarf, keine zerſtreuende Nebenumſtände bezeichnen, und ſich ſelbſt im

Gängen unter einander nicht durch eine Vermengung der Zeiten und Länder widersprechen: so müssen sie sich auch für den eigentlichen Character der Gegend schiken, und seinen Einfluß durch die Zugesellung verwandter Begriffe zu verstärken vermögend seyn. Nach diesen Bemerkungen wird es hier billig der eigenen Beurtheilung und der Erfindungskraft des Kenners überlassen, welche Inschriften er für einsame, muntere, liebliche, freye, ernsthafte Oerter wählen und aus welcher Quelle er sie schöpfen will.

Mahlereyen an den äußern Seiten von Gebäuden, Thüren, Mauern, Wänden, Betten und andern Gegenständen in einem Garten, als: Abbildungen von Prospecten, Vögeln, Blumen, Jagden u. d. gl. sind überflüssige und unschicklich angebrachte Verzierungen, weil die Nachahmung der Natur in einer so nahen Verbindung mit ihr selbst nur eine sehr geringe Wirkung thun kann, oder sie wohl gar ganz verfehlt. Ludewig *XIV.* mißbrauchte in gewissem Verstande das schönste Genie des berühmten Blumenmahlers Fontenay, sowohl da er ihn auf den bleyernen Einfassungen der Behältnisse des Gartens zu Marly, worin er zu seinem Vergnügen Karpfen unterhielt, Blumen mahlen und alle Jahr aufs neue ausbessern hieß, als auch da er auf den Einfall gerieth, zur Ausfüllung einer Heckenlücke, von weißem Blech geschnittene und am hölzernen Gitterwerk befestigte Blätter in der Gestalt und Farbe wie Buchen-Blätter auf beyden Seiten von ihm bemahlen zu laßen. In welche seltsame Künsteleyen verliert man sich nicht, wenn man einmahl von der Natur sich loszureißen eigensinnig entschlossen ist!

Der anständigen Verschönerung eines Gartens durch fließende Bäche und ihre Leitungen, ist oben, S. 246, f. Erwähnung geschehen. Auch bey den **Wasserkünsten**, sind die Vorrechte der Natur gegen die Eingriffe eines falschen Geschmackes zu sichern. Wenn gleich die Gärten sowohl aus Bedürfniß, als auch zur Verschönerung, Wasser erfordern, so scheinen doch emporsteigende Wassersäulen etwas gar zu gekünsteltes zu haben. Wasserfälle gränzen weit näher an

das

das Natürliche, zumahl wenn ein etwas roher Felsen, worüber das Wasser stürzt, zum Grunde liegt, dabey auch nicht ein solches Uebermaß von üppigen Verzierungen und symmetrischen Künsteleyen, wie z. E. bey den berühmten Cascaden zu St. Clou und zu Fontainebleau herrscht, angebracht wird. Wenn indessen hohe Springwasser beybehalten werden sollten, so müßte doch das Grottenwerk von Muscheln oder Seethieren in der Tiefe angeleget werden, nicht der fluthenspeyende Wallfisch in der Höhe aufgestellt seyn, oder wohl gar auf einer Ruhebank hingestreckt liegen; ein lächerlicher Fehler, der manche Gärten verunstaltet! Auch dürfte das Wasser weder von menschlichen noch von thierischen Figuren, die natürlicher Weise kein Wasser geben, oder doch damit keine Verbindung haben, geworfen werden.

So bekannt auch schon dem gemeinen Menschenverstande diese Regeln vorkommen müssen, so vielfältig sind doch die Vergehungen wider dieselben. Der Garten der berühmten Villa Estense bey Rom, hat eine etliche hundert Schritt lange Wasserallee, wo auf beyden Seiten mehr als drey hundert Adler, und so gar Blumentöpfe, Wasserstrahlen ausprützen. So darf man auch nur in den Gärten zu Versailles die Fontänen der Latona, des Apollo, der Fama, der Ceres, des Bachus und der Flora sehen, um von dieser Seite einen sehr elenden Geschmack zu bemerken, den selbst alle Pracht nicht verbergen kann. Was kann z. B. abgeschmackter seyn, als Löwen und Rehe neben einander, jene in der Raubbegierde, diese in der Flucht vorgestellt, auf einmahl wie durch ein Wunderwerk verwandelt, Wasser empor werfen zu laßen! Weniger bedenklich hätte der scharfsinnige Home, in seinen Grundsätzen der Kritik, S. 367, bey der Gewohnheit, Statüen von Fischen zu Stützen für ein Wasserbecken zu brauchen, seyn dürfen; denn wenn auch der unbearbeitete Stein eine Stütze seyn kann, so tritt doch gleich eine offenbare Unschicklichkeit ein, so bald dieser Stein in die Gestalt eines Fisches, der seiner Natur nach nicht stützen kann, und durch den Anschein eines unverdienten Leidens eine unangenehme Empfindung erregt, umgeformet wird. Wie sinnreich der Franzose in solchen Verzierungen seyn kann, lehrt die Fontäne der Pyramide in den Gärten zu Versailles, wo

gerade auf der obersten Stuffe vier Krebse zu Stützen angebracht worden sind. Nicht leicht wird man einen feinern Einfall von dieser Art finden können. — Und Seethiere in den Gärten? Diese Vermengung dessen, was allein dem Meere zugehört, mit dem, was dem Lande eigen ist, scheint wenigstens sehr sonderbar; und warum denn eben eine solche Vermengung in den Gärten? Rinnt nicht schon ein klares Gewässer von dem Abhange eines grünenden Hügels anmuthig genug herunter? Wird es reitzender, wenn es von einem Seethiere, dessen bloße Gestalt schon fürchterlich ist, oder wenigstens die fürchterliche Erinnerung an seine wilde Natur und an die Geschichte seiner Feindseligkeiten gegen den Menschen erneuert, empor gestürmet wird? Oder muß nicht vielmehr der Anblick solcher Gegenstände dazu dienen, die angenehme Bewegung, welche ein lebendiges sanftmurmelndes Wasser erweckt, zu stören? Können sich täuschende Eindrücke dieser Art mit der wahren Bestimmung der Gärten vertragen? Und wenn auch der nachgebildete Wallfisch oder ein anderes Seethier in einem weiten Wasserraume nicht unnatürlich scheinen würde: ist er es denn noch in einem Bassin, dessen kleiner Umfang von allen Seiten beynahe auf einmahl in die Augen fällt, das von hohen Lauben und Hecken beschattet wird? Weg mit den schrecklichen Seeungeheuern aus den Gärten, auch wenn sie le Notre empfiehlt, und Ludewig der Große sie billigt!

Springbrunnen, die aus den alten Gärten Italiens in die neuern Gärten dieses Landes und sodann weiter sich ausgebreitet haben, sind eine angenehme Erfrischung in warmen Himmelsstrichen; in nördlichen Gegenden sind sie mehr bloße Nachahmungen, und mehr entbehrlich, zuweilen durch Dunst und Feuchtigkeit den nahen Gebäuden und selbst der Gesundheit schädlich; doch sehr mäßig angebracht und frey von den gewöhnlichen Verunstaltungen der Behältnisse, mögen sie immer zu einiger Ergetzung dienen. Aber wer wird nicht lieber dem mehr natürlichen Lauf, Fall und Geräusch eines reinen und hellen Baches den Vorzug geben?

Zu den Lustgärten rechne ich auch den Wintergarten. Ein Wintergarten ist bisher wohl mehr in der Idee einiger brittischer Schriftsteller geblieben, als daß man

man irgendwo dergleichen anzulegen ſchon angefangen hätte. Bacon (*) ſcheint der erſte zu ſeyn, der einen beſondern für die Wintermonathe beſtimmten Garten angegeben, und zwar lange vor dem Addiſon, dem man dieſe Ehre beylegte, vermuthlich weil man ſeinen Zuſchauer mehr kannte. „Ich glaube", ſagt Bacon: „daß in den (königlichen) Gärten beſondere für jeden „Monath des Jahres beſtimmte Gärten angelegt wer„den müſſen, in welchen die Pflanzen, welche den Mo„nath blühen und wachſen, gezeuget werden. Für den „Ausgang des Novembers, den December und den „Januar, muß man die Pflanzen wählen, welche den „ganzen Winter hindurch grün ſind; dergleichen ſind „die Stechpalme, der Epheu, der Lorbeerbaum, Wach„holderbaum, die Cypreſſe, der Eibenbaum, der Buchs„Baum, die Fichte, die Tanne, Rosmarin, Lavendel, „Singrün mit weißer, purpurfarbener und himmel„blauer Blüthe, und blaue Lilien in Abſicht auf die „Blätter, Pomeranzen, Limonien- und Myrthenbaum, „wenn ſie in den Gewächshäuſern aufbehalten werden, „und Majoran, der an der Mauer und der Sonne ent„gegen ſtehen muß" u. ſ. w. Man ſieht, daß dieſer Vorſchlag freylich noch wenig beſtimmt war. Addiſon bildete im 477 St. des Zuſchauers, die Idee etwas mehr aus. „Die Wände", ſagt er: „ſind mit Epheu „an ſtatt der Weinreben bedeckt. Der Lorbeer, der „Spindelbaum und die Palmen, nebſt vielen andern „Bäumen und Pflanzen von eben der Art, wachſen ſo „dicht darin, daß man ſich keinen lebhaftern Schatten „einbilden kann. Die glühende Röthe der Beeren, „womit ſie zu dieſer Zeit behangen ſind, ſcheint mit dem „Grün ihres Laubes einen Wettſtreit anzuſtellen". Home (**) gab dem Gedanken von einem Wintergar-

(*) Bacons moraliſche, politiſche und ökonomiſche Verſuche ꝛc. aus dem Lat. überſetzt, Bresl. 1762, 8. S. 213.
(**) Grundſätze der Kritik. Neue Ausg. 2ter Th. S. 496.

ten eine noch weitere Ausdehnung als Addison, und Whately (*) setzte endlich verschiedene Regeln der Anlage hinzu. Von dem, was Beyde darüber vortragen, will ich das Vornehmste mit einander zu vereinigen suchen, und einige Zusätze darunter mischen, die vielleicht zur nähern Bestimmung und zur bequemern Anwendung dieser Vorschläge auch unter uns dienen können.

Ein Ort, wo eine Familie das ganze Jahr hindurch wohnt, ist sehr mangelhaft, wenn nicht ein Theil desselben so eingerichtet ist, daß man da auch im Winter frische Luft schöpfen, einen schönen Tag frey genießen, und sich durch einen Spatziergang Bewegung und Ergetzung verschaffen kann. Die Beschaffenheit des Klima macht ein solches Bedürfniß noch eindringender. In Frankreich, und noch mehr in Italien, hat, wie bekannt ist, der Winter bey weitem nicht die Rauhigkeit, wie in England und Deutschland. Die angenehme Jahrszeit währet hier, und besonders in Nieder-Sachsen, kaum 6 Monathe hindurch. In den andern Monathen will man doch auch nicht immer eingeschlossen seyn, sondern sich eine für die Gesundheit so unentbehrliche Bewegung im Freyen machen, wenn man nur Bedeckung vor der Witterung hat. Wir haben also einen nähern Beruf, einen Gartenplatz für den Winter einzurichten.

Im Frühling und Sommer blühet die Natur überall. Der Genuß ihrer Reitze ist so unschuldig und erquickend, daß wir einen Theil davon gern auch in diejenigen Monathe ausdehnen, welche gewöhnlich davon entblößt sind oder ganz entgegengesetzte Scenen darstellen. In einem bequemen Wintergarten läßt sich in gelinden und hellen Tagen, die in die rauhern Mona-

the

(*) Betracht. über das heutige Gartenwesen, S. 314—316. Auch Chambers erwähnt der Winterscenen in den chinesischen Gärten; S. 24 und 25 der deutschen Uebersetzung.

the oft einfallen, ein Theil von den Annehmlichkeiten des Sommers genießen. Das Grüne hat alsdenn einen neuen Reitz für das Auge. Die heitern und warmen Stunden, welche uns die Sonne schenkt, sind desto erfreulicher, je flüchtiger sie sind. Und eine kleine Gesellschaft von Vögeln, die in den immer grünen Bäumen umherflatterte, oder sich auf den Zweigen in ein gelaßeneres Gefliſter vereinigte, würde zwar kein vollkommenes Bild des Frühlings, aber doch ein solches geben, welches in den Ernſt der Jahrszeit eine gewiſſe Heiterkeit miſchte, und nicht wenig anmuthig wäre.

Die Beſtimmung eines Wintergartens, der ſich weit von einem Sommergarten entfernt, iſt ſehr eingeſchränkt. Bequemlichkeit zum Genuß der friſchen Luft und zum Spatziergang iſt das vornehmſte, das man bey ihm ſuchet. Hierzu gehört, daß er von dem Wohn-Hauſe nicht zu entfernt, der Platz, wo er liegt, der Sonne offen, aber vor rauhen durchziehenden Winden geſichert, ſein Boden trocken und daher etwas erhöhet ſey, und die nöthige Bedeckung wenigſtens an einigen Theilen nicht fehle.

Die Annehmlichkeit des Wintergartens, die zu ſeiner Bequemlichkeit hinzutritt, beſteht in den mancherley Arten von immer grünen Gebüſchen und Bäumen, die freylich auch, wegen ihrer dicken Verwahrung vor Winden, zum Theil zur Bequemlichkeit gehören. Es iſt eine augenſcheinlich nothwendige Regel, nur ſolche Bäume zu wählen, die ihr Laub beſtändig und in den rauheſten Monathen behalten.

Man kann die verſchiedenen Arten dieſer Bäume in eine ſolche Ordnung ſetzen, daß ſie ſo gut, wie andere Bäume, die ihr Laubwerk verlieren, angenehme Miſchungen von Grün hervorbringen. Ein benachbarter Küchengarten, wo Scenen der Arbeit faſt durch alle Monathe fortlaufen, kann durch den Anblick der ge-

ten eine noch weitere Ausdehnung als Addison, und Whately (*) setzte endlich verschiedene Regeln der Anlage hinzu. Von dem, was Beyde darüber vortragen, will ich das Vornehmste mit einander zu vereinigen suchen, und einige Zusätze darunter mischen, die vielleicht zur nähern Bestimmung und zur bequemern Anwendung dieser Vorschläge auch unter uns dienen können.

Ein Ort, wo eine Familie das ganze Jahr hindurch wohnt, ist sehr mangelhaft, wenn nicht ein Theil desselben so eingerichtet ist, daß man da auch im Winter frische Luft schöpfen, einen schönen Tag frey genießen, und sich durch einen Spatziergang Bewegung und Ergetzung verschaffen kann. Die Beschaffenheit des Klima macht ein solches Bedürfniß noch eindringender. In Frankreich, und noch mehr in Italien, hat, wie bekannt ist, der Winter bey weitem nicht die Rauhigkeit, wie in England und Deutschland. Die angenehme Jahrszeit währet hier, und besonders in Nieder-Sachsen, kaum 6 Monathe hindurch. In den andern Monathen will man doch auch nicht immer eingeschlossen seyn, sondern sich eine für die Gesundheit so unentbehrliche Bewegung im Freyen machen, wenn man nur Bedeckung vor der Witterung hat. Wir haben also einen nähern Beruf, einen Gartenplatz für den Winter einzurichten.

Im Frühling und Sommer blühet die Natur überall. Der Genuß ihrer Reitze ist so unschuldig und erquickend, daß wir einen Theil davon gern auch in diejenigen Monathe ausdehnen, welche gewöhnlich davon entblößt sind oder ganz entgegengesetzte Scenen darstellen. In einem bequemen Wintergarten läßt sich in gelinden und hellen Tagen, die in die rauhern Monathe

(*) Betracht. über das heutige Gartenwesen, S. 314—316. Auch Chambers erwähnt der Winterscenen in den chinesischen Gärten; S. 24 und 25 der deutschen Uebersetzung.

Ich eile zur Betrachtung der übrigen Arten von Gärten, als: der Baumgärten, Küchengärten, ökonomischen Gärten und botanischen Gärten. In Ansehung der erstern, werde hauptsächlich den Garten-Bau auf dem Lande zum Augenmerk haben.

Der Gartenbau ist wohl unstreitig, in Ansehung der Nothwendigkeit und Nutzbarkeit, dem Getreidebau am nächsten zur Seite zu setzen; und da die Garten-Früchte eben so wohl, als die verschiedenen Arten des Getreides, in der Oberfläche des Erdreiches erbauet werden, so ist im eigentlichen Verstande beydes ein Gegenstand des Ackerbaues.

Ungeachtet die prächtigen, bloß zur Vergnügung der Sinne gereichenden Lustgärten einem Gutsbesitzer und Landmanne keinen wesentlichen Nutzen gewähren, oder derselbe doch durch die darauf zu verwendenden Erhaltungskosten gar weit überwogen wird, und daher auch die Anlegung derselben, in dieser Betrachtung, als unnütz und schädlich zu verwerfen ist: so hindert dieses doch nicht, daß nicht bey einem Landgarten auch das Ergetzliche und Anmuthige zugleich mit dem Nützlichen und Nothwendigen verbunden werden könnte; nur müssen letztere allemahl die Oberhand behalten. Das wahre sinnliche Vergnügen besteht, bey einer jeden Sache, in der Wahrnehmung einer genauen und richtigen Ordnung. Wo unser Auge dieses findet, da wird es ergetzet und mit Belustigung belebet. Wie leicht aber kann nicht auch in einem bloßen Küchengarten dergleichen belustigende Ordnung beobachtet werden! Und ist nicht das freche Wachsthum von allerhand nutzbaren, nach einer gewissen schicklichen Ordnung gepflanzten, Gartengewächsen schon an und vor sich für gründlich denkende Wirthe ein angenehmes Schauspiel? Hätte auch außerdem ein Gutsbesitzer an der Erzeugung eines schönen Blumenflors ein besonderes Gefallen, so würde ihm ebenfalls in einem bloßen

genwärtigen Beschäftigung und durch die Erwartung eine angenehme Unterhaltung geben. Ein Blumen-Beet, wo frühzeitige Blumen gezogen werden, die ihre Keime aus der hartgefrornen oder halbbeschneyten Erde hervordrängen, ein nahes Gewächshaus, welches besonders für diesen Theil des Jahres gehört, können eine nicht geringe Ergetzung für den Wintergarten liefern. Man sehe vornehmlich auf die Bäume und Stauden, die unter unserm Klima im Winter beständig grünen, wohin vornehmlich der Taxus, die Roth-Tanne, die Weißtanne, der Buchsbaum, die Wachholderbeerstaude, die Hülsen (Ilex aquifolium), die stachelige Geniste, der gemeine Lorbeerbaum und der Kirschlorbeerbaum gehören.

Von Anlegung eines **Blumengartens im Winter**, siehe Th. V, S 750, fgg.

Ich beschließe diese Gedanken über den Wintergarten, und die ganze bisherige Abhandlung von den Lustgärten, mit einer eben so feinen als richtigen Bemerkung, die an den Lord Kaym einer seiner Freunde schrieb: „Wir richten unsern Plan „im Leben gemeiniglich nur auf glückliche Umstände ein, und „bereiten uns selten, sehr selten auf die Widerwärtigkeit. Wir „bringen diesen Hang sogar in die Anlage unserer Gärten, „wir bauen nur die fröhlichen Zierrathen des Sommers an, „und finden an keinen Pflanzen Geschmack, als die durch mil„den Thau und angenehmen Sonnenschein aufblühen. Wir „verbannen den schrecklichen Winter aus unsern Gedanken, wo „wir den Mangel des wohlthätigen Einflusses der Sonne dop„pelt empfinden, weil wir dem durchdringenden Nordwinde „und der schneidenden Kälte ausgesetzt sind. Weise ist der Gärt„ner, sowohl im metaphorischen als buchstäblichen Verstande, „der sich ein freundschaftliches Dach gegen die Decemberstür„me besorget, und die Pflanzen, welche diese traurige Jahrs„Zeit beleben und zieren, anbauet. Der ist kein Philosoph, „der nicht in die Gänge der Stoiker sich zurückziehen kann, „wenn der Garten des Epicurs verblüht ist. Der ist zu sehr „Philosoph, der die Blumen und Gerüche des Sommers ver„bannen will, um beständig unter Cypressenschatten zu „sitzen.“

Ich

Ich eile zur Betrachtung der übrigen Arten von Gärten, als: der Baumgärten, Küchengärten, ökonomischen Gärten und botanischen Gärten. In Ansehung der erstern, werde hauptsächlich den Garten-Bau auf dem Lande zum Augenmerk haben.

Der Gartenbau ist wohl unstreitig, in Ansehung der Nothwendigkeit und Nutzbarkeit, dem Getreidebau am nächsten zur Seite zu setzen; und da die Garten-Früchte eben so wohl, als die verschiedenen Arten des Getreides, in der Oberfläche des Erdreiches erbauet werden, so ist im eigentlichen Verstande beydes ein Gegenstand des Ackerbaues.

Ungeachtet die prächtigen, bloß zur Vergnügung der Sinne gereichenden Lustgärten einem Gutsbesitzer und Landmanne keinen wesentlichen Nutzen gewähren, oder derselbe doch durch die darauf zu verwendenden Erhaltungskosten gar weit überwogen wird, und daher auch die Anlegung derselben, in dieser Betrachtung, als unnütz und schädlich zu verwerfen ist: so hindert dieses doch nicht, daß nicht bey einem Landgarten auch das Ergetzliche und Anmuthige zugleich mit dem Nützlichen und Nothwendigen verbunden werden könnte; nur müssen letztere allemahl die Oberhand behalten. Das wahre sinnliche Vergnügen besteht, bey einer jeden Sache, in der Wahrnehmung einer genauen und richtigen Ordnung. Wo unser Auge dieses findet, da wird es ergetzet und mit Belustigung belebet. Wie [illegible] aber kann nicht auch in einem bloßen Küchengar- [illegible]ende Ordnung beobachtet wer- [illegible]reche Wachsthum von aller- [illegible] gewissen schicklichen Ord- [illegible]wächsen schon an und vor [illegible] Wirthe ein angenehmes [illegible] außerdem ein Gutsbesitzer [illegible]schönen Blumenflors ein be- [illegible]rde ihm ebenfalls in einem bloßen

bloßen Küchengarten, auf den zur Ordnung desselben gehörigen Rabatten, und einigen zu solchem Ende bequem angebrachten Blumenstücken, ohne daß dazu außerordentliche Kosten nöthig wären, hierunter ein Genügen geschehen können. Schon bloß zu dem nothwendigen und nützlichen Gartenbau wird an den meisten Orten ein eigener Gärtner erfordert. Warum sollte nicht durch diesen auch der Anbau von allerhand Blumenwerk mit besorget werden können? Sein Gehalt darf, da er solches in den Nebenstunden, ohne Versäumniß seiner Hauptgeschäfte mit verrichten kann, deshalb nicht erhöhet werden. Der wenige Platz und Dünger, welcher dazu erfordert wird, ist ebenfalls eine Kleinigkeit, die nicht in Betrachtung kommen kann. Ueberhaupt würde das sonst so viele Annehmlichkeit bey sich führende Landleben in eine wahre Sclaverey verwandelt werden, wenn ein Gutsbesitzer und Land-Mann auch nicht einmahl die unschuldigsten, auf eine erlaubte, von der Natur selbst dargebothene, Ergetzung gehende Neigungen zu befriedigen befugt seyn sollte. Nur muß das bloß Ergetzende niemahls das Nothdige und Nützliche verdrängen; und ein jeder vernünftiger Landwirth hat, wenn er diesen seinen Neigungen ein Genügen thun will, seine Kräfte und Vermögens-Umstände dabey wohlbedächtig zu Rathe zu ziehen, und den erstern, nach dem Verhältniß der letztern, das gehörige Ziel zu setzen. Nur allein unter dieser Einschränkung, ist das bloß Ergetzende bey den Landgärten zu erlauben. Und weil dieses, wie weit darunter ohne Verletzung der Wirthschaft selbst gegangen werden kann, die landwirthschaftliche Klugheit einem Jeden an die Hand geben muß: so betrachte ich hier bloß den Gartenbau, **in so fern derselbe nothwendig und nützlich ist.**

Nothwendig ist der Gartenbau allenthalben; und es wird wohl kein Landgut anzutreffen seyn, bey welchem

chem derselbe völlig entbehrlich wäre. Die Nothwendigkeit des Gartenbaues hat in der nöthigen Unterhaltung so wohl der Menschen, als des Viehes, ihren Grund.

Die aus den Gärten genommenen Vorkosten und Gemüse, sind, bekannter maßen, die Hauptspeisen des Landmannes. Die Speisung des Gesindes würde doppelt kostbar fallen, wenn nicht dessen Sättigung hauptsächlich durch die zubereiteten Gartenfrüchte bewerkstelliget werden könnte. Nicht allein zur Sommerszeit, sondern, bey einer klugen und vernünftigen Wirthschaftseinrichtung, auch den ganzen Winter hindurch, machen selbige bey der Speisung des Dienstvolkes die Hauptsache aus.

In denjenigen Ländern, wo das Gesinde nicht an das Gartenwerk gewöhnet ist, wovon ein großer Theil von Schlesien zum Beyspiel angeführet werden kann, empfinden die Gutsbesitzer diese Speisungslast in doppeltem Maße. Denn obwohl der Unterhalt, den das Gesinde daselbst bekommt, gegen andere Gegenden an und vor sich sehr schlecht und elend ist: so wird doch durch die täglichen Klöße und Mehlsuppen eine große Menge Getreide verzehret, welches, wenn das Dienst-Volk mehr an die Gartenspeise gewöhnet wäre, ersparet werden und zum Verkauf bestimmt bleiben könnte.

Nicht allein aber zum Unterhalt der Menschen, sondern auch des Viehes, ist der Gartenbau in einer jeden Landwirthschaft nothwendig. Schon die Erziehung des jungen Federviehes, kann ohne Beyhülfe von allerley in den Gärten wachsenden Kräutern und Blättern nicht füglich geschehen. Hauptsächlich aber äußert sich diese Nothwendigkeit in Ansehung der melken Kühe. Wer von diesem Theile der Viehzucht einen wahren Nutzen ziehen will, der muß auf einen hinlänglichen Vorrath von allerhand Gartengewächsen bedacht seyn; denn die Erfahrung lehret, daß solche nicht allein ein gesundes und nahrhaftes Futter abgeben, sondern auch die Kühe in einen vorzüglich milchreichen Zustand setzen.

Alle

Alle andere Fütterungsmittel thun bey weitem nicht die Wirkung bey dieser Viehart, welche man von den Gartenfrüchten, wenn sie mit Vernunft und in gehöriger Ordnung angewendet werden, wahrnimmt. Einige Arten von Gartengewächsen zeigen sich zwar hierunter wirksamer, als andere; indessen sind sie doch insgesammt zu diesem Endzweck höchst nützlich. Ja, das bloße ausgegätete Unkraut, und besonders die in dem Gartenlande so häufig wachsenden Quecken (Paden) sind, wenn sie von Sand und Unflath gehörig gereiniget werden, ein weit kräftigeres und mehr zur Milch schlagendes Futter, als das beste Wiesengras.

Vornehmlich sind die Gartenfrüchte, in Ansehung des melken Rindviehes, an denen Orten, wo die Stall- und Brüh-Fütterung eingeführt ist, unentbehrlich. Bey einer großen Heerde geht es zwar nicht füglich an, daß dieselbe den ganzen Sommer hindurch mit lauter Gartengewächsen unterhalten werden könnte; die bekannten Futterkräuter, und hauptsächlich der besonders in unsern Gegenden sich hierzu am besten schickende rothe spanische Klee, müssen bey der Sommer-Stallfütterung freylich die Hauptsache ausmachen. Indessen eräugnet sich nicht selten, daß die Futterkräuter in ihrem sonst gewöhnlichen schnellen Wachsthum durch eine widerige Witterung aufgehalten werden, wodurch ein Gutsbesitzer, der die Stallfütterung eingeführt hat, in eine nicht geringe Verlegenheit gerathen würde, wenn er nicht, aus einer klugen wirthschaftlichen Vorsicht, auf einen reichlichen Anbau von allerley Gartengewächsen bedacht gewesen wäre. Durch diese muß er gleichsam die Lücken, welche ihm in der Stallfütterung durch die widerige Witterung gemacht worden sind, ausfüllen, und das Vieh so lange, bis die sich verspäteten Futterkräuter wieder herangewachsen sind, erhalten.

Der Gartenbau ist, in Ansehung des melken Rindviehes, nicht bloß im Sommer zur Erleichterung des Stallfutters nothwendig. Auch im Winter, und zwar alsdenn vornehmlich, sind die erzeugten Gartenfrüchte ein eben so nothwendiges als nützliches Futter. Schon gleich im Herbste, wenn der Klee, und die übrigen zur Fütterung bestimmten Kräuter ein Ende nehmen, würde der Abfall in der Milch zu stark seyn, wenn man das Vieh sofort auf das trockne Winterfutter setzen wollte. Um dieses zu verhüten, ist ein hinlänglicher Vorrath von allerhand Wurzelwerk und andern Gartengewächsen unentbehrlich. Durch dergleichen Abwechselung des Futters wird das Vieh

weder

weder in seiner Unterhaltung noch Nutzbarkeit zurückgesetzet, vielmehr lehrt die Erfahrung, daß sich dasselbe dabey von frischem zu vermelken, d. h. mehrere Milch, als vorhin, zu geben pflege.

Da nicht alle Gartengewächse in Ansehung der Dauer von gleicher Beschaffenheit sind: so erfordert es die in allen, auch den geringsten Wirthschaftstheilen nöthige Klugheit, daß diejenigen Arten, die am wenigsten dauern, zum ersten verfüttert, die andern aber bis zuletzt aufgehalten werden. Bey Beobachtung dieser Regel, wird einem aufmerksamen Landwirth nicht allein sein sämmtliches Gartengewächs zu Nutzen kommen, und er sich nicht bloß an eine Gattung desselben binden dürfen, sondern auch das Vieh selbst hat von diesen Abwechselungen immer eine neue Erfrischung zu erwarten, und es wird dasselbe weit besser gedeihen. Diesen Vortheil kann man noch dadurch erhöhen, wenn man die Verfügung machet, daß die besten und kräftigsten Arten der Gartengewächse, welche ohnehin gemeiniglich am längsten dauern, bis zuletzt verspahret werden.

Nächst der Nothwendigkeit des Gartenbaues auf dem Lande, kommt auch dessen Nutzbarkeit in Betrachtung, worunter ich den baren Ertrag, welcher aus dem Verkaufe der Gartenfrüchte erwartet werden kann, verstehe. Bey der ganzen Landwirthschaft geht der letzte Zweck auf die Vermehrung der baren Einnahme. Wenn nun selbige durch den Verkauf von allerley Gartenfrüchten befördert werden kann, so bleibt wohl kein Zweifel übrig, daß ein vernünftiger Gutsbesitzer seinen Gartenbau nicht bloß auf das Nothwendige einschränken, sondern denselben auch als eine Quelle der Einkünfte selbst ansehen und betreiben müsse.

Da bey allen Wirthschaftsbetrieben jederzeit ein genaues und richtiges Verhältniß zwischen der Einnahme und Ausgabe beobachtet werden muß: so ist ein

glei-

gleiches auch bey dem Gartenbau, wenn man ihn als einen nutzbaren Wirthschaftstheil in Betrachtung ziehen will, nöthig. Zur Erzeugung der Gartenfrüchte, sie bestehen worin sie wollen, wird durchgehends der beste Theil des bey einem Gute befindlichen Erdreiches erfordert. Billig muß daher ein vernünftiger Ueberschlag gemacht werden, ob die Lage und die übrigen Umstände des Ortes von dem Gartenbau einen reichern Ertrag hoffen laßen, als man sonst, wenn der dazu bestimmte Platz ein Gegenstand des Getreidebaues bliebe, davon zu erwarten haben würde. Denn es ist allemahl unrichtig gedacht, wenn man einen Theil seines Feldes dem Getreidebau entziehen will, ohne mit einer zuverläßigen Gewißheit überzeugt zu seyn, daß die darauf zu gewinnenden Gartenfrüchte eine stärkere und reichlichere Einnahme gewähren können.

Daß der Gartenbau mit vieler Arbeit und mit vielen Kosten verknüpft sey, ist einem Jeden, der diesen Wirthschaftstheil nur einiger maßen kennt, zur Genüge bekannt. Einen Morgen mit Gartenfrüchten zu bestellen, verursachet viermahl so viel Kosten, als wenn derselbe bloß zum Getreidebau genutzet wird. Bey einer vernünftig angestellten Vergleichung, ob von den Gartenfrüchten, oder ob von dem Getreide mehr wahrer Nutzen zu hoffen sey, muß also nicht bloß auf die bare Einnahme gesehen, sondern vornehmlich auf die bey einem jeden zu verwendenden Kosten Rücksicht genommen werden. Läßt man sich hierbey an einem leichtsinnigen und nur obenhin gemachten Ueberschlag begnügen, so kann man dadurch in seiner Rechnung gar sehr betrogen werden. An einem Orte, wo auch nur ein sehr mäßiger Absatz von Gartenfrüchten ist, kann zwar ein mit Gartenfrüchten bebaueter Morgen gar leicht mehr, als ein mit Getreide besäeter, einbringen. Bey einer genau angelegten Berechnung der Kosten aber, wird sich öfters augenscheinlich zeigen,

daß

daß der übrig bleibende reine Ertrag von den Garten-Früchten geringer, als der von dem Getreidebau, sey. In solchen Fällen nun giebt es die gesunde Vernunft, daß, den Gartenbau über die Gränzen der Nothwendigkeit auszudehnen, nicht für nützlich erachtet werden könne.

Der obige Satz, daß die Erzeugung der Gartenfrüchte viermahl so viel Kosten, als der Anbau des Getreides, erfordere, ist so wenig übertrieben, daß man, wenn man alles, was zur Erzeugung und Wartung der Gartengewächse nöthig ist, in genaue Erwägung zieht, solchen eher erhöhen, als vermindern muß. Zuvörderst ist es schlechterdings nothwendig, daß das Gartenland, wenn es tüchtig zubereitet seyn soll, durchgehends ein- auch wohl zweymahl gegraben, und nach drey oder vier Jahren gar von neuem riolet werden müsse. Wenn nun der zum Getreide bestimmte Acker nur drey- höchstens viermahl gepflüget werden darf, so wird dadurch der große Unterschied zwischen den Garten- und Acker-Bestellungskosten schon allein offenbar. Hiernächst bedarf das Getreide, wenn es einmahl gesäet und in die Erde gebracht ist, weiter keiner Pflege noch Wartung. Wie viele Mühe und Arbeit aber die Garten-Früchte, auch mitten unter ihrem Wachsthum, durch Gäten und Behacken verursachen, weiß ein Jeder, der nur die geringste Kenntniß von dem Gartenbau hat. Das bloße Gäten allein ist eine Arbeit, welche fast den ganzen Gartenbau verekelt, und die doch, wenn man Früchte erzeugen will, nicht unterlaßen werden kann, wodurch aber manche unangenehme Ausgabe veranlaßet wird.

Aus vorstehenden Gründen hat ein Landwirth, welcher den Gartenbau über die Gränzen der Nothwendigkeit ausbreiten, und als einen nutzbaren Wirthschaftstheil betreiben will, dabey vornehmlich auf das Verhältniß der bey seinem Gute befindlichen Handdienste zu sehen. In so weit, als die eigenen Dienste zur Bestreitung des Gartenwesens, ohne Verkürzung der Haupt-Wirthschaftsgeschäfte hinreichend sind, wird der Gartenbau an den meisten Orten allemahl rathsam und nützlich bleiben. Insonderheit schicken sich hierzu die Weiberdienste, welche öfters zu andern Wirth-

schaftsgeschäften unbrauchbar sind, am besten. Denn das Graben und Gäten, welches in dem gemeinen Gartenbau die meiste Mühe verursachet, sind Arbeiten, welche dem Weibervolke am besten von der Hand gehen. An Orten also, wo es viel dienstbare Häusler- und Einlieger-Weiber giebt, kann der Gartenbau vorzüglich getrieben und ausgebreitet werden, indem man dadurch diese Art von Diensten am besten nutzet. Ist hingegen ein Mangel an Dienstvolk, oder dasselbe zur völligen Bestreitung des Gartenbaues nicht hinlänglich, so, daß die meisten dazu erforderlichen Arbeiten mit barem Gelde bezahlet werden müssen: so ist und bleibt der von Erzeugung der Gartengewächse zu erwartende wahre Nutzen allemahl zweifelhaft. Unter solchen Umständen wird bey den Gartenfrüchten (worunter ich in diesem Falle hauptsächlich die so genannten Unterfrüchte verstehe,) nach einer genau angelegten Kostenberechnung, eher Schaden als Vortheil herauskommen.

Da das Nothwendige dem Nützlichen allemahl vorgezogen werden muß, so versteht sich auch von selbst, daß, wenn hinlängliche Handdienste vorhanden sind, solche zuvörderst zu dem nothwendigen Gartenbau angewendet werden müssen; und erst alsdenn, wenn dieser vollbracht ist, kann ein Ueberschlag, ob und wie viel von diesen Handdiensten zum nützlichen Gartenbau übrig bleiben, gemachet, und darnach die Ausbreitung desselben bestimmet werden.

Auch so gar die Erzeugung der in der Haushaltung für Menschen und Vieh nothwendigen Wurzel- und Kohlgewächse ist an denen Orten, wo es an hinlänglichen Handdiensten fehlt, und solche Gewächse besonders für das Vieh in großer Menge anzubauen sind, bloß in den Gärten zu erzwingen nicht rathsam. Die Erfahrung lehret, daß auch auf dem Felde in fetten und tief gepflügten Brachäckern allerley Kohl- und Wurzelwerk mit Nutzen gebauet werden kann. Weil nun dieses mit weit wenigern Kosten, als der gewöhnliche Gartenbau, verknüpft ist: so giebt es die Vernunft

selbst

ſelbſt an die Hand, daß man in den vorbenannten Fällen dieſen Weg vorzüglich erwählen und einſchlagen müſſe. In allen denen Gegenden, wo die Wirthſchaft mit einer gewiſſen Lebhaftigkeit getrieben wird, und man beſonders für die reichliche Unterhaltung des Viehes die gehörige Sorgfalt trägt, findet man bereits einen großen Theil des Feldackers mit dergleichen nothwendigen Kohl- und Wurzelgewächſen beſäet und bepflanzt.

Der Anbau der für das Vieh nöthigen Kohl- und Wurzelgewächſe in dem Felde, iſt bey großen und weitläuftigen Vieh-Wirthſchaften nicht allein rathſam, ſondern auch gewiſſermaßen nothwendig. Auch bey dem größten Ueberfluß an Hand-Dienſten, würde es doch, wenn die zu einem ſtarken Kuhviehſtande nöthigen Wurzel- und Kohlgewächſe bloß durch den gewöhnlichen Gartenbau erzeuget werden ſollten, nicht nur zu koſtbar, ſondern auch an und vor ſich unmöglich fallen.

Ein ungegründeter und unerheblicher Einwand iſt es, wenn man gedachter Verfügung die daraus entſtehende Verkürzung der Brachweide entgegen ſetzen will. Bey Einführung der Stallfütterung iſt auch weniger Weide nöthig, und durch 10 mit Kohl und Wurzelwerk bebauete Morgen, können 100 und mehr ſonſt nöthig geweſene Morgen Weide, reichlich erſetzet werden.

Nicht allein in Anſehung der Arbeitskoſten erfordert der gewöhnliche Gartenbau einen ſtärkern Aufwand, als ſonſt zur Erzeugung des Getreides und anderer Feldfrüchte nöthig iſt, ſondern es nimmt auch derſelbe eine weit größere Menge von Miſt und Dünger hinweg. Wenn man von ſeinen Getreidäckern, bey einer ununterbrochenen ſechsjährigen Düngung, noch die beſten und reichſten Aernden erwarten kann, ſo wird man hingegen von einem Garten, welcher eben ſo lange auf friſche Bedüngung warten ſoll, nichts als Mühe und vergebenen Schweiß zum Lohne haben. Viele Gartengewächſe erfordern faſt alle Jahre eine friſche Düngung; die meiſten, alle zwey Jahre; und nur wenige giebt es, welche man noch in der dritten Tracht mit Nutzen erzeugen kann. Die Gartenfrüchte ſind

auch nicht etwa mit der schlechtesten Düngungsart zufrieden, sondern wollen, wenn sie gerathen und den erwarteten Nutzen bringen sollen, mit dem besten und fettesten Mist versorget seyn. Ein Morgen Garten-Land erfordert gewiß, in einer Zeit von sechs Jahren, eben so viel Mist, als sonst zu drey Morgen bloß zum Getreidebau gewidmeten Ackerfelder gehört. Hieraus erhellet, wie schädlich ein übertriebenes Gartenwerk dem Ackerbau werden kann. Wie nöthig und vernünftig ist es daher, daß ein Landwirth bey Anlegung seiner Gärten, zuvörderst auf den Düngungszustand seiner Aecker Rücksicht nehme, und, ob auch diese darunter leiden mögten, wohl überlege! Nur allein an solchen Orten, wo ein starker Viehstand, folglich ein Ueberfluß an Dünger vorhanden ist, kann die Ausbreitung des Gartenbaues für vortheilhaft erachtet werden. Inzwischen ist nicht zu läugnen, daß ein auf alles aufmerksamer Landwirth, der sich auch in das Kleine der verschiedenen Wirthschaftstheile einläßt, noch immer Mittel und Wege, auch ohne Verkürzung des Getreidebaues, einen nutzbaren Gartenbau in gehöriger Düngung zu erhalten, ausfindig zu machen, im Stande seyn werde.

Ein aus allerhand gesammelten Unrath angelegtes Dünger-Magazin, wozu im IX Th. S. 692, fgg. Anleitung gegeben worden ist; das fleißige Zusammenwerfen des Gassenkoths und der Erde von den Misthöfen; das Ausgraben der Schaf- und Rindviehställe; die Vermischung des Tauben- und Hühner-Mistes mit einer hinlänglichen Quantität von Erdreich; die Erde des ausgegäteten und verfaulten Unkrauts aus den Gärten; der Schutt von Ziegelsteinen und alten Gebäuden; das aus den Scheunbansen ausgeräumte kleine Gemüll, und andere dergleichen außerordentliche Düngungsmittel mehr, machen es bey einem jeden Landwirth möglich, seinen Gartenbau, ohne Nachtheil der Ackerbemistung, zu erweitern. Wollten sich gleich einige dieser Düngungsarten nicht zur Erzeugung der Garten-Früchte schicken, so können sie doch allemahl zu dem Getreide-Bau mit großem Nutzen angewendet werden, und man kann

dagegen

dagegen so viel von dem gewöhnlichen Viehmist an das Gartenwerk wenden. Bey einer solchen Umwechselung der Düngungsarten, kann beydes, der Garten- und der Getreidebau, ohne daß einer durch den andern einen Eintrag leide, gar füglich beysammen bestehen. Es können zwar diese Düngungs-Mittel schon ohnehin dem Acker zu Nutze kommen; allein, da in den wenigsten Wirthschaften darauf gerechnet wird, sondern es bloß ein außerordentlicher und Neben-Vortheil für besonders aufmerksame Wirthe ist: so muß man es auch, der Billigkeit nach, ihrer Willkür, ob sie solchen dem Garten- oder dem Getreidebau widmen wollen, überlaßen.

Soll aus der Erzeugung der verschiedenen Garten-Gewächse und Gartenfrüchte kein bloßer Scheinnutzen, sondern ein wahrer und wesentlicher Vortheil entstehen: so ist vor allen Dingen nöthig, daß dieselben einen zureichenden Absatz haben, auch in einem billigen und verhältnißmäßigen Werthe verloset werden können. Die Menge derselben möge noch so groß, und ihre Beschaffenheit so vortrefflich seyn, wie sie will, so wird doch aus allen daran verwandten Kosten nicht der geringste Nutzen erwachsen, wenn es an hinreichenden Abnehmern und einem verhältnißmäßigen Preise fehlt. Bey Bestimmung des nutzbaren Gartenbaues muß also nothwendig die Lage des Ortes und der Gegend in Betrachtung gezogen werden. Daß auf Landgütern, die nahe an einer volkreichen Stadt belegen sind, der nutzbare Gartenbau doppelt rathsam sey, davon können die bey Berlin und andern dergleichen großen Städten liegenden Dörfer zum Beyspiel dienen; und in einer solchen vortrefflichen Lage kann auch ein bloß durch bare Ausgaben erzwungener Gartenbau einen wahren Nutzen gewähren.

Zwar können nicht alle Landgüter dergleichen glückliche und vortheilhafte Lage haben; indessen giebt es doch in allen Ländern und Provinzen mittelmäßig bevölkerte Städte, wodurch den Gartenfrüchten auf den nächstbelegenen Landgütern ebenfalls ein guter Absatz und billiger Preis verschaffet wird. Auch hier ist die mehrere Anbauung der Gartengewächse als eine wirklich nützliche Sache anzurathen. Kann gleich daselbst nicht

so viel, als in den großen Hauptstädten, davon verloset werden, so wird doch allemahl ein verhältnißmäßiger Nutzen herauskommen.

Nicht allein aber große und volkreiche Städte ziehen einen reichlichen Absatz von allerhand Gartenfrüchten nach sich, sondern es kann auch solches durch gewisse ganze Gegenden, in welchen das Klima keinen hinreichenden Gartenbau erlaubet, geschehen. Zum Beyspiel hiervon dient das schlesische Gebirge. Einem Jeden, der das Herzogthum Schlesien kennt, ist bekannt, in was vor einer Menge das auf dem platten Lande erzielte Gartengewächs in den benachbarten Gebirgörtern abgesetzt wird. Denn, da in dem Gebirge der spät eintretende Frühling, und der sich zeitig einstellende Winter, die nöthigen Gartenfrüchte weder in gehöriger Menge noch in erforderlicher Güte zu erzeugen erlauben: so müssen die dortigen Einwohner das darunter benöthigte in den benachbarten Gegenden suchen und kaufen.

In dem Innern der Provinzen aber, und auf Landgütern, welche bloß mit kleinen Landstädten, die schon vorhin mit eigenem Gartenwerk genugsam versorgt sind, umgeben sind, große und weitläuftige Gärten, in der Absicht, einen baren Nutzen davon zu ziehen, anzulegen, ist eine wahre wirthschaftliche Thorheit. Die Nothwendigkeit des Gartenbaues bleibt zwar auch daselbst einerley, in Ansehung der Nutzbarkeit aber fällt dieser Wirthschaftstheil an solchen Orten ganz hinweg.

Die Absicht eines Gartens ist sowohl, zur Nahrung dienliche fremde oder ausländische Pflanzen durch sorgfältige Wartung unter unserm Himmelsstriche zu erziehen, als auch einheimische wild wachsende Gewächse durch Fleiß und sorgfältigen Bau zu veredeln. Gartenfrüchte müssen daher sorgfältiger gepfleget werden, als Feldfrüchte; der Boden muß sorgfältiger gewählet, mehr bearbeitet und besser gedünget werden. Man bearbeitet ihn durch Graben, u. s. f. Man dünget ihn mit guten alten Thiermist, Holzerde u. d. gl. Zu sehr zarten Gewächsen sind Mistbeete, und im Winter Gewächshäuser nöthig. Die Gewächse müssen bey einfallender Dürre begossen, und einige vor allzustarker Hitze verwahret werden. Durch diese und andere Mittel

tel wird die Absicht erreicht, einheimische Gewächse zu veredeln, und der Lüsternheit schmackhafter zu machen, und ausländische, an ein milderes Klima gewöhnte Gewächse fortzupflanzen. Die Fortpflanzung geschieht bey den meisten durch den Samen; bey einigen mit mehrern Vortheil durch Keime und Ableger. Die jungen Pflanzen werden versetzt; nur leiden solches nicht alle, z. B. nicht die mit spindelförmigen oder knolligen Wurzeln.

Die vornehmsten bey uns gangbaren **Gartengewächse**, welche zur Nahrung der Menschen gebauet werden, sind: 1) **Kohlgewächse**, deren Blätter und zarte Stängel gekocht zur Speise dienen. Diese werden in ein gedüngtes Land gesäet, und hernach verpflanzt. Dahin gehören: der weiße und rothe Kopfkohl, der Savoyerkohl, der Braunkohl, der Blumenkohl, der Broccoli, und der Kohlrabi, mit seinen eßbaren Knollen über der Wurzel; ferner der Spinat, die Melde, und die Winterkresse. 2) **Wurzelgewächse**, deren Wurzeln eßbar sind, und welche entweder spindelförmige oder knollige Wurzeln haben. Sie erfordern ein warmes, sandiges, das Jahr vorher gedüngtes, zuweilen auch ein feuchtes Land. Dahin gehören: die Möhren oder Carotten, mit ihren Unterarten, die Rüben, Pastinaken, Zuckerwurzeln, Petersilie und Sellerie, der Kümmel, so fern er durch die Wartung eßbare Wurzeln bekommt, die Rübenrapunzel, die Scorzonere, Haferwurzel, der Mangold oder die Beete mit ihren Unterarten, die Rettige und Radießchen, die Kartoffeln, Erdäpfel und Erdnüsse. 3) **Zwiebelgewächse**, mit eßbaren Zwiebeln, welche theils durch den Samen, theils durch Zertheilung und Versetzung der Zwiebeln fortgepflanzet werden. Man hat davon: die gemeine Zwiebel, den Knoblauch, die Rocambole, die Schalotte, den Porree, den Perllauch, den Schnittlauch, und den Johannislauch. 4) Sa-

latgewächse, deren Blätter ungekocht mit Essig und Oehl gegessen werden. Dergleichen sind: der gewöhnliche Salat oder Lattich mit seinen Unterarten, die Rapunzel, die Kresse, die Cichorie, und die Endivie. 5) **Hülsenfrüchte**, deren eßbare Samen in Hülsen wachsen. Diese sind: die Faseolen oder Vitsbohnen mit ihren Unterarten, die großen oder Feld-Bohnen, die Erbsen und Linsen mit ihren Unterarten, wovon auch einige auf den Feldern als Feldfrüchte gebauet werden. 6) **Aepfelkräuter**, deren äpfelförmige fleischige Samencapseln eßbar sind. Diese sind: der Kürbiß, die Gurke, und die Melone. 7) **Spargel-Kräuter**, deren erste hervorkeimende Wurzelsprossen gegessen werden. Dahin gehört vornehmlich der Spargel. Auch die Hopfenkeime werden auf diese Art gegessen. 8) **Blumenfrüchte**, mit eßbaren Blumenboden, wovon wir nur die Artischocke und die Cardone haben, obgleich manche andere Pflanzen auf diese Art genutzet werden könnten, z. B. die Sonnenblume, die Wegedistel, die Eberwurz ꝛc. 9) **Beerenkräuter**, welche ihrer eßbaren Beeren wegen gebauet werden. Von dieser Art ist besonders die Erdbeere. Andere Arten, als: Johannis- Stachel- Himbeeren ꝛc. gehören zu den Stauden. 10) **Gewürzpflanzen**, welche nicht sowohl zur Speise, als vielmehr zur Würzung derselben dienen. Unsere Gärten liefern deren eine große Menge, die aber, seitdem die hitzigen und schädlichen ostindischen Gewürze unsern Gaumen verderbt haben, zum Theil sehr herab gewürdiget worden. Es sind: der Majoran, der Kerbel, der Dill, der Anieß, der Senf, der Coriander, der Schwarzkümmel, das Basilien, die türkische Melisse, das Löffelkraut, die Borragen, der Portulak, der Fenchel, der Kümmel, das Pfefferkraut, der Thymian, der Dragun, der Beyfuß, der Sauerampf, die Tripmadam, die Melisse, der Isopp, die Krausemünze, der Poley, der Wermuth,

der

der Rainfarren, der Meerfenchel, die Pimpinelle, die Salbey, die Raute, die Stabwurz, der Lavendel, der Rosmarin u. ſ. f.

Die meiſten dieſer Gewächſe ſind ausländiſche, welche die Lüſternheit aus einem fremden Himmelsſtriche unter den unſrigen verpflanzt hat. Indeſſen haben wir eine Menge einheimiſcher, welche bey uns wild wachſen, und deren Theile eine geſunde und nahrhafte Speiſe gewähren könnten, und in manchen Ländern wirklich gewähren, wenn ſie durch fleißige Wartung veredelt würden. Hier iſt ein kleines Verzeichniß derſelben: Als **Kohlgewächſe**: die Ochſenzunge, die Schlüſſelblume, die Ackerwinde, der weiße Gänſefuß, die Bärenklau, der Gerſch (Aegopodium *Linn.*), die taube Neſſel, die Schweinskreſſe, die Bitterkreſſe, der Hederich, der Ackerſenf, das Saukraut (Hypochœris *Linn.*), die Sumpfdiſtel, das Kratzkraut (Cnicus *Linn.*), die Wege- oder Bergdiſtel (Onopordon), die Neſſel, die Zaunrübe, der breite Wegerich u. ſ. f. Als **Wurzelgewächſe**: die Queke, das Beinwell, das Schweinsbrod (Cyclamen *Linn.*), der Kälberkropf, der Wegetritt, die knollige und ſchwarze Erve (Orobus tuberoſus und niger *Linn.*), der Bocksbart, die große Bergklette, die Eberwurz, das Knabenkraut, das Pfeilkraut, die doldenförmige Vogelmilch (Ornithogalum umbellatum *Linn.*). Als **Salatgewächſe**: der große Baldrian, der Scharbock (das Feigwarzenkraut, Ranunculus Ficaria *Linn.*), die Schweinskreſſe, die Gänſediſtel. Als **Spargelkräuter**: der [illegible] Heinrich, die Mannstreu (Eryngium *Linn.*), u. ſ. f.

Die ſogenannten **Küchen- Kraut- Kohl- oder Krätzgärten**, Fr. Jardin potager, ſind beſtimmt, uns mit Unterfrüchten, oder Küchenkräutern und Wurzelwerk, zur Ernährung der Menſchen und des Viehes zu verſorgen. Die Beſtellung der Küchengärten iſt dermaßen bekannt, daß man wenig Bauerweiber antrifft, die

sich hierin nicht einer Geschicklichkeit rühmen sollten, welche man ihnen auch nicht durchgängig absprechen kann. Eine ganz andere Frage aber ist es: ob die Gärten nach vernünftigen Maßregeln bestellet, ob die am reichlichsten lohnenden und am besten abzusetzenden Gewächse, in gehöriger Menge und auf die vortheilhafteste Art erbauet, die weniger vortheilhaften hingegen nur zur Nothdurft, in der Haushaltung, erzogen werden?

Zuvörderst ist sowohl bey den Küchen- als auch Obst-Gärten, ein für jede Fruchtart sich schickendes Erdreich nöthig. Indessen hat ein Garten, welcher unmittelbar hinter dem herrschaftlichen Hause, oder doch in der Nähe desselben, angebracht ist, aus mancherley Ursachen einen großen Vorzug; nicht der bloßen Annehmlichkeit wegen, die einem Gutsbesitzer dadurch zuwächst, sondern wegen wahrer, und in das Wesentliche der Landwirthschaft einschlagender Vortheile. Daß der Gutsherr einen nahe liegenden Garten öfter, als einen entfernten, besuchet und besuchen kann, ist ganz natürlich. Ein nur etwas munterer und an dem Gartenwesen Vergnügen findender Landwirth bringt seine von andern wichtigern Wirthschaftsgeschäften ledige Stunden in einem nahe belegenen Garten zu, bey welcher Gelegenheit manche Unordnungen entdecket, und verschiedene nützliche und gute Dinge angeordnet werden. Dieser öftere Gartenbesuch fällt bey einem entfernt liegenden gemeiniglich hinweg, indem der durch die Besorgung anderer Wirthschaftsgeschäfte schon ermüdete Landwirth sich dieses Vergnügens unter solchen Umständen weit seltener theilhaftig machen, und folglich seinen Gartenbau nicht so genau beobachten kann. Wenn der Gärtner mit seinen ihm zur Hülfe gegebenen Arbeitern die Herrschaft in der Nähe weiß, und ihr Fleiß oder ihre Saumseligkeit öfters schon aus den Fenstern übersehen werden kann: so ist kein Zweifel, daß die

Gar-

Gartengeschäfte dadurch einen weit hurtigern Betrieb bekommen, da hingegen bey einer entfernten Lage der Gärten die Hälfte der Zeit sowohl von dem Gärtner, als den bestellten Arbeitern, in Müßiggang zugebracht wird. Endlich sind auch die entfernten Gärten den auf dem Lande in Ansehung der Eßwaaren so gewöhnlichen Diebereyen weit mehr, als diejenigen, welche unter einer beständigen herrschaftlichen Beobachtung liegen, ausgesetzt. Die Obstgärten befinden sich hierbey in doppelter Gefahr.

Wenn es aber, bey Anlegung eines Küchengartens, weder der Raum noch die übrigen Wirthschafts-Umstände verstatten wollen, daß derselbe unmittelbar hinter dem herrschaftlichen Wohnhause angeleget, und dadurch die so eben angezeigten Vortheile verschaffet werden können: so ist doch wenigstens ein solcher Platz dazu zu erwählen, welcher an und vor sich eine geschickte, und den Küchengewächsen, die darin erzeuget werden sollen, gemäße Lage und Beschaffenheit hat.

Ein tauglicher Küchengarten muß weder zu hoch, noch zu tief liegen; denn die gar zu große Trockenheit sowohl, als auch übermäßige Feuchtigkeit, ist den darin zu erzielenden Gewächsen schädlich. Man erwähle, so viel als möglich, einen vollkommen ebenen Platz, auf welchem weder Anhöhen noch Niederungen angetroffen werden, dazu. Es sind solche Ebenen nicht allein nicht so vielen innern Fehlern, als die Anhöhen und Niederungen, ausgesetzt, sondern man erspahrt auch dabey, in Ansehung des bey einer ungleichen Ober-Fläche nöthigen, hier aber wegfallenden Planierens, viele Kosten. Vor allen Dingen hüte man sich, seinen Garten an einem nassen Orte und in einem Quellgrunde anzulegen; denn diese Lage ist für alle Arten der Gartengewächse höchst schädlich. An frühzeitige Erzeugung der Gewächse in einem solchen Garten ist fast gar nicht zu denken, indem das Erdreich selten vor den May zum

Gra-

Graben und Zubereiten trocken genug ist. In dürren Jahren widersteht zwar ein solcher Garten der übermäßigen Trockenheit mehr, als andere, und es dürfen die darin gepflanzten Gewächse nur selten begossen werden; in nassen Jahren hingegen ist derselbe fast ganz unbrauchbar, weil die stets in dem Erdreiche hangende Nässe das Wachsthum der Pflanzen mehr, als die stärkste Dürre, hindert.

Hat das naßartige Wesen bloß in der niedrigen Lage des Ortes seinen Ursprung, so kann solches zwar durch Erhöhung und Ueberfahrung mit anderm Erdreiche einiger maßen wieder verbessert werden; indessen verursachet dieses doch, wenn man einen andern Platz dazu hätte bestimmen können, unnöthige Kosten. Sind aber in dem Grunde des Gartens selbst Quellen verborgen, so kann der Sache schwerlich abgeholfen werden.

Bey Anlegung eines jeden, und also auch eines Küchengartens, ist dahin zu sehen, daß derselbe seine Lage gegen Mittag bekomme, damit er von der erwärmenden und alles belebenden Sonne überall getroffen werden könne. In dürren Sommern scheint zwar die brennende Sonne den Gartengewächsen öfters mehr Schaden, als Vortheil, zu stiften, indem sie theils verwelken, und theils in ihrer Art klein bleiben; allein es gehört dieses zu den außerordentlichen Fällen, welche keinen Grund zu allgemeinen Regeln abgeben können; und hiernächst ist auch das Verwelken und Kleinbleiben der Gartengewächse in dürren Sommer nicht sowohl eine Wirkung der Sonnenhitze, welche niemahls schädlich ist, sondern es rührt solches vielmehr von dem Mangel des Wassers und der nöthigen Feuchtigkeit, und von dem unterlaßenen Begießen, her. Soll daher das so nöthige Gartengeschäft des Begießens ohne viele Kosten und mit einer gewissen Bequemlichkeit geschehen: so ist schon bey Anlegung darauf Rücksicht zu nehmen, ob auch in der Nähe genugsames Wasser, womit die Gewächse bey langem Ausbleiben des Regens begossen und erfrischet werden können, vorhanden sey.

Die

Die Natur biethet hierzu nicht immer die Hand, und man muß sich auch, um keine nasse und quellgründige Oerter zu wählen, dabey wohl in Acht nehmen. In Gegenden, wo Teiche und Sümpfe in der Nähe sind, hat man allemahl schädliche Quellen zu befürchten. Man würde daher, wenn man diesen Umstand nicht wohl vorher prüfet, gar leicht durch Vermeidung eines kleinen Uebels in ein noch größeres gerathen. Ist man aber durch eine angestellte Untersuchung, hierunter keine Gefahr zu laufen, überzeugt, so gereicht es zu einer ganz besondern Bequemlichkeit, wenn die Anlage des Gartens dergestalt eingerichtet werden kann, daß der vorhandene Teich in die Mitte desselben zu liegen komme, weil alsdenn die, zumahl in großen Gärten, vielen Zeitverlust, Mühe und Kosten verursachende Arbeit des Begießens in allen Stücken sehr erleichtert wird. Sollte aber dieses durch die natürliche Lage zu erzwingen nicht möglich seyn: so muß man auf andere bequeme Mittel, seinem Garten das nöthige Wasser zu verschaffen, bedacht seyn. Kann man gleich nicht durch Teiche und andere Behältnisse das benöthigte Wasser in den Garten bringen, so ist doch solches durch Brunnen und Plumpen gar wohl möglich. Die Kunst unserer heutigen Brunnengräber ist so weit gestiegen, daß sie das Wasser, und wenn es auch noch so tief läge, finden und durch geschickt angebrachte Plumpen herauf bringen können. Kann dieses gleich nicht ohne Kosten geschehen, so gehören diese doch mit dem größten Rechte zu den nothwendigen und unumgänglichen Ausgaben. Entweder der ganze Gartenbau muß unterbleiben, oder es muß zur Anschaffung des benöthigten Wassers die erforderliche Verfügung getroffen werden.

Daß ein solcher Brunnen, um mehrerer Bequemlichkeit willen, in der Mitte des Gartens anzubringen sey, versteht sich von selbst. Da auch die Erfahrung lehret, daß das aus den Plumpen oder Brunnen frisch

herauf

herauf kommende Wasser sehr viele Kälte an sich hat, und zum unmittelbaren Gebrauche des Begießens der Gewächse untauglich ist: so muß bey einer Garten-Plumpe entweder ein großes Faß befindlich seyn, worin man das eingeplumpte Wasser, ehe es zum Begießen gebraucht wird, einige Stunden stehen läßt, damit es die Brunnenkälte verliere, oder aber, man läßt sich auf die im IV Th. S. 143 angezeigte Art eine Cisterne anlegen. Will man die Sache, besonders bey lange anhaltender Dürre, noch mehr verbessern, so darf man nur unter das in dem vorgedachten Fasse befindliche Wasser von Zeit zu Zeit etwas kurzen Schweinemist mischen, und diese Masse bey dem Begießen jederzeit fleißig umrühren. Durch dieses Mittel wird nicht allein den Pflanzen die nöthige Feuchtigkeit und Erfrischung mitgetheilt, sondern es werden dadurch auch zugleich die Nahrungssäfte, welche ihnen durch die starke Sonnenhitze entzogen sind, wieder ersetzet.

Bey einem großen und weitläuftigen Gartenbau, wo der dazu bestimmte Platz zuweilen 8 bis 12 magdeb. Morgen beträgt, ist ein einziger Brunnen oder Plumpe, wenn sie gleich in der Mitte des Gartens angebracht worden, nicht hinreichend, die mit dem in dürren Zeiten nöthigen Begießen der Gewächse verknüpften Beschwerlichkeiten völlig zu heben. Gesetzt, der Garten liege in einem Quadrat, so nehme man ferner an, daß derselbe wieder in 4 gleiche Quadrate abgetheilt sey, und ein jedes dieser Quadrate eine vierfache gleiche Eintheilung habe. Dieser Einrichtung nach bestünde also der ganze Garten in 4 Haupttheilen, und ein jeder derselben hätte wieder seine besondere 4 Theile. Um sich nun in einem Garten von einem so weiten Umfange die nöthige Bewässerung der Gewächse noch möglicher und bequemer zu machen, müßte man sich in einem jeden Viertel desselben ein eigenes Wasserbehältniß, es geschehe solches durch Röhren von dem in der Mitte befindlichen Brunnen, oder durch eigene in einem jeden Quartier angebrachte Plumpen zu verschaffen suchen.

Da auch, wenn ein Beet nach dem andern bloß mit der gewöhnlichen Gießkanne benetzet werden soll, der Nähe des Wassers ungeachtet, durch das öftere Hin- und Hergehen und das be-

Die Natur biethet hierzu nicht immer die Hand, und man muß sich auch, um keine nasse und quellgründige Oerter zu wählen, dabey wohl in Acht nehmen. In Gegenden, wo Teiche und Sümpfe in der Nähe sind, hat man allemahl schädliche Quellen zu befürchten. Man würde daher, wenn man diesen Umstand nicht wohl vorher prüfet, gar leicht durch Vermeidung eines kleinen Uebels in ein noch größeres gerathen. Ist man aber durch eine angestellte Untersuchung, hierunter keine Gefahr zu laufen, überzeugt, so gereicht es zu einer ganz besondern Bequemlichkeit, wenn die Anlage des Gartens dergestalt eingerichtet werden kann, daß der vorhandene Teich in die Mitte desselben zu liegen komme, weil alsdenn die, zumahl in großen Gärten, vielen Zeitverlust, Mühe und Kosten verursachende Arbeit des Begießens in allen Stücken sehr erleichtert wird. Sollte aber dieses durch die natürliche Lage zu erzwingen nicht möglich seyn: so muß man auf andere bequeme Mittel, seinem Garten das nöthige Wasser zu verschaffen, bedacht seyn. Kann man gleich nicht durch Teiche und andere Behältnisse das benöthigte Wasser in den Garten bringen, so ist doch solches durch Brunnen und Plumpen gar wohl möglich. Die Kunst unserer heutigen Brunnengräber ist so weit gestiegen, daß sie das Wasser, und wenn es auch noch so tief läge, finden und durch geschickt angebrachte Plumpen herauf bringen können. Kann dieses gleich nicht ohne Kosten geschehen, so gehören diese doch mit dem größten Rechte zu den nothwendigen und unumgänglichen Ausgaben. Entweder der ganze Gartenbau muß unterbleiben, oder es muß zur Anschaffung des benöthigten Wassers die erforderliche Verfügung getroffen werden.

Daß ein solcher Brunnen, um mehrerer Bequemlichkeit willen, in der Mitte des Gartens anzubringen sey, versteht sich von selbst. Da auch die Erfahrung lehret, daß das aus den Plumpen oder Brunnen frisch

herauf

auszehrenden Nordwinden ausgesetzt sind. **Eine Hauptregel bey Anlegung eines Gartens ist es daher, daß man demselben eine solche Lage zu geben suchen müsse, in welcher er gegen die Nordwinde gedecket wird.** Erlauben es die Umstände, daß solches durch vorliegende Gebäude geschehen kann, so ist dieses freylich der sicherste und bequemste, auch wohlfeilste Weg, indem alsdenn zur Erhaltung dieser Absicht keine besondere Kosten angewendet werden dürfen. Ist aber dergleichen nicht möglich zu machen, so muß man auf andere Mittel, das Eindringen der Nordwinde abzuhalten, bedacht seyn. Eine hohe Mauer oder hoch gezogene Hecke kann zwar etwas dazu beytragen, gänzlich aber wird dieses Uebel dadurch doch nicht gehoben werden, indem die hochgehenden Winde dennoch immer den größten Theil des Gartens überstreichen können. Am vollkommensten erreicht man hierunter seine Absicht, wenn man die äußere Seite des Gartens mit hochstämmigen Linden, Büchen und andern Bäumen bepflanzet.

Daß die Umgebung des Gartens an der äußern Seite mit hochstämmigen Bäumen gegen Norden nicht allein nützlich, sondern auch nothwendig sey, erhellet aus Vorstehendem ganz unwidersprechlich. Ob aber dieses auch in Ansehung der übrigen Himmelsgegenden rathsam sey, scheint einigem Zweifel, wenigstens gewissen Einschränkungen, unterworfen zu seyn.

Alle Gewächse und Früchte verlangen einen freyen Zutritt der Luft und ein gewisses Durchstreichen derselben. Die Erfahrung lehret, daß schon ein Getreidefeld, welches von Wäldern eingeschlossen ist, bey weitem nicht so viel an Körnern, als ein anderes frey liegendes, bringe. Eine gleiche Bewandniß hat es mit den Gartengewächsen; und es scheint daher, als wenn die Umschließung des Gartens mit hochstämmigen Bäumen, außer der Nordseite, eher schädlich, als vortheilhaft wäre. Allein, man muß unter dem nöthigen Zugange und Durchstreichen der Luft, und unter dem Abhalten der Heftigkeit des Windes, billig einen Unterschied machen. Das erstere muß, als nützlich und nothwendig, niemahls gehindert werden; das zweyte aber ist, aus welcher Gegend der Wind auch wehen mö-

ge,

beſtändige Eingießen des Waſſers in den Sprengkrug, ſehr viele Zeit erfordert wird, das Begießen aber, wofern es nicht mehr ſchädlich, als nützlich, ſeyn ſoll, nur in den frühen Morgen- oder ſpäten Abendſtunden geſchehen kann: ſo iſt das beſte Mittel, einen Garten in kurzer Zeit, und mit weniger Mühe, ſo ſtark als man will, anzufeuchten, daß man ſich blecherner Hand-Spritzen, welche oben mit einem kleinen ledernen Schlauche verſehen ſind, und daher allenthalben, wohin man das Waſſer haben will, gerichtet werden können, bediene. Eine ſolche Spritze darf nur in einen Zober mit Waſſer in der Mitte eines jeden Quartiers geſetzet, und der Zober ſtets mit Waſſer unterhalten werden, ſo wird man aus Einem Standpuncte alle 4 Abtheilungen eines ſolchen Quartiers völlig überreichen, und die darauf befindlichen Gewächſe mit der erforderlichen Quantität Waſſer verſehen können. Es kann vermittelſt derſelben das Waſſer, 25 bis 30 Schritt weit getrieben werden; und wenn ſie dergeſtalt gerichtet wird, daß das Waſſer einen Bogen macht, ſo breitet ſich daſſelbe aus, und fällt wie ein Regen auf die Gewächſe nieder. Durch dieſe Erfindung ſind 3 Perſonen, in kurzer Zeit einen großen Garten von etlichen Morgen gehörig und hinlänglich anzufeuchten, im Stande. Die eine Perſon plumpet oder ſchöpfet Waſſer in den Zober, worin die Spritze ſteht, damit ſolche in beſtändigem Gange bleiben könne. Die zweyte zieht den in der Spritze befindlichen Stämpel, welcher zu ſolchem Ende mit einer Handhabe verſehen iſt, auf und nieder. Die dritte aber, welche billig der Gärtner ſelbſt ſeyn muß, dirigiret den Schlauch, um das Waſſer dahin zu bringen, wo es nöthig iſt. Die beyden erſtern werden ſich, wenn die Sache geſchwinde fortgehen ſoll, öfters abwechſeln müſſen, indem das Ziehen des Stämpels eine ſchwere Arbeit iſt, die, ohne dazwiſchen zu ruhen, von Einer Perſon nicht lange fortgeſetzet werden kann. Uebrigens wird ein Jeder von ſelbſt einſehen, daß dieſe Methode nur alsdenn, wenn entweder der ganze Garten, oder ein Quartier deſſelben, das Begießen nöthig hat, füglich Statt finden könne. In ſolchen Fällen aber, wo nur einzele Beete oder beſondere Gewächſe angefeuchtet werden dürfen, wird der Gebrauch der gewöhnlichen Gießkannen noch immer der ſicherſte bleiben.

So vortheilhaft den Gartengewächſen der freye und ungehinderte Zufluß der Sonnenwärme iſt, ſo ſchädlich iſt es ihnen hingegen, wenn ſie den kalten und alles aus-

nem Gebiethe einen Platz mit einem hochliegenden schwarzen Boden: so hat man denselben unter Voraussetzung der übrigen zu einer richtigen Gartenlage erforderlichen Umstände, allerdings zu wählen. Hierbey muß man sich aber in Acht nehmen, daß man sich nicht durch den bloßen Anschein verleiten laße, zu den anzulegenden Gärten einen Torf- oder Mohrgrund zu bestimmen. Dem äußern Ansehen nach hat derselbe mit den übrigen schwarzen Erdarten eine große Aehnlichkeit; und in den ersten Jahren kommen auch die darin gezogenen Gewächse sehr wohl fort, in der Folge aber zeigt es sich, daß man hierunter eine sehr schlechte Wahl getroffen habe, und man nimmt nicht selten wahr, daß ein solches Erdreich zum Gartenbau eben so wenig geschickt, als der bloße Sand, sey. Auch wird man schon in den ersten Jahren, wo sich der Torfgrund noch besonders fruchtbar erzeigt, und dadurch seinen Eigenthümer gewissermaßen verblendet, bey einer genauen Aufmerksamkeit gewahr werden, daß die darin erzeugten Früchte bey weitem nicht den Geschmack, noch die Festigkeit und Dauerhaftigkeit derjenigen, die in einem tüchtigen Gartenboden gewachsen sind, an sich haben.

Ob man gleich den schwarzen Torfgrund gemeiniglich nur in den niedrigen, an Strömen und Flüssen belegenen Gegenden anzutreffen pfleget: so eräugnet sich doch auch zum öftern, daß sich dergleichen auf den Höhen findet. Wenn nun ein Unwissender, der die übeln Eigenschaften und Folgen des Torfgrundes nicht genau kennt, sich durch den bloßen äußern Schein gar nicht verleiten laßen kann, seinen Garten daselbst anzulegen, so wird die deshalb gegebene Erinnerung und Warnung nicht ohne Nutzen seyn. Der Torfgrund kann zwar durch Vermischung mit Sand und anderm Erdreich gar sehr verbessert, und auch zur Erzeugung der Gartengewächse geschickter gemacht werden; allein, die Eigenschaften, welche ein in der Höhe liegender fester Boden an sich hat, wird er zu dieser Absicht nie erhalten, und die in demselben erzeugten Gewächse werden jederzeit verhältnißweise schlechter seyn.

Da fast eine jede Gewächsart ihr eigenes Erdreich erfordert, so wäre zu wünschen, daß zu einem Küchengarten ein solcher Platz erwählt werden könnte, welcher alle Arten von Erdreich in sich enthielte, damit alle zu erzeugende Gartenfrüchte den ihrer Natur gemäßen Boden bekommen könnten. Da aber, so abwechselnd auch die verschiedenen Erdarten sind, der Wunsch, in einem so kleinen Bezirke, als zu einem Garten erfordert wird, alle Gattungen desselben beysammen zu bekommen, meistentheils vergebens ist: so müssen wir uns nur um ein solches Erdreich, welches zu allen Gartengewächsen tauglich, oder durch eine gehörige Zubereitung dazu tüchtig zu machen ist, bekümmern. Ungeachtet nun ein hochliegendes und von allen naßartigen Eigenschaften befreytes, schwarzes Erdreich, gedachter maßen hierzu das beste und geschickteste ist: so ist doch auch nicht zu läugnen, daß ein unter einer proportionirten Vermischung aus Lehm und Sand bestehender Boden demselben fast gleich komme, ja, bey vielen Gartengewächsen, besonders dem Wurzelwerk noch wohl gar einen Vorzug habe. Diese Vermischung macht den, in vielen Stücken, auch selbst dem Getreidebau, vorzüglichen Mittelboden aus; und es kann derselbe, wenn ihm, durch eine hinlängliche Düngung, die gehörige Fettigkeit, die er weit leichter, als eine andere weniger vermischte Erdart, annimmt, gegeben wird, zu allem gebraucht werden.

Indessen hat man, bey Anlegung eines Küchengartens, nicht bloß und allein die Oberfläche des Erdbodens zur Richtschnur anzunehmen. Denn, da ein jener neu anzulegender Garten, wie weiter unten zeigen werde, einige Fuß tief violet werden muß, so kommt es mehr auf die Unterlage des Erdreichs, als die Oberfläche desselben, an. Man muß daher, ehe man den Platz zu einem neu anzulegenden Küchengarten bestimmet, zuvörderst die Beschaffenheit der Unterlagen des

Erdbodens, entweder vermittelst eines Erdbohrers, oder durch Nachgraben untersuchen. Ein schwarzer Boden wird sehr selten 3 Stiche tief liegen, und also hierauf, bey Anlegung eines neuen Gartens, wenig Rechnung zu machen seyn. Findet man aber eine Schicht Lehm und eine Schicht Sand, so kann man einen solchen Ort ohne Bedenken zum Gartenbau bestimmen. Niemand hat sich also dadurch, wenn er gleich in der untersten Lage, oder bey dem dritten Stiche, Sand antrifft, abschrecken zu laßen. Denn, besteht nur die Oberfläche, und das bey dem zweyten Stiche herausgebrachte, in einem festen und lehmigen Erdreiche, so schadet der zu unterst befindliche Sand so wenig, daß vielmehr eben dadurch die richtige, zu einem tüchtigen Garten-Erdreiche erforderliche Vermischung zuwege gebracht wird. Kommt gleich bey dieser Lage der Erdschichten der Sand unter dem Riolen oben auf, so wird derselbe doch schon in dem ersten Jahre, theils durch das Planieren der bey dem Riolen aufgeworfenen Gräben, und theils durch das Umgraben, mit dem festen Erdreiche vermenget; und in den folgenden Jahren geschieht solches bey der fernern Bearbeitung des Gartens noch in einer vollständigern Art, am allervollkommensten aber, wenn das Gartenland zum zweyten und dritten mahl von neuem riolet wird.

Zuweilen wird in den Unterlagen ein eisenschüssiges Erdreich angetroffen. Dieses ist überhaupt zum Fruchttragen, besonders aber zum Gartenbau, völlig untauglich.

Nachdem die untern Schichten des Erdreichs gehörig geprüfet und tüchtig befunden worden, ist das Erste, was man bey Bearbeitung eines neu anzulegenden Küchengartens zu thun hat, daß das dazu bestimmte Erdreich in gehöriger Tiefe riolet werde. Je tiefer solches geschehen kann, desto besser und vortheilhafter ist es; doch muß dabey jederzeit die Beschaffenheit der untern Erdschichten mit in Betrachtung gezogen

zogen werden. Wenn diese keine Hindernisse in den Weg legen, so muß das Riolen wenigstens 3 Fuß tief geschehen; findet man aber unten zu viel Sand, oder gar eine eisenmohrige Erde, so sind 2 bis 2 ½ Fuß hinlänglich. Die beständige Gegenwart eines verständigen und erfahrnen Gärtners ist hierbey besonders nöthig, damit kein untaugliches, oder wohl gar schädliches Erdreich heraufgebracht werde.

Das tiefe Riolen bey Anlegung eines Küchengartens, ist aus verschiedenen Ursachen nöthig. 1) Ein durch und durch aufgelockertes Erdreich kann die Nahrungssäfte sowohl, als auch übrige Feuchtigkeiten, in weit größerer Menge annehmen, und hernach den Pflanzen wieder mittheilen. 2) Viele Gartengewächse, wohin alles Wurzelwerk gehört, sind von der Beschaffenheit, daß sie Fuß tief, und noch weiter, in die Erde hinab gehen, und daher auch in der Tiefe sowohl Platz, als auch Nahrung, zu ihrem Wachsthum finden müssen. Auch so gar die Wurzeln der Obergewächse gehen weit tiefer in das Erdreich, als die von dem Getreide; folglich muß ihnen mehr Gelegenheit, um solches bequem thun zu können, verschaffet werden; und dieses geschieht durch das tiefe Riolen.

Der zu einem Garten bestimmte Platz ist entweder ein ganz neuer, noch niemahls zum Fruchttragen gebrauchter, und also mit Rasen bewachsener Ort, oder sonst ein Stück, welches schon vorhin zum Feldbau angewendet gewesen. Der von der ersten Art, schickt sich in aller Absicht weit besser zum Gartenbau, als der letztere; und besonders in den ersten Jahren, so lange er noch die Eigenschaften eines neuen Landes bey sich führt, wird man dessen großen Vorzug ganz augenscheinlich gewahr werden. Indessen müssen beyde, wenn ein tüchtiges Gartenland aus ihnen entstehen soll, auf vorgedachte Art durchgearbeitet werden. Da diese Arbeit bey einem ungebrauchten und mit Rasen bewachsenen Boden schwerer fällt, als bey der andern Gattung, so muß auch dabey mehrere Behutsamkeit und Vorsicht gebraucht werden. In einem schon unter dem Pfluge oder Grabscheit gewesenen Lande, findet man allent-

halben, sowohl unten als in der Oberfläche, ein mürbes Erdreich; und es ist daher gleichgültig, auf was vor Art solches in die gezogenen Gräben zu liegen kommt. Auf einem beraseten Boden hingegen müssen die Rasen zuvörderst sorgfältig, und zwar nicht zu tief, abgestochen, und hiernächst auch dahin gesehen werden, daß dieselben unten in einer gewissen Ordnung schichtweise ihre Lage erhalten, indem sie sonst, wenn solches nicht gehörig beobachtet wird, bey dem Planieren und Umgraben leicht wieder hervorgezogen werden, wodurch denn die ganze Arbeit verdorben wird.

Das Riolen eines neuen Gartenlandes kann zwar das ganze Jahr durch, so lange es offen Wetter ist, geschehen; der Herbst und Frühling aber sind, weil man alsdenn noch die meiste Zeit hat, dazu am bequemsten. Will man jedoch schon im Frühjahre von dem neu angelegten Garten, ganz oder zum Theil, einen Gebrauch machen, so muß diese Arbeit, so viel möglich, im Herbste vollbracht werden. Denn die Erfahrung lehret, daß das neu riolte und aus der Tiefe heraufgebrachte Erdreich, wenn es nicht vorher eine Zeitlang von Luft und Sonne gehörig durchdrungen und gleichsam beschwängert worden, seine erste Wirkungen gemeiniglich zu versagen, oder doch die sonst natürlicher Weise bey sich führenden Kräfte in weit geringerm Grade zu zeigen pflege.

Nach vollbrachter Arbeit des Riolens, kommt ferner sehr vieles auf ein geschicktes **Planieren der aufgeworfenen Gräben** an. Bey einem zu allen Garten-Gewächsen tüchtigen Lande beruhet, wie bereits bemerkt worden, die Hauptsache auf eine richtige Vermischung der verschiedenen Erdarten. Nun kann es aber nicht so genau hergehen, daß nicht durch das Riolen an einem Orte mehr Sand, und an einem andern wieder mehr Thon und Lehm, aus der Tiefe heraufgebracht wird. Wenn nun solches in der Art, als es heraufgebracht worden, auf der Oberfläche liegen bliebe,

so

ſo würde keine richtige Vermiſchung vorhanden ſeyn. Man muß daher den zu viel heraufgebrachten Sand an denen Orten, wo mehr Lehm oder Thon, als zu einer richtigen Vermiſchung nöthig iſt, und ſo wieder den überflüſſigen Lehm oder Thon da, wo zu viel Sand hingekommen iſt, zu bringen ſuchen; und dieſes kann, unter den Händen eines geſchickten Gärtners, gar füglich bey dem Planieren geſchehen. Wird es hierunter bey der erſten Anlage verſehen, ſo bekommt man, weil die Vermiſchung der Erdarten nicht überall gleich iſt, auch in dem ganzen Garten ein ungleiches Erdreich, ſo daß ſich immer ein Fleck vor dem andern mehr oder weniger fruchtbar erweiſet. Der Grund hiervon iſt gemeiniglich in nichts anderm, als einem ungeſchickten Planieren des Gartenlandes bey dem erſten Riolen, zu ſuchen.

Bey Anlegung eines Küchengartens, iſt das Riolen unſtreitig der die meiſten Koſten verurſachende Theil von allen dazu nöthigen Zubereitungen. Wer dieſe Arbeit für Tagelohn verrichten läßt, dem wird ſie ſehr hoch zu ſtehen kommen; denn ſie iſt an ſich ſehr ſchwer, und wird daher durch Tagelöhner, welche ſchon bey leichten Arbeiten ihre Knochen ſehr zu ſchonen ſuchen, nur langſam von ſtatten gehen. Man thut daher beſſer, wenn man die Arbeit des Riolens Ruthen- oder Morgenweiſe verdinget. Man wird ſolchergeſtalt eher und wohlfeiler zu ſeinem Endzweck kommen; und daß die Arbeit gut und tüchtig verrichtet werde, dafür muß die fleißige Aufſicht des Gärtners Bürge ſeyn.

Nach des gelehrten und berühmten Hrn. Präſid. von Benckendorf Berechnung, welche ſich auf eigene Erfahrung gründet, kann ein magdeburgiſcher Morgen von 180 Quadratruthen berafetes Land, welches 3 gute Stiche tief riolet werden ſoll, wenn die Arbeit verdungen wird, nicht unter 12 Rthlr. geſchaffet werden; iſt aber der zu riolende Platz nicht mit Raſen bewachſen, ſo ſind 10 Rthlr. hinlänglich. Läßt man dieſe Arbeit für Tagelohn verrichten, ſo kommt ſie, aller Aufſicht ungeachtet, mehr als ein Drittel höher zu ſtehen.

Der angegebene Verdungspreis für ein n magdeb. Morgen hat nur alsdenn Statt, wenn das zu riolende Land aus einem feſten

festen Ackererdreiche besteht. In einem torfigen Grunde, dergleichen man besonders an den bey großen Flüssen und Strömen belegenen Oertern antrifft, kann diese Arbeit weit wohlfeiler geschaffet werden. Denn, da der Torf eine sehr leichte Materie ist, und die Gräber mit einem Wurfe dreymahl so viel Torf, als feste Erde, heraufbringen können: so ist es ganz natürlich, daß diese Arbeit nicht allein viel geschwinder von statten gehen, sondern auch weniger Mühe verursachen müsse. In einem torfigen Boden wird also, einen 3 Stiche tief zu riolenden Morgen mit 6 bis 7 Rthlr. zu bezahlen, hinreichend seyn.

Von rechter Nutzung des zu Gartenlande gemachten Gras- oder Feldlandes, st. im 86 und 87 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1768; desgl. im 4 St. des 3 Jahrg. der Wiener. ökon. Samml. a. d. J. 1769, gr. 8. S. 358—370, und 5 St. S. 454—463.

Es ist nicht genug, daß ein Küchengarten richtig angeleget sey, sondern es hat derselbe auch, zur Pflege und Wartung der darin erzeugten Gewächse, eine beständige Bearbeitung nöthig.

Daß zuvörderst ein Garten, wenn er den gehörigen Nutzen bringen soll, in steter guter Düngung unterhalten werden müsse, ist eine aus der Erfahrung bekannte Wahrheit. Ich habe bereits oben, S. 292, erinnert, daß man bey Anlegung eines Gartens jederzeit das Verhältniß seines Viehstandes vor Augen haben müsse, und zugleich einige kleine Vortheile, wodurch man seinem Garten, ohne Verkürzung des Getreidebaues, eine mehrere Bedüngung verschaffen kann, angezeigt. Hier sind noch zwey Puncte, nähmlich: 1) **Wie oft ein Küchengarten, wenn er im guten Stande erhalten werden soll, von neuem gedünget werden müsse?** 2) **Welche Düngungsart für einen Küchengarten überhaupt die beste und zuträglichste sey?** zu bestimmen.

Was vor eine Düngerfressende Sache der Garten-Bau sey, erhellet schon allein daraus, daß auch so gar das neu riolte Land gleich in der ersten Zeit mit hinlänglichem Dünger versehen werden muß, wenn es alle Arten von Gartengewächsen und Früchten tragen soll. Bey dem Getreidebau kann man in einem neu aufgeris-

senen

senen Lande viele Jahre lang den Dünger völlig erspahren; und es trägt dasselbe weit mehrere und bessere Früchte, als ein alter frisch bemisteter Acker. Die Gartenfrüchte aber wollen sich hieran nicht begnügen laßen, sondern erfordern auch in einem neuen Lande Mist und Düngung. Einige Arten von Wurzelgewächsen, als: Mohrrüben, Pastinaken u. d. gl. gerathen in einem neu riolten Lande, in den beyden ersten Jahren, auch noch wohl ohne Düngung. Will man aber Weißkohl, Blumenkohl, Kohlrüben, und andere dergleichen, eine besondere Fettigkeit erfordernde Gewächse darin erzeugen, so muß auch schon in dem ersten Jahre die Düngung dabey mit zu Hülfe genommen werden.

Ueberhaupt verlangen alle Gartengewächse einen fetten und wohlgedüngten Boden; nur mit dem Unterschiede, daß einige davon alle Jahre frischen Dünger erfordern, andere aber mit einem zwey- und nur sehr wenige mit einem dreyjährigen bedüngten Lande fürlieb nehmen. Nach einem gemachten Durchschnitt, in Ansehung der mehr oder weniger Bemistung erfordernden Gartengewächse, kan man, den mit zu den Mist-Beeten nöthigen Mist mitgerechnet, den allgemeinen Satz annehmen, **daß jährlich die Hälfte des Küchen-Gartens frisch gedünget werden müsse.**

Eben so wie die Gartengewächse, in Ansehung der benöthigten öftern Düngung gar sehr unterschieden sind: eben so verhält es sich auch in Ansehung der stärkern und schwächern Düngung. Einige, wohin insonderheit der Weißkohl gehört, können fast nicht Mist genug bekommen, und wollen, dem ungeachtet, fast alle Jahre damit versorgt seyn. Andere hingegen verlangen zwar eine öftere Düngung, die aber ganz schwach und sparsam eingerichtet seyn muß. Eine dritte Gattung ist mit der gewöhnlichen Düngung, so wie sie dem Feldacker gegeben wird, zufrieden.

Wenn man dieſe dreyerley Gattungen von Garten-Gewächſen, in Betrachtung der zu einer jeden erforderlichen Düngermenge, zuſammen nimmt, ſo wird ebenfalls der allgemeine Satz herauskommen, daß im Durchſchnitt auf einen Morgen Gartenland, eben ſo viel Dünger, als auf einen Morgen Feldacker, zu rechnen ſey. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein vernünftiger Gärtner die Vertheilung des Miſtes dergeſtalt einrichten müſſe, daß jede Art von Gewächſen das ihrige davon erhalte.

Aller langer und ſtrohartiger Miſt, iſt zum Gartenbau untauglich; die einzigen Miſtbeete, wozu er allerdings nothwendig iſt, ausgenommen. Denn, ein ſolcher Miſt hat, wegen der öfters zu wiederhohlenden Düngung, nicht Zeit genug, in dem Lande gehörig zu verfaulen, und dem Erdreiche ſeine bey ſich führende Kräfte mitzutheilen. Auch wird von allen Gartengewächſen ein geſchwindes Wachsthum erfordert, und dieſes vornehmlich dadurch befördert, wenn dieſelben ihre Wurzeln nicht allein in der Tiefe, ſondern auch in der Breite gehörig ausdehnen können. Die Natur der Sache aber giebt es von ſelbſt, daß ein langer ſtrohartiger Miſt dieſer Ausbreitung der Wurzeln ſchlechterdings hinderlich ſey. Nicht allein die Wurzelgewächſe können ſolches gar nicht vertragen, ſondern auch alle Arten von Kohlgewächſen werden dadurch in ihrem Wachsthum gehemmet. Eine allgemeine Regel iſt es ſolchemnach, **daß das Gartenland einen kurzen, in Fäulniß gegangenen Miſt erfordere.** Der lange Pferdemiſt iſt zwar in den Miſtbeeten, und bey allen andern Gewächſen, welche mit einer gewiſſen Heftigkeit getrieben werden ſollen, brauchbar und gewiſſermaßen nothwendig, zu dem gewöhnlichen Wachsthum der Pflanzen aber, auch außer den im Vorhergehenden angeführten allgemeinen Urſachen, wegen ſeines allzuſtarken Triebes und flüchtigen Salzes, ſchädlich. Iſt

senen Lande viele Jahre lang den Dünger völlig ersparen; und es trägt dasselbe weit mehrere und bessere Früchte, als ein alter frisch bemisteter Acker. Die Gartenfrüchte aber wollen sich hieran nicht begnügen laßen, sondern erfordern auch in einem neuen Lande Mist und Düngung. Einige Arten von Wurzelgewächsen, als: Mohrrüben, Pastinaken u. d. gl. gerathen in einem neu riolten Lande, in den beyden ersten Jahren, auch noch wohl ohne Düngung. Will man aber Weißkohl, Blumenkohl, Kohlrüben, und andere dergleichen, eine besondere Fettigkeit erfordernde Gewächse darin erzeugen, so muß auch schon in dem ersten Jahre die Düngung dabey mit zu Hülfe genommen werden.

Ueberhaupt verlangen alle Gartengewächse einen fetten und wohlgedüngten Boden; nur mit dem Unterschiede, daß einige davon alle Jahre frischen Dünger erfordern, andere aber mit einem zwey- und nur sehr wenige mit einem dreyjährigen bedüngten Lande fürlieb nehmen. Nach einem gemachten Durchschnitt, in Ansehung der mehr oder weniger Bemistung erfordernden Gartengewächse, kan man, den mit zu den Mist-Beeten nöthigen Mist mitgerechnet, den allgemeinen Satz annehmen, **daß jährlich die Hälfte des Küchen-Gartens frisch gedünget werden müsse.**

Eben so wie die Gartengewächse, in Ansehung der benöthigten öftern Düngung gar sehr unterschieden sind: eben so verhält es sich auch in Ansehung der stärkern und schwächern Düngung. Einige, wohin insonderheit der Weißkohl gehört, können fast nicht Mist genug bekommen, und wollen, dem ungeachtet, fast alle Jahre damit versorgt seyn. Andere hingegen verlangen zwar eine öftere Düngung, die aber ganz schwach und sparsam eingerichtet seyn muß. Eine dritte Gattung ist mit der gewöhnlichen Düngung, so wie sie dem Feldacker gegeben wird, zufrieden.

Gewächse betrifft, so versichert der große praktische Oekonom, Hr. Präs. v. Benckendorf, aus eigener Erfahrung, daß selbige in einer Aschdüngung besonders gut gewachsen und fortgekommen sind. Ueberhaupt ist diese Düngungsart einem Garten niemahls schädlich, sondern jederzeit nützlich. Denn, wenn sie gleich an und für sich selbst zur Beschleunigung des Wachsthums nicht viel beyträgt, so wird sie doch, wenn in dem nächstfolgenden Jahre auf eben denselben Platz wieder ein fetter Mist kommt, durch die Verbindung mit den öhligen Theilen desto mehrere Wirkung zu thun, Gelegenheit haben. Eine Haupteigenschaft der Asche aber ist es, daß sie das Land rein hält, und daß nicht so viel Unkraut darnach wächst, welches sie billig allen Gärtnern vorzüglich beliebt machen sollte.

Nächst der alljährlich nöthigen Düngung, ohne welche kein nutzbarer Gartenbau Statt finden kann, muß ein fleißiger und aufmerksamer Gärtner auch vor allen Dingen für **die Reinigung des Gartens von allem schädlichen Unkraut**, Sorge tragen. Je fruchtbarer ein Boden ist, und je besser er gedünget wird, desto mehr ist derselbe, in Vergleichung gegen ein schlechtes und mageres Land, zum Unkraut geneigt; wie schädlich aber das überhand nehmende Unkraut allen Arten der Gartengewächse sey, und wie oft selbige dadurch in ihrem besten Wachsthum erstücket werden, ist eine bekannte Wahrheit; so bekannt sie aber ist, so oft findet man doch, über die Verabsäumung der dawider dienlichen Mittel sich zu verwundern, Gelegenheit. Was hilft der ganze Gartenbau, wenn zwar viele nützliche und nothwendige Gewächse angeleget, aber nicht gehörig erhalten werden! Die Vertilgung des Unkrautes aber ist es, wodurch das ungestörte Wachsthum der verschiedenen Gartengewächse erhalten und befördert werden kann.

Die

derselbe aber durch die in ihm vorgegangene Gährung von seinen allzu scharfen Salzen befreyt, so kann man ihn mit Recht für die beste allgemeine Gartendüngung, der besondern vorgedachten Ausnahmen unbeschadet, achten.

Die meisten vernünftigen Gärtner halten den aus den Mistbeeten ausgeworfenen Mist für die beste Düngung, weil derselbe alle vorher von einem langen strohartigen Mist angeführte schädliche Eigenschaften nicht mehr an sich hat, und dennoch ein fettes, zur Nahrung der Pflanzen sehr dienliches Wesen bey sich führt. Allein, der zu den Mistbeeten gebrauchte Pferdemist, dessen Masse zumahl durch die in ihm vorgegangene Gährung und Fäulniß gar sehr verringert worden, steht wohl nirgends mit dem übrigen Gartenbau in einem solchen Verhältniß, daß er dazu hinreichend wäre. Die Nothwendigkeit erfordert es daher, daß man sich von dergleichen kurzen Pferdemist die nöthige Menge auf eine andere Art zu verschaffen suche.

Das beste und sicherste Mittel besteht unstreitig darin, daß man so viel Pferdemist, als zu dem Gartenbau gebraucht wird, im Herbste in der Nähe des Gartens zusammen fahren, und ihn daselbst den Winter über gehörig faulen und verwesen (rotten) läßt.

In wie weit der **Teichschlamm** zum Düngen des Gartenlandes nützlich oder schädlich sey, werde in dem demselben gewidmeten Artikel untersuchen. Von dem Gebrauch der **verfaulten Span-Erde**, siehe den Art. **Holz-Erde**.

Von der **Aschdüngung** ist zwar bereits im II Th. S. 518, gehandelt worden; ich gedenke derselben aber hier wieder insbesondere, in wie fern sie für die Gartengewächse dienlich ist. Der Aschdüngung sind die wenigsten Gärtner günstig; sie behaupten, daß dieselbe keine rechte Kraft zum Treiben für die Gewächse besitze. In Ansehung der Kohlgewächse, insonderheit des Weißkohls, ist dieses allerdings wahr, weil selbi- mehr öhlige, als salzige Theile zu ihrer Nahrung [illegible] Wachsthum verlangen. Was aber die Wurzel-

Ge-

Gewächse betrifft, so versichert der große praktische Oekonom, Hr. Präs. v. Benckendorf, aus eigener Erfahrung, daß selbige in einer Aschdüngung besonders gut gewachsen und fortgekommen sind. Ueberhaupt ist diese Düngungsart einem Garten niemahls schädlich, sondern jederzeit nützlich. Denn, wenn sie gleich an und für sich selbst zur Beschleunigung des Wachsthums nicht viel beyträgt, so wird sie doch, wenn in dem nächstfolgenden Jahre auf eben denselben Platz wieder ein fetter Mist kommt, durch die Verbindung mit den öhligen Theilen desto mehrere Wirkung zu thun, Gelegenheit haben. Eine Haupteigenschaft der Asche aber ist es, daß sie das Land rein hält, und daß nicht so viel Unkraut darnach wächst, welches sie billig allen Gärtnern vorzüglich beliebt machen sollte.

Nächst der alljährlich nöthigen Düngung, ohne welche kein nutzbarer Gartenbau Statt finden kann, muß ein fleißiger und aufmerksamer Gärtner auch vor allen Dingen für die Reinigung des Gartens von allem schädlichen Unkraut, Sorge tragen. Je fruchtbarer ein Boden ist, und je besser er gedünget wird, desto mehr ist derselbe, in Vergleichung gegen ein schlechtes und mageres Land, zum Unkraut geneigt; wie schädlich aber das überhand nehmende Unkraut allen Arten der Gartengewächse sey, und wie oft selbige dadurch in ihrem besten Wachsthum erstücket werden, ist eine bekannte Wahrheit; so bekannt sie aber ist, so oft findet man doch, über die Verabsäumung der dawider dienlichen Mittel sich zu verwundern, Gelegenheit. Was hilft der ganze Gartenbau, wenn zwar viele nützliche und nothwendige Gewächse angeleget, aber nicht gehörig erhalten werden! Die Vertilgung des Unkrauts aber ist es, wodurch das ungestörte Wachsthum der verschiedenen Gartengewächse erhalten und befördert werden kann.

Die

Die gewöhnlichen Mittel, das Unkraut unter den Gartengewächsen zu vertilgen, sind fleißiges Gäten (Wieden) und Behacken. Des Gätens, (s. Th. XV, S. 641 — 646) bedient man sich bey den gesäeten, des Hackens aber bey den gepflanzten Gewächsen. Das letztere ist weit leichter, und erfordert wenigere Zeit; das erstere aber ist mühsamer und langweiliger, wiewohl dazu auch Kinder und alte Weiber gebrauchet werden können. Bey beyden Arbeiten ist es eine Haupt-Regel, daß man, ehe man dazu schreitet, das Unkraut nicht zu stark anwachsen, und gar zu sehr zu Kräften kommen laße; denn die Kräfte, welche das Land an das Wachsthum des Unkrauts verschwendet, entgehen natürlicher Weise den gesäeten oder gepflanzten Gewächsen. Je länger man also demselben, ohne an seine Vertilgung zu denken, Zeit läßt, desto schwächer müssen nothwendig die Gewächse und Früchte gerathen. Selten ist die Sache bey dieser Arbeit mit einem mahl abgethan. In nassen Sommern muß solches wohl zwey- bis dreymahl wiederhohlet werden. Ueberhaupt muß ein fleißiger und aufmerksamer Gärtner niemahls das geringste von Unkraut in seinem Garten dulden, sondern, so bald nur das mindeste darin zum Vorschein kommt, auf dessen Ausrottung bedacht seyn.

Es muß zu dieser Arbeit aber auch eine bequeme Witterung gewählet werden, wenn die gehörige Wirkung davon erfolgen soll. Das Gäten ist nach einem kurz vorher gefallenen Regen nicht rathsam, indem, bey der durch die Nässe verursachten Lockerheit des Bodens, durch das Ausziehen des Unkrautes, auch gar leicht den Wurzeln der Pflanzen, zumahl wenn sie im Anfange noch sehr zart sind, Schade zugefüget werden kann. Allzu trocken aber muß das Erdreich bey dieser Arbeit auch nicht seyn, weil, wenn der Boden zu fest ist, die Wurzeln des Unkrautes bey dem Herausziehen abreißen, und hernach bald wieder ausschlagen. Die

Arbeit

Arbeit des Behackens ist am besten vorzunehmen, wenn es kurz vorher geregnet hat, weil solches alsdenn nicht allein weit leichter fällt, sondern auch, da man mit der Hacke tiefer in die Erde kommen kann, das Unkraut desto besser sammt der Wurzel heraus kommt. Das Behacken muß aber auch zu einer solchen Zeit vorgenommen werden, wo man, dem Anscheine nach, nicht so bald wieder einen Regen zu vermuthen hat. Denn, wenn unmittelbar nach dem Behacken, und ehe das ausgerissene Unkraut verwelken kann, wieder nasses Wetter einfällt, so schlägt das Unkraut wieder von frischem aus, und es entsteht dadurch ein Gewebe desselben, welches noch schlimmer als das vorige ist.

Uebrigens ist hierbey noch anzumerken, daß es öfters, wenn man Landgärten voll Unkraut findet, nicht sowohl die Schuld des Gärtners, welcher vielleicht heimlich darüber seufzet und murret, sondern vielmehr des Gutsherrn selber ist. Die Vertilgung des Unkrautes ist eine Sache, die der Gärtner allein nicht bestreiten kann. Es werden Arbeiter dazu erfordert, und zwar öfters, wenn der Garten weitläuftig ist, und alles zu rechter Zeit geschehen soll, in ziemlicher Anzahl; nun hängt aber die Verschaffung der Gartenarbeiter nicht von dem Gärtner, sondern von dem Eigenthümer des Gutes, ab, und es wird also der Vorwurf von einer hierunter bemerkten Nachläßigkeit wohl gemeiniglich den Letztern treffen. Es ist zwar wahr, daß zu der Zeit, wenn das Gäten und Behacken der Gartengewächse am nöthigsten sind, auch zugleich in dem Ackerbau und andern Wirthschaftsgeschäften viele nothwendige Arbeiten vorzufallen pflegen. Weil nun beydes nicht zugleich verrichtet werden kann, so muß freylich der Gartenbau, welcher gemeiniglich zu den geringsten Wirthschaftstheilen gerechnet wird, hierunter das Nachsehen haben. Indessen muß ein vernünftiger und Ordnung liebender Wirth schlechterdings in seiner ganzen Wirthschaft eine solche Einrichtung machen, daß kein Geschäft dem andern hinderlich falle, sondern daß ein jedes zu seiner Zeit gehörig geschehen und besorget werden könne. Wo es an einer solchen Ordnung ermangelt, da kann es allerdings nicht fehlen, daß nicht öfters ein kleinerer Wirthschaftstheil, um einen größern zu erhalten, zu Grunde gehen muß. Die Gartengeschäfte sind für einen Landwirth nichts unvermuthetes, worauf er vorher

keine

keine Rechnung hätte machen können; er weiß vielmehr zum voraus, worin sie bestehen, und zu welcher Zeit sie vorfallen. Daß zu eben dieser Zeit auch andere, noch wichtigere Wirthschaftsgeschäfte zu bestreiten seyn, ist ihm auch nicht unbekannt. Was ist also natürlicher und leichter, als entweder in Ansehung der Arbeiterzahl, oder in Einschränkung der Wirthschafts-Theile selbst, solche Verfügung zu treffen, daß alles zu gehöriger Zeit geschehen könne, und kein Wirthschaftstheil um des andern willen vernachläßiget werden dürfe! Ich habe daher bereits oben, S. 289, mit gutem Bedacht erinnert, daß der Gartenbau jederzeit nach dem Verhältniß der bey einem Land-Gute befindlichen Handdienste eingerichtet werden müsse.

Wenn sich indessen der Fall eräugnet, daß der gegenwärtige Eigenthümer seinen Garten nicht selbst angelegt hat, sondern solches von seinen Vorfahren geschehen ist, und diese dabey das Verhältniß mit den Handdiensten ganz außer Augen gesetzt haben, der Garten aber an und vor sich selbst nutzbar ist, und der Eigenthümer sich Schaden thun würde, wenn er denselben ganz oder zum Theil, wieder eingehen laßen wollte: so wird man, unter diesen Umständen, auf ein Mittel bedacht seyn müssen, wie das angelegte Gartenwerk, auch ohne Beinträchtigung der übrigen wichtigern Wirthschaftsgeschäfte, erhalten, und besonders auch von dem schädlichen Unkraute gereiniget werden möge.

Diese Arbeit, insonderheit das Gäten, für Geld verrichten zu laßen, ist fast zu kostbar; und man kann auch gemeiniglich zu dieser Zeit keine fremde Arbeiter bekommen. Indessen giebt es ja in jedem Dorfe eine gewisse Anzahl alter Wittwen und Weiber, welche zu keiner schweren Arbeit mehr geschickt sind, das Gäten aber ganz bequem verrichten können. Solche Personen müssen öfters, aus Mangel des nöthigen Unterhalts, vor anderer Leute Thüren ihr Brod suchen; sie werden daher froh seyn, wenn man ihnen eine ihren Kräften angemessene Beschäftigung, gegen Darreichung des nöthigen Unterhalts, giebt. Drey oder vier solche Weiber, welche den ganzen Sommer hindurch auf die vorgeschlagene Art angenommen werden, können durch Gäten einen ziemlich weitläuftigen District Garten-Landes rein halten. Dieses ist, in solchem Falle, wo es an einer hinlänglichen Menge eigener Dienstleute fehlt, wohl der sicherste und wohlfeilste Weg; denn die Speisungskosten werden auf dem Lande, wo alles von eigenem Zuwachs, und größtentheils aus dem Garten selbst, genommen werden kann, für 4

ſolche Weiber nur immer eine Kleinigkeit betragen, und dem Schaden, welcher durch unterlaßene Reinigung vom Unkraute entſteht, nicht gleich kommen. Sollten auch dergleichen Weiber das Behacken der gepflanzten Gewächſe, (als welches ſchon mehr Kräfte, als das bloße Gäten, erfordert,) nicht bestreiten können: ſo iſt doch dieſes eine Arbeit, die weit geſchwinder von ſtatten geht, und wozu noch immer auch von den wichtigern Wirthſchaftsgeſchäften das vorhandene Dienſtvolk auf einige Stunden wird entbehret werden können. Einen Gartenfleck, der in vier Tagen nicht rein gegätet werden kann, iſt man, mit einer gleichen Anzahl von Leuten, in einer halben Stunde zu behacken, und dadurch von dem Unkraut zu reinigen, im Stande.

Das Gäten und Behacken der Gartengewächſe geſchehe indeſſen ſo oft und fleißig, als nur immer möglich iſt, ſo nimmt doch das Unkraut in einem Küchen-Garten zuletzt dergeſtalt überhand, daß dieſe Mittel zu deſſen Vertilgung nicht mehr hinreichend ſeyn wollen. Die natürliche Urſache hiervon liegt in dem vielen und fetten Dünger, womit das Gartenland wenigſtens um das zweyte Jahr verſehen werden muß. Bey dieſen Umſtänden iſt kein ander Mittel vorhanden, als **daß der Garten alle 3 bis 4 Jahre von neuem riolet werde.** Hierdurch kommt die bisher mit Unkraut beſamte Oberfläche in die Tiefe, und dagegen ein von dergleichen Unrath reines Erdreich auf die Oberfläche. Es iſt daher ganz natürlich, daß in den beyden erſten Jahren, ehe das Unkraut ſich in das friſch heraufgebrachte, und von allen Wurzeln und Geſäme reines Erdreich wieder einwuchern kann, ein ſolches neu rioltes Land in der Beſtellung, inſonderheit wegen Vertilgung des Unkrautes, weit weniger Mühe und Arbeit verurſache. Da der Endzweck bey dieſem Riolen hauptſächlich nur dahin geht, daß die mit Unkrautwurzeln angefüllte Oberfläche ſo tief heruntergebracht werde, daß das Unkraut nicht wieder hervorſchlagen kann: ſo darf ſolches auch nicht tiefer, als höchſtens 2 Fuß, geſchehen. Das ganze Erdreich iſt überdem durch und durch locker und

mürbe;

mürbe; und hieraus ergiebt sich von selbst, daß, wenn es zum zweyten und dritten mahl geschieht, solches weit weniger mühsam und kostbar, als es das erste mahl bey der neuen Anlegung des Gartens gewesen ist, fallen müssen. Indessen versteht sich von selbst, daß dieses öfters zu wiederhohlende Riolen nicht füglich mit dem ganzen Garten auf einmahl vorzunehmen sey. Es würde solches nicht allein viele Zeit auf einmahl wegnehmen, sondern auch in dem Anbau der Gewächse selbst, deren manche Winter und Sommer in der Erde bleiben, oder doch sehr früh hereingebracht werden müssen, verschiedene Unbequemlichkeiten verursachen. Man nimmt daher diese Arbeit mit einem Theile des Gartens nach dem andern vor. Ist derselbe etwas regulär angelegt, und z. B. in vier gleiche Quartiere eingetheilt, so ist nichts geschickter, als daß alle Jahre eines dieser Quartiere von neuem riolet werde, so, daß man mit der Arbeit im ganzen Garten alle vier Jahre herum kommt.

Außer dem angeführten Hauptendzweck des wiederhohlten Riolens, ist solches zugleich auch in verschiedenen andern Absichten nützlich. Die Vermischung des in den Erdschichten befindlichen verschiedenen Erdreichs, hat vielleicht bey dem ersten Riolen nicht so vollkommen, als nöthig gewesen wäre, geschehen können; bey Wiederhohlung dieser Arbeit aber können die bey dem ersten mahl dabey vorgegangenen Fehler gar leicht verbessert werden. Ueberhaupt ist es der Natur der Sache gemäß, daß jedes Erdreich von verschiedener Art und Beschaffenheit, je mehr und öfter es durchgearbeitet wird, auch desto geschickter und vollkommener mit einander vermischet werde. Ueberdem ist es gewiß, daß das einige Jahre in der Tiefe gelegene, und nunmehr durch das wiederhohlte Riolen heraufgebrachte Erdreich, wegen der indessen genossenen Ruhe, eine vorzügliche Kraft an sich habe, und daher weit stärker, als eine beständig einige Jahre hinter einander gebrauchte Oberfläche, wirken könne. Wenn man die Vorsicht gebrauchet, und in dem von neuem riolten Quartier nichts als Wurzelgewächse anbringt, so wird dasselbe in dem ersten Jahre auch ohne Bedüngung gute Dienste thun.

Was die **Reinigung der Gänge** betrifft, so möchte dieselbe wohl, in so fern man die Kohl- und Küchen-Gärten auf dem Lande bloß als nothwendig und nutzbar betrachtet, wohl kein Gegenstand der Gärtnerey-Beschäftigung seyn. Denn wenn auch in einem solchen Garten zu den Gängen gewisse Plätze nöthig wären, so wird es doch allemahl scheinen, daß es besser gethan sey, dieselben zum Grastragen liegen zu laßen, als sich mit ihrer Reinigung abzugeben. Allein, ein vernünftiger Landwirth darf, wie ich bereits oben erwähnt habe, bey einem anzulegenden Garten sich nicht bloß an das Nothwendige und Nützliche binden, sondern kann auch, wenn man nicht die ganze Landwirthschaft zu einer unerträglichen Sclaverey machen will, das Ergetzende und Angenehme damit vereinigen, welches bey einem Landgarten hauptsächlich in einer wohl angebrachten Ordnung desselben besteht. Daß nun wohl angelegte und reinlich gehaltene Gänge zu dieser, das Angenehme eines Landgartens ausmachenden Ordnung vieles beytragen, ist wohl außer Zweifel; und es gehört daher auch mit zu den Gartenbeschäftigungen, auf die Mittel, solche Gänge von Gras und Unkraut beständig rein zu halten, bedacht zu seyn. Es macht dieses einem aufmerksamen und Ordnung liebenden Gärtner mehr Mühe, als man, dem Anscheine nach, glauben sollte. Denn, da das in den Gängen befindliche Erdreich niemahls zum Fruchttragen gebraucht wird, so behält es beständig seine ersten neuen Kräfte, und kann solche zu nichts anders, als zur Hervorbringung allerley Arten von Gras und Unkraut, anwenden. Gemeiniglich geschieht dieses vermittelst einer, im XV Th. S. 645 beschriebenen, und Fig. 842 abgebildeten, scharfen eisernen Schippe oder Schaufel; es wird aber dadurch wenig Nutzen geschaffet. Denn, vermittelst des Schaufelns wird das hervorgesprossene Gras und Unkraut nur auf eine Zeitlang weggebracht,

die

die Wurzeln deſſelben aber bleiben unverſehrt, und es iſt daher kein Wunder, wenn man dergleichen ausgeſchaufelte Gänge nach wenigen Tagen oder Wochen wieder eben ſo unrein, wie ſie vorher waren, findet. Will man ſich der damit in einem großen Garten verknüpften vielen Mühe entledigen, ſo muß die Urſache des öftern Bewachſens der Gartengänge ſelbſt angegriffen und aus dem Grunde gehoben werden. Hierzu iſt kein bequemeres Mittel, als daß man den Gängen eine Oberfläche giebt, von welcher man verſichert iſt, daß ſie zur Hervorbringung des Graſes und Unkrautes ungeſchickt ſey. Hierzu aber iſt unſtreitig der todte, dürre und grobkörnige Sand (Gries) der beſte. Das bloße Ueberfahren der Gänge mit dergleichen ſandigen Erdreiche iſt hierzu nicht hinreichend, indem ſolches, ohne den Gängen eine ungeſchickte Lage zu geben, nicht in dem Maße geſchehen kann, daß das Gras und Unkraut zuletzt doch nicht wieder durchwachſe, und alle darauf verwandte Mühe und Arbeit vereitele. In einem bereits angelegten Garten kann dieſe Unbequemlichkeit nicht beſſer vermieden werden, als wenn man die Gänge einen guten Stich tief ausgraben, und ſolchen auf das Gartenland bringen, hernach aber die Gänge eben ſo tief, als ſie ausgegraben worden, mit einem Sande von vorgedachter Art anfüllen läßt. Da in dem unten befindlichen Erdreiche kein Same von Unkraut vorhanden, der hineingebrachte unfruchtbare Sand aber ſolchen in ſich ſelbſt zu erzeugen nicht vermögend iſt, ſo iſt dieſes unſtreitig wohl das ſicherſte Mittel, ſich reine Gartengänge zu verſchaffen, und dabey viel beſchwerliche Mühe und unangenehme Zeitverſäumniß zu erſpahren.

Ohne Koſten kann dieſes freylich nicht geſchehen; allein, dagegen muß auch in Betrachtung gezogen werden, daß das fruchttragende Gartenland durch das aus den Gängen ausgeſtochene Erdreich einen Zuwachs, der ſeine Fruchtbarkeit auf viele Jahre vermehrt, und kräftiger als der beſte Dünger iſt,

alle nur mögliche Mittel, dem hieraus zu befürchtenden Schaden vorzubeugen, bedacht seyn müssen. Eine Anzeige verschiedener dawider erfundener, oder doch wenigstens als bewährt angegebener Mittel, findet man im XI Th. S. 276, fgg.

Ein in den Kohl- und Küchengärten zum öftern vorkommender und den Besitzern unangenehmer Umstand, ist das **unzeitige Aufschießen mancher Garten-Gewächse**. Man findet nähmlich sehr oft, daß verschiedene Pflanzen des Braunkohls, Sellerie, Porree, der Winterendivien, Carotten, Pastinaken u. d. gl. gleich im ersten Sommer in Samen schießen, da sie solches, ihrer Natur nach, doch erst im folgenden Jahre thun müßten.

Bey einigen Gewächsen hat dieses in dem zu frühzeitigen Säen seinen Grund. Wer z. E. Winter-Rettige und Winterendivien um Ostern, oder letztere auch nur schon zu Anfange des Junius säen wollte, da sie doch erst zu Ende desselben gesäet seyn will, dem würde von beyden nicht allein vieles, sondern sogar das mehreste, und fast alles, in Samen gehen. Wer den Winterkohl auch nur einen Monath vor Jacobi säen wollte, dem würden im folgenden Frühling fast alle Pflanzen, ohne ein Haupt zu formiren, durchschießen. Es giebt aber Gewächse, bey denen diese Ursache nicht Statt findet, und von denen doch manches im ersten Jahre durchschießt; insonderheit Braunkohl, Sellerie, Porree, Carotten, gelbe Möhren, Pastinaken, rothe Rüben u. s. w. Diese mögen, ein jedes nach seiner Art, so früh gesäet werden, als es nur möglich ist; der Braunkohl möge, wenn es die Witterung verstattet, bereits im Januar, der Sellerie und die Carotten bereits im December, die Pastinaken bereits im October, der Porree, die gelben Möhren und rothen Rüben bereits im März gesäet werden: sie müßten dem ungeachtet nicht in demselben, sondern erst im fol-

folgenden Jahre in Samen gehen. Woher aber kommt es, daß manches von diesen Gewächsen gleichwohl im ersten Jahre in Samen geht, und also zum Küchengebrauch untauglich wird? Diejenigen, welche sich bey ihrem Gartenbau noch nach der Mondswandelung richten, in gewissen himmlischen Zeichen säen und pflanzen ꝛc. sind sogleich mit der Antwort fertig, es sey nicht in dem rechten Himmelszeichen und Mondswandel gesäet oder gepflanzt. Allein, die Meinung von dem Einflusse des Mondes in das Gedeihen der Gartengewächse, rührt, wie an seinem Orte beweisen werde, bloß von ungeschickten Gärtnern her. Andere geben dem Winde die Schuld; Andere der natürlichen Trockenheit des Erdreichs; noch Andere dem gar zu frühzeitigen Säen; der Neuheit des Samens u. s. f. Die wahre und eigentliche Ursache aber ist keine andere, als: wenn die Gewächse zu dicht gesäet sind, und mithin die Pflanzen sich brennen. Dieses läßt sich daraus beweisen, daß die aus gutem Samen erwachsenen Pflanzen, wenn der Same dünn gesäet gewesen, oder die Pflanzen wenigstens nachher, um sammtlich den Durchzug der freyen Luft genießen zu können, gehörig verzogen sind, niemahls zur Unzeit in Samen gehen. Eben daraus folgt weiter, daß auch das Unkraut dergleichen unzeitiges Aufschießen verursachen könne. Nicht weniger läßt sich daraus erklären, warum man in Bauergärten, wo man den Braunkohl unter vielen großen Bäumen oft so dumpfig stehen sieht, als ob er in eine Sommerlaube gepflanzt wäre, mehr Kohlpflanzen in der Blüthe gewahr wird, als in frey gelegenen Gärten. Ein Mehreres von dieser Materie findet man im 49 und 50 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1773.

Zur Erzeugung der Pflanzen, besonders der Früh-Gewächse, sind auch Mistbeete nöthig, indem nicht alle Arten derselben in dem bloßen freyliegenden Erdreiche angebracht werden können. Was bey Anle-

oder gegen Ende des Februars, geschehen; wie gefährlich aber zu dieser Jahrszeit das Wetter für dergleichen junge Sprößlinge sey, und wie leicht dieselben durch die alsdenn gemeiniglich eintretende Kälte vernichtet werden können, ist einem Jeden, der nur die geringste Kenntniß von dem Gartenbau hat, bekannt. Hieraus folgt die zweyte Regel: **daß eine Pflanzenstelle warm liegen, und insonderheit gegen die Nordseite gedeckt seyn müsse.** Plätze, welche von Mauern oder Gebäuden einen Schutz haben, und dabey den freyen Sonnenschein genießen, sind hierzu die bequemsten. Jedoch muß ein sorgfältiger Gärtner, welcher gern frühe Pflanzen ziehen will, es nicht bloß hierbey bewenden laßen, sondern dieselben auch des Nachts mit Streh-Decken verwahren. Wie die Gartengewächse überhaupt gegen die Schädlichkeit des Winters zu schützen seyn, dazu findet man im XV Th. S. 204, fgg. Anweisung.

Bey dem Gartenbau kommt es sehr viel darauf an, daß die erforderlichen Pflanzen in gehöriger Menge zur Verpflanzungszeit in Bereitschaft seyn; denn nicht bey allen Gartengewächsen ist es gleichgültig, ob sie früh oder spät verpflanzet werden; vielmehr nimmt man bey den meisten wahr, daß die früh gepflanzten vor den späten einen großen Vorzug haben. Es ist dieses auch ganz natürlich, weil jene die beste und fruchtbarste Witterung, welche bey diesen versäumet wird, genießen. Sonne, Luft, Regen und Thau, erzeigen sich in den ersten Sommertagen weit kräftiger und fruchtbarer, als nachher, wenn der Sommer gleichsam schon alt zu werden anfängt. Da nun die späten Garten-Früchte aller dieser Vortheile verlustig gehen, so müssen sie natürlicher Weise auch schlechter gerathen. Jedoch sind diejenigen, die, ihrer Natur nach, eine spätere Bestellung erfordern, hiervon auszunehmen.

Alle

Alle Gewächse, welche zur fernern Verpflanzung bestimmt sind, müssen bey ihrer ersten Erzeugung nicht zu stark getrieben werden. Denn die Erfahrung lehret, wie es auch aus physikalischen Gründen der Natur der Sache gemäß ist, daß solche im Anfange zu stark getriebene Pflanzen nachher nicht gut fortkommen. Einen augenscheinlichen Beweis hiervon, hat man an den in Mistbeeten erzeugten Pflanzen; von diesen geht nicht allein ein großer Theil, welcher gar nicht zu seiner Vollkommenheit gelangt, verloren, sondern man wird auch an den übrigen beständig wahrnehmen, daß die davon erzeugten Früchte weit schlechter, und weniger dauerhaft, als die von den Landpflanzen, sind. Dieses ist der Grund der dritten Regel: **daß die Pflanzenstellen nicht allzu geil und fett seyn müssen.** Viele Gärtner haben die Gewohnheit, daß sie ihre Pflanzen, um deren Wachsthum zu beschleunigen, mit einem, von kurzen Schweinemist oder andern dergleichen Dunger zubereiteten Guß, an statt des gewöhnlichen Begießens, zu benetzen pflegen. Aus den im Vorhergehenden angeführten Ursachen aber erhellet, daß dieses nicht wohlgethan sey. Indessen ist ein solcher zubereiteter Guß bey Pflanzen, welche der Frost getroffen hat, nöthig und dienlich; denn diesen gereicht es gleichsam zu einem Heilungsmittel, und es werden viele davon, die sonst ganz ausgegangen wären, dadurch erhalten.

Allen Gartenverständigen und Gartenliebhabern ist bekannt, wie sehr öfters die Pflanzen, so geschickt sie auch angebracht, und so sorgfältig sie auch in Acht genommen worden, von den **Erdflöhen** gänzlich verheeret werden, und dadurch der ganze Gartenbau, bey welchem eine Hauptsache ist, daß nicht allein gute Pflanzen, sondern auch in gehöriger Menge und zu rechter Zeit vorhanden seyn, gar sehr aufgehalten wird. Es gehört daher mit zu den Pflichten derjenigen, welchen die Aufsicht über die Gärten obliegt, daß sie auf

Ein Garten, der zu obigen beyden Absichten gewidmet ist, pflegt gemeiniglich in ordentliche Quartiere oder längliche Vier-Ecke abgetheilt, die Bäume auf den Einfassungen gepflanzet, der innere Raum des Quartiers hingegen den Unterfrüchten überlaßen zu seyn. Wofern ja ein solcher Garten neu angeleget werden soll, so wäre zu wünschen, daß man das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden möchte, welches gar füglich, und ohne außerordentliche Kosten zu veranstalten ist. Die Eintheilung in Gänge und Quadrate oder Quartiere, richtet sich nach der Größe des Gartens. Ist er sehr lang, so muß man dem Auge diese Ungestaltheit verbergen, und ihn in der Mitte, vermittelst Anlegung einer nutzbaren Hecke von Kornel- Maulbeer- Pflaumen- und andern dergleichen Bäumen, durchschneiden. Der Mittelgang kann 30, die Quer- und Seitengänge hingegen 15 Fuß breit seyn. Zuweilen läßt sich auch in der Mitte ein kleiner Teich anbringen, welcher zum Fischhälter, auch zum Begießen der Gartenfrüchte, dient. Die Beete, Rabatten oder Einfassungen der Quartiere, werden wechselsweise mit hochstämmigen, Zwerg- und Pyramidalbäumen besetzt; unter den Bäumen allerley zur Arzeney dienliche Gewächse, als: Angelik, Rhabarber u. d. gl. gezogen; die Einfassungen dieser Beete von Salbey, Melisse, Thymian, Spike, Erdbeeren, Schnittlauch, Isopp ꝛc. gemacht; die Gänge mit feinen Grasarten besäet, und zum Spatzieren, an den Seiten 2 Schuh breite, beständig reinlich gehaltene Steige gelaßen; an den Wänden Espaliers oder Geländer von allerley, der Lage des Gartens und den Umständen der Bewährung gemäßen Bäumen angeleget, der untere Boden an den Wänden zur Erzeugung unterschiedener, Schutz und Sonne bedürftigen, Pflanzen verwendet, die Quadrate aber mit schicklichen Unterfrüchten bestellet.

Lehrbegriff sämmtl. ökonomischer und Cameralwissensch. I Th. 1 B. Mannh. 1773, 4. S. 243, f.

Die Ein- und Abtheilung eines Stück Landes von 4 Aeckern, welches 3 Fuß tief ist umgerissen worden, und 73 Ruthen in der Länge, und 48 Ruthen in der Breite hält, zu einem Baum- und Küchen-Garten, zeigt der Abriß Fig. 855.

Ein solcher Garten muß ein gut Theil länger seyn, als er breit ist, damit die Alleen und Gänge ihre geziemende Breite bekommen mögen, mit Rabatten, auf allen Seiten 3 Fuß breit, welche mit allerhand guten Kräutern zu besetzen sind. Der erste

Gang

folgenden Jahre in Samen gehen. Woher aber komm es, daß manches von diesen Gewächsen gleichwohl im ersten Jahre in Samen geht, und also zum Küchengebrauch untauglich wird? Diejenigen, welche sich bey ihrem Gartenbau noch nach der Mondswandelung richten, in gewissen himmlischen Zeichen säen und pflanzen ꝛc. sind sogleich mit der Antwort fertig, es sey nicht in dem rechten Himmelszeichen und Mondswandel gesäet oder gepflanzt. Allein, die Meinung von dem Einflusse des Mondes in das Gedeihen der Gartengewächse, rührt, wie an seinem Orte beweisen werde, bloß von ungeschickten Gärtnern her. Andere geben dem Winde die Schuld; Andere der natürlichen Trockenheit des Erdreichs; noch Andere dem gar zu frühzeitigen Säen; der Neuheit des Samens u. s. f. Die wahre und eigentliche Ursache aber ist keine andere, als: wenn die Gewächse zu dicht gesäet sind, und mithin die Pflanzen sich brennen. Dieses läßt sich daraus beweisen, daß die aus gutem Samen erwachsenen Pflanzen, wenn der Same dünn gesäet gewesen, oder die Pflanzen wenigstens nachher, um sammtlich den Durchzug der freyen Luft genießen zu können, gehörig verzogen sind, niemahls zur Unzeit in Samen gehen. Eben daraus folgt weiter, daß auch das Unkraut dergleichen unzeitiges Aufschießen verursachen könne. Nicht weniger läßt sich daraus erklären, warum man in Bauergärten, wo man den Braunkohl unter vielen großen Bäumen oft so dumpfig stehen sieht, als ob er in eine Sommerlaube gepflanzt wäre, mehr Kohlpflanzen in der Blüthe gewahr wird, als in frey gelegenen Gärten. Ein Mehreres von dieser Materie findet man im 49 und 50 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1773.

Zur Erzeugung der Pflanzen, besonders der Früh-Gewächse, sind auch Mistbeete nöthig, indem nicht alle Arten derselben in dem bloßen freyliegenden Erdreiche angebracht werden können. Was bey Anle-

gehören zu diesen 4 Quartieren 156 Bäume, und 4 Stück Feigenbäume in Kasten. Von den 4 letzten Quartieren, kann man ein jedes, rings herum, auf den Rabatten, mit hochstämmigen Bäumen, 17 Fuß weit von einander besetzen; und überdieß können noch in jedes Quartier zwo Reihen gleichfalls hochstämmiger Bäume, in gleicher Weite, kommen; überhaupt also 96 Stück hochstämmige Bäume. Zwischen zwey Bäumen könnte allemahl ein Johannisbeerstrauch gesetzt werden. Zu den 12 Quartieren gehören 330 Stück Apfel- und eben so viel Birn-Bäume; zusammen also 660 Zwergbäume. Wollte man unter die Apfel- und Birnbäume auch Pflaumenbäume nehmen, so müßte man zuvor hochstämmige Wildlinge setzen, und im nächstfolgenden Jahre auf dieselben die beliebigen Früchte pfropfen laßen. Wenn diese Bäume solchergestalt gesetzt sind, leget man rings um jedes Quartier entweder Gutedel, oder Muskateller, oder andere Arten Weinstöcke, welche man an einem, 4½ Fuß hohen, rund herum angelegten Geländer in die Höhe zieht.

In Ansehung der an die Mauer zu setzenden Bäume, richtet man sich nach der Lage. An die Morgenseite setzt man am liebsten Pfirsichbäume. Gesetzt, die Mauer wäre 73 Ruthen lang, und 9 Fuß hoch, und man wollte Zwergpfirsichbäume, 12 Fuß weit von einander, darzwischen aber allemahl einen von mittlerer Höhe setzen: so müßte man 36 Zwergpfirsichbäume, und 35 von mittlerer Höhe, zu dieser Lage haben. Die 35 Bäume von mittlerer Höhe, könnten etwa aus 24 Pfirsich-Bäumen, 6 Aprikosen- und 5 Pflaumenbäumen bestehen.

An der Mittagsseite kann man Zwergpfirsichbäume, 9 Fuß von einander, setzen laßen; an statt der Mittelstämme aber lieber Muskateller und Gutedel legen, 5 Fuß hoch laufen, und ihre Ranken breit ziehen laßen, so wie man es mit den mittelstämmigen Pfirsichbäumen macht. Zur Bekleidung einer Mauer, von 48 Ruthen lang, gehören 31 Zwergpfirsichbäume, und 30 Weinstöcke.

Die Lage gegen Westen ist zwar nicht so gut, als die gegen Osten, dagegen aber ist sie auch den Reifen nicht so unterworfen; nur werden die Früchte daselbst um 8 oder 10 Tage später reif. Es ist am besten, daß man Zwergbirnbäume auf Quittenstämmen, desgleichen mittelstämmige Pfirsichen- Aprikosen- und Pflaumenbäume dahin setzen laße. Zu dem Geländer gegen Westen gehören 36 Zwergbirnbäume, 12 Fuß von einander gesetzt, und allemahl zwischen zwey ein mittelstämmiger

Baum

Baum, nähmlich 24 Pfirsich- und 6 Aprikosen- und 5 Pflaumenbäume.

Die Mitternachtseite ist die allerschlechteste für Früchte; indessen kommen doch einige Arten daselbst fort. Am besten thut man, wenn man Zwergbirnbäume, und mittelstämmige Birn- und Pflaumenbäume dahin setzen läßt; nähmlich von der ersten Art 31, und von jeder der beyden letztern 15. Die Zwergbäume können 9 Fuß von einander, und die mittelstämmigen allemahl darzwischen gepflanzt werden.

Für einen Garten von 4 Aeckern, gehören überhaupt an Bäumen, sowohl Kern- als Stein-Obst:

Zwergbirnbäume oder Buschbäume, zu der Abend- und Mitternachtseite,	397.
Mittelstämmige Birnbäume, an die Mitternachtseite,	15.
Apfelbäume auf Paradiesstämme, oder Busch-Bäume	330.
Zwergpfirsichbäume, zu der Morgenseite	36.
Mittelstämmige Pfirsichbäume, an die Morgen- und Abendseite,	48.
Zwergpfirsichbäume, an die Mittagsseite,	31.
Mittelstämmige Pflaumenbäume an die Geländer,	25.
Hochstämmige Pflaumenbäume an die freye Luft,	63.
Zweyerley Arten Kirschbäume,	14.
Frühzeitige und späte marmorierte Kirschbäume,	6.
Hochstämmige Aprikosenbäume ins Freye	12.
Mittelstämmige Aprikosenbäume, an beyde Geländer, gegen Morgen und Abend,	12.
Ein Mandelbaum,	1.
Summa aller Bäume,	990 Stück.

Die Gänge müssen mit allerhand feinen wohlriechenden Kräutern, z. E. Lavendel, Saturey, Thymian, Isopp, Majoran, Melisse, Rosmarin und Veilchen, eingefaßt werden. Auch gebraucht man hierzu die Erdbeeren und den Buchsbaum. Auf die Quartiere werden allerhand Küchenkräuter und Samen für die Wirthschaft gesäet und gepflanzt. Dahin gehören z. E. weiße und braune Artischocken, Spargel, Basilien, Melde, Borrasen, Ochsenzunge, Mangold, Kerbel, Bilze, Möhren, rothe Rüben, Eichorien, Braunkohl, Blumenkohl, Weißkohl, Lauch, Gurken, Gartenkresse, Spinat, Dragon, Bohnen, Endivien, Lattich, römischer Salat, weiße Sommerzwiebeln, Herbstzwiebeln,

beln, rothe Winterzwiebeln, Sauerampfer, Pastinaken, Petersilie, Pimpinell, allerhand Erbsen, Porree, Portulak, gemeine und spanische Haferwurzel. Auf das Misibeet kommen: spanische Carden, Sellerie, Basilien, Citrullen, Melonen, alle Arten Salat, grüner Portulak, Rettich ꝛc.

Historischer und verständiger Blumen-Gärtner, Leipz. 1715, 4. S. 592, fgg.

Ein Garten muß eine **Befriedigung** oder **Verhägung** erhalten, um sowohl der menschlichen, als thierischen Lüsternheit Gränzen zu setzen. Diese Befriedigung ist entweder eine lebendige oder todte. Jene heißt eine Hecke, und besteht am nützlichsten aus Weißdorn, Hohlunder, Birken und Buchen; wovon an seinem Orte ein Mehreres. Die kostbarere todte Befriedigung besteht aus Stacketen, Planken, Zäunen, Mauern ꝛc. Mauern von Steinen, oder lebendige Hecken, sind die besten Befriedigungen der Aecker und Gärten; jedoch sollte man billig nur die Mitternacht- oder Morgenseiten mit Wänden oder Mauern von Steinen, die andern beyden Seiten aber mit lebendigen Hecken versehen; auf solche Art würde man den Nachtheil, den die kalten Winde bringen, verhüten; durch die Hecken hingegen, ein den Bäumen und Gewächsen so angenehmes, als nöthiges Bestreichen der Luft verschaffen.

Die **hölzernen Zäune** vermehren den Holzmangel, und verursachen viele Unterhaltungskosten. Gemeiniglich bestehen die Zäune und Gehäge der Dorf- und Feldgärten aus jungen Fichtenbäumen, woraus so genannte Rückstangen gemachet werden, welche man mit zwey Pfählen zusammenbindet, und, wenn dazu Weiden fehlen, wohl gar junge Birken und deren Reis nimmt. Eine solche Wirthschaft richtet zuvörderst den Wiederwuchs der Wälder zu Grunde. Man hauet, zu Erhaltung dieser Zaunstecken, die wachsbarsten jungen Schwarzholzdickungen um und aus. Nun rechne man nur einen ganz kleinen Gartenplatz, der z. B. 50 Ellen im Quadrat hält. Dieser erfordert schon an die

Baum, nähmlich 24 Pfirsich- und 6 Aprikosen- und 5 Pflaumenbäume.

Die Mitternachtseite ist die allerschlechteste für Früchte; indessen kommen doch einige Arten daselbst fort. Am besten thut man, wenn man Zwergbirnbäume, und mittelstämmige Birn- und Pflaumenbäume dahin setzen läßt; nähmlich von der ersten Art 31, und von jeder der beyden letztern 15. Die Zwergbäume können 9 Fuß von einander, und die mittelstämmigen allemahl darzwischen gepflanzt werden.

Für einen Garten von 4 Aeckern, gehören überhaupt an Bäumen, sowohl Kern- als Stein-Obst:

Zwergbirnbäume oder Buschbäume, zu der Abend- und Mitternachtseite,	397.
Mittelstämmige Birnbäume, an die Mitternachtseite,	15.
Apfelbäume auf Paradiesstämme, oder Busch-Bäume	330.
Zwergpfirsichbäume, zu der Morgenseite	36.
Mittelstämmige Pfirsichbäume, an die Morgen- und Abendseite	48.
Zwergpfirsichbäume, an die Mittagsseite,	31.
Mittelstämmige Pflaumenbäume an die Geländer,	25.
Hochstämmige Pflaumenbäume an die freye Luft,	63.
Zweyerley Arten Kirschbäume,	14.
Frühzeitige und späte marmorierte Kirschbäume,	6.
Hochstämmige Aprikosenbäume ins Freye	12.
Mittelstämmige Aprikosenbäume, an beyde Geländer, gegen Morgen und Abend,	12.
Ein Mandelbaum,	1.
Summa aller Bäume,	990 Stück.

Die Gänge müssen mit allerhand feinen wohlriechenden Kräutern, z. E. Lavendel, Saturey, Thymian, Isopp, Majoran, Melisse, Rosmarin und Veilchen, eingefaßt werden. Auch gebraucht man hierzu die Erdbeeren und den Buchsbaum. Auf die Quartiere werden allerhand Küchenkräuter und Samen für die Wirthschaft gesäet und gepflanzt. Dahin gehören z. E. weiße und braune Artischocken, Spargel, Basilien, Melde, Borraen, Ochsenzunge, Mangold, Kerbel, Bilze, Möhren, rothe Rüben, Cichorien, Braunkohl, Blumenkohl, Weißkohl, Lauch, Gurken, Gartenkresse, Spinat, Dragon, Bohnen, Endivien, Lattich, römischer Salat, weiße Sommerzwiebeln, Herbstzwiebeln,

Eine **Gartenmauer** wird entweder von Ziegeln, oder andern Steinen aufgeführet. Die Ziegelmauer ist die beste, weil man die darneben stehenden Obstbäume daran befestigen kann. Die Dicke dieser Mauer richtet sich nach der Höhe, welche Einige 12 bis 14 Fuß, oder noch höher machen. Neun oder 10 Fuß Höhe ist für die meisten Obstbaumarten genug, in welchem Falle eine Dicke von 13 Zoll, oder anderthalb Mauerstein, hinlänglich seyn wird; obgleich, wegen der Dauer, die Breite von 2 Ziegeln besser ist. Ihre innere Seite wird so glatt als möglich, gemacht; und damit sie gegen Sturmwinde stark genug sey, kann man auch Strebepfeiler, 12 bis 14 Fuß weit von einander, nach der gewöhnlichen Entfernung der Obst-Bäume, um deren willen sie angebracht werden, daran in die Höhe führen. Birnbäume, welche sich sehr weit ausbreiten, und öfters weit über die hier erwähnte Höhe hinaus wachsen, bedürfen der Beschützung einer Mauer nicht, außer einige späte Winterarten; und diese kann der Liebhaber, wenn er den Aufwand nicht scheuet, an besonders zu dieser Absicht aufgeführte Mauern setzen. Die Pfeiler können, um mehrerer Festigkeit willen, 6 oder 8 Zoll an der Außenseite, und etwa 4 Zoll an der innern, hervor stehen, damit man das Gitterwerk daran befestigen könne. Hill giebt den Rath, die Mauer auf Bogen zu setzen, und die Bäume auf die Flecke, über welchen die Bogen stehen, zu pflanzen. Auf solche Weise sind die Bäume im Stande, ihre Wurzeln unter der Mauer weg auszubreiten, welches ihnen zu ihrem guten Wachsthum sehr beförderlich ist.

Bloße Mauern um Gärten zu führen, ist ebenfalls nicht wirthschaftlich. Sie kosten viel zu bauen, viel zu unterhalten, und sind darum schlimm zu errichten, weil der Grund in der gegangenen Entfernung nicht beständig einerley ist, und öfters mehr und weniger Tiefe hat, die Maurer aber in dessen Beobachtung nicht sorgfältig genug sind; daher man auch sieht, daß

solch

16 Schock dergleichen Stecken, oder wachsbare junge Fichten und Tannen, die mit der Zeit eben so viele schöne und zum Bau- und Brennholz tüchtige Stämme würden. Mithin kostet der Gartenzaun so viel, als künftig einmahl die gedachte Anzahl erwachsener Stämme werth wäre. Es bringt aber auch diese Forstwirthschaft denen also ausgeleuchteten Dickungen selbst das Verderben. Denn die zurückgelaßenen Stämmchen werden, wegen erhaltener Freyheit und Raum, zum Theil ein Raub der Wind- und Schneebrüche, zum Theil aber, in so fern sie dieser Gefahr entgehen, vielästige, struppige, und mithin schlecht zu nutzende Bäume. Ferner streiten solche Gartenzäune auch schlechterdings wider die Holzerspahrung, und das damit verknüpfte landwirthschaftliche Interesse. Die ungefähr ½ Elle tief in die Erde geschlagenen Stecken faulen alle 2 bis 3 Jahre ab, daß endlich in 6, 8, oder höchstens 10 Jahren der ganze, Anfangs so kostbare, Stecken-Zaun dahin, und ein neuer nöthig ist; da hingegen Gartenzäune von Latten, Bretern ꝛc. wohlfeiler, und in Betrachtung der Holzerspahrung, ökonomischer sind. Der von 16 Schock Stecken gemachte Gartenzaun kann aus einigen wenigen zu Latten geschnittenen Bäumen verfertiget werden, und dauert, da die Latten nicht in die Erde hineingeschlagen, und also nicht so schleunig, wie die Stecken, in Fäulniß gehen können, weit mehrere Jahre. Ueberhaupt aber ist auch bey den Vermachungen mit Bretern, ganzen Balken und Bohlen, kein Vortheil, weil dieselben alle Jahre einer Reparatur bedürfen, und unnöthige Ausgaben und Versäumniß verursachen, an dessen Statt die Besitzer die Zeit in ihrer Wirthschaft sowohl, als den gehabten ganz vergeblichen Aufwand weit nützlicher in ihrem Nahrungsstande anwenden könnten.

Leipz. Intell. Bl. v. J. 1764, S. 115, und 157.
Wirtemb. Wochenbl. v. J. 1776, S. 231, f.

der von neuem aufführen darf; denn diese können so leicht nicht verstören, zumahl, da sie nicht gern das Laub von Zaunpfählen genießen, so lange sie Gras finden; und ehe das Gras auf dem Felde verdorret, werden die Zaunpfähle grob.

Ein solcher Gartenzaun, dessen Abriß Fig. 856, A, nach einer Länge von 12 Ellen darstellt, wird folgendergestalt eingerichtet. Man nimmt 18 Zaunpfähle, welche, außer den obersten belaubten Spitzen, 3 Ellen lang sind; krumme und gerade, unter einander, doch je gerader, je besser. Diese schneidet und bereitet man nach der abgesonderten Figur B zurecht, so daß die Enden der Zweige an dem großen Pfahl sitzen bleiben; nach unten zu aber wird der Pfahl oder Stecken an der einen Seite spitzig zugeschnitten, wenn er in die für ihn zubereitete Grube eingesetzt werden soll. C zeigt an, daß, wenn das Laub zugewachsen, die Garten-Hecke gut und dicht wird. Die Gruben in der Erde werden mit einer eisernen Schippe, doch so gemacht, daß, wo Hügel von dürrem und steinigem Erdreiche gefunden werden, man solche 1 Elle tief arbeite, dergleichen man auch in morastigem und weichem Erdreiche thun muß, damit selbige in dem dürren Boden Feuchtigkeit finden, in dem weichen aber nicht umfallen mögen. In guter und dichter Erde werden die Gruben nur ½ Elle tief gemacht. Jede Grube wird 3 bis 4 Quartier von der andern gemacht, und der Zaunpfahl aufrechts gegen die Luft eingesetzt; und wenn sie alle eingesetzt sind, werden sie solchergestalt eben gemacht, daß die Rindenseite an den untersten Enden, wo der Pfahl abgeschnitten ist, sich niederwärts, der Schnitt aber wo keine Rinde ist, sich auswärts nach der Erde neige. Alsdenn werden einige Pfähle zur Rechten und einige zur Linken gebogen, daß sie sich unter einander zusammenflechten, wie der Abriß zeigt, so, daß der eine Pfahl ein- und der andere auswärts kommt. Die obersten Enden der Pfähle D, D, D, D, D werden zwey und zwey, doch ganz los, zusammengebunden, damit das Wachsthum in den zarten Zweigen nicht gehindert werde. Bey den Enden dieser Gartenhecken, wird allezeit ein Pfahl gerade auswärts gesetzt, F, G, woran die nächsten beyden Pfähle fest gebunden, und nach der Linie des geraden Pfahles gebunet werden. Zuletzt werden alle Gruben in der Erde mit schwarzer Erde wohl bedecket und dicht zusammengetreten,

treten, damit die Pfähle feſt ſtehen. Will man, zumahl wo hartes und ſteiniges Erdreich iſt, eine Schubkarre voll gute Erde oder Dünger dazu nehmen, und in die Gruben der eingeſetzten Pfähle legen, ſo treibt das Laub und die Zweige viel geſchwinder, und die Hecke wird dadurch dichter mit Zweigen bewachſen.

Zu Abhaltung des kleinen Viehes, welches etwan durch die nach unten gelaßenen Oeffnungen durchkriechen möchte, kann man kleine Zaunſtecken zwiſchen die Oeffnungen ſetzen, wie bey I, I, I zu ſehen iſt. Es können auch Stachelbeerſträucher darzwiſchen geſetzt, oder Berberſtauden, ſo weit der Zaun reicht, gepflanzet werden; denn dieſe Art wächſt leicht, und hilft die Hecken viel dichter machen, auch alle kleine Thiere und andere Verletzungen abhalten.

Der Kön. Schwed. Akad. d. Wiſſ. Abhandlungen ꝛc. II Band, a. d. J. 1740, Hamb. 1749, gr. 8. S. 83, ſqq.

Berlin. Sammlungen, 6 B. 4 St. 1774, 8. S. 417, ſqq.

Ich komme zur landespolizeymäßigen und cameraliſtiſchen Betrachtung des Gartenbaues. Der Gartenbau iſt für die Staatswirthſchaft, überhaupt betrachtet, ein unfruchtbarer Artikel; ein Artikel, der für den Privatmann zwar ſehr vortheilhaft ſeyn kann, aber eben deswegen es nicht auch für die Kammer iſt. Der Gartenbau iſt eine künſtliche ſehr zuſammengeſetzte Fabrik; ihn außer den Erforderniſſen des Hofes auf entlegenen Aemtern oder Gütern für die Rechnung der Kammer treiben zu laßen, würde entweder einen ſehr unbeträchtlichen, oder gar negativen Profit gewähren. Daher nehme ich hier in der Regel gar nicht an, daß außer der fürſtlichen Hofſtatt ein fürſtlicher Garten unterhalten werde, wo dieſes nicht etwa auf Stiftungen oder Landesverträge ſich gründet; alsdenn aber iſt nicht von cameraliſchen Vortheilen, ſondern von juriſtiſchen Nothwendigkeiten, die Frage. Einen fürſtlichen Garten nicht zur Nothdurft des Hofes, ſondern um des Nutzens willen bauen zu laßen, kommt mir eben ſo wirthſchaftlich vor, als wenn die Kammer auf dem Dorfe ein Opernhaus bauen laßen wollte, um durch die Unterhaltung der Oper einen cameraliſ-

der von neuem aufführen darf; denn diese können so leicht nicht verstören, zumahl, da sie nicht gern das Laub von Zaunpfählen genießen, so lange sie Gras finden; und ehe das Gras auf dem Felde verdorret, werden die Zaunpfähle grob.

Ein solcher Gartenzaun, dessen Abriß Fig. 856, A, nach einer Länge von 12 Ellen darstellt, wird folgendergestalt eingerichtet. Man nimmt 18 Zaunpfähle, welche, außer den obersten belaubten Spitzen, 3 Ellen lang sind; krumme und gerade, unter einander, doch je gerader, je besser. Diese schneidet und bereitet man nach der abgesonderten Figur B zurecht, so daß die Enden der Zweige an dem großen Pfahl sitzen bleiben; nach unten zu aber wird der Pfahl oder Stecken an der einen Seite spitzig zugeschnitten, wenn er in die für ihn zubereitete Grube eingesetzt werden soll. C zeigt an, daß, wenn das Laub zugewachsen, die Garten-Hecke gut und dicht wird. Die Gruben in der Erde werden mit einer eisernen Schippe, doch so gemacht, daß, wo Hügel von dürrem und steinigem Erdreiche gefunden werden, man solche 1 Elle tief arbeite, dergleichen man auch in morastigem und weichem Erdreiche thun muß, damit selbige in dem dürren Boden Feuchtigkeit finden, in dem weichen aber nicht umfallen mögen. In guter und dichter Erde werden die Gruben nur ½ Elle tief gemacht. Jede Grube wird 3 bis 4 Quartier von der andern gemacht, und der Zaunpfahl aufrechts gegen die Luft eingesetzt; und wenn sie alle eingesetzt sind, werden sie solchergestalt eben gemacht, daß die Rindenseite an den untersten Enden, wo der Pfahl abgeschnitten ist, sich niederwärts, der Schnitt aber wo keine Rinde ist, sich auswärts nach der Erde neige. Alsdenn werden einige Pfähle zur Rechten und einige zur Linken gebogen, daß sie sich unter einander zusammenflechten, wie der Abriß zeigt, so, daß der eine Pfahl ein- und der andere auswärts kommt. Die obersten Enden der Pfähle D, D, D, D, D werden zwey und zwey, doch ganz los, zusammengebunden, damit das Wachsthum in den zarten Zweigen nicht gehindert werde. Bey den Enden dieser Gartenhecken, wird allezeit ein Pfahl gerade aufwärts gesetzt, F, G, woran die nächsten beyden Pfähle fest gebunden, und nach der Linie des geraden Pfahles geebnet werden. Zuletzt werden alle Gruben in der Erde mit schwarzer Erde wohl bedecket und dicht zusammengetreten,

treten, damit die Pfähle feſt ſtehen. Will man, zumahl wo hartes und ſteiniges Erdreich iſt, eine Schubkarre voll gute Erde oder Dünger dazu nehmen, und in die Gruben der eingeſetzten Pfähle legen, ſo treibt das Laub und die Zweige viel geſchwinder, und die Hecke wird dadurch dichter mit Zweigen bewachſen.

Zu Abhaltung des kleinen Viehes, welches etwan durch die nach unten gelaßenen Oeffnungen durchkriechen möchte, kann man kleine Zaunſtecken zwiſchen die Oeffnungen ſetzen, wie bey I, I, I zu ſehen iſt. Es können auch Stachelbeerſträucher darzwiſchen geſetzt, oder Berberſtauden, ſo weit der Zaun reicht, gepflanzet werden; denn dieſe Art wächſt leicht, und hilft die Hecken viel dichter machen, auch alle kleine Thiere und andere Verletzungen abhalten.

Der Kön. Schwed. Akad. d. Wiſſ. Abhandlungen ꝛc. II Band, a. d. J. 1740. Hamb. 1749, gr. 8. S. 83, fgg.

Berlin. Sammlungen, 6 B. 4 St. 1774, 8. S. 417, fgg.

Ich komme zur landespolizeymäßigen und cameraliſtiſchen Betrachtung des Gartenbaues. Der Gartenbau iſt für die Staatswirthſchaft, überhaupt betrachtet, ein unfruchtbarer Artikel; ein Artikel, der für den Privatmann zwar ſehr vortheilhaft ſeyn kann, aber eben deswegen es nicht auch für die Kammer iſt. Der Gartenbau iſt eine künſtliche ſehr zuſammengeſetzte Fabrik; ihn außer den Erforderniſſen des Hofes auf entlegenen Aemtern oder Gütern für die Rechnung der Kammer treiben zu laßen, würde entweder einen ſehr unbeträchtlichen, oder gar negativen Profit gewähren. Daher nehme ich hier in der Regel gar nicht an, daß außer der fürſtlichen Hofſtatt ein fürſtlicher Garten unterhalten werde, wo dieſes nicht etwa auf Stiftungen oder Landesverträge ſich gründet; alsdenn aber iſt nicht von cameraliſchen Vortheilen, ſondern von juriſtiſchen Nothwendigkeiten, die Frage. Einen fürſtlichen Garten nicht zur Nothdurft des Hofes, ſondern um des Nutzens willen bauen zu laßen, kommt mir eben ſo wirthſchaftlich vor, als wenn die Kammer auf dem Dorfe ein Opernhaus bauen laßen wollte, um durch die Unterhaltung der Oper einen cameraliſ-

meralischen Vortheil zu gewinnen. Die Wirthschaft des Gartenbaues ist kein Artikel der Domänenwirthschaft, sondern er ist ein Ausgabeartikel. Ein jeder Lustgarten, sich selbst überlaßen, wenn er nur öde liegen bleibt, und vom Vieh abgeweidet wird, ist in dieser seiner Verödung ungleich wirthschaftlicher für die Kammer, als in seinem größten mannigfaltigen Lustre. Ich läugne nicht, daß der Gartenbau einer der besten Fonds ist, sein Capital reichlich zu nutzen; aber der Capitalist muß kein Fürst, kein Kammerpräsident seyn; er muß ein Gärtner seyn, der mit seinem Kohle gleichsam selbst vegetiert, mit seinem Vieh ißt und trinkt, und, etwa die Sonntage ausgenommen, sich fast auch wie dasselbe kleidet, ich will sagen, fast gar nicht bekleidet. Wenn man diese Bedingungen nicht mit begreift; wenn vielmehr die Kammer alle Arbeiten belohnen, insgemein auch wohl doppelt und mehrfach belohnen muß, als sie der Bürger zu belohnen pflegt; wenn man sich aus der Erfahrung vorstellt, wie schlecht insgemein alle Tagelohnarbeiten verrichtet werden, welche die Kammer ohne besondere Aufsicht verrichten läßt, und wie hoch diese Aufsicht der Kammer zu stehen komme: so wird man leicht einsehen, daß der Gartenbau schlechterdings nicht, als eine Landes-Domäne verwaltet zu werden, verdiene. Das beste, was die Kammer thun kann, ist, solche Gärten ganz, oder in abgesonderten Theilen, an Gärtner zu verpachten, wofern die Gärten in solchen Gegenden gelegen sind, wo die seltenern Gartengewächse in benachbarte Städte mit Vortheil abgesetzt werden können. Oefters sind große, kostbare, auch wohl künstliche Gebäude dabey angebracht, die der Pöbel beklagt, wenn er sie sieht, daß sie nun ganz öde werden sollen. Aber, es ist doch immer besser, die Gebäude öde stehen und von dem Pöbel beklagen zu laßen, die Ingebäude vor den Angriffen der Witterung zu bewahren, und die Meublen zu verstibern, als die Häuser gar niederzureißen, wo die Nie-

der-

derreißungs- und Einfüllungskosten öfters kaum durch den Werth der Materialien bezahlt werden; und die Keller und unterirdischen Gebäude solcher Gartenpaläste können ohnedieß auch immer in der Folge zu Wein-Kellern und andern Bestimmungen noch gebrauchet werden, die nicht nothwendig mit dem Garten einen Zusammenhang haben dürfen; denn man kann auch unter einem Kirchendache ein Magazin anlegen, welches gar keinen Zusammenhang mit den Materien hat, die in derselben Kirche geprediget werden. Also, die ganze Theorie der Gartenkunst kann der beste Cameralist ohne alle Gefahr seiner Pflichten ignoriren, den einzigen Fall ausgenommen, da ihm über die Hofgärten die Oberdirection aufgetragen wäre; denn da ist allerdings nöthig, daß die Gärtner ihn mit Grunde für den Mann halten, der das Geheimniß der Kunst versteht; aber das ist alsdenn mehr das Geschäft des Hofmarschalles und seiner Gehülfen.

An einen teutschen Kammerpräsidenten. 2ter Abschn. Riga und Lpz. 1775, 8. S. 516, fgg.

Eine sehr uncameralische Eitelkeit ist es, an einem Hofe keine andere Gärtner anzustellen, als die zunftmäßig gelernt haben, und große pergamentene Lehrbriefe aufweisen können. Beynahe dieselbe Betrachtung, die man auch bey den Feldtrompetern der meisten Kriegesheere machen kann. Der so genannte gelernte Gärtner ist von dem ungelernten oder dem Garten-Taglöhner meistens durch nichts, als den Haarzopf, unterschieden; und nicht selten ist der ungelernte fleißiger, geschickter, überhaupt auch gelehriger, als der gelernte. Wenn beyde auf gleiche Weise belohnet würden, so wäre doch immer für die Kammer der ungelernte besser, als der gelernte. Aber überdieß kann man auch von dem, was der gelernte Gärtner-Gesell zu unterhalten kostet, 2 oder 3 ungelernte oder Taglöhner unterhalten, davon jeder allein mehr ausrichtet, als zwey gelernte. Dieses ist in der Erfahrung gegründet.

Wenn solche Leute doch nur einige methodische Bildung in ihren Lehrjahren erlangt hätten, und nicht ganz mechanische Subjecte wären, die öfters mit genauer Noth ihren Nahmen schreiben können, und zufrieden sind, die Figur einer Rabatte

oder eines Blumenstückes grob genug zeichnen zu können: so ließe sich vielleicht noch eine andere Idee damit verbinden, um sie zu gleicher Zeit auch zu andern, nicht widersprechenden, Geschäften gebrauchen zu können. Aber es ist genug, wenn nur der Aufseher über den Garten, er heiße nun Hofgärtner, oder Obergärtner, oder Gartenrath, ein nach gesunden Grundsätzen (mit oder ohne Lehrbrief) gebildeter Mann ist; seine Arbeiter brauchen nicht zünftig und nicht gelehrt zu seyn. Man gebe also lieber den zünftigen Gärtnern die von der Residenz zu weit abgelegenen Gärten in Pacht, wenn man nicht für besser findet, das Erdreich noch auf andere Art zu nutzen, und laße dieses Geschlecht allmählich ganz vergehen, stelle indessen Taglöhner an, und behandle die gelehrtere Gärtnereydisciplin wie die feine Musik, wo der Virtuose sich schämt, ein gelernter Geiger oder Pfeiffer zu seyn. Alsdenn wird die Kunst erst gewinnen, wird das kabbalistische falsche Geheimniß verlieren, wird sich aus der Aehnlichkeit mit der Schuhflickerzunft hinauf zur Analogie mit den Wissenschaften entschwingen, und die Gärtnerey kann ein Studium werden, wie die Anatomie oder Klinik für die Arzneybeflissenen, so, daß jeder, der sich dem Staate in cameralischen und ökonomischen Aemtern widmet, eine Zeitlang die Anweisung eines solchen Mannes, den wir uns unter einem der verdienten deutschen Nahmen, Reichart, Rammelt, Salzmann ꝛc. gedenken mögen, suchen würde, um sich mit den Grundsätzen der Vegetation, der Pflanzung und der Cultur praktisch bekannt zu machen. Wäre dieses schon bisher eingeführt gewesen: so würden wir gewiß in der Landwirthschaft schon weiter seyn, schon sicherere Mittel in unserer Gewalt haben, über den Zufall Herr zu werden, oder doch seine Folgen zu mildern.

Die Küchenkräuter gehören in die Nähe des Hoflagers. Wenn indessen in gewissen Gegenden einige Kraut-Arten sehr gemein sind, und schon einen eingerichteten sichern Absatz haben, so sehe ich nicht, warum auf einem fürstlichen Domänengute nicht eben sowohl über die Hausconsumtion allerley Gartengewächs gebauet werden könne, als über die Hauserforderniß allerley Getreide gebauet wird. Indessen kann man doch bey diesem Artikel die Regel allgemeiner machen, daß solche Gärten besser verpachtet, als selbst verwaltet

werden,

werden, ſo weit ſie nähmlich zur Hausconſumtion Ueberfluß gewähren. Denn, obſchon ein Krautland doppelt oder dreyfach ſein Capital erträgt, wie man beſonders bey den erfurter, nürnbergiſchen und bambergiſchen Gartenländern bemerken kann: ſo ſetzt dieſes doch immer einen Gärtner, und nicht einen Kammerpräſidenten voraus, welcher der Beſitzer und Bearbeiter des Gartens ſey; es iſt aber Vortheil genug für eine Kammer, in einer ſolchen Gegend Gartenland zu beſitzen, wo die Gärtnerey ein vorzüglicher Nahrungszweig der Einwohner iſt, vorausgeſetzt, daß auf den Domänen-Gütern Dünger genug vorhanden ſey, um das Gartenland damit auf alle Fälle zu verſehen. Denn ſolche Länder, wenn zumahl die Erforderniß des Düngers von Jahren zu Jahren dazu verſprochen wird, können auch pachtweiſe ungleich höher ausgebracht werden, als die höchſte eigene Cultur der andern Gattungen von Akker- oder Wieſenland erträgt.

An einen teutſchen Kammerpräſid. a. ang. O. S. 548, fgg.

Was die Luſtgärten betrifft, ſo ſind die Fälle in unſern Tagen ſelten, wo die Fürſten ſich ſelbſt mit der Botanik beluſtigen. Der Gebrauch des Luſtgartens ſchränkt ſich meiſtens nur dahin ein, daß man entweder im Gartenhauſe oder unter Zelten ſpeiſet, ſpielt, Muſik hört, Illuminationen, Feuerwerke, Scheibenſchießen, Ball ꝛc. giebt, auch im Winter Schlitten, und im Sommer ſpatzieren fährt. In ſolchen Gärten iſt die eigentliche botaniſche Gärtnerey der unbeträchtlichſte Gegenſtand, welcher auch dabey ſehr übel angebracht ſeyn würde, weil wegen der großen Frequenz die koſtbaren Gewächſe nicht gut zu conſerviren ſtänden.

Hochgezogene Alleen und Verduren, dazwiſchen angebrachte Ruheplätze und wohlgeordnete Hütten und Bänke, breite Wege, und an ſtatt der Blumenbeete nach engliſcher Manier, kurzgeſchorne Grasſtücke, und denn gute Statüen mit unter, das iſt der heutige beſte Geſchmack der fürſtlichen Luſtgärten, wobey auch Fontänen und Baſſins, wie auch Orangerien, oder doch Gewächshäuſer eingebauet ſind. Bey dergleichen Gärten ſind nun entweder eigene Luſthäuſer, oder der Garten iſt an das Luſtſchloß erſt nachher angelegt. Der Geſchmack ſey übrigens

engliſch, chineſiſch, oder originelldeutſch; die Botanik hat immer das wenigſte Intereſſe dabey; folglich hat der Cameraliſt eigentlich darauf zu ſehen, daß die Wege und Alleen, Gras-Stücke, Statüen, Einfaſſungen und Mauern gut unterhalten werden, daß die kleinen Reparaturen (eine allgemeine ökonomiſche Regel!) nicht verſäumt und außer Acht gelaßen werden, ehe größere daraus werden; das ſind lauter Aufwände, die ſehr leicht zu überſchlagen und in Regeln zu bringen ſind.

Da ſolche Gärten insgemein auch dem ehrbaren Theile des Publicum offen ſtehen, dieſe Diſtinction aber nicht immer ſo genau gemachet werden kann, daß nicht auch zuweilen weniger ehrbare Glieder des Publicum ſich mit einmiſchen ſollten: ſo müßten in ſolchen Gärten gar keine Früchte oder Gewächſe ſeyn, an denen man ſich aus Neugier oder Näſcherey vergreifen könnte. Man pflegt zwar Säulen aufzuſtellen, an welchen dergleichen Ausſchweifungen mit leſerlicher Schrift verbothen ſind; aber dieſe ſind, wie die Erfahrung lehrt, allein zu wenig. Alſo in den öffentlichen Spatziergängen (darunter verſtehe ich hier eigentlich die Luſtgärten,) keine Früchte, keine Koſtbarkeiten, ſondern nichts als Promenaden, Alleen, Grasplätze, Springbrunnen, Cascaden, Baſſins, Laubwände, Hütten, Statüen, mit Sand wohl unterhaltene Wege ꝛc. dieß allein erfordert ſchon die ganze Aufmerkſamkeit eines Mannes, der über einen ſolchen Garten geſetzt iſt. Man fordere nicht von ihm, daß er ſo viel Früchte darin baue, um vielleicht ſeine Unterhaltung davon zu beſtreiten. Er wird alsdenn entweder ſich dieſe Forderung ſehr angelegen ſeyn laßen, um ſich gewiſſe gewöhnliche Vortheile dabey zuzueignen, und darüber die andern Arbeiten, die zum Begriffe des Luſtgartens (nicht des Nutzgartens) gehören, verſäumen; oder, er wird die Forderung nicht erfüllen können, und alsdenn leiden beyde Gegenſtände, Vergnügen und Nutzen, darunter.

An einen teutſchen Hofmarſchall, Riga und Lpz. 1774, 8. S. 207, fgg.

Vernünftige Gedanken und Anmerkungen eines Cameraliſten, von den Meliorationen der fürſtl. Aemter, und zwar beſonders bey dem Amtsgärten- und Plantagenbau, ſt. im 146 St. der Leipz. Samml. 1757, 8. S. 100 — 121.

Der Gartenbau, welcher unter die vermiſchten Nahrungsarten gehört, die ſowohl bey den Städten, als auf dem Lande getrieben werden können, iſt nur für beyde von ſolcher Beträchtlichkeit, daß er allerdings

die

die Aufmerksamkeit und Vorsorge der Landespolizey verdient. Die Gartengewächse, die Obstfrüchte und der Hopfenbau, nehmen unter den unentbehrlichen Lebensmitteln einen gar nicht geringen und niedrigen Platz ein. Und wenn man bedenkt, was vor eine Menge von diesen unentbehrlichen Dingen eine Stadt jährlich nöthig hat, und wie das gedörrete Obst, insonderheit aber der Hopfen und das Samenwerk, Waaren sind, welche in die Commerzien gehen, und wodurch zuweilen ein ansehnliches Geld in das Land gebracht wird: so sieht man leicht ein, daß es, sowohl um dieser Ursachen willen, als auch um einen guten Preis dieser Dinge zu bewirken, und den Mangel zu verhüten, hiernächst aber auch vielen Menschen dadurch Nahrung zu verschaffen, so nützlich als nöthig sey, daß eine Stadt diese Gartengewächse und Früchte selbst zu erzeugen suche. Auf dem Lande, (wozu auch die kleinen Landstädtchen gehören, welche den Ackerbau und die Viehzucht zugleich, und zuweilen als ihre Hauptnahrung treiben,) ist der Gartenbau von eben so großem, wo nicht noch größern Nutzen, als bey den Städten. Zu geschweigen, daß die verschiedenen Gartengewächse dem Landmann in seiner eigenen Haushaltung sehr wohl zu statten kommen, indem er, bey einem guten Vorrath davon, nicht genöthigt ist, seinen ganzen Unterhalt aus dem Mehlsack zu nehmen, sondern dabey viel Getreide erspahren und solches zu Gelde machen kann, auch dadurch in den Stand gesetzt wird, seinem Vieh in der Fütterung sehr zu Hülfe zu kommen, von welchem allen oben ausführlicher Erwähnung geschehen ist: so kann er, wenn er ansehnliche oder große Städte in der Nähe hat, und sich nicht allein auf die Erzeugung guter und angenehmer, sondern auch frühzeitiger Gartengewächse leget, ein ansehnliches Geld gewinnen, und seine Grundstücke viel höher nutzen, als wenn er sich bloß mit dem Getreidebau beschäftiget. Außerdem,

dem, daß man das Fallobst zur Mastung für die Schweine brauchen kann, kann man auch die abgefallenen Aepfel insbesondere, nebst den wurmstichigen und verkrupften, auch den Apfelschalen und dem Abgang bey dem Schnitzmachen, einschlagen, und einen guten Branntwein daraus machen. Die Verfertigung des Apfelweins und Essigs bringt auch Nutzen; wovon im Art. Obst mit mehrerm handeln werde.

Will nun die Landespolizey den Gartenbau befördern, und besonders in der Nähe großer Städte in Flor bringen: so muß sie vor allen Dingen die Hindernisse, welche demselben im Wege stehen, wegzuräumen suchen, und zugleich solche Anstalten machen, welche der Absicht gemäß sind. Bloße Polizeygesetze und Verordnungen, in welchen der Gartenbau anbefohlen wird, sind hier nicht hinreichend, wenn auch der Nutzen desselben darin noch so deutlich und gründlich vorgestellet wird. Die vornehmsten Hindernisse sind folgende:

1. Nicht aller Boden hat die erforderliche Fruchtbarkeit und andere Beschaffenheiten, welche zu Erzeugung guter Gartengewächse nöthig sind. Obgleich dieses nicht zu läugnen ist, so würde es doch an den wenigsten Orten als ein Hinderniß angesehen werden können. Man findet gar wenig Gegenden in Deutschland, die so sehr unfruchtbar sind, daß nicht eine so kleine Oberfläche, als man zu Erzeugung der Garten-Gewächse brauchet, nach und nach verbessert und dazu geschickt gemacht werden könnte. Wenn es Städte in Deutschland giebt, wo der Gartenbau, außer ein wenig Salat, Petersilie, Braunkohl u. d. gl. wenig oder gar nicht getrieben wird: so ist solches gemeiniglich mehr der Schläfrigkeit und Trägheit der Einwohner, als der Beschaffenheit des Erdreichs, zuzuschreiben. Und viele Landstädte, die sich mit dem Ackerbau und der Viehzucht beschäftigen, schätzen nichts, als den alten Schlendrian ihrer lieben Vorfahren, hoch, und es

mangelt

mangelt ihnen zu den Nahrungsarten und Gewerben, die damit nicht übereinſtimmen, der Trieb oder das Genie.

2. Ein hartes und rauhes Klima iſt allerdings ein großes Hinderniß im Gartenbau; und es läßt ſich daſſelbe nicht ändern noch verbeſſern. Allein, öfters wird dem Klima eine größere Schuld beygemeſſen, als es verdient. Wer die alte Mode liebt, und von neuen Einrichtungen in der Landwirthſchaft nicht gern etwas hören will, noch weniger aber geneigt iſt, Verſuche anzuſtellen, wird gemeiniglich das Klima, welches im Wege ſtehen ſoll, zu ſeiner Entſchuldigung vorbringen. Man ſtelle nur Verſuche an, gehe aber dabey mit aller Vorſicht und nach guten Regeln zu Werke: ſo wird man öfters finden, daß das Klima ſo unfreundlich nicht ſey, als man ſich einbildet. Nur muß man dieſe Verſuche nicht von den Bürgern und Bauern ſo ſchlechterdings erwarten, daß man denſelben die Ausführung der Sache allein überlaßen ſollte. Hier muß der Landesherr in ſeinen Gärten, auf ſeinen Höfen und Meiereyen, ſo wie die Bedienten, auch angeſehene und wohlhabende Bürger in ihren Gärten, den Anfang machen, mit gutem Exempel vorgehen, die erlangten Erfahrungen im Lande weiter ausbreiten, und den übrigen Einwohnern mit dem nöthigen Unterricht an die Hand gehen.

3. Eben der Mangel an dieſem Unterricht und an der nöthigen Wiſſenſchaft im Gartenbau, hindert deſſen Beförderung und Aufnahme oft am meiſten. Zuweilen iſt an der Fruchtbarkeit des Bodens und an dem Klima nichts auszuſetzen, die Leute haben auch einen Trieb oder Genie zum Gartenbau, es fehlt ihnen aber der nöthige Unterricht und die Anweiſung dazu; und weil man nicht die Aufmerkſamkeit hat, ihnen hierin zu Hülfe zu kommen, ſo bleibt der Gartenbau bey ihnen in der alten fehlerhaften Verfaſſung. Dieſer Feh-

ler

ler ist nun bloß und allein der Landespolizey zuzuschreiben und auf keine Weise zu entschuldigen. Will die Landespolizey ihre Schuldigkeit thun, und hierin das Beste des Landes und der Einwohner befördern, so muß sie diesen solchen Unterricht und Anweisung auf die leichteste und bequemste Art zu verschaffen suchen. Dieses kann sie dadurch bewirken, wenn sie nützliche und wohl eingerichtete Wirthschaftskalender einführt, in welchen auch die Gartenbauregeln auf eine kurze und dem gemeinen Mann deutliche und begreifliche Art vorgetragen werden.

Weil es aber bey dem Gartenbau, und insonderheit bey dem Pfropfen, Oculiren, Versetzen ꝛc. der Bäume, wie auch in verschiedenen Stücken bey dem Hopfenbau, viel auf die Handgriffe ankommt, und dazu eine besondere Unterweisung erfordert wird: so ist allerdings nöthig, daß in jedem Dorfe, besonders aber in solchen, welche zahlreiche Einwohner und gute Landesart um sich haben, ein besonderer **Gemeindegärtner** gehalten werde.

Einem solchen so genannten Baum- und Kraut-Gärtner dürfte aus der Gemeinde weiter nichts, als etwa freye Wohnung und etwas Brennholz, wenn dergleichen bey der Gemeinde vorhanden, oder statt dessen ein Par Scheffel Korn, nebst einem Gemeindeflecken zum Gartenbau vergönnet, übrigens aber mit demselben ein Vergleich getroffen werden, was ihm ein jeder Bauer, der seiner Beyhülfe bedürftig ist, zum täglichen Lohne zu reichen habe.

Das zum Gartenbau zu vergönnende Land hätte ein solcher Gärtner auf 1 Drittheil zu Anlegung einer Baumschule, auf 1 Drittheil zu Erziehung zeitiger Pflanzen von allerley Garten-Gewächsen, und endlich 1 Drittheil zu seinem eigenen Bedürfniß, jedoch mit der Bedingung, daß er darauf zugleich allen nöthigen Gartensamen mit erbauete, anzuwenden. Auch hätte er den Einwohnern die zu erziehenden jungen Bäume sowohl, als das Pflanzwerk und Gesäme, für einen billigen Lohn abzulaßen, und aus solchem Garten eher nicht an Auswärtige zu ver-

verkaufen, als bis die Einwohner damit versorgt wären, oder seine Vorräthe nicht achteten.

Von der Gemeinde könnten im Frühling und Herbst gewisse Tage bestimmt werden, an welchen der Gärtner, in Beyseyn der Dorfgerichte, aller Dorfseinwohner Gärten besichtigen, und einem jeden Wirthe anzeigen müßte, wie er bey seiner Baumzucht sowohl, als in Ansehung des Grabelandes, nutzbar verfahren könne; wohin Bäume anzupflanzen, und von welcher Art; welche alte Bäume, als untauglich, wegzuschaffen, oder durch was für Mittel solche noch zu erhalten wären; welches Land zum Graben am geschicktesten; was für Früchte darauf zu bringen, und welche Düngungsart dahin am tauglichsten sey, u. s. w.

Wenn solche allgemeine Anweisung geschehen, so beruhete es sodenn bey den Einwohnern, welche von denselben des geschicktesten und nutzbarsten Grabens und der übrigen Wartung ihres Gartenlandes sich belehren laßen, oder desselben Hülfe dabey erfordern; insonderheit aber, welche von ihnen, das Pfropfen, Oculiren, und andere Wartung der jungen und alten Bäume von ihm erlernen wollten. Diese hätten demselben den bewilligten Tagelohn dafür zu entrichten. Wenn viele der Einwohner zu gleicher Zeit solchen Eifer bewiesen und seiner Dienste begehrten, so müßte derselbe, allen möglichst zu dienen, sich angelegen seyn laßen, und dabey unter Reichen und Armen keinen Unterschied machen, sondern einem Jeden zu halben Tagen, allenfalls auch nur stundenweise, an die Hand gehen, und in der Ordnung seiner Bedienung öfters umwechseln. Arme Einwohner, denen das Geldausgeben allzu schwer ankommt, könnten sich mit einem solchen Gärtner auf die Art vergleichen, daß sie die Arbeit, die er ihnen leistet, durch Gegendienste, indem sie für einen halben Tag, den er in ihrer Belehrung zugebracht, nach Gelegenheit hinwiederum einen ganzen Tag, oder noch längere Zeit über, in seinen Gartenarbeiten gut zu thun hätten. Diese würden, vermittelst solcher gegenseitigen Arbeit, zugleich in Verpflegung der Gärten geschickter werden, und bey dieser ihrer Arbeit den besten Nutzen davon tragen.

Wenn nun auf solche Art die Haltung eines geschickten Gärtners nur 3 bis 4 Jahre lang in jedem Dorfe beobachtet worden, so würde alsdenn dessen fernere Beybehaltung nicht unumgänglich nöthig seyn, sondern die Wirthe selbst, oder doch viele derselben, die Erfahrung erlangt haben, wie sie mit ihren

Gär-

Gärten, in Ansehung der Baumzucht und übrigen Wartung nutzbar zu verfahren hätten.

v. Wichmannshausen unschuldige Vorschläge, in welcher Art das Landwirthschaftswesen durch besonders zu verordnende Wirthschaftsaufseher merklich zu verbessern seyn dürfte, im 14 B. der Oecon. Nachr. Lpz. 1762, 8. S. 274, fgg.

Vielleicht wird man wider diesen Vorschlag einwenden, daß es nicht möglich seyn würde, so viele Gärtner aufzubringen, als zu Versorgung einer so großen Menge Dörfer nur in einem mittelmäßig großen Lande erfordert werden, wenn jedes Dorf seinen eigenen Gärtner haben sollte. So scheinbar dieser Einwurf ist, so wenig gegründet ist derselbe. Denn einestheils hat man ja nicht nöthig, alle Dörfer mit einmahl und zu gleicher Zeit mit Gärtnern zu versehen. Man kann diese Einrichtung nach und nach zu Stande bringen. Wenn man in jedem Kreise oder Provinz nur 5 bis 6 Dörfer, und zwar anfänglich diejenigen, welche ansehnlichen und großen Städten nahe gelegen sind, mit Gärtnern versiehet: so werden diese 5 bis 6 Gärtner hinreichend genug seyn, den ganzen Kreis bedienen zu können. Denn wenn dieselben, nach Verlauf von 3 bis 4 Jahren, mit den ersten 5 bis 6 Dörfern fertig geworden, und alsdenn in selbigen nicht mehr nöthig sind, können sie nach andern Dörfern verleget werden, mithin nach und nach alle Dörfer im Gartenbau unterrichten. In gedachten 3 bis 4 Unterweisungsjahren werden auch schon manche junge Gärtner nachgezogen worden seyn, die man alsdenn ebenfalls anderswo gebrauchen kann. Imgleichen können 2 oder 3 Dorfgemeinden, die nicht stark sind, und nahe bey einander liegen, von Einem Gärtner bedienet werden. Anderntheils braucht man hier keine Kunstgärtner. Leute die den Obst- und Küchen-Gartenbau verstehen, so viel als für den Landmann nöthig ist, sind so rar und selten nicht; denn bey demselben kommt es bloß auf die Verbesserung und mehrere Ausbrei-

breitung des Gartenbaues an; denn so schlecht wird doch so leicht kein Dorf bestellt seyn, daß es gar nichts von demselben verstehen sollte. Die Leute verstehen also schon einen Theil dieser Wirthschaft, und wo sie bisher nicht nach guten Regeln verfahren, werden sie eben so bald alles dasjenige lernen können, was sie noch nicht gewußt haben. Sie werden die Gärtner dazu nicht einmahl drey bis vier Jahre nöthig haben; folglich werden auch diese mit ihrer Unterweisung eher herum kommen können.

Man findet auch wirklich einige Länder in Deutschland, wo dergleichen Dorfgärtner, insonderheit in Ansehung der Pflanzung guter Obstbäume, sowohl in den Gärten, als an den Wegen und Landstraßen, angeordnet werden, welche gegen eine Kleinigkeit, für jeden Stamm, der fortgegangen und bekleibet, solchen der Dorfschaft überlaßen, auch in sämmtlicher Bauern Gärten die vorhandenen wilden Stämme mit den besten Sorten von Obst pfropfen und oculiren, und wie ein Baum zu versetzen und zu verschneiden, die nöthige Anweisung geben müssen;

Königl. Preuß. Haushaltungs- und Wirthschafts-Reglement für die Aemter des Herzogthums Pommern, vom 1 May 1752, im Novo Corp. Constit. Prussi. March. Th. I. S. 316.

und wenn im Dorfe keiner zu finden, der die nöthige Erfahrung hierin hätte, so sollen die Beamten dafür sorgen, daß wenigstens ein bis zwey gute verständige Leute in jedem Dorfe, welche zum Gartenbau Lust haben, darin unterrichtet werden, welche sodenn dieses den übrigen zeigen, und ihnen darin behülflich seyn müssen.

S. Erneuerte und verbesserte Dorfordnung des Königreichs Preußen, v. 22 Sept. 1751, §. 11, im 1 Th. des Nov. Corp. Const. Prussi. March. S. 147; und die Dorfordnung für die Provinz Litthauen, v. 22 Nov. 1754, §. 31, eb das. S. 1139.

An andern Orten müssen die zum Baumpflanzen bestellten Personen die jungen Schulbursche darin unterrichten.

Fürstlich-Eisenachische Anweisung für die zur Baumpflanzung befehligten Personen, im 1 B. der thüring. neuen Beytr. zu der Cameral- und Haushaltungswiss. S. 313.

5. Endlich muß auch die Landespolizey diejenigen Hinderuisse zu heben suchen, wodurch die Leute zum Gartenbau verdrießlich gemacht werden können.

Gärten, in Ansehung der Baumzucht und übrigen Wartung nutzbar zu verfahren hätten.

v. Wichmannshausen unschuldige Vorschläge, in welcher Art das Landwirthschaftswesen durch besonders zu verordnende Wirthschaftsaufseher merklich zu verbessern seyn dürfte, im 14 B. der Oecon. Nachr. Lpz. 1762, 8. S. 274, ff.

Vielleicht wird man wider diesen Vorschlag einwenden, daß es nicht möglich seyn würde, so viele Gärtner aufzubringen, als zu Versorgung einer so großen Menge Dörfer nur in einem mittelmäßig großen Lande erfordert werden, wenn jedes Dorf seinen eigenen Gärtner haben sollte. So scheinbar dieser Einwurf ist, so wenig gegründet ist derselbe. Denn einestheils hat man ja nicht nöthig, alle Dörfer mit einmahl und zu gleicher Zeit mit Gärtnern zu versehen. Man kann diese Einrichtung nach und nach zu Stande bringen. Wenn man in jedem Kreise oder Provinz nur 5 bis 6 Dörfer, und zwar anfänglich diejenigen, welche ansehnlichen und großen Städten nahe gelegen sind, mit Gärtnern versiehet: so werden diese 5 bis 6 Gärtner hinreichend genug seyn, den ganzen Kreis bedienen zu können. Denn wenn dieselben, nach Verlauf von 3 bis 4 Jahren, mit den ersten 5 bis 6 Dörfern fertig geworden, und alsdenn in selbigen nicht mehr nöthig sind, können sie nach andern Dörfern verleget werden, mithin nach und nach alle Dörfer im Gartenbau unterrichten. In gedachten 3 bis 4 Unterweisungsjahren werden auch schon manche junge Gärtner nachgezogen worden seyn, die man alsdenn ebenfalls anderswo gebrauchen kann. Imgleichen können 2 oder 3 Dorfgemeinden, die nicht stark sind, und nahe bey einander liegen, von Einem Gärtner bedienet werden. Anderntheils braucht man hier keine Kunstgärtner. Leute die den Obst- und Küchen-Gartenbau verstehen, so viel als für den Landmann nöthig ist, sind so rar und selten nicht; denn bey demselben kommt es bloß auf die Verbesserung und mehrere Aus-

brei-

des Gartenbaues an; denn so schlecht wird
icht kein Dorf bestellt seyn, daß es gar nichts
selben verstehen sollte. Die Leute verstehen
n einen Theil dieser Wirthschaft, und wo sie
icht nach guten Regeln verfahren, werden sie
ald alles dasjenige lernen können, was sie noch
ußt haben. Sie werden die Gärtner dazu
nahl drey bis vier Jahre nöthig haben; folg-
en auch diese mit ihrer Unterweisung eher her-
neu können.

findet auch wirklich einige Länder in Deutschland, wo
n Dorfgärtner, insonderheit in Ansehung der Pflan-
r Obstbäume, sowohl in den Gärten, als an den We-
Landstraßen, angeordnet werden, welche gegen eine
t, für jeden Stamm, der fortgegangen und bekleibet,
r Dorfschaft überlaßen, auch in sämmtlicher Bauern
ie vorhandenen wilden Stämme mit den besten Sor-
)bst pfropfen und oculiren, und wie ein Baum zu ver-
d zu verschneiden, die nöthige Anweisung geben

Preuß. Haushaltungs- und Wirthschafts-Reglement
ie Aemter des Herzogthums Pommern, vom 1 May
im Novo Corp. Constit. Pruss. March. Th. I, S. 316.

im Dorfe keiner zu finden, der die nöthige Erfahrung
tte, so sollen die Beamten dafür sorgen, daß wenig-
bis zwey gute verständige Leute in jedem Dorfe, wel-
Gartenbau Lust haben, darin unterrichtet werden, wel-
r dieses den übrigen zeigen, und ihnen darin behülflich
sen.

neuerte und verbesserte Dorfordnung des Königreichs
ssen, v. 22 Sept. 1751, §. 11, im I Th. des Nov. Corp.
t Pruss. March. S. 1475 und die Dorfordnung für die
inz Litthauen, v. 22 Nov. 1754, §. 31, eb. das. S. 1139.

dern Orten müssen die zum Baumpflanzen bestellten
die jungen Schulbursche darin unterrichten.

ch-Eisenachische Anweisung für die zur Baumpflanzung
ligten Personen, im 1 B. der thüring. neuen Beytr. zu
Cameral- und Haushaltungswiss. S. 313.

. Endlich muß auch die Landespolizey diejeni-
nderniße zu heben suchen, wodurch die Leute
artenbau verdrießlich gemacht werden können.

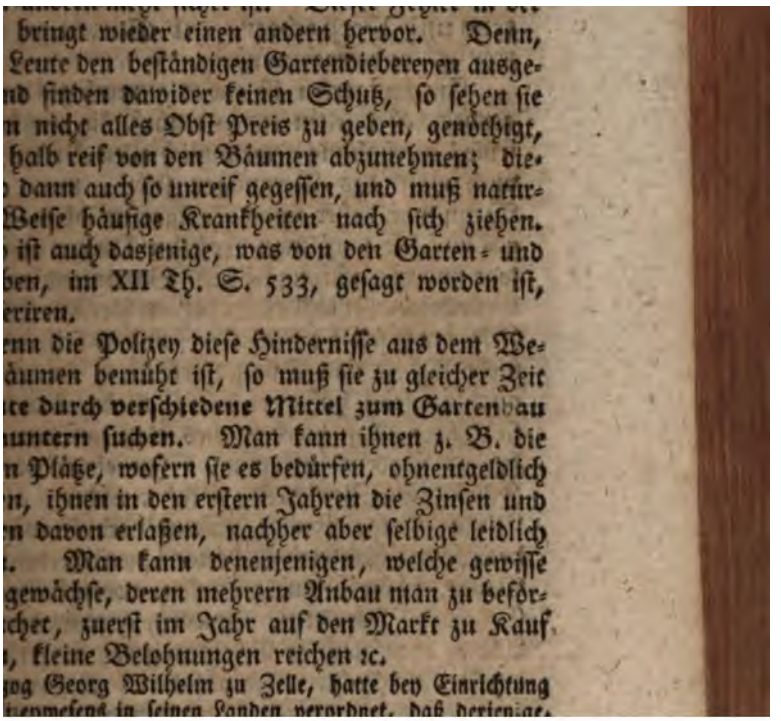
Hierher gehört, wenn sie mit falschem oder untauglichen Samen betrogen werden; welcher Betrug nachdrücklich zu bestrafen ist.

Ja, es hält zuweilen, insonderheit im Anfange, schwer, den Samen selbst von demjenigen Gartengewächse, so im Lande noch rar ist, oder vorher noch nicht erzogen worden, zu erhalten, weil oft die wenigsten Leute wissen, woher und durch was für Gelegenheit sie ihn verschreiben und kommen laßen sollen; da denn durch die damit verknüpfte Mühe und Weitläuftigkeit mancher abgeschrecket wird. Wenn ein weiser Regent dieses Hinderniß wahrnimmt, so läßt er auf seine Kosten fremden Samen kommen, und solchen unter die Einwohner ohnentgeldlich austheilen.

Also hat es die hohe Landesregierung zu Hannover gemacht, welche verschiedene Jahre eine ansehnliche Partie von allerley Arten von Samen zu Küchengewächsen von Erfurt nach Göttingen kommen, und ihn unter dasige Einwohner, welche eigenthümliche oder gemiethete Gärten besitzen, und sich 14 Tage vorher bey dem Polizeyamte darum melden, und sowohl ihren Nahmen, und was für einen Garten sie besitzen, als auch mit was für Arten des Samens ihnen am meisten gedient sey, aufschreiben laßen müssen, nachdem man sich von Polizeyamtswegen nach den Umständen der Leute erkundiget, umsonst austheilen laßen.

Götting. Policeyamtsnachr. v. J. 1757, No. X.

Zu Vertilgung der Raupen, Maulwürfe und anderer schädlichen Thiere, sind die dawider vorgeschlagenen und wirksam befundenen Mittel den Leuten auf eine bequeme Art bekannt zu machen; das Raupen der Bäume aber ist ihnen gesetzlich anzubefehlen; wovon im Art. Raupe ein Mehreres. Nichts aber ist dem Triebe und der Lust zum Gartenbau, und diesem selbst, hinderlicher, als der Gartendiebstahl, und die Beschädigung der Bäume und Zäune. Man hat zwar hin und wieder scharfe Strafen, als: die Karre, den Pranger und Korb, und auch wohl, dem Befinden nach, Leib- und Lebensstrafe darauf gesetzt; allein, es wäre zu wünschen, daß diese Strafen auch allemahl exequiret werden möchten. Man ist aber fast bey keinem



bringt wieder einen andern hervor. Denn,
Leute den beſtändigen Gartendiebereyen ausge-
nd finden dawider keinen Schutz, ſo ſehen ſie
n nicht alles Obſt Preis zu geben, genöthigt,
halb reif von den Bäumen abzunehmen; die-
dann auch ſo unreif gegeſſen, und muß natür-
Weiſe häufige Krankheiten nach ſich ziehen.
iſt auch dasjenige, was von den Garten- und
ben, im XII Th. S. 533, geſagt worden iſt,
eriren.

enn die Polizey dieſe Hinderniſſe aus dem We-
äumen bemüht iſt, ſo muß ſie zu gleicher Zeit
te **durch verſchiedene Mittel zum Gartenbau**
untern ſuchen. Man kann ihnen z. B. die
n Plätze, wofern ſie es bedürfen, ohnentgeldlich
n, ihnen in den erſtern Jahren die Zinſen und
n davon erlaßen, nachher aber ſelbige leidlich
. Man kann denenjenigen, welche gewiſſe
gewächſe, deren mehrern Anbau man zu beför-
chet, zuerſt im Jahr auf den Markt zu Kauf
, kleine Belohnungen reichen ꝛc.

og Georg Wilhelm zu Zelle, hatte bey Einrichtung
enweſens in ſeinen Landen verordnet, daß derjenige,

die landesherrlichen Gesetze, welche hinzu kommen, erst recht wirksam werden.

Hrn. H. K. A. Bergius Policey- und Cameral-Magazin, 4 Th. S. 1 — 8.

Es ist noch dasjenige, **was in Ansehung der Würderung und Taxe, imgleichen des Pachtens und Verpachtens der Gärten zu beobachten ist**, zu betrachten übrig.

Ein Lustgarten ist etwas anmuthiges und vergnügendes, aber selten etwas wahrhaftig nutzbares, weil seine Unterhaltung gemeiniglich allen Nutzen, ja öfters auch wohl das Vergnügen selbst, weit übersteigt. Wenn man daher **einen Lustgarten ökonomisch taxiren** will, so muß man vor allen Dingen auf seine Anlage und Einrichtung sehen. Gartenland erhält in der Grundtaxe allemahl einen höhern Preis, als das Acker-Feld, auch selbst die Wiesen, weil es sich, ob es gleich mehr Arbeit und Dünger erfordert, in der Nutzung auch ungleich höher verlöset; allein, eben daraus ersieht man, daß hierbey alles bloß auf den Gebrauch solches Bodens ankomme. In einem bloßen Lust- Kunst- und Ziergarten, welcher nichts, als kostbare Blumenbeete, fremde unfruchtbare Gewächse, unbrauchbare Parterren, breite landverderbliche Sand-Gänge, schön belaubte Hecken, vortreffliche Grotten, Cascaden, Fontänen, Statüen, Pyramiden, Linden-Alleen, und noch so viel Orangerie, enthielte, müßte der Preis schlechterdings abfallen. Man würde wohl am gerechtesten verfahren, wenn man den Acker eines solchen Gartenlandes mit einem Acker des schlechtesten Ackerlandes, so man daselbst antrifft, in gleichen Preis setzte. Wäre aber alles Ackerland eines solchen Gutes von einerley Beschaffenheit, und dabey gutartig, so müßte man gar noch ein Drittheil zurückschlagen, bey dem allen aber doch noch die überschießenden Gärtnereykosten mit dem Vergnügen compensiren. Und so

sie-

ſiehet man auch, daß ein ſolcher Garten einer Nutzungstaxe gar nicht fähig ſey. Bey Privatperſonen gibt es aber deren nicht ſo gar viele. Auf Rittergütern pfleget man doch insgemein im Gartenwerk Vergnügen und Nutzen mit einander zu verbinden; und da kann ein ſolcher Luſtgarten ſeinen Nahmen mit völligem Rechte führen, und dabey dennoch wenigſtens etwas nutzbar ſeyn; und da gewinnt denn auch die Taxe ſelbſt eine ganz andere Geſtalt.

Enthält ein ſolcher Luſtgarten, neben ſeinen Blumen- und Zierwerken, auch andere nutzbare Gartengewächſe, angenehme Staudenfrüchte, rare Franz- und andere fruchtbare Obſtbäume: ſo kann man einem Acker ſolchen Gartenlandes von dem Preiſe eines Ackers des beſten Feldes ganz billig ein Drittheil, und nach Befinden die Hälfte zulegen, inſonderheit, wenn dieſe Sachen angenehmen Kaufes und gut zu verſilbern ſind, und man bey ſo bewandten Umſtänden doch wirklich auf das Vergnügen ſelbſt etwas mitrechnen kann. Will man einen ſolchen Garten in eine Nutzungstaxe bringen, ſo würde man allerdings gar leicht dazu gelangen können, wenn man auch nur eine dreyjährige Rechnung von deſſen Ertrag und den aufgewendeten Koſten erlangen könnte. Allein, zum Unglück iſt man eben nicht ſehr gewöhnt, über ſolche Dinge, welche mehr zum Vergnügen, als zum Nutzen, dienen, ſo gar genaue Regiſter zu halten; und wenn auch ja etwa einige Einnahmen aufgezeichnet würden, ſo wird doch wohl der Gärtner nach ſeinem Lohn, Gehalt und Koſt, und oben darein der verwendete und den Feldern entzogene Dünger, die Reparaturen an den Kunſtwerken, wo nicht gar an den Vermachungen, vergeſſen worden ſe[illegible]; an die Dienſte aber, welche entweder für Tagelohn bezahlt werden, oder auch wohl ohnentgeldlich ſeyn können, doch aber ſolchenfalls der übrigen Wirthſchaft abgehen, wird vielleicht gar nicht gedacht ſeyn. Muß

man also bloß nach Gutdünken hierunter verfahren, so ist fast kein einziges anderes Mittel übrig, als daß man einige nach obigen Gründen präformirte Grundtaxe nach dem Ackergehalt, und dessen bestimmten Preis zum Fundament setze, von solchem auf die Interessen zurück rechne, selbige zur jährlichen Revenüe angebe, und hernach à 5 pro Cent zu Capital erhöhe.

Uebrigens kann man hierbey, und sonderlich in Ansehung der Kunst- und Zierwerke nicht besser thun, als daß man auch kunsterfahrne Leute dabey zu Rathe ziehe. Man hat daher, außer vielerley andern Kunstverwandten, insonderheit zu den Statüen, Obelisken, Säul- und Bildwerk, geschickte Bildhauer; zu der Orangerie und den ausländischen Gewächsen aber erfahrne Kunstgärtner zur Beyhülfe nöthig, welche alles Stück vor Stück verzeichnen, und kunstmäßig taxiren werden.

Den ausländischen Gewächsen und der Orangerie, werden, nach ihren verschiedenen Sorten, etwa folgende Preise gesetzt:

1 Orangebaum, ohne Rücksicht auf die Gattung, wenn er im Kübel steht, 2, 2½ bis 3 Rthlr.
1 *dito* kleiner, noch im Topfe, 4, 6 bis 8 Gr.
1 Kirschlorbeerbaum, im Kübel, 1 bis 1½ Rthlr.
1 *dito* kleiner, 6, 8 bis 12 Gr.
1 Lorbeerbaum im Kübel, 16 Gr. bis 1 Rthlr.
1 *dito* kleiner, 2 bis 4 Gr.
1 Taxusbaum, 16 Gr. bis 1 Rthlr.
1 *dito* kleiner, 6 bis 8 Gr.
1 Cypresse groß, 1 Rthlr.
1 *dito* kleiner, 8 bis 16 Gr.
1 Feigenbaum, 4, 6 bis 8 Gr.
Allerley andere auswärtige Bäume, als: *Oleander, Kermia, Laurus-tinus*, u. d. gl. 4 bis 6 Gr. u. s. f.

Im Küchengarten kann man schon bestimmter taxieren; und man wird nicht fehlen, wenn man in einer Grundtaxe jeden Acker Grabeland, selbst mit Einrechnung der Gänge, welche hier weder überflüßig breit, noch mit Sande verderbt sind, gegen einen Acker des besten Feldes auf das alterum tantum setzt. Bey einer Nutzungstaxe aber hat man hauptsächlich dahin zu sehen, ob ein solcher Küchengarten etwa bloß zur

Haus-

Hausconsumtion für das Gesinde zureichend, oder ob er so gehaltig sey, daß daraus auch noch viel oder wenig zur baren Losung verbleibe? Im erstern Falle ist selbiger gar nicht in die Taxe zu nehmen; im letztern hingegen hat man den übrigen Ertrag in Rechnung zu nehmen, und zwar ohne den mindesten Abzug einiger Unkosten, wenn die Besamung selbst erzielet, die Bestellung aber ohne Gärtner durch einen Wirthschaftsbedienten zu besorgen, und die Arbeit selbst von dem Gesinde, oder überschießenden Hofdiensten bey Gelegenheit mit zu verrichten ist.

Oecon. Nachr. 10 Band, Lyz. 1758, 8. S. 399, fgg.

Von der **Würderung und Taxe der Baum- und Obstgärten**, werde im Art. **Obstbaum** handeln.

Ich komme auf das **Pachten und Verpachten der Gärten.** Ein **Lustgarten**, in so fern es bloß ein Kunst- und Ziergarten ist, wird dem Gutspachter so leicht nicht mit überlaßen, noch auch von ihm übernommen werden. Wo sich einmahl dergleichen befindet, wird man auch noch mehrere Gärten antreffen, in welchen das Vergnügen die Hauptabsicht, der beyläufige Nutzen aber ein bloßes Nebenwerk, und höchstens nur für die herrschaftliche Küche und Tafel eingerichtet seyn wird. Es werden also auch selbige der Herrschaft reserviret, und von einem eigenen Gärtner besorget werden. Die Promenade aber wird dem Pachter und den Seinigen wohl niemand versagen, wenn auch gleich in dem Pachte nicht einmahl daran wäre gedacht worden; denn es ist dieses eine Sache von unschädlicher Nutzbarkeit. Ja, es kann sich eräugnen, daß, wenn die Herrschaft nicht auf dem Gute wohnet, oder doch weder sie noch ihr Gärtner Vieh hält, daß ihm die Gräserey auf den Parterren, Terrassen ꝛc. verstattet wird; doch alles unter nöthiger Einschränkung, für deren Beobachtung der Gärtner hernach sorgen wird. Dagegen wird es solchem Gartenwerke an

verschiedenen Dingen fehlen, für welche man doch auch bey Zeiten besorgt seyn muß. Es können allerley Fuhren vorfallen, wenn es auch nur die Anrückung des Holzes zur Feuerung für den Gärtner und die Orangerie, oder zu Spalieren, Nagelwerken und Vermachungen wäre. Hält nun die Herrschaft keine Kutsch-Pferde, oder ist abwesend, werden selbige wohl auf den Pachter fallen. Das Wichtigste aber wird wohl den Dünger und die Dienste betreffen. Da ist denn nun mit dem Pachter zu verabreden, wie viele Fuder Mist, und von welcher Sorte er jährlich in den Garten einzuführen oder doch zu verlaßen habe; und wenn Hand-Dienste bey dem Gute sind, müssen die hierzu nöthigen reserviret, und dabey ausgemacht werden, wie viel deren täglich oder wöchentlich, nach Unterschied der Jahrszeit, von Walpurgis bis Michaelis, und von Michaelis bis Walpurgis, zu stellen sind. Kann Pachter sich dafür ein Douceur an raren Garten- und Obst-Früchten, wenn selbige gerathen, ausdingen, wird es ihm niemand mißgönnen.

Es kann sich auch zutragen, daß eine Herrschaft über einen solchen nutzbaren Garten einen Particular-Gartenpacht mit einem ordentlichen Gärtner schließt. Da ist es denn wohl das beste, daß dem Pachtgärtner eine eigentliche Instruction vorgeschrieben werde, wie er den Garten tractiren solle, gleich als ob selbiger in Bestallung und Dienste genommen wäre. Nach derselben muß er sich auch in seinem Pachte genau richten, weil er darauf ausdrücklich verwiesen wird. Außerdem, daß die Gänge beständig rein, die Hecken und Alleen, auch anderes Laubwerk, unter der Schere gehalten werden müssen, darf auch weder das Blumen-Werk, noch übriges Gartengewächs, am wenigsten die Baumschule, oder die Spalier- und Zwerg- oder Obstbäume, vernachläßiget werden. Schaffet die Herrschaft fremde oder rare Gewächse in den Garten,

muß

muß er sie nicht nur an den Ort bringen, wo sie dieselben hin haben will, sondern muß sie auch nebst der Orangerie ohnentgeldlich mit verpflegen. Es ist zu regulieren, wie die Gartenquartiere zu dem letzten Pacht-Jahre bestellet seyn sollen. Giftige Kräuter, wofern nicht ein eigener botanischer Garten dabey ist, darf er gar nicht erzeugen. Statüen, Grotten, Säul- und Bindewerk, muß vor Schaden bewahret, Fontänen und Wasserkunstwerke im Stande erhalten, und, so bald daran etwas wandelbar wird, solches der Herrschaft angezeiget werden. Die Erdbeer- Artischocken- Spargelbeete dürfen nicht eingehen, sondern müssen von Zeit zu Zeit erneuert werden. Die Mistbeete und das Gewächshaus sind besonders zu observiren. Muthwille und Unfug darf im Garten nicht getrieben werden. Das Uebrige ergiebt sich, wenn das Pachtquantum, die herrschaftlichen Reservata, und des Gärtners etwanigen Deputate und Inventarium reguliert sind, nach jedes Orts Gelegenheit und Umständen, von selbst.

Der **Küchengarten** aber gehört für den Pachter. Er hat sich dessen zwar nach eigenem Gefallen zu bedienen; denn über den Ertrag dieser Früchte wird ihm keine Gewähr geleistet; wenn aber derselbe regulär angelegt ist, wird er ihn doch nicht so unordentlich bauen, daß die Symmetrie gestöret werde, weil dieses doch ein übles Ansehen giebt, und auch nicht allemahl sogleich wieder herzustellen ist. Ueber dieses aber wird er ihn auch weder gänzlich auszehren, noch auch völlig verwüsten und verwildern laßen.

Oec. Nachr. 11 B. Lpz. 1759, 8. S. 310. fgg.

Beytrag zu guter Einrichtung einer Gartenverpachtung, st. in No. 50 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1772, S. 643, f.

Der Gartenbau ist mit unter diejenigen Wirthschafsrubriken zu zählen, bey welchen die Pächter durch ihre Vernachläßigungen dem Eigenthümer nicht selten einen Schaden anzurichten pflegen, der in vielen Jahren nicht wieder gut zu machen ist. An der Beschaffenheit des Gartens auf einem Landgute, kann man es fast am ersten wahrnehmen, ob das Gut von dem

Deputat, als in dem Pachtanschlage aufgeführt worden, bestellen wollte, er den Ueberschuß davon dem Pachter nicht aufbürden könne, sondern solchen selbst ertragen müsse.

2. Es muß der zur jährlichen Düngung des Gartens nöthige Mist gegeben werden. Man irret sich, wenn man glaubt, daß der in dem Gartenbau aus Mangel des Düngers entstehende Schade nur den Pachter selbst treffe, und daher der Verpachter, sich binnen den Pachtjahren darum zu bekümmern, keine Ursache habe. Der hieraus erwachsende Schade wird mehr von dem Eigenthümer, nach Zurückgabe des Gutes, als von dem Pachter binnen seiner Pachtzeit, in welcher gemeiniglich der alte, schon in dem Garten steckende, Dünger noch gegenhält, empfunden. Das Gartenland, welches nicht von Zeit zu Zeit den erforderlichen Dünger bekommt, wird zuletzt zur Hervorbringung der Gartengewächse ganz und gar untüchtig; und es hält sehr schwer, ein dergleichen ausgesogenes Land wieder in den vorigen Stand zu setzen. Es müssen daher in dem Pachtcontract solche Maßregeln genommen werden, daß der Pachter dem ihm in Pacht mit überlaßenen Garten die nöthige Düngung nicht entziehen könne. Eine bloß unbestimmte dem Pachtcontract mit einzurückende Clausel: daß Pachter den zu dem Garten nöthigen Mist hergeben wolle, ist hier aber nicht hinreichend, sondern die Quantität des Mistes, die der Garten jährlich nöthig hat, muß eigentlich bestimmt und festgesetzt werden; alsdenn weiß der Pachter, was er zu thun, und der Verpachter, was er von ihm zu fordern hat. Zu dieser Bestimmung des für den Garten nöthigen Düngers, sind die oben, S. 313, fgg. von der richtigen Bedüngung des Garten-Landes angegebenen Grundsätze, nähmlich: 1) daß jährlich die Hälfte des Küchengartens frisch bedünget werden müsse, und 2) daß im Durchschnitt auf einen Morgen Gartenland eben so viel Dünger, als auf einen Morgen Feldacker, zu rechnen sey, zur Richtschnur zu nehmen. Will man nun hiernach den von dem Pachter jährlich zu verabfolgenden Mist bestimmen, so darf man nur die Größe der in Pacht überlaßenen Gärten überschlagen, so wird sich daraus, wie viel zu deren richtigen Bedüngung jährlich an Mist nöthig sey, von selbst ergeben. Betragen z. E. die sämmtlichen Gärten 6 Morgen, so muß der Pachter so viel Mist, als zu 3 Morgen Feldacker erfordert wird, in die Gärten liefern; und zwar an Schafmist 45, oder von andern Stallmist 60 zweyspännige herrschaftliche Fuder. Da, wie a. ang. O. festgesetzt worden, ein kurzer, verfaulter

Pfer-

Diese Vorsicht kann aber nur eigentlich bey den Lustgärten Statt finden. Die Küchen und Obstgärten müssen, wie gedacht, dem Pachter eines Gutes mit überlaßen werden. Denn einestheils hat er dieselben, zur Consumtion für sich, das Gesinde und das Vieh, unentbehrlich nöthig; anderntheils aber werden, zum Transport des Obstes und anderer Gartenfrüchte, wenn dergleichen zum Verkauf übrig ist, Menschen und Gespann erfordert. Diese können von dem Pachter des Gutes mit weit mehrerer Bequemlichkeit, ohne Versäumniß der Wirthschaft, hergegeben werden, als wenn ein Anderer, der das Gut nicht hat, solches alles für bares Geld bewirken soll.

Damit aber auch diese Gärten in gutem Stande bleiben und erhalten werden mögen, so sind dabey hauptsächlich drey Stücke, wozu der Pachter in dem Pachtcontract verbindlich zu machen ist, zu beobachten.

1. Es muß jederzeit ein guter und tüchtiger Gärtner gehalten werden. Besteht der Gartenbau bloß in gemeinen Obst- Kohl- und Rübengewächsen, so ist freylich kein kostbarer Kunst- und Orangeriegärtner dazu nöthig, sondern es kann auch solches von einem Manne, dessen Wissenschaft nicht so weit geht, bestritten werden; indessen muß er doch den Anbau der Küchengewächse und die Pflege der Obstbäume gründlich verstehen. Ist aber nebst dem Obst- und Küchengarten ein nach ländlicher Art zierlicher Lustgarten, auch wohl gar etwas an Orangerie und andern ausländischen Gewächsen vorhanden, so muß bey der Wahl des Gärtners auch auf solchen Mann, der dieses alles versteht, Rücksicht genommen werden. Ueberläßt man die Wahl des Gärtners dem Pachter, so hält derselbe, um das davon in Anschlag gebrachte Deputat und Lohn zu erspahren, wohl lieber gar keinen, sondern glaubt die nöthigen Küchengewächse mit seinen eigenen Leuten anbauen zu können, oder nimmt wenigstens nur solche an, die, wegen ihrer bekannten Ungeschicklichkeit, nirgends anders unterkommen können, und daher für einen geringern Lohn dienen müssen. Bey dergleichen untüchtigen Leuten aber kann das Gartenwesen nicht anders, als nur schlecht, unterhalten werden. Ein Eigenthümer thut daher wohl, wenn er, um dieses zu verhüten, sich die Bestellung und Wahl des Gärtners in dem Pachtcontract vorbehält, dergestalt, daß der Pachter zwar jemand dazu vorschlagen, solchen aber niemahls ohne ausdrückliche Einwilligung des Verpachters annehmen kann. Jedoch versteht sich von selbst, daß, wenn der Eigenthümer einen Gärtner mit höhern Lohn und

che zur Arbeit bestellen kann. Auf besondere Zwangsmittel, den Pachter zur wirklichen Gestellung der im Pachtcontract versprochenen Gartenarbeiter anzuhalten, bedacht zu seyn, hat man keine Ursache, indem der Gärtner, von welchem die Erhaltung des Gartens unter diesen Umständen hauptsächlich gefordert werden muß, schon von selbst darauf dringen, und die von dem Pachter darunter begangenen Saumseligkeiten anzeigen wird; und sollte der Pachter, dem ungeachtet, seinem Versprechen zuwider leben, so ist der Eigenthümer, die Ersetzung des dadurch verursachten Schaden von ihm zu fordern, jederzeit berechtigt.

Oeconomia forenfis, 2 Band, S. 401, f. und 3 Band, S. 95, fgg.

Daß bey einem verkauften Landgute die Orangerie, und die Säulen mit Statüen oder Blumentöpfen, ein Zubehör seyn, ist bereits oben S. 241, f. und 273, erwähnt worden.

Die Gärten werden auf allen Karten gleichmäßig bezeichnet; und es kommt hierbey auf die Lage und Beschaffenheit der Gärten an. In den oekonomischen Plans wird alles ganz speciell angezeigt, was für Gänge der Garten hat, ob er mit Bäumen bepflanzt ist, oder nur Grabeland hat, u. d. gl. Der Güte nach, wird das Gartenland in dreyerley Arten abgetheilt. Das gute Gartenland wird roth und grasgrün; das ordinäre, braun und grün; das schlechte aber, gelb und grün gestreift.

Ich habe, auch von ökonomischen und medicinischen Gärten zu handeln, versprochen.

Daß die Landwirthschaft an vielen Orten noch verbessert werden könne, ist ohne Zweifel; daß es aber nicht geschieht, daran ist die Nachläßigkeit der Menschen schuld. Es ist daher ein löbliches und höchstrühmliches Verfahren, wenn sich vornehme und gelehrte Hauswirthe mit vereinigten Kräften zusammenthun, und gemeinschaftlich zur bessern Aufnahme derselben arbeiten. In dieser Absicht sind gelehrte und erfahrne Landwirthe auf den Einfall gerathen, einen ökonomischen Garten anzulegen, um darin allerhand hauswirth-

wirthliche Verſuche anzuſtellen. Ein ſolcher Garten muß 1) ſimpel eingerichtet werden. Hecken, Bäume, Einfaſſungen von Buchsbaum, müſſen gänzlich wegbleiben; denn dieſe zehren das Land, ſaugen die Feuchtigkeit aus, und verhindern den freyen Zugang der Luft. Damit aber doch die Quartiere ordentlich eingefaßt bleiben, ſo müßte ein über dieſen Garten beſtellter Aufſeher dahin ſehen, daß er ſolche mit gewiſſen ökonomiſchen Kräutern, die ſich dazu ſchickten, bepflanzte; z. E. Lucerne, Eſparſette, Raygras, oder auch andern Sorten Kräuter, als: Waid, Scharte ꝛc. oder man könnte ſie mit nützlichen Pflanzen, als: Thymian, Lavendel, Salbey und Spiek bepflanzen, denn dieſe zehren nicht ſo ſehr, und ſind in der Wirthſchaft brauchbar. 2) Es müſſen die Quartiere in das Quadrat, und nicht im Triangel, angeleget werden; denn da es ein Garten zum Nutzen und zu Verſuchen ſeyn ſoll, müſſen alle Künſteleyen wegbleiben, weil in Betracht durch die Triangel vieles Land unnütz wegfällt. 3) Wenn dieſer Garten in Quadrate getheilet wird, kann man, wie ich annehme, daß auch verſchiedene ausländiſche Bäume und Sträucher einheimiſch gemacht werden ſollen, ſolche beſonders dahin bringen. Um dieſes Quartier könnte man wohl eine Hecke von niedrigen, ebenfalls zur Wirthſchaft gehörigen, Sträuchern ziehen. 4) Da viele Gewächſe den Schatten lieben, ſo müßte man (wofern der Garten nicht ſchon alſo liegt,) ſolchen zu verſchaffen ſuchen, keinesweges aber durch Hecken oder Bäume, ſondern durch Gebäude. 5) Wäre um dieſen Garten eine Mauer oder Wand, ſo könnte man, zur Veränderung, Spaliere von fruchtbaren fremden, oder andern Bäumen anlegen und gebrauchen. 6) Die Quartiere ſind dergeſtalt einzutheilen, daß in dem einen lauter wirthſchaftliche Getreide-, in einem andern allerhand Futter-, in einem dritten Farbekräuter, wieder in einem andern Sträucher und fremde Holzarten geſäet

säet und gepflanzet werden. 7) Es gehören in einen ökonomischen Garten alle Arten der Gewächse, die einen ökonomischen Nutzen haben; und zwar: a) Die unterschiedenen Arten von Feldgewächsen, die nicht überall gebauet werden, und bekannt gemacht zu werden verdienen, wiewohl auch mit verschiedenen gemeinen Arten, allerley Versuche, in Ansehung ihres Ertrages nach den verschiedenen Varietäten jeder Art, dem Boden, der Düngung, ihrer Vermehrung, ihrer Dauer, ihren Krankheiten ꝛc. gar füglich gemacht werden können. Von einigen dürfen nur einzelne Pflanzen, um sie kennen zu lernen, von andern mehrere, um Samen zu gewinnen und vertheilen zu können, erzielet werden. b) Die unterschiedenen Unkrautarten unter dem Getreide, und zwar sowohl nützliche, als schädliche. c) Die unterschiedenen Wiesen- und Triften-Gewächse, und besonders die bey uns noch gar nicht, theils nur hin und wieder wachsenden Grasarten; und zwar von einigen nur einzelne Pflanzen, von andern mehrere, wie Lit. a; wiewohl mit allen Arten Versuche zu machen sind, welche von allem Vieh gern, ungern oder gar nicht gefressen werden. d) Die giftigen und sonst schädlichen Gewächse, in einzelnen Exemplaren. e) Allerhand nützliche und sonst besonders nicht gemeine Gartengewächse. f) Medicinal-Gewächse, zu Instruirung einer landwirthschaftlichen Apotheke, insonderheit zur Vieharzeneykunst. g) Färberey-Gewächse. h) Gewächse zu besondern ökonomischen Absichten; z. E. Gewächse für die Schafe, die theils zur feinen Wolle, theils zum Fettmachen behülflich sind; Gewächse für die Bienen, und zwar theils im Frühlinge, theils im Sommer, theils im Herbste blühende, indem, wenn die Bienenzucht recht gehörig genutzet werden soll, an keiner Art Mangel seyn muß ꝛc. i) Obstbäume, Weinstöcke und Hopfen ꝛc. zu unterschiedenen Absichten, auch zu Versuchen; insbe-

besondre eine Baumschule, imgl. schwarze, rothe und weiße Maulbeerbäume. k) Wilde Holzarten, zu unterschiedenen Absichten; z. E. alle Arten von Weiden, um hierbey etwas gewisses, in Ansehung ihres Unterschiedes, Wachsthums, in verschiedenen Boden, Nutzung ꝛc. zu bestimmen; alle Arten von Nutzholz; Buschholz ꝛc. so mit Nutzen zu hohen Bäumen anzuziehen ist; die Gewächse zu lebendigen Hecken, und auf verschiedene Art angelegte Hecken selbst; fremde Holz-Arten, die bey uns noch einheimisch zu machen sind; wilde Baumschulen ꝛc. 8) Die Eintheilung von vierley Erdreich ist höchstnöthig, in Betracht dessen, daß es auf Versuche ankommt, und man wissen muß, in welchem Boden dieses oder jenes Gewächs am besten gedeihet.

No. 10 des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1766, S. 91; und No. 4 dess. v. J. 1768, S. 41, f.

Ein dergleichen vortreffliches Institut, woraus, durch gründlichen Unterricht in der öffentlichen und Privat-Oekonomie, insonderheit für die adelige Jugend, und mithin für das Beste des Staats, sehr viele wichtige Vortheile geschöpft werden können, ist der seit einigen Jahren bey der Kaiserl. königl. Theresianischen Academie zu Wien angelegte ökonomische Garten, nebst dem dazu gehörigen Gebäude oder Museum, wovon Fig. 857 den Abriß liefert.

In dem Gebäude enthält AAA, den Thiersahl; BBB, die Fossilien und Mineralien; CC, die Maschinen für die gemeine Wirthschaft, den Wasser-, Fabriken- und Bergbau: DD, den physikalischen Sahl, worin die dazu nöthigen Maschinen und Werkzeuge enthalten sind; EE, die Küche, für die gemeine Wirthschaftschymie, für die Docimastik und Färbereyen; F, das Behältniß für die Duplicate, welche zu verwechseln sind; G, das Samenbehältniß oder Seminarium für den ökonomischen Garten; H, verschiedene schon verarbeitete Stoffe; I, den Eingang in das Gebäude von der Gartenseite. K, Vorhof des Eingangs in das Gebäude aus der Academie.

Der ökonomische Garten ist in verschiedene Plätze nach einer systematischen Ordnung eingetheilt. Auf dem ersten Platze, L, werden die verschiedenen Gattungen des Düngers, wie auch der frucht- und unfruchtbaren Erdarten, der Jugend gezeiget. Unter den unfruchtbaren Arten des Erdbodens, stehen, in ihrer Ordnung, die Arten des Sandes, des Grieses, des Thons, des Märgels, der Kreide, des Schuttes, und der Felsen. Diese, obschon in Ansehung der menschlichen Nahrung unfruchtbare, Erdarten ernähren doch eine nicht geringe Anzahl verschiedener Gewächse, welche auch, hieher versetzt, sehr wohl fortkommen. Der zweyte Platz, M, ist wieder in zwey andere abgetheilt. Der eine enthält alle Ackerfrüchte, als: die verschiedenen Gattungen des Weitzens, des Korns, des Habers; kurz, alles, was einen mit dem Pflnge zu bearbeitenden Boden erfordert. In dem zweyten stehen alle bekannte Gartenpflanzen, die der Mensch zu seiner Nahrung anwendet. Auf dem dritten Platze, N, stehen alle Feld-, Wiesen- und Wasserpflanzen, zum Futter und zur Arzeney für das Vieh. Auf dem vierten Platze, O, die Pflanzen, welche zur Färberey angewendet werden. P, die Blumen, zur Zierde der Gärten. Q, kleinstämmige, und R, hochstämmige Obstbäume aller Arten. S, Propf- und Oculierschule. T, Weingarten. V, Hopfen-Garten. W, wilde und zahme Bäume, welche zum Brenn-Holze, zum Gebrauche des Schreiners, des Drechslers, des Zimmermanns und anderer Handwerke bestimmt sind.

Die Abhandlungen, welche bey jedem Platze insonderheit vorgenommen werden, sind folgende. Der erste Platz enthält die Pflanzen, aus denen man mit der Zeit eine ganz gute und fruchtbare Erde, oder wenigstens eine Verbesserung derselben zu hoffen hat. Die auf einer Tafel befindliche Inschrift: Generant & foecundant, zeiget an, was diese Pflanzen vermögen. Die Unterweisungen, welche hier vorgenommen werden, handeln: 1) von verschiedenen Mischungen einer Erdart mit der andern, um die Fruchtbarkeit zu vermehren; 2) von der Beschaffenheit, Wirkung und Verschiedenheit des Düngers; 3) von den öftern Bestellungen des Erdbodens durch den Pflug an statt des Düngers; 4) von Vergleichung der Wirkungen des Düngers mit den Wirkungen des Pfluges; 5) von der Art und Weise, durch verschiedene Pflanzen zu düngen, oder vermittelst der Abwechselung der Fäulniß und des Wachsthums der nähmlichen Gattung von Pflanzen einen öden und unfruchtbaren Boden wenigstens nach Verlauf einiger Jahre mit guter Erde zu belegen;

6) von

6) von dem Gebrauche eines unfruchtbaren Erdbodens vermittelſt derer Pflanzen, die noch auf demſelben fortkommen, und mit welchem Vortheile dieſelben in der Viehzucht, oder zur Färberey, oder ſonſt, angewendet werden können. Der zweyte Platz, welcher die Pflanzen, die den Menſchen nähren und kleiden, enthält, hat zur Inſchrift: Nutriunt & tegunt hominem. Der dritte Platz, welcher mit Kräutern und Pflanzen, die eigentlich zur Wirthſchaft gehören, beſtellt iſt, hat die Inſchrift: Alunt & ſanant pecora. Der, mit Färberkräutern bewachſene, vierte Platz: Tingunt textilia. Der mit wilden und einheimiſchen Bäumen beſetzte: Torno, Dolabræ, Aſciæ, Foco.

Kaiſerlich, königliche privilegirte Realzeitung der Wiſſenſchaften, Künſte und der Kommerzien, Wien 1775, 8. S. 536, fgg.

Bey den botaniſchen oder mediciniſchen Gärten, worin die zur Arzeney und eigentlich ſo genannten Kräuterkunde (Botanik) gehörigen Pflanzen gezogen werden, kann eine verſchiedene Einrichtung Statt finden. Ich gedenke hier bloß unſers berliniſchen botaniſchen Gartens, nach der in Hrn. Nicolai Beſchreib. von Berlin, S. 784 fgg. befindlichen Nachricht des Hrn. Prof. Gleditſch.

Dieſer vor dem Potsdammer Thor belegene ſo genannte Garten der königl. Academie der Wiſſenſchaften, war, von alten Zeiten her, ein Grundſtück, welches von dem churfürſtlichen Hauſe ſelbſt genutzet wurde. Er iſt auf der Feldmark des Dorfes Schöneberg, zur Rechten der potsdammer Straße, an dem ſo genannten Hopfenbruche, etwa eine Viertelmeile von Berlin, im teltowſchen Kreiſe, gelegen. Ehedem war er ein churfürſtlicher Hopfengarten, in welchem der Hopfen für die damahlige churfürſtl. groſſe Brauerey zu Berlin gebauet wurde. Es hatte derſelbe einen beſondern Hopfengärtner. Da der Churfürſt Friedrich Wilhelm 1679 aus ſeinen Feldzügen wieder nach Hauſe kam, und die ökonomiſchen Umſtände ſeines Hofſtaates ſowohl, als der andern in höchſten Verfall gerathenen Land- und Stadtgewerbe wieder in Ordnung brachte, ſo fand er gut, die ſonſt eingeführt geweſenen Deputate, welche ſeine Unterbedienten an Bier aus gedachter Brauerey in natura bis dahin erhalten hatten, bey dieſer Gelegenheit nebſt der Brauerey und dem Hopfengarten abzuſchaffen, den Bedienten aber ſtatt der Deputate ihr Gehalt in barem Gelde zu erhöhen.

Es war der Anbau der Küchen- und Gartengewächse, sowohl in der berliniſchen Gegend, als in der übrigen Mark, wegen vorhergegangener Verwüſtung im dreyßigjährigen Kriege, in großen Verfall gekommen, daß an den meiſten Baumfrüchten, Kohl und Gemüſe faſt ein gänzlicher Mangel war. Selbſt wenn der Churfürſt auf ſeine Tafel dergleichen Früchte, Blumenkohl, Sellerie u. d. gl. nöthig hatte, mußten ſie mit der Poſt von Hamburg, Braunſchweig, Erfurt und Leipzig verſchrieben werden. Der Churfürſt, welcher in ſeinen vormahligen Feldzügen, und auf den dabey gethanen vielen Reiſen, dies- und jenſeits des Rheinſtroms, im Cleviſchen, Holland, und den Niederlanden, in dieſen Umſtänden weit beſſere Baum- und Küchengärtnereyen zu ſehen, auch beſſere Früchte zu genießen, gewohnt worden war, war bedacht, dergleichen in ſeinem Lande ſelbſt einzuführen. Er war in dieſer Zeit ein großer Kenner und Liebhaber von Gärten geworden, und legte ſogar ſelbſt Hand an; durch welches große Beyſpiel viele von ſeinen hohen Bedienten nebſt dem Landadel aufgemuntert wurden, dergleichen auf ihren Landgütern einzuführen, wovon die Folgen in einigen königlichen Provinzen noch vorhanden ſind. Der eingegangene Hopfengarten, welcher ein länglich ſchmales Viereck vorſtellt, und nach hieſigem Feldmaße etwa eine Huſe Landes weniger zwey kleine Morgen enthält, ſchien dem Churfürſten, zu den erſten Verſuchen, und zugleich zu einer kleinen Retirade, am bequemſten zu ſeyn. Er verſchrieb ſich, zu deſſen Anlage, aus dem Holſteiniſchen einen wegen Geſchicklichkeit und Erfahrung in beſonderm Rufe ſtehenden Küchengärtner, Michelmann, durch welchen er ſich den Platz zu ſeinem beſondern Obſt- und Küchengarten einrichten ließ. Der Churfürſt ſelbſt pflanzte, pfropfte, ſäete und erzog Früchte und Gewächſe mit eigener Hand, über deren Verzeichniß, Einſammlung und Ordnung er in allem genau halten ließ, ſo, wie über die Ablieferung derſelben in die Küche und auf die Tafel ſelbſt. Zu mehrerer Beförderung dieſes Werkes, legte er dem Garten von den benachbarten Dörfern ſo viele Hofdienſte zu, als nöthig waren. Er kaufte zwey auf der berliniſchen Stadtflur gelegene Wieſen dazu, legte aus dem churfürſtl. Stalle einen beſtändigen Knecht nebſt zwey Pferden dahin, welche aus dem Stalle unterhalten werden mußten. Aus Italien, Frankreich, England und Holland, ließ er alle zu ſeiner Zeit beſonders bekannte Samen, Gewächſe und Baumarten bringen. Seine auswärtig reſidirenden Miniſter und Reſidenten konnten ſich nicht beliebter machen, als durch

Ueber-

Ueberſendung von vorbeſagten Gewächſen. Wegen des zu der Zeit noch ſehr naſſen und torfigen Grundes im Garten, ließ er denſelben ſowohl auf beyden Seiten, als hinterwärts, mit langen und tiefen Gräben verſehen, die er mit Fiſchen beſetzen ließ. Etliche von Adel beeiferten ſich damahls ſtark um die Wette, ihre Küchen- und Obſtgärten nach dem Exempel des Churfürſten durch Einführung neuer brauchbarer Frucht- und Gewächsarten immer nutzbarer zu machen, und die Arten unter die Unterthanen zu verbreiten.

König Friedrich *I.*, welcher in ſeinen jüngern Jahren mit ſeinen Herren Brüdern zur Sommerszeit manche Jahre ſich im Küchengarten hatte aufhalten müſſen, ließ den Sohn des Gärtners Michelmann auf ſeine Koſten reiſen, und machte den churfürſtlichen Küchengarten zu einem königlichen Luſt-Garten. Er ließ ihn nach der neuen Art anlegen, mit Glas-Früh- und Treibhäuſern, einiger Orangerie und mit vollkommenen Hofdienſten von 14 Dörfern verſehen, und beſtätigte den von Reiſen zurückkommenden jüngern Michelman in die Stelle ſeines Vaters, welcher daſelbſt neue ſeltene und gute frühe Frachtarten, Blumen und Küchengewächſe erzog. Ein dabey beſonders angelegter Kleegarten, gab indeſſen den verſprochenen Nutzen nicht, ſo wie er auch in neuern Zeiten zu dem vorhabenden Saffranbau des Hrn. v. Juſti ganz ungeſchickt war, und hernach den Unterthanen von Schöneberg eingeräumet wurde. König Friedrich Wilhelm nahm von dieſem Luſtgarten alle Hofdienſte von 14 Dörfern, bis auf 6 Tagelöhner weg, wovon ſich die Folgen bey der Unterhaltung bald zeigten. Die übrigen Regalien hingegen wurden dabey gelaßen, und der Garten lieferte auf die königl. Tafel und nach der Küche an Früchten und Gewächſen, was er konnte; wie es auch noch die erſten 12 Jahre unter jetziger Regierung insgemein geſchehen iſt. Der Vorrath an Gewächſen und andern zur Orangerie gehörigen fremden Bäumen faſt aus allen königl. Luſtgärten ward zur Unterhaltung, bis auf weitere Beſtimmung, in dieſen Garten gebracht, und deshalb ein neuer Unterhaltungs-Etat gemacht. Hierzu kam noch ein auserleſener Vorrath von indianiſchen und andern Glashausgewächſen aus der vormahligen Oraniſchen Erbſchaft König Wilhelms *III.* von England. Es befanden ſich darunter viele Originale als Geſchenke aus Oſtindien von den Colonien. Der Gärtner unterhielt dieſen anſehnlichen Vorrath ſo gut er konnte, bis endlich der geh. Rath und Leibmedicus Gundelsheimer ſich dieſen Garten ausbat, mit

dem Erbiethen, daß er ihn unter den dabey befindlichen Regalien, wegen Menge der dazu ſchon vorhandenen Gewächſe für ſeine Koſten unterhalten, und zu einem botaniſcher Garten einrichten dürfte. Er unterhielt ihn, und that jährlich einen ſtarken Zuſchuß. Er ſtarb aber, da er kaum den Anfang mit ſeinen Einrichtungen gemacht hatte. Der angefangene botaniſche Garten blieb, faſt ohne alle Hülfe, dem Gärtner überlaſſen, welcher deßhalb nach wiederhohlten Beſchwerden es dahin brachte, daß deſſen Unterhaltung der damahligen Societät der Wiſſenſchaften aufgetragen wurde, welches ihr bey ihren ſchwachen Einkünften ſehr beſchwerlich ward, zumahl da der königl. Hofapotheker Gelegenheit fand, zu bewirken, daß der Garten einen gewiſſen Theil von Medicinkräutern für die Apotheke erbauen mußte. Der Garten führte damahls drey neue Nahmen abwechſelnd, und wurde bald Societäts- bald Königlicher Kräuter- bald Apotheker-Garten genennet. Der ſel. Prof. der Botanik, Hr. D. Ludolff, bediente ſich von Stiftung des Collegii medico-chirurgici, ſeit 1723, der Pflanzen des Gartens zu ſeinem öffentlichen Unterrichte, im Nahmen deſſelben Collegii, welches damahls einen Theil der Societät der Wiſſenſchaften ausmachte, und hielt monathlich eine, auch zwey öffentliche Pflanzendemonſtrationen im Garten (denen ich in den Jahren 1744 bis 1746 beyzuwohnen das Glück hatte). Er ließ auch ein Verzeichniß der Pflanzen drucken (*). Im Jahr 1744 ward dieſer Garten von der neuen Academie der Wiſſenſchaften dem berühmten Hrn. Gleditſch, als königlichen Botanicus und Profeſſor, zur Aufſicht und völligen Einrichtung übergeben, welches letztere 1746 zu Stande kam. Es wurden neue Gewächs-Häuſer gebauet, und wegen Menge der fremden Pflanzen vermehret, auch die in freyer Luft aushaltenden Stauden und Sommergewächſe ſyſtematiſch geordnet, und dazu ein Seminarium errichtet. Zu Beförderung dieſer Anſtalten, that dieſer unermüdete Botaniker unterſchiedene Reiſen, und ſchaffte überhaupt

(*) D. *Mich. Matthiæ Ludolff* Catalogus plantarum, favente, quam Lectiones, quæ in Collegio medico-chirurgico publice habentur, ſuppediant, occaſione hoc, Berolini, vti hactenus per multos jam annos demonſtratarum, ſic maximam partem imposterum quoque demonſtrabilium, qui nomina earundem præcipua, præprimis Tournefortiana, Linnæanaque fide recenſet, ſynonyma vero alia ſelectiſſima breuiter innuit, rei botanicæ publicæ non minus, quam privatæ vſui dicatus. Berol. 1746, 8. 15 B.

haupt so viel herbey, daß die Anzahl der Pflanzen mit den darin ohne Unterhaltung von selbst wachsenden Schilf- Gras- Mos- Schwamm- und andern Wassergewächsen auf 6000 angewachsen war. Da aber der Garten den Wasserschaden von je her ausgesetzt gewesen, durch dieselben und durch harte Winter viel gelitten hat; da er durch den feindlichen Ueberfall 1760 seines Zaunes beraubet worden, und eine Zeit her uneingehägt gestanden hat, bis er, auf Befehl des Königs, vor etlichen Jahren mit einer Mauer versehen worden: so kann man die Anzahl von Gewächsen gegenwärtig nicht über 2600 rechnen. Es sind außerdem, seit dieser Zeit, Veränderungen darin gemacht worden, so daß der jetzige botanische Garten (*) von dem Garten der königlichen Academie nur der vorderste und kleinste Theil ist, worin neue Gewächshäuser erbauet worden, und worin eine beträchtliche Sammlung von fremden Arzeney- und ökonomischen Gewächsen vorhanden ist. Dieselbe wird, durch die unermüdete Sorgfalt des großen Pflanzenkenners, des Hrn. Gleditsch, beständig unterhalten, und auch vermehret. Man kann überhaupt von diesem wenig bekannten Garten, (welcher zu seinem Zwecke sehr bequem liegt, da darin fettes, mageres, lockeres, festes Gartenland, trockner Heideboden, schlechtes Sandland, Sümpfe und Wiesengrund anzutreffen sind), mit Wahrheit behaupten, daß er von Zeit zu Zeit, verschiedenen botanischen Gärten und Pflanzungen (**), theils

(*) Dessen ganze wirthschaftliche Umstände werden von der ökonomischen Commission der königlichen Academie der Wissenschaften besorget.

(**) Hr. Prof. Gleditsch hat in seinem Pflanzenverzeichniß zum Nutzen und Vergnügen der Lust- und Baumgärtner und aller Liebhaber von fremden und einheimischen Bäumen, Sträuchern und Staudengewächsen, die zur Beförderung einer bessern Erkenntniß im gemeinen Wesen, auch sonst in vielerley botanischen, physicalischen und ökonomischen Absichten, sowohl in öffentlichen, als andern Gärten, abwechselnd unterhalten werden: nebst kurzgefaßten Anmerkungen, die deren Pflege, Vermehrung, Pflanz- und Blüthezeit, Wurzeln, Früchte, äußerlichen Anstand, Standplätze, Nutzen und verschiedentlich veranlaßte Experimente betreffen, Berl. 1773, gr. 8. 1 A. 6 B. einen großen Theil der in diesem Garten gezogenen Gewächse den Liebhabern bekannt gemacht, und dabey noch die sehr gemeinnützige Anstalt getroffen, daß die zu Pflanzungen nützlichen Bäume und Sträucher in Anzahl gezogen, und Liebhabern für ganz billige Preise überlaßen werden können. Es ist

den Anfang, theils beträchtliche Zusätze gegeben, und daß dadurch die Cultur dieser Gegend von Berlin ungemein verbessert worden ist.

Oratio de hortorum academicorum vtilitate, quam Viro generosiss. & consultiss. *J. Henr. de Sprekelsen*, insigni rarissimarum plantarum thesauro Academiæ Juliæ hortum liberaliter ditanti, gratias decentes acturus publice recitabat EL. FRID. HEISTERUS, d. 28 Aug. 1739. Helmst. 1740. 4. 4 B.

Jo. Ge. Siegesbecks Intimation wegen eines anzulegenden horti oder viridarii botanici, st. im 18 Vers. der Bresl. Samml. Dec. 1721, Cl. VI. Art. 3.

Es folgt ein Verzeichniß einiger zum Garten-Bau gehörigen Schriften.

The exact Gardiner. Lond. 1640, 4.

Le jardinier françois, qui enseigne à cultiver les arbres, avec la suite. à Amst. 1654. 8. 2 Voll. 1662. 1668. 1675.

Engl. übers. The french Gardiner. 3d. edit. Lond. 1676.

Inquiries concerning the use and culture of Kirchin-garden and Winter-greens, st. im III B. der *Philos. Transact. for the year* 1668, No. 40. S. 799—801.

Der sorgfältige Haushalter, oder gründliche Anleitung zum Gartenbau, nach den 12 Monathen des Jahrs eingerichtet. Von einem Liebhaber der Gärten mit Fleiß zusammen getragen und herausgegeben, Osnabr. 1674, 1 A. 6 B.

Abregé pour les arbres nains & autres, contenant tout ce qui les regarde. à Par. 1675, 12.

Systema horticulturæ, containing in english the Art of gardening, in three books; by *J. W.* Lond. 1677. 8.

Instruction pour le jardin potager. à Paris, 1678. 12.

Nouveau traité de la culture des jardins. à Par. 1692. 12.

J. F. H. der curieuse und kluge Gärtner, Lpz. 1692, 8.

Ecole des jardiniers. Bern, 1696.

Traité de la maniere de semer dans toutes les saisons de l'année toutes sortes de graines & plantes, tant potageres que fleurs & oignons de fleurs, graines d'arbres & autres. à Par. 1710, 12. 54 S.

La théorie & la pratique du jardinage, où l'on traite à fond des beaux jardins, appellez communement les Jardins de propreté, comme sont les parterres, les bosquets, les boulingrins &c. contenant plusieurs plans & dispositions générales de jardins, nouveaux desseins de parterres, de bosquets, de boulingrins, labyrinches, sales, galeries, portiques & cabinets de treillages, terrasses, escaliers, fontaines, cascades, & autres ornemens, servant

deshalb ein Verzeichniß und kurze Beschreibung der, meistens ausländischen Bäume und Sträucher, die in dem botanischen Garten der königl. Academie der Wiss. Berlin gezogen, und Liebhabern können überlassen werden, zu Berlin, 1773, auf 4 Octavbogen gedruckt worden.

la decoration & embelliſſement des jardins, avec la maniere de dreſſer un terrain, de le couper en terraſſes, & d'y tracer & executer toutes ſortes de deſſeins, ſuivant les principes de la Géometrie; & la méthode de planter & élever en peu de temps tous les plants, qui conviennent aux beaux jardins: comme auſſi celle de rechercher les eaux, de les conduire dans les jardins, & d'y conſtruire des baſſins & fontaines, avec des remarques & regles générales ſur tout ce qui concerne l'art du jardinage. à Par. 1710, 4. 1 A. 4 B. u. 32 K. T. à la Haye, 1711. 1715. 1739. Quatriéme edition revuë, corrigée & augmentée conſiderablement, & enrichie de nouvelles planches, à Par. 1747. 4.

Engl. überſ. The theory and pratice of gardening. Lond. 1712. 4.

Nie erhörte wunderbare Gartenluſt, Hamb. 1710, f. 7 B. u. 8 K.

Le menage des champs, & le Jardinier françois, accommodez au goût du tems, dans leſquels on peut apprendre facilement à apprêter tout ce qui eſt neceſſaire pour l'uſage de la vie, à la campagne & même à la ville, & la maniere de cultiver parfaitement les jardins fruitiers, potagers & fleuriſtes, avec un Traité de la chaſſe & de la pêche. à Par. 1711, 12. 536 S.

Der neu angekommene holländiſche Gärtner, Nürnberg, 1729, 12.

The practical huſbandman and planter, monthly continued by a Society of huſbandmen and farmers. Lond. 1733. 1734. 8.

Bewährte Gartengeheimniſſe, wie Pflanzen und Blumengewächſe zu tractiren. Nebſt ſympathetiſchen Würkungen der Natur und einem Anhang von der rechten Baumzucht, inſonderheit der Zwerghäume, und andern Gärtnereyen; aus dem Franz. überſ. und mit Kupfern verſehen. Nürnb. 1734, 8. 12 B. u. 12 K. T.

Neue Aufl. u. d. T. Wohl-bewährte Gartengeheimniſſe, wie Pflanzen und Blumengewächſe zu tractiren ꝛc. Vierte und über die Hälfte vermehrte Auflage. Nürnb. 1743, 8. 1 A. 1 B. Fünfte Aufl. Wien und Nürnb. 1752, 8.

Parnaſſus hortenſis, oder vollkommene Garten-Schul, beſtehend in 3 Theilen. I. Wie man Citronen, Chineſer Aepfel, Oranien-Myrtus- und Lorbeer-Bäume mit leichter Mühe ziehen und erhalten, auch zum frühzeitigen Fruchtbringen zwingen, die Blumen, wes Nahmens ſie ſeyn, vergrößern, multipliciren, in unterſchiedenen Farben verändern und erhalten könne, mit dazu dienlichen Figuren, die Handgriffe deſto beſſer zu erſehen, ausgezieret. II. Die Obſtbäume nach der Lunation zu pflanzen, zu pfropfen, zu oculiren, für allen Anſtoß ſelbige conſerviren und curiren, auch das Obſt zu verſchönern, nebſt einem Bericht, wie man den Wein einlegen, pflegen und beſchneiden ſoll. III. Der Kraut- und Küchengarte, darinnen alle nach des Monden Lauf und geſtirnten Zeichen, zu ſäen und zu pflanzen, richtig mitgetheilet, aus Selbſt-Erfahrenheit. Magdeb. 1719, 8. 1747, 8 1 A. 1 B.

Anzeige der in dieſem Buche befindlichen abgeſchmackten Gartenregeln, ſ. in G. Rammelt gemeinnütz. Gartenregeln, 2 Th. Halle 1771, 8. S. 312 — 314.

Anmerkung wegen der denen Landgütern ſchädlichen und nachtheiligen Anrichtung groſſer Luſt- und Krätz-Gärten, und dagegen

ilhafterer Nutzung der Baum- und Obſt-Gärten, ſt. im
der Leipz Samml. 1747, 8. S. 507 — 524.

I mens de la campagne, ou remarques particulieres ſur la
uction des maiſons de campagne plus ou moins magnifi-
des jardins de plaiſance, & des plantages, avec les orne-
qui en dependent: tant pour les bâtir avec tout l'avantage
e, que pour en préparer les fonds, en corriger les défauts,
ntes de bons arbres fruitiers & autres pour former de bel-
uer avec ſuccès le grands reſer-
viers. On y a ajouté un Traité
de multiplier les arbres fruiners
on exacte des moyens qu'il faut
ée beaucoup de raiſins en plein
précoces dans des ſerres artifi-
e feu ou autrement. On y ap-
t cultiver & multiplier dans ce
niers, les Limoniers, les Oran-
ars chauds. On y trouve de
ere de conſtruire les thermome-
tres néceſſaires en pareils cas, avec des obſſ. ſur la culture des fruits de terre, & des legumes &c. &c. Le tout orné des planches néceſſaires, & fondé ſur l'expérience & des obſſ. faites avec ſoin pendant l'eſpace de cinquante ans. à Leyde & Amſt. 1750, 4. 2 A. 10 B. u. 15 K. T.

Holländ. überſ. Byzondere Aanmerkingen over het aenleggen van pragtige en gemeene Landhuizen, Luſthoven, Plantagien en aenklevende cieraeden &c. Leiden 1757, 4.

Deutſch. überſ. Anmuthigkeiten des Landlebens, oder ſonderbare Anmerkungen, wie man Landhäuſer und Gärten anlegen, und die Plätze gehörig eintheilen und auszieren könne; nebſt einer vollſtändigen Nachricht von der Wartung allerley Obſt- und wilder Bäume, Orangerien und Gewächſe, ſo in Treib- und Glashäuſern, auch ſonſten gezogen werden, imgleichen aller übrigen Erdfrüchte und Küchengewächſe, ſo wie eine funfzigjährige Erfahrung ſolches gelehret hat. Aus dem Holländ. und Franzöſ. überſetzt. Götting. 1758, gr. 4. 1 A. 20 B. u. 16 K. T.

Eines Schleſiſchen von Adel ſchriftliche Nachricht von einer meynagirlichen Luſtgarten-Beſtellungs-Einrichtung, ſt. im 57 St. der Oecon. Nachr. Lpz. 1753, 8. S. 687 — 690.

Sendſchreiben, den Gartenbau betreffend, ſt. im 77 St. derſ. 1754, S. 371 — 374.

Réflexions ſur quelques parties de l'agriculture & du jardinage; ſt. im 1 Th. des *Nouvelliſte oecon. & litter. p. l. m. de Juill. & d'Août* 1754, S. 27 — 37.

Traité ſur la culture des jardins, par le Jardinier du Mil. Robert Manners. à Londr 1755.

Le bon jardinier. Almanach pour l'année 1756, contenant une idée générale des quatre ſortes de jardins, les régles pour les cultiver, & la maniere d'élever les plus belles fleurs. à Par. 1756. Nouvelle edition conſiderablement augmentée, & dans laquelle

Traité de la culture des fleurs a été ordinairement reſondue par un Amateur. à Par. 1759. 1766.

Vermiſchte Garten-Anmerkungen, ſ. im 8 St. der Fränk. Samml. Nürnb. 1756, 8. S. 188 — 191; 12 St. S. 456 — 458; 15 St. S. 269 — 279; und 21 St. S. 264 — 271.

Die bekannten 138 neu-entdeckten, anjetzo vermehrten Geheimniſſe oder Kunſtſtücke. Bresl. 1756, 8.

Réſolution d'une queſtion problématique d'un Architecte, ſur le changement ordonné d'une nouvelle décoration de jardins, ſ. im 13 Th des *Nouvell. oecon. & litter. p. l. m. de Juill. & d'Août* 1756, S. 150 — 154.

A queſtion propoſed by a Lady to a Gentleman: why is a Gardener the moſt extraordinary Man in the world? ſ. im *Lond. Magaz.* for Feb. 1760, S. 92.

Von der Gärtnerey und Baukunſt. Aus dem Engl. ſ. im 26 B. des Hamb. Magaz. 1763, 8. S. 270 — 312.

Schreiben von den vornehmſten Regeln des Gartenbaues, ſ. im Hamb. Journal, 9, Mon. Dec. 1765, S. 1125 — 1134.

Von der Verbeſſerung des Gartenbaues, ſ. J. W. C. A. Freyh. v. H. L. 3. B. nützl. Beyträge zur Oeconomie ꝛc. Erf. und L. 1766, 8. S. 43 — 55.

Abregé des inſtructions ſur le jardinage, qui ſont partie de l'année champêtre. à Avign. 1767. 12. 164 S.

G*** Anmerkungen vom Gartenbau, ſ. im 45 und 46 St. der gel. Beytr. zu den Brſchw. Anzeig. v. J. 1767.

Geſchichte eines Gartens von 1767, zum Gebrauch fürs Jahr 1768, ſ. im 12, 17 und 30 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1768.

P. P. Gartenbeobachtungen für die magern Heidegegenden, ſ. im 35 St. deſſ. v. J. 1769.

Obſervations on modern gardening, illuſtrated by deſcriptions. Lond. 1770, gr. 8. 257 S.

Der wohl unterrichtende Gärtner, welcher nicht nur von dem Obſt- und Küchengarten, vornehmlich der Baumzucht, zuverläßigen Unterricht ertheilet, ſondern auch viele neue Verſuche entdecket. Nach der neueſten vielvermehrten Auflage aus dem Franz. überſetzt, und auf den deutſchen Erdſtrich praktiſch eingerichtet. Bayreuth und Lpz. 1771, 8. 1 A. 4 B.

* * *

Marquard Adelkofers gründliche Gartenſchul, welche in dreyen Theilen lehret, wie man einen Blumen-, Küchen- und Baumgarten recht nützlich anlegen und pflegen ſoll. m. K. Augsburg 1772. 8.

Der verſtändige Gärtner über die 12 Monathe des Jahres. In Holländiſcher Sprache beſchrieben von P. V. AENGELN. Wyl ſenb. 1667. 1669. 12. 10 B. 1695, 8. 1734, 8.

Année champêtre. Partie qui traite de ce qu'il convient de faire chaque mois dans le potager, (par Mr. d'ARDENE) à Par. 1769. 12. 3 Voll.

Theorie & pratique du jardinage, ou l'on traite à fond des beaux jardins, appellés communement les jardins de plaiſance, par Mr. d'ARGENVILLE. 3me edit. la Haye 1739. 4. m. K.

On fruit-trees, and ſome obſervations on Bacon's natural hiſtory, by ROB. AUSTEN. Lond. 1653. 1657. 1658. 1667. 4.

FRANC. BACONI *Bar. de Verulamio*, de hortis, ſt. in deſſen *Sermon. fidel. eth. polit. &c.* und in deſſen *Opp. omn.* Lpſ. 1694. 8. S. 1214 — 1218.

Deutſch überſ. von den Gärten; Franz Bacons moraliſche, polit. und ökonomiſche Verſuche, Bresl. Thorn und Lpz. 1762, gr. 8. S. 212 — 223.

Nourſeries, Orchards, profitable Gardens and Vineyards encouraged; the preſent obſtructions removed, and probable expedients for the better progreſs propoſed; in ſeveral letters out of the Country, by Dr. JOHN BEALE and Mr. ANTH. LAWRENCE. Lond. 1676.

Some agreſtic obſervations and advertiſements tending to improve Gardens and other Land, from Dr. JOHN BEALE, ſt. im XII B. der *Philoſ. Tranſact.* for the year 1677. No. 133. S. 816 — 820; und No. 134. S. 846 — 852; ſ. auch No. 136. S. 951.

Joh. Caſp Bechſtedts vollſtändiges niederſächſiſches Land- und Garten-Buch. Erſter Theil, vom Ackerbau und von Fruchtbäumen. Flensb. und Lpz. 1772, 8. 1 A. 10 B. Zweyter Theil, von Blumen, 1772. 1 A. 1 B. Dritter Theil, von Pflanzen, welche zur Zierde der Gärten dienen, 1773. 2 A. 13 B.

Von Gartenkräutern, ſ. Hrn. Prof. Joh. Beckmann Grundſätze der deutſchen Landwirthſchaft, Gött. 1775, 8. S. 177 — 262. Von Garten- oder Obſtbäumen, S. 263 — 322.

BLAVET, ſiehe unter *Nolin*.

Lehrbuch der Landwirthſchaft. Dritter Theil vom Gartenbau. Von Jo. Aug Fried Block, Lpz. 1774, 8. 10 und ein halb. Bog.

ALEX. BLONDS neu-eröfnete Gärtner-Akademie, oder: die Kunſt, Pracht- und Luſt-Gärten ſammt derſelben Auszierungen und Waſſerwerken wohl anzulegen, mit 33 Kupfertafeln verſehen, und aus dem Franz. ins Deutſche überſ. von Franz. Ant. Danreitter, Augsb. 1769, 8. 1 A.

Le Jardinier d'Arrois, ou Elemens de la culture des jardins potagers & fruitiers, par le F. C. BOUNELLE. à Arras, 1763. 8. 310 S.

Traité du jardinage ſelon les raiſons de la nature & de l'art, par BOYCEAU *de la Baraudiere*. à Par. 1689. 12. 1707.

RICH. BRADLEY the gentlemans & gardiners Kalendar, Lond. 1718. 8.

Franz. überſ. Le Calendrier des jardiniers, qui enſeigne ce qu'il faut faire dans le potager, dans les pépinieres, dans les ſerres & dans les jardins de fleurs tous les mois de l'année. Traduit de l'angl. de Mr. *Bradley*. Plus une deſcription des ſerres, & la maniere de cultiver les Ananas en Hollande & en Allemagne, avec des planches, & une inſtruction pour conſtruire & gouverner les dites ſerres. Ouvrage utile aux Jardiniers, & à tous ceux qui ont des jardins potagers, des pépinieres, des parterres & des fleurs. à Par. 1743. 12. 182 S.

Eb. Deſſ. new improvements of Gardening, both philoſophical and practical; explaining the motion of the ſap, and generation of plants; diſcoveries never before made public, for the improvement of fruit-trees, flower-gardens, or parterres; with a new invention, whereby more deſigns of garden-plots may be made in an hour, than can be found in all the books now extant. Likewiſe ſeveral rare ſecrets, for the improvement of fruit-trees, kitchin-gardens, and green-houſes. The fifth edition. Lond. 1730. 8. 684 S. n. 9 L. T.

Franz. übers. Nouvelles obſervations phyſiques & pratiques ſur le jardinage & l'art de planter; avec le Calendrier des jardiniers. Ouvrage traduit de l'angl. à Par. 1756. 12. 3 Voll.

Eb. Deſſ. a ſurvey of the ancient husbandry and gardening. Lond. 1725. 8.

Eb. Deſſ. a general treatiſe of agriculture, both philoſophical and practical, displaying the arts of husbandry and gardening, in two parts; illuſtrated with twenty Copper-plates, neatly engraved. Lond. 1756.

Några korta Anmärkningar och Rön angående Träplantering ſamt Köks-Träårds-Skötſeln. (Einige kurze Anmerkungen und Verſuche über das Pflanzen der Bäume, und die Wartung der Küchengärten) von L. Broberg. 1776, 8. 88 S.

D. H. CAUSE koninglike Hovenier. Amſt. 1676 f.

Les jardins d'ornemens, ou les Georgiques françoiſes. Nouveau Poëme en quatre chants, par Mr. GOUGE' DE CESSIERES. à Par. 1758. 8.

Lettre à l'Auteur du Mercure de France au ſujet d'un nouveau poëme intitulé: Les jardins d'ornemens &c. ſ. im *Merc. de Fr.* Janv. 1758. 2d. vol. S. 112 — 120.

CHAMBERS, ſiehe oben, S. 186.

The curious and profitable gardener, by THO. COWELL. Lond. 1730. 8.

RENE' DAHURON vollſtändiger Gartenbau. m. K. 7te Aufl. Weimar 1757, 8.

L'ecole du jardin potager, qui comprend la deſcription exacte de toutes les plantes potageres; par l'Aut. du Traité de la culture des pêchers (DECOMBE). 2 Par. 1749. 12. 2 Tomes.

Jo. Dan. Denſo, Beyträge zum Gartenbau, ſ. in Deſſen phyſikal. Biblioth. 4 St. Roſt. und Wism. 1755, 8. S 360 — 382.

Joh. Dicks vollſtändige Gartenkunſt, worinnen die bewährteſten Methoden, alle Arten von Bäumen, Gewächſen und Blumen, nach alphabetiſcher Ordnung beſchrieben, zu ziehen, nebſt unentbehrlichen Regeln für die Gartenarbeiten überhaupt enthalten ſind. Nach dem Engländ. herausgegeben von Joh. Ernſt Zeiher. Lpz. 1774, gr. 8. Erſter Theil, 2 A. Zweyter Theil, 2 A. 1 B.

Vom Gartenbau, ſ. (Hrn. Prof. Eberr) Kurzen Begriff menſchlicher Fertigkeiten und Kenntniſſe, 1 Th. Lpz. 1778, 8. S. 20, fgd.

Jo. Sigism. Elßholz vom Garten-Bau, oder Unterricht von der Gärtnerey auff das Clima der Chur-Mark Brandenburg, wie auch der benachbarten Länder gerichtet, in VI Bücher abgefaſſet, und mit nöthigen Figuren gezieret. Cölln an der Spree, 1664, 4. 1 A. 20 B. Der dritte Druck, welcher ſowol an Figuren, als am Text, abermahl vermehret und verbeſſert worden. Berl. und Lpz. 1684, 4. 2 A. 8 B.

J. EVELIN Sylva, 1664. 1667.

Eb. Deſſ. Pomona; and Calendarium hortenſe, Lond. 1664. 1669, f. 1679. 1729.

Eb. Deſſ. french gardener, Lond. 1691, 8.

Eb. Deſſ. Gardeners Almanach, Lond. 1699, 8. 1706, 8.

The lady's recreation in the art of gardening: containing 1) the flower-garden, ſhewing the beſt way of propagating all ſorts of flowers, flower-trees and ſhrubs; 2) the moſt commodious method of erecting conſervatories, green-houſes and oranges; 3) the nature of plantations in avenues, walks, wilderniſſes &c. 4) a brief Kalendarium hortenſe, partly collected from Mr. *Evelyn*, Mr. *Woldridge* &c. Lond. 1718.

Deutſch überſ. Carl Evelyns Vergnügen und Nutzen der Gärtnerey, oder Unterricht, wie alle Arten Blumen, blühender Bäume und Sträucher, auf das geſchickteſte zu pflanzen und zu erhalten, allerhand ausländiſche Gewächſe und Immergrüne zu warten; wie Grün- und Gewächshäuſer, Orangerien, auch Zugänge, Wandelplätze, Spatziergänge u. d. gl. wohl anzulegen, auch alle hohe Gewächſe aufzuziehen, zu beſchneiden und zu pflegen. Nebſt Hrn. Joh. Evelyns Gärtner-Kalender, mit vielen nützl. Anmerk. verſehen, und einigen feinen Gedanken des Hrn. Laurence von allerhand Garten-Zierrathen, und ſtreifichten oder ſprenklichten Immergrünen. Aus dem Engl. überſ. Lpz. 1756, 8. 12 B.

Le menage univerſel de la ville & des champs, & le jardinier au gout du temps, par Mr. de la FERRIERE, Bruxell. 1725, 8.

Vom Gartenbau, ſ. Jo. Bernh. v. Fiſcher liefländiſches Landwirthſchaftsbuch, Halle, 1753, 8. S. 67 — 84.

Sal. Fiſcher unterrichteter Hausvater und kluger Gärtner, Hannov. 1705, 12.

In FRANC. PHIL. FLORINI klug- und rechtsverſtänd. Hausvater, Nürnb. 1705, f. handelt das IV Buch, S. 645 — 781, vom Gartenleben ꝛc.

In Eb. Deſſ. großer Herren Stands- und adelichen Hausvater, Nürnb. 1719, f. handelt das III Buch, S. 897 — 980, von den Pracht- und Luſt-Gärten.

Pet. Gabriels kunſterfahrner Blumen- Küchen- und Baum-Gärtner, mit 145 nützlichen und unbekannten Garten-Künſten. Neue Aufl. Tübing. 1756, 8. Neue, mit 17 nützlichen Gartenkünſten vermehrte Aufl. 1759, 8.

Le jardinier ſolitaire, ou dialogues entre un Curieux & un Jardiniet ſolitaire, contenans la methode de faire & de cultiver un jardin fruitier & potager, & pluſieurs experiences nouvelles,

(par

(per FR. FRANC. GENTIL.) à Par. 1704, 12. 391 S. 1737, 12.

SAM. GILBERT florist's vademecum, being a compendium of whatever worthy notice has been, Lond. 1682. 8.

Ergötzende Sommerbelustigung, welche die Sommergewächse, einer der gröſten Zierden schöner Lustgärten, nach ihrem Anbau, richtigen Benennungen, Nutzen, Gebrauch und Merkwürdigkeiten gründlich betrachtet, aus Selbsterfahrung nach alphabetischer Ordnung aufgesetzt, auch mit einem nützl. Register und Garten-Calender versehen, von Jo Aug. Grosjan. Lpz u. Nordhaus. 1759, 8. 13 und ein halb. Bog. Zweyter Theil, welcher mehreres zur Sommerlust gehöriges Blumen- und Garten-Gewächs, nach seinem Anbau, richtigen Benennungen, Nutzen ꝛc. 1764, 8. 1 A. 2 B.

Ed. Dess. Calendarium perpetuum, oder immerwährender Land- und Garten-Calender, zu nützlichem Gebrauche bey dem Acker-Baue, wie auch bey Blumen-, Orangerie-, Küchen- und Baum-Gärten, worinnen auf das deutlichste gemeldet wird, nicht nur die rechte Zeit, zu welcher jedes Gewächs gesäet, verpflanzt oder angebauet seyn will, sondern auch anbey die Natur der Gewächse, unter ihrer richtigen Benahmung, dergestalt erläutert wird, daß daraus die Winter-Nutz- und Erhaltung erscheint. Aus eigener Erfahrung aufgesetzt. Frf. und L. 1773, 8. 1 A. Zweyter Theil, 16 B. Dritter Theil, 196 S. Vierter Theil, Gotha, 1766, 8. S. 197 — 494 Fünfter Theil. 1767, S. 495 — 776. Sechster Theil, Frf. und L. 1772, 8. S. 777 — 948.

Arn. Friedr. v. Hartenfels neuer Garten-Saal, oder vollständige Beschreibung aller einheimischen und ausländischen Stauden-, Knollen-, Zwiebeln- und Blumengewächse, wodurch deren lustiger Anwachs auf leichte Art erkläret, und den Garten-Liebhabern zuverlässige Nachricht gegeben wird, wie man allerhand Arten schöner Blumen auſerordentlich groß und efüllt machen, auch den Nelken, Auriculn, Levcojen ꝛc. verschiedene artige Farben beybringen, selbige dabey erhalten und vermehren könne. Nebst gründlicher Anweisung zu den rarsten Orangerie-, Lust- und Blumen-Bäumen, grünen Hecken, Pyramiden, und andern prächtigen Auszierungen zu gelangen, die ausländischen Gattungen durch das Wasser zu Blüthen und Früchten zu befördern, und einen Arzney-, Obst- und Küchen-Garten zugleich anzulegen. Alles auf die Erfahrung gegründet, und mit vielen Anmerkungen ex Actis Naturæ Curiosorum erläutert, und dem Publico zur Gemüthsbelustigung dargestellt Frf a. M. 1745, 8. 1 A. 10 B.

Zweyter Theil, worinnen nebst vielen zum Ersten Theil noch gehörigen Blumen- und Stauden-Gewächsen, Künsten, grünen Hecken, Wänden, Pyramiden, Alleen, und andern prächtigen Auszierungen, der Arzney-, Obst- und Küchen-Garten beschrieben, die dahin gehörigen Stauden, Kräuter, Wurzeln, Blumen und Bäume, durch alle Arten der Vermehrung angeführet, und anbey die vornehmsten Bücher, welche von der Gärtnerey und allerhand Gattungen Blumen handeln, gleich einer auserlesenen Garten-Bibliothec vorge-

vorgeſtellet, und die wichtigſten Umſtände hiervon kürzlich beſchrieben werden. Frf. a. M. 1745. 8. 1 A.

SAM. HARTLIB deſign for plenty by an univerſal planting of fruit-trees. Lond. 1654. 4.

Jo. Jac. Hartmanns Garten-Erforſchung, Erf. 1763, 8.

Jo. Fr. Hennings Pugillus I — V, einiger An. 1726 gemachten Garten-Obſervationen, ſt. im 36 Verſ. der Berl. Samml. S. 481 — 486; 37 Verſ. S. 108 — 116, und 217 — 224; 38 St. S. 467 — 472, und 547 — 556.

CONR. HERESBACHII *rei ruſticæ libri IV*. Colon. 1570, 8. Liber II. fol. 85 — 198. de hortis atque plantis.

Jn Tph. Herings oecon. Wegweiſer, Jena 1750, 8. handelt das V Buch, S. 269 — 354, vom Gartenbau.

Heinr. Heſſens teutſcher Gärtner, das iſt, eine gründliche Vorſtellung, wie nach nothwendiger Zubereitung des Erdreichs unter unſerm teutſchen Climate ein Luſt-Küchen- und Baum-Garten füglich anzurichten, und darinnen allerhand, ſowohl fremde als einheimiſche Blumen, Kräuter, Gewächſe und Bäume zu erziehen, zu warten und zu vermehren ſind. Aus eigener langwieriger Erfahrung zuſammen getragen, mit raren Anmerkungen und verſchiedenen Kupfern verſehen, und in 4 Bücher abgetheilet. Lpz. 1710, f. 124 B. Königsb. und Lpz. 1740. 4. 4 A. 8 B. n. 3 Bog. Kupf.

Eben dieſes Buch iſt auch unter dem Titel: Neue Garten-Luſt, Lpz. 1714, 4. herausgekommen.

Eden, or a compleat body of Gardening: containing practical directions for raiſing every kind of curious and uſeful product, fruit, flowers and herbage, according to the fifty-two weeks of the year; with figures of near 400 flowers and curious plants, and their deſcriptions, characters, and culture. By Dr. Hill. Lond 1757. f. 716 S. u. 60 K. T.

Anmerkungen über die Landhäuſer und die Gartenkunſt, von C. L. Hirſchfeld, Lpz. 1773, 8. 11 B.

Eb. Deſſ. Theorie der Gartenkunſt, Lpz. 1775. 8. 16 und ein halb. Bog.

Ge. Holyck Gartenbuch, Frf. und L. 1709, 8.

Jo. Heinr. Gottl. v. Juſti Abhandlung von Erzeugung des Samens zu den Küchengewächſen, ſt. in No. 85 — 88 der Götting. Policeyamtsnachr. v. J. 1756; und in Deſſen Oeconom. Schriften, 1 B. Berl. und Lpz. 1760, 8. S. 1 — 131.

Eb. Deſſ. Abhandlung von der Art und Weiſe, verſchiedene Küchengewächſe zu ſäen, ſt. in No. 29 — 31 der Gött. P. A. N. e. d. J. und in den Oecon. Schr. S. 132 — 147.

The Scots Gardiner's Director, containing inſtructions to the Gardiners, who make a kitchen-garden and the culture of flowers their buſineſs &c. particularly adapted to the climate of Scotland. (By JUSTICE.) Edinb. 1754. 8.

PET. KALM diſſ. trän och häckar eller lefwande Gärder-Gärd beſkrefne. Reſp. *Dav. Eric. Hoffmann*. Aboæ 1756.

Das mit Gewürz, Früchten, Pflanzen, Kräutern, Blumen, Samen und Obſtbäumen angefüllte Magazin, worinnen [illegible]

nicht nur ihre Eigenſchaft, Nutzen und Gebrauch ſowohl in der Medicin, als Oeconomie, ſondern auch die beſte und leichteſte Methode, wie man eine jede Art von Saamen, ſo zu einem Küchen- und Blumen-Garten gehört, ſäen, ſtecken, pflanzen und verpflegen ſoll, imgleichen, wie man ein Land, das ſonſt zu nichts zu gebrauchen, nutzlich anfüllen und beſäen kann, angezeigt wird, von D. LUD. GUIL. de KNOER. Leipz. 1755, 8.

Chriſt. Lud. Krauſens funfzigjährig-erfahrungsmäßiger Unterricht von der Gärtnerey. Berl. und Lpz. 1773, gr. 8. 2 A. 3 B.

Lud. Phil. Krauſens kluger und ſorgfältiger Gärtner, aus eigener Erfahrung und bewährten Autoribus zuſammen getragen. Lauenb. 1738, 8. Zweyte und vermehrte Aufl. 1741, 8. 19 B.

BATTY LANGLEY new principles of gardening, or the laying out and planting paſtures, groves, wilderneſſes, labyrinths, parks &c. Lond. 1728. 4.

Von Auszierung der Gärten, ſ. P. Laugier überſ. Verſuch über die Baukunſt, Frf. und L. 1756, 8. S. 208 — 222.

PETR. LAUREMBERGII horticultura, libris II comprehenſa; huic noſtro coelo & ſolo accommodata; regulis, obſervationibus, experimentis & figuris novis inſtructa: in qua, quicquid ad hortum proficue colendum & eleganter inſtruendum facit, explicatur. Frf. M. 1654. 4. 1 A. 6 B.

The Clergy-Man's recreation: ſhewing the pleaſure and profit of the art of gardening; by JOHN LAWRENCE. The 3d. edition. Lond. 1715, 8. 52 S. The ſecond part of the art of gardening improved: containing ſeveral new experiments and curious obſervations relating to fruit-trees; particularly a new method of building Walls with horizontal ſhelters; illuſtrated with Copper-plates. Lond. 1716, 8. 115 S.

Eb. Deſſ. fruit gardeners Kalendar. Lond. 1718. 8.

La culture parfaite des jardins fruitiers & potagers, avec des diſſertations ſur la taille des arbres, par le Sr. LOUIS LIGER. à Par. 1707, 12. Nouvelle edition revûe, corrigée & augmentée de pluſieurs nouvelles experiences. à Par. 1714. 12. 569 S.

Eb. Deſſ. Le Jardinier Fleuriſte & Hiſtoriographe, ou la culture univerſelle des fleurs, arbres, arbuſtes & arbriſſeaux, ſervans à l'embelliſſement des jardins. Enſemble la maniere de dreſſer toutes ſortes de parterres, berceaux de verdures, patte d'oye, colonnes & autres pieces. Le tout enrichi d'un grand nombre de figures demonſtratives. à Par. 1704, 12. 379 S. à Amſt. 1706, 12. 1 A. 8 B. 1708. 12.

Neue Aufl. u. d. T. Le Jardinier Fleuriſte, ou la culture univerſelle des fleurs, arbres, arbuſtes, arbriſſeaux, ſervans à l'embelliſſement des jardins, contenant pluſieurs parterres ſur des deſſeins nouveaux, bosquets, boulingrins, ſalles, ſallons & autres ornemens de jardins; avec la maniere de rechercher les eaux, de les conduire dans les jardins, & une inſtruction ſur les baſſins. Ouvrage, où tous les Curieux trouveront, de quoi s'amuſer agréablement. à Par. 1718, 12. 452 S.

P. D. Longolii Garten-Anmerkungen auf das Jahr 1758, ſt. im 22 St. der Fränk. Samml. Nürnb. 1759, 8. S. 344 — 348.

Anleitung für die Landleute auf der Heide, die keine volle Hufe haben, wie ſie den Feld- mit dem Gartenbau vereinigen, und dadurch ihre Einnahme verbeſſern können; Geſprächsweiſe ausgeſtellet von Phil. Ernſt Lüders. Flensb. 1764, kl. 12. 6 u. ein halb. Bog. Zweyte Aufl. 1770.

Eb. Deſſ. Briefe, die Beſtellung eines Küchengartens in Nieder-Sachſen, beſonders im Hannöveriſchen, und hauptſächlich in der Gegend zwiſchen Hannover und Hameln, ſt. im 58, 60, 62, 63, 82 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1766; und im 11, 12, 15, 22, 23, 24, 30, 33, 45 und 46 St. deſſ. v. J. 1767.

Neue Aufl. Briefe über die Beſtellung eines Küchengartens, in welchen denen, die ihre Gärten ſelbſt und ohne Hülfe eines gelernten Gärtners beſtellen wollen, eine Anleitung zum Gartenbau gegeben wird. Dritte und vermehrte Aufl. Hannov. 1778, 8. 1 A. 13 B.

AGOSTINO MANDIROLA manuale di Giardinieri. Vicenz. 1652, 12.

Franz. überſ. Manuel du jardinier, par le Sr. *Mirandola*, trad. ſur l'original italien, par M. C. L. T. Randi (Andry), 2 Par. 1765, 12. 19 B.

New art of gardening, with the Gardiner's Almanach, by MEAGER. Lond. 1699. 12.

Ge. Meiſters orientaliſcher Kunſt- und Luſtgärtner. Dresd. 1692, 4.

JO. MEURSII arboretum ſacrum, ſ. de arborum, fructuum & herbarum conſervatione, proprietate, vſu & qualitate Libri III. L. B. 1642. 8.

The Gardeners Dictionary, by PHIL. MILLER. Lond. 1731, f. 3d. edit. 1737. The 7th edition, reviſed, much enlarged and altered according to the laeſt ſyſtem of Botany, and embelliſhed with ſeveral Copper-plates, which were not in the former editions. Lond. 1759. f.

D. überſ. Das engliſche Gartenbuch, oder Phil. Millers Gärtner-Lexicon, in ſich haltend die Art und Weiſe, wie die Küch- Frucht- Blumen- und Kräuter-Gärten, als auch Luſtwälder, Glashäuſer und Winterungen, nebſt dem Weingarten, nach den Regeln der erfahrenſten Gärtner dieſer Zeit zu bauen und zu verbeſſern ſeyn, mit verſchiedenen Kupfern, nach der 5ten vermehrten und verbeſſerten Auflage ins Deutſche überſ. von D. Ge. Leonh. Huth. Erſter Theil, Nürnb. 1750, f. 548 S. Zweyter Theil, 1751, 620 S.

Neue Ueberſetz. u. d. T. Phil. Millers allgemeines Gärtner-Lexicon, das iſt, ausführliche Beſchreibung der Geſchlechter und Gattungen aller und jeder Pflanzen, nach dem neueſten Lehrgebäude des Ritter Linne eingerichtet, worinnen zugleich eine Erklärung aller botaniſchen Kunſtwörter, und eine auf vieljährige Erfahrung gegründete practiſche Anweiſung zum Garten- Acker- Wein- und Holzbau enthalten iſt. Mit verſchiedenen Kupfern, nach der allerneueſten

ſten, ſehr vermehrten und veränderten achten Ausgabe, aus dem engliſchen überſetzt. Erſter Theil, Nürnb. 1769, gr. 4. 5 A. 5 B. Zweyter Theil, 1772, 4 A. 20 B. Dritter Theil, 1776, 5 A. Vierter und letzter Theil, 1776, 5 A. 15 B.

Eb. Deſſ. The Gardeners Kalendar, Lond. 1732. 8. 1734. Dubl. 1735. Lond. 1748. The 12th edit. illuſtrated with 5 Copperplates, Lond. 1760, 8.

Deutſche Ueberſetz. Phil. Millers Gärtner-Calender, worin gelehret wird, welche Verrichtungen in einem jeden Monathe ſowohl in den Küchen-, Obſt- und Luſt-Gärten, als in dem Gewächshauſe, und der Pflanzſchule, geſchehen müſſen. Nebſt einer Nachricht von den beſondern Jahrszeiten, welche die Fortpflanzung und der Gebrauch aller Arten der Küchengewächſe und eßbaren Früchte erfordern, auch wann in einem jeden Monathe alle Gattungen Blumen und andre Gewächſe, auch Bäume, blühen; welchem noch beygefügt iſt ein Verzeichniß, wie man die in der Arzney gebräuchlichen Gewächſe in jedem Monath nutzbarlich einſammeln muß. Aus der achten engliſchen Ausgabe überſ. von L. W. B (Bärtner) Gött. 1750, 8. 1 A. 3 B.

Mills vollſtänd. Lehrbegriff von der praktiſchen Feldwirthſchaft, 4 B. Lpz. 1776, gr. 8. S. 1, fgg.

MIRANDOLA, ſiehe oben *Mandirola*.

ANT. MIZALDI hiſtoriæ hortenſium. Colon. 1557.

Theatre des jardinages, contenant une methode facile pour faire des pepinieres, planter, elever, enter, greffer & cultiver toutes ſortes d'arbres fruitiers, avec les fleurs qu'il faut mettre dans les parterres qui ſervent à l'embelliſſement des jardins, par CLAUDE MOLLET. à Par. 1678. 12. 298 S.

D. DID. MONTANUS the gardeners labyrinth, containing a diſcourſe of the gardeners life in the yearly travels to be beſtowd on his plot of earth. Lond. 1586, 4.

J. G. Müllers Deliciæ hortenſes, oder vollſtändige Gartenkunſt, worinnen Anleitung gegeben wird, wie alle Arten von Blumen-, Arzney-, Küchen-, und Baumgewächſen ꝛc. zu erziehen und fortzubringen, auch was in jedem Monath des Jahrs in den Gärten zu thun iſt. Zwey Theile. Neunte verbeſſerte Auflage. Stutg. 1765, 8. 1 A. 10 B.

Otto von Münchhauſen Regeln zu Anlegung eines Gartens, in deſſen Hausvater, 2 Th. Hannov. 1765, gr. 8. S. 198 — 230.

Eſſai ſur l'agriculture moderne. dans lequel il eſt traité des arbres, arbriſſeaux & ſous-arbriſſeaux de pleine terre, dont on peut former des allées, bosquets, maſſifs, paliſſades & bordures dans un goût moderne; enſemble des oignons de fleurs & autres plantes tant vivaces qu'annuelles, des arbres fruitiers, ſurtout ceux, qui méritent la préference dans les plans des potagers, par Mrs. l'Abbé NOLIN & l'Abbé BLAVET. à Par. 1756, 12.

Der niederländiſche Garten, bepflanzet mit Blumen, Obſt und Orangerien, durch Heinr. von Oſten, aus dem Holländ. in das Hochdeutſche überſ. Fünfte Aufl. Wolfenb. 1751, 8. 20 B.

Von Einrichtung der Luſtgärten, ſ. (Hrn. Fr. R. Pfeifer) Lehrbegriff ſämmtl. ökon. und Cameralwiſſ. 3 B. 1 Th. Mannh. 1777, 4. S. 170 — 172.

The Garden of Eden, or an accompt of the culture of flowers and fruits new growing in England; with particular rules, how to advance their nature and growth, as well in Seeds and Herbs, as in ordering of Trees and Shrubs; in 2 parts, by Sr. HUGH PLATT. Lond. 1675. 8.

Villæ JO. BAPT. PORTÆ, Libri XII. 1. Domus. 2. Sylua cædua. 3. Sylua glandaria. 4. Cultus & inſitio. 5. Pomarium. 6. Oliuetum. 7. Vinea. 8. Arbuſtum. 9. Hortus coronarius. 10. Hortus olitorius. 11. Seges. 12. Pratum. In quibus maiori ex parte eum verus plantarum cultus, certaque inſitionis ars, & prioribus ſeculis non viſos producendi fructus via monſtrantur; tum ad frugum, vini, ac fructuum multiplicationem experimenta prope infinita exhibentur. Frf. 1592. 4. 914 S.

Jo. Ernſt Probſtens Gärtners Wörterbuch. Lpz. 1747, 8.

Inſtruction pour les jardins fruitiers & potagers, par feu Mr. *de la* QUINTINYE. à Par. 1690. 4. 2 Voll. 1695. à Amſt. 1697. 1730. Nouvelle edition revûe, corrigée & augmentée d'une inſtruction pour la culture des fleurs. à Par. 1756. gr. 4.

Engl. überſ. von Evelyn, u. d. T. Compleat gardener. Lond. 1697. 4.

Deutſch überſ. Gründliche Anleitung zum Gartenbau. Hamb. 1727.

Ital. überſ. Compendio dello regole e maſſime più neceſſarie per l'eſercitio di queſt'arte, cavate da M. *della Quintinye*, ommeſſe quelle di già deſcritte dall' Autore oltredetto &c. ſt. n. K. im II Th. der *Galleria di Minerva* in Venet. 1697. f. S. 327 — 351.

Gottlieb Rammelt vermiſchte ökonomiſche Abhandlungen zum Beſten der Landwirthſchaft und Gärtnerey, aus eigener Erfahrung und angeſtellten Verſuchen mitgetheilt. Halle 1768, 8. 1 A. Zweeter Theil, 1771. 1 A.

RENATI RAPINI Hortorum libri quatuor. Pariſ. 1664, 4. Ed. altera. Pariſ. 1666, 12.

Sammlung ſeltener Begebenheiten in der Natur, welche nebſt vielen zur Haushaltungskunſt und Verbeſſerung des Acker- und Gartenbaues angehörigen angeſtellten Verſuchen, Proben, Erfindung- und Wahrnehmungen ꝛc. von D. J. F. Ravenſtein. Zweybr. und Straßb. 1755, 8. 1 A. 12 und ein halb. Bog.

Chriſt. Reicharts Land- und Garten-Schatzes Erſter Theil: Von allerhand Saamenwerk, worin die zum Garten- und Acker-Bau, in Anſehung der Sämereyen gehörigen Vortheile, nebſt Beſchreib. eines Samen-Cabinets und nöthigen Kupfern mitgetheilet werden. Erf. 1753, 8. 15 B. Zweyter Theil: Von der Baumzucht, worin die Erziehung und Wartung ſowohl einheimiſcher als Orangen-Bäume nach allen Vortheilen aufrichtig beſchrieben, und mit einigen Kupfern erläutert werden. 14 B. Dritter Theil: Von den zur Speiſe dienlichen Kohlen, Wurzeln und Zwiebeln, deren Erziehung und Wartung. 15 B. Vierter Theil: Von Küchen- Specerey- und Arzeney-Gewächſen, und

deren

deren Erziehung, Wartung und Erhaltung. 17 B. Fünfter Theil: Von vieljähriger Nutzung der Aecker ohne Brache und wiederholter Düngung ꝛc. 1754. 15 B. Sechster Theil, worin vom Hopfenbau, wie auch von den vornehmſten Blumengewächſen, desgl. von Vertilgung der ſchädlichen Thiere und Ungeziefer auf den Ackern und in den Gärten gehandelt worden. 1755, 18 B. Univerſal-Regiſter über alle 6 Theile, Erf. 1762, 2. 4 B. Anhang zu denſelben, Erf. 1774. 10 B.

Eb. Deſſ. Einleitung in den Garten- und Ackerbau. Erſter Theil, worin nicht nur von der Garten-Wiſſenſchaft überhaupt und Anlegung der mancherley Gärten, ſondern auch von Erziehung und Wartung der darein gehörigen Gewächſe inſonderheit, aufrichtig und kürzlich gehandelt wird. Mit nöthigen Kupfern verſehen. Erf. 1758. 8. 1 A. 16 B. Zweyter Band, worin zu einem höchſt nutzbaren Feldbau ꝛc. 1759. 19 B.

DAN. RHAGOR Pflanzgarten. Bern, 1639, 8. Mainz, 1651, 8.

RICH. RICHARDSON de cultu horrorum. Lond. 1699, 4.

Kurzabgefaßtes Garten-Lexicon mit einem Garten-Kalender, von Jo. Eph. Riedel. Nordh. 1751, 8. 856 S.

Verbeſſertes und vermehrtes Garten-Lexicon, benebſt einem nützlichen Garten-Kalender. Nordh. 1769, 8. 2 A. 16 B.

GREGORII DE LOS RIOS agricultura de jardines, que trata de la manera ſe an de elias gobernar y conſervar las plantas. Madrit 1620. f.

In Jul. Bernh. v. Rohr vollſtänd. Hauswirthſchaftsbuch, Lpz. 1751, 4. handelt die IV Abtheil. S. 473 — 631, von der Gärtnerey.

Obſervations ſur l'agriculture & le jardinage, par Mr. ANGRAN DE RUËNEUVE. à Par. 1712, 12. 2 Voll.

Traité des jardins, par le Sr. SAUSSAY. à Par. 1722. 8. 20 B.

Theoretiſche und praktiſche Abhandlung vom Gartenbau, nach Grundſätzen und der Naturlehre des Pflanzenreiches erwieſen. Aus dem Franzöſ. des Hrn Abbe Rüdiger Schabol überſ. Mit Kupf. Erſter Band, Frf. M. 1775, 8. 1 A. 12 B. Zweyter Band. 1 A.

Einige Anmerkungen in der Gärtnerey, von J. C. Schmid, ſt. im 5 St. der Fränk. Samml. Nürnb. 1756, 8. S 377 — 383.

Bibliotheca botanica, ſive Catalogus auctorum & librorum omnium, qui de re botanica, de medicamentis ex vegetabilibus paratis, de re ruſtica & de horticultura tractant, à JO. FRANC. SEGUIERIO digeſtus. Hagæ. Com. 1740. 4.

STEVENSON's twelve months, or a pleaſant and profitable diſcourſe of every action proper to each particular month. Lond. 1661, 4.

Eb Deſſ. gentlemans gardeners director. Lond. 1746. 8.

Wolff Abrah. Stromer von Reichenbach edle Gartenwiſſenſchaft, oder Horticultura Laurembergiana. Nürnb. 1671, 8.

Jo Hc. Sulzers allgemeine Theorie der ſchönen Künſte, 1 Th. Lpz. 1771, gr. 8. Art. Gartenkunſt, S. 562 — 566. ſt. auch in den Beytr. zur Geſch. der Künſte und Gewerbe ꝛc. Zürich 1774, 8. S. 41 — 49.

In der Agriculture expérimentale par Mr. SARCEY DE SUTIERES, Yverd. 1765, 8. handelt das 8te Cap. S. 144 — 152, des Potagers.

STEPH. SWITZER noblemans, gentlemans and gardiners recreation. Lond. 1718.

Eb. Deſſ. practical kitchen-gardener. Lond. 1725. 8.

SAM. TROWEL of husbandry, gardening &c. Lond. 1739. 8.

D. überſ. Anleitung für einen Landmann, oder neue Abhandlung von dem Ackerbaue, der Gärtnerey, und andern merkwürdigen Dingen, welche die Landwirthſchaft betreffen, zuerſt ans Licht geſtellt von Hrn. Sam. Trowell, hernach aber durch einen Anhang zu jeglichem Hauptſtücke von dem Landbaue, vollſtändig gemacht von Will. Ellis. Aus dem Engl. in die deutſche Sprache überſ. und mit einigen Anmerk. verſehen. Lpz. 1750, 8. 324 S.

Curioſitez de la nature & de l'art ſur la vegetation, où l'Agriculture & le Jardinage dans leur perfection; par Mr. PIERRE DE VALLEMONT. à Par. 1705, 12. 708 S. Nouvelle edition revûe, corrigée & augmentée de la culture du jardin potager & fruitier, à Par. 1709, 12. 2 Voll.

D. überſ. Des Hrn. Abts von *Vallemont* Merkwürdigkeiten der Natur und Kunſt; aus dem Franz. überſ. Budiſſ. 1716, 8, 1 und ein halb Alph. n. 1 und ein halb. Bog. Kupf.

F. C. Webers gründliche Einleitung zum Gartenbau. Hamb. 1727, 4. 1 A. 2 und ein halb. Bog.

Inſtructions ſur le jardinage, qui renferment en abregé ce qui a rapport à la culture des fleurs, des fruits & des légumes; la maniere de planter & de tailler les arbres fruitiers, ſuivant la différence des climats & des ſaiſons, & la conduite que l'on doit obſerver pendant les douze mois de l'année, pour les amêner à leur perfection; par JEAN GEORGE WENCKELER, à Par. 1767.

WHATELY, ſiehe oben, S. 177 und 196.

The botaniſts and gardeners new Dictionary; containing the names, claſſes, orders, generic characters and ſpecific diſtinctions of the ſeveral plants cultivated in England, according to the ſyſtem of Linnæus; directing the culture of each plant, deſcribing its ſingular virtues and uſes, and explaining the terms peculiar to Botany and Gardening. In which is alſo compriſed a Gardener's Calendar, directing the whole practice of the flower-garden, the ſeminary, the fruit-garden, the kitchen-garden, the green-houſe, and the ſtove, by JAMES WHEELER. Lond. 1764, 8.

Vom Gartenbau, ſ. Hrn K. A. Wöllner oekonomiſche Bibliothek, 2 Th. Berl. 1765, 8. S. 395, fgg.

WORLIDGE art of gardening. Lond. 1700, 8.

JO. ZAHN *ſpecula phyſ. math. hiſtorica*. To. II. Norimb. 1696, f. Regulæ & obſſ. perutiles botano-gnomicæ ex variis aliis rerum hortenſium rerum cultoribus collectæ. S. 207, fgg. De hortis & eorum apparatu Obſſ. S. 212 — 216.

Garten, (Arzeney-) ſiehe oben, S. 150, und 371.
— (babyloniſche) ſ. oben, S. 155, fgg.
— (Baum-) ſ. oben, S. 150, und 331.
— (Bienen-) ſ. oben, S. 150.
— (Blumen-) ſ. Th. V, S. 779, fgg. und oben, S. 150.
— (botaniſcher) ſ. oben, S. 150, und 371.
— (chineſiſche) ſ. oben, S. 181, fgg. und 219.
— (Eichel-) ſ. oben, S. 148.
— (engliſche) ſ. oben, S. 150, und 176, fgg.
— (Feigen-) } ſiehe oben, S. 150.
— (Feld-) }
— (franzöſiſche) ſ. oben, S. 150, und 172, f.
— (Gras-) ſ. in G.
— (griechiſche) ſ. oben, S. 159, f.
— (hangende) ſ. oben, S. 156, und 165.
— (holländiſche) ſ. oben, S. 177, fgg.
— (Hopfen-) ſ. oben, S. 150.
— (Irr-) ſ. in J.
— (italiäniſche) ſ. oben, S. 150, und 167, fgg.
— (Kohl-) }
— (Krätz-) } ſ. oben, S. 149, 297, fgg. 358, f. und 361.
— (Kraut-) }
— (Küchen-) }
— (Kunſt-) } ſ. oben, S. 149, 196, 356, fgg. und 359, f.
— (Luſt-) }
— (mediciniſcher) ſ. oben, S. 150, und 371.
— (Menagerie-) ſ. oben, S. 150.
— (Nuß-) ſ. oben. S. 150.
— (Obſt-) ſ. oben, S. 150, und 331.
— (Oehl-) ſ. oben, S. 150.
— (oekonomiſcher) ſ. oben, S. 366, fgg.
— (Orangerie-) ſ. oben, S. 150.
— (perſiſche) ſ. oben, S. 158, und 180, f.
— (Pracht-) ſ. oben, S. 149.
— (römiſche) ſ. oben, S. 161, fgg.

— (Rosen-) s. oben, S. 150.
— (schwebende) siehe oben, S. 155, und 165.
— (schweitzerische) s. oben, S. 170, fgg.
— (spanische) s. oben, S. 174, fgg.
— (Thier-) siehe oben, S. 150.
— (türkische) s. oben, S. 179, f.
— (Wein-) s. oben, S. 150.
— (Winter-) s. oben, S. 278, fgg.
— (Zehr-) s. oben, S. 148.
— (Zier-) s. oben, S. 149.

Garten-Acker, s. Garten-Feld.

Garten-Aeppich, s. Petersilie.

Garten-Alleen oder Gänge, siehe Th. I. S. 499—518, und oben, S. 249, f. und 322, fgg.

Garten-Ampfer, siehe Spinat.

Garten-Apfel, Aepfel, welche in den Gärten gebauet werden, zum Unterschiede von den **wilden oder Holz-Aepfeln.**

Garten-Arbeit, } siehe oben, S. 150.
Garten-Bau, }

Garten-Beet, ein Beet in einem Garten, zum Unterschiede von einem **Ackerbeete.**

Garten-Befriedigung, siehe oben, S. 336, fgg. und unten den Art. **Garten-Recht.**

Garten-Biene, zahme Bienen, welche in Gärten gehalten und gepfleget werden, zum Unterschiede von den **Feld- oder Wald-Bienen.** Siehe auch **Garten-Honig.**

Garten-Birn, Birnen, welche in Gärten gezeuget werden, zum Unterschiede von den **wilden oder Holz-Birnen.**

Garten-Blume, Blumen, welche in Gärten gezeuget werden, zum Unterschiede von den **Feldblumen, Waldblumen** u. s. f.

Garten-Bohne, überhaupt alle Bohnen, welche in Gärten gezeuget werden. In engerer Bedeutung eine

Art

Art groſſer Bohnen, zum Unterſchiede von den Feld-Bohnen; ſ. Th. VI, S. 132.

Garten-Brücken, ſiehe oben, S. 257.

Garten-Cypreſſe, ſiehe Th. I, S. 128.

Garten-Dieb und Diebſtahl, ſiehe oben, S. 354, f. und unten, im Art. Garten-Recht.

Garten-Diſtel, eine Benennung, welche in einigen Gegenden die Artiſchocke, Cynara *Linn.* führet.

Garten-Erbſen, Erbſen, welche in Gärten gezeuget werden, und auch Stabel- oder Stängel-Erbſen heißen, zum Unterſchiede von den Acker- oder Feld-Erbſen; ſ. Th. XI, S. 173.

Garten-Erde, eine zum Gartenbaue dienliche Erde; ſiehe Garten-Platz. In weiterer Bedeutung wird auch wohl die obere Erdſchicht des Erdbodens, die Gewächserde, Dammerde, die Gartenerde genannt; ſ. Th. XI, S. 332.

Garten-Feld, ein Stück Feldes, welches Gartenrecht hat, und daher nach des Eigenthümers Belieben genutzet werden kann, Gartenacker, Gartenland, ein Jahrfeld, weil es alle Jahr beſtellet wird, zum Unterſchiede von dem Artfelde. Siehe Garten-Recht und Gartine.

Garten-Froſch, eine Art Fröſche, welche ſich auf der Erde, und beſonders in den Gärten aufhält, der Landfroſch, Grasfroſch; zum Unterſchiede von dem Laub- und Waſſer-Froſche; ſ. Th. XV, S. 167.

Garten-Frucht, eine jede Frucht, welche in Gärten gebauet wird, zum Unterſchiede von den Feldfrüchten; im Oberd. Krätzerey, Krätzwerk; ſiehe Th. XV, S. 280.

Garten-Gänge, ſiehe Garten-Allee. Von Gängen in Luſtgärten, ſiehe oben, S. 249, f. Wie das in den Gängen der Luſtgärten hervorkeimende Gras zu erſticken, ſ. oben, S. 251. Wie und warum auch

die Gänge in den Küchengärten rein zu halten seyn, s. oben, S. 322, fgg.

Garten-Gebäude, siehe oben, S. 252.

Garten-Geräth, siehe Garten-Instrumente.

Garten-Gewächs, ein jedes Gewächs, welches in Gärten gebauet wird, zum Unterschiede von den Feld-Gewächsen. Ihre Eintheilung und Benennung, siehe oben, S. 295, fgg.

Gartengewächse, als: allerhand Wurzelwerk, Kraut, Kohlrüben, Kohlrabi u. d. gl. werden den Winter über am besten in dazu besonders ausgegrabenen Gruben aufbehalten. Diese Gruben sind obenher etwas enger, unten aber etwas weiter mit gehöriger Tiefe, nachdem man viel oder wenig aufzuheben hat, ausgegraben oder zugerichtet, sodann mit Stroh- oder Rohrdecken sauber ausgefüllt. Darein bringt man die Gewächse, wenn sie sauber und wohl abgeputzt worden, bis ungefähr $\frac{1}{2}$ Elle hoch von der Erde die Grube voll ist. Sodenn leget man Breter darüber, welche mit Erde bedecket werden. Auf diese Art bleibt auch bey der größten Kälte alles unversehrt. Einige machen zu jeder Art der Gewächse eine besondere Grube; welches auf die Quantität ankommt, die sie davon haben. Bey den erfurter Gärtnern sind diese Gruben am stärksten im Gebrauch; wovon man in Reichards gemischten Schriften, Erf. 1762, 8. S. 332, fgg. eine ausführlichere Nachricht findet. Wer aber weder zum Verkauf, noch zu einer großen Consumtion dergleichen Dinge in Menge aufzubewahren, sondern nur damit eine mäßige Wirthschaft zu versorgen hat, grabe das Wurzelwerk, und was sonst von Gewächsen, Frostes halber, in den Gärten nicht bleiben kann, auf, und lege es in einem Keller oder Gewölbe in Sand, verhüte aber, daß die Mäuse nicht daran kommen; und wenn etwas anfaulet, muß es von dem übrigen abgesondert und gereiniget werden. Wenn zuweilen gelindes Wet-

ter

ter ist, muß man die Luftlöcher in diesen Kellern öffnen, damit frische Luft hinein gehe.

Garten-Gras, siehe unter **Gras**.

Garten-Grotte, siehe oben, S. 256, f.

Garten-Haue, eine Haue, oder kleiner Karst, zum Gebrauch in den Gärten. Siehe **Haue**.

Garten-Haus, ein jedes Haus an oder in einem Garten, zum Behuf des Gartenbaues oder der Gartenlust. Siehe **Lusthaus**.

Garten-Hecke, siehe **Hecke**.

Garten-Honig, das Honig von den Gartenbienen, zum Unterschiede von dem **Beuten-** oder **Wald-Honige**.

Garten-Hopfen, zahmer Hopfen, der in Gärten gebauet wird, zum Unterschiede von dem **wilden**, oder **Rasen-Weiden-Hecken-** und **Stauden-Hopfen**. Siehe **Hopfen**.

Garten-Huhn, eine in einigen Gegenden übliche scherzhafte Benennung eines mit Semmel, Eyern ꝛc. gefüllten und gekochten Kohlhauptes, so an andern Orten ein **Krauthahn** genannt wird. Die Zubereitung dieses Gerichtes hat man im Art. **Kohl** zu suchen.

Garten-Instrumente, oder **Garten-Geräth**, sind alle, zu Anlegung, Pflegung und Reinhaltung der Gärten, erforderliche Werkzeuge der Gärtner; wovon die vornehmsten folgende sind: Eine Baumscheere, eine Heckenscheere, ein Raupeisen, ein Pfropfmesser, ein eiserner Rechen, ein Schroteisen, ein Reutspaten, allerhand Meißel und Messer, eine Pfropfsäge, eine Handsäge, ein Hackmesser, eine Grabekelle, ein Hand-Spätlein, einfache und doppelte Leitern, Spaten, Grabeisen oder Grabscheite, eine Grabschaufel, Gartenhaue, Stockhaue, Krücke, ein Blumenhäklein, ein Pflanzer (Pflanz- oder Setzholz), Schubkarren, Radebergen, eine Mistgabel, ein Pfahleisen, eine Hippe, eine Gäthacke, Handbeile, Baumhäklein; hiernächst ein ziemlicher Vorrath von Bast, Binsen und Wieden,

nebst

nebst langem Stroh, Strohseilen, Stricken, Bindfaden u. d. gl. zum Anbinden und Verbinden; große und kleine Töpfe, oder Blumenscherben, Wasserkrüge oder Sprengkannen und Sprengtrichter, Siebe, eine Horde; ferner Glasglocken, Strohglocken, Strohhüte und Strohdecken, zu Bewahrung der zarten Gewächse; Säcklein oder Schachteln, imgleichen ein Schrank oder Kasten, zu Aufhebung des Samens. Hierzu kommt ferner ein gutes Pfropf- oder Oculierzeug, wozu ein Hämmerchen und verschiedene Messer ꝛc. gehören. Hiernächst eine hölzerne Trage oder Tragbahre, die von einem Orte zu einem andern hin zu schaffenden Sachen darauf zu legen; verschiedene Körbe, Obsthamen oder Aepfelpflücker; ferner Maßstäbe und Meßschnüre, eine Wasser- oder Setzwage, ein gutes Reißzeug oder Zirkelbesteck, u. d. gl. von welchem allen am gehörigen Orte mit mehrern gedacht wird. Alle diese jetzt erwähnte und andere Instrumente müssen in besondern hierzu gehörigen Kammern in guter Ordnung aufgestellet und verwahret, so oft man solche gebraucht hat und an dem gehörigen Orte wieder aufheben will, vorher fleißig gesäubert, das Eisenwerk aber vor dem Roste, so viel möglich, bewahret werden. Denn man pfleget gemeiniglich einen rechtschaffenen Meister nach seinem Werkzeuge zu beurtheilen.

Garten-Kelle, siehe **Grabe-Kelle**.

Garten-Kirsche, die gewöhnliche in den Gärten befindliche Kirsche, zum Unterschiede von den **Weichseln**, **Zwergkirschen**, **Vogelkirschen** u. s. w.

Garten-Klee, siehe **Klee**.

Garten-Knecht, ein Gehülfe des Gärtners, der die niedrigen in einem Garten vorfallenden Arbeiten verrichtet.

Garten-Kraut, ein jedes Kraut oder Pflanze, welches in Gärten gebauet wird, zum Unterschiede von den **Feldkräutern**, **Waldkräutern** u. s. f.

ret werden können. Da nun aber die Gärten ꝛc. nicht nur deswegen verzäunet werden, daß Menschen und Vieh deren Früchte nicht beschädigen, sondern daß auch die Streitigkeiten, die sich wegen der Nachbarschaft zwischen zwey an einander liegenden Nachbarn eräugnen könnten, vermieden werden: so kann auch ein Nachbar, ungeachtet sein Garten ehedem niemahls verzäunt gewesen wäre, ja, wider Willen des andern Nachbarn, dessen Garten an diesen stößt, denselben billig verwahren.

Man würde die Befugniß, ein Grundstück zu umzäunen, ad res meræ facultatis, d. h. unter solche Dinge, die einem jeden zu thun, oder auch zu unterlaßen, frey stehen, rechnen müssen, wenn nicht die ökonomische Erfahrung mit sich brächte, daß alle Verzäunung zu dämmen, und also dem Nachbar schädlich zu seyn pflege, indem dadurch des Nachbarn Grund und Boden zu allen Jahrszeiten überschattet, und zur Winters-Zeit der Schnee in großer Menge an den Zaun angewehet wird. Was nicht umzäunet wird, besteht größtentheils in Feldern und Wiesen; wo hingegen seit rechtsverwährter Zeit ein Platz umzäunt gewesen, oder wo man sich ausdrücklich über die Umzäunung vereinigt hat, daselbst findet auch künftig die Umzäunung, oder das Gartenrecht, Statt; jedoch steht einem jeden Eigenthümer frey, seinen Garten mit Feldfrüchten, und sein Feld mit Gartenfrüchten zu nutzen, bey welchen letztern jedoch, in Ansehung der Bäume, eben wegen ihrer Dämmung und Beschattung, gewisse Ausnahmen zu machen sind.

So würde z. B. nicht wirthschaftlich, und der Nachbar zu dulden nicht gehalten seyn, wenn jemand sein Feld mit zahmen oder wilden Holze zu besetzen gedächte. Das alte Sachsen-Recht, welches erlaubt, in Gärten und Feldern des Nachbarn herüberwachsende Baumäste, und die in unser Feld oder Garten laufenden Baumwurzeln abzuhauen und abzustechen, ist hierzu nicht hinlänglich, indem eine abermahlige Erfahrung ist,

daß

daß hohe Bäume, insonderheit wenn sie gegen die Sommer-Seite stehen, auf 30, 40 und mehr Schritte weit, Dämmung und Schatten verursachen, daher man auch auf den Feldern, wo etwa von Alters her, ein Baum stehen geblieben ist, die da herum wachsenden Feldfrüchte weit und breit geringer, als die übrigen, von dem Baume sehr entfernten, befunden wird.

Wem das Gartenrecht, oder seinen Grund und Boden zu verzäunen, freysteht, der ist nicht befugt, den Zaun, welcher z. E. durch Verwüstung gänzlich abgebrochen worden, einseitig, ohne des Nachbarn Genehmhaltung zu errichten, es sey denn, daß eine ganz deutliche und unstreitige Rainung daselbst anzutreffen wäre. Es fragt sich: Bin ich schuldig, um meinen Garten einen Zaun zu halten, wenn mir solches nicht gefällig ist? Ich halte es nicht dafür. Denn ein Jeder ist verbunden, die Seinigen und sein Vieh, ob ich mich gleich ihm verpallisadire, im Zaum zu halten.

Ferner fragt sichs: Ob einem Nachbar, irgend eine Art des neuen Zaunes zu erwählen, frey stehe? gesetzt, man wollte eine Mauer errichten? Da diese eine ziemliche Stärke oder Dicke erfordert, und der Nachbar, wenn er nicht einwilliget, von seinem Platze etwas dazu einzuräumen, nicht verbunden ist: so folgt, daß man die Mauer keinesweges auf die Mitte der Rainlinie, sondern allein auf des Bauherrn eigenen Boden zu setzen habe.

L. Hofmanns Gutachten über einige wirthschaftliche zweifelhafte Fälle, im 4 B. der neuen ökon. Nachr. Leipz. 1769, 8. S. 655—657.

Setzte ein Nachbar seinen Zaun über die Gränzen seines Grundstückes, so thut dieser wohl, wenn er nicht eigenmächtiger Weise denselben niederreißt, sondern bey der Obrigkeit um eine Besichtigung, und summarische Erkenntniß, gehörige Ansuchung thut. Wenn eine gemeinschaftliche Verzäunung, und dieselbe an einem Orte eingegangen ist, der Nachbar aber seinen Theil nicht ausbessern laßen will: so kann jener dieserhalb das richterliche Amt anflehen, und dieser muß den Scha-

den

den erſetzen. Sein Haus, zumahl in einer Stadt, abzubrechen und niederzureißen, um aus dem Platze einen Garten zu machen, iſt nicht erlaubt; wohl aber, die Wieſen in Gärten zu verwandeln, in ſo fern, wenn in Anſehung der Hütung, des Zehend und der Steuern und Gaben, der Obrigkeit oder einem Andern nicht präjudicirt wird, überhaupt aber auch die Statuten des Ortes nicht zuwider ſind. Derjenige, der den Nießbrauch hat, und nicht Eigenthumsherr des Platzes iſt, kann den Garten, darin ihm der Nießbrauch zuſteht, zu keinem andern Gebrauche anwenden. Wenn mein Haus an eines Andern Garten anſtößt, bin ich nicht befugt, etwas aus meinen Fenſtern in ſeinen Garten zu gießen oder zu werfen; und muß auch geſchehen laſſen, daß der Andere mit ſeinen Bäumen, die er an meine Fenſter heran zieht, meine Zimmer verdunkelt. Wären zwey Brüdern in einem Teſtamente zwey Häuſer vermacht, in deren Mitte ein Garten befindlich iſt: ſo iſt die Frage: Welcher wohl befugt ſey, ſich den Garten anzumaßen? alſo zu entſcheiden, daß der Garten zu demjenigen Hauſe gehöre, für welches der Erblaßer denſelben gebraucht hat; hätte man aber davon keine Nachricht, ſo wäre der Garten demjenigen Hauſe zuzueignen, aus welchem ein Gang in den Garten geht; und wenn auch dieſes nicht wäre, ſo müßten ſich Beyde gemeinſchaftlich des Gartens bedienen. Dafern ein Bach durch meinen Garten geht, womit ich nach Gefallen denſelben wäſſern kann, es treibt aber derſelbe eine Stadtmühle: ſo bin ich nicht befugt, in der großen Hitze, wenn kaum ſo viel Waſſer in dem Bache iſt, daß es die Mühle treiben kann, denſelben zur Anwäſſerung meines Gartens zu gebrauchen.

In Anſehung des fremden Viehes, welches in unſern Gärten Schaden thut, iſt anzumerken, daß man am beſten thue, wenn man ſelbige verſcheucht, ihnen auch wohl, wenn es Federvieh iſt, die Flügel verſchnei-

det, oder sie auch pfändet, nur aber nicht umbringt; welches aber doch auch seine Ausnahme leidet, wenn man von dem Nachbar wäre erinnert worden, den Garten zu verzäunen, es aber unterlaßen hätte. Ist es aber ein wildes Thier, welches sich nicht einfangen läßt, so steht dem Herrn frey, selbiges mit Hunden zu verscheuchen; und er hat deshalb keine Verantwortung zu befürchten, wenn das Thier gleich beschädiget und von den Hunden niedergerissen worden. Zu Beschützung seines Gartens aber einen Graben zu machen, in welchem das Vieh, wenn es hinein fällt, ein Bein brechen oder Schaden nehmen kann, ist nicht erlaubt.

Einem Reisenden ist, ohne Furcht, einen Diebstahl zu begehen, erlaubt, aus einem an der Landstraße liegenden und unverschlossenen Garten oder Weinberge, eine Frucht oder Weintraube zu hohlen, wenn er nur keinen Schaden verursachet, und es nur zu seinem eigenen Bedürfniß thut, obgleich dieses nicht überall ungestraft geduldet wird.

Noch etwas von den **Gartendieben** zu gedenken, so werden selbige zwar nicht, oder doch nur bey einem excessiven Gartendiebstahl mit einer Capitalstrafe, sondern nur allezeit mit einer willkürlichen, als: Landes-Verweisung, Geldbuße oder Gefängniß, angesehen. Jedoch aber ist auch ein solcher zur Nachtzeit verübter Diebstahl höher zu ahnden, als einer, der am Tage geschieht. Einen zur Nachtzeit in dem Garten oder Weinberge angetroffenen Dieb zu erschießen, oder zu erstechen, oder auch durch ein Selbstgeschoß um das Leben zu bringen, ist schlechterdings verbothen; es wäre denn, daß man das erstere zu seiner eigenen Beschützung thun müsse. Das Legen der Fußangeln (s. Th. XV, S. 525) an die Zäune, ist nach guten Polizeygrundsätzen auch nicht erlaubt.

Garten-Ruinen, siehe oben, S. 255.

Garten-Sahl, ein Sahl in einem Gartenhause. Imgleichen ein offener, mit grünen Wänden eingefaßter Platz in einem Lustgarten, dahin wenigstens acht Alleen als auf ihren Mittelpunct zusammenlaufen sollen. Der Boden muß fest, sauber und ganz glatt seyn; nahe dabey aber müssen sich bedeckte Lauben befinden, die zu einer Retirade dienen. Man bedienet sich dieses Ortes, Tafel daselbst zu halten, darauf zu tanzen und andere Lustbarkeiten anzustellen, wie sich denn daselbst auch artige Illuminationen anbringen laßen. Man kann auch andere lebendige Baumgebäude darauf anlegen, wovon insonderheit Küffners Architectura vivarborea, oder neu-erfundene Baukunst zu lebendigen Baumgebäuden, v. J. 1716, nachzusehen ist.

Garten-Scharlach, Garten-Scharley, in einigen Gegenden eine Benennung der römischen Salbey; siehe Scharlachkraut und Scharley.

Garten-Schnecke, siehe Schnecke.

Garten-Schwamm, eine Benennung der Champignons, wenn man sie in Gärten bauet.

Garten-Spinne, siehe Spinne.

Garten-Statüen, siehe oben, S. 258, fgg. und 273.

Garten-Tempel, siehe oben, S. 253.

Garten-Theater, ist, in den ansehnlichsten Gärten, ein großer meistens erhaben angelegter Platz, welcher abwechselnd mit Fontänen und Statüen reichlich geziert ist. Es dient ein solches Theater, dem Garten selbst ein angenehmes Ansehen zu machen, und wird dadurch dasselbe um so viel mehr vermehret, wenn sich ein Wasserfall in dessen Prospecte präsentiert.

Garten-Verhägung, siehe oben, S. 336, fgg.

Garten-Wilhelm, Dianthus barbatus; siehe Bart-Nelke, im Art. Nelke.

Garten-Zaun, siehe oben, S. 336, und 339.

Garten-Zehend, siehe Zehend.

Gartine, eine in der Gegend von Könnern übliche Benennung einer Art Aecker, vermuthlich solcher, welche Gartenrecht haben, **Gartenfelder**.

In einer gerichtlichen Nachricht von 1773 wurden des Ackermanns — Grundstücke, bestehend in einem Busche, einer Gartine auf der Pernener Mark und 12 Morgen Acker feil gebothen.

Im mittlern Lat. bedeutet Gardinum, Gardinium mehrmahls einen Garten, Cortina aber einen Hof.

Siehe **Garten** 5 und **Garten-Feld**.

Garum hieß bey den alten Griechen und Römern eine gewisse Salzbrühe oder Marinade, die sie als eins ihrer köstlichsten Gerichte rühmten. Man weiß aber heut zu Tage nicht zuverläßig, worin dieses Garum eigentlich bestanden habe. Einige meinen, es sey aus Sardellen gemacht worden; Andere, aus Makrelen ꝛc.

Garzer-Oehl, siehe **Baumöhl**, im Art. **Oehl**.

Gas. Das Gas nennen Helmont und andere Chemisten die unsichtbaren flüchtigen Theile, welche von selbst aus gewissen Körpern ausdampfen, und die man entweder gar nicht, oder wenigstens mit schwerer Mühe, und doch nicht ganz rein, auffangen und sammeln kann. Man rechnet zum Gas z. E. die Dämpfe der in eine spirituöse, oder in eine faulende Gährung gerathenen Materien; tödtliche Dämpfe aus brennenden Kohlen; die Schwaden in Bergwerken; den flüchtigen Theil der geistigen mineralischen Wasser; das flüssige elastische Wesen, welches sich aus der mit Salpeter-Säure aufgelöseten Kreide entwickelt; und selbst den Spiritus Rector gewisser Substanzen, z. E. des Bisams.

Gasche, Gase, siehe **Gaze**.

Gassatim, ein Wort, welches im Scherze nach dem Muster der lateinischen Nebenwörter, besonders des barbar. stellatim, gebildet ist, und nur im gem. Leben gebraucht wird, wo es auch **gassaten** lautet. **Gassatim gehen**, auf den Gassen ohne Geschäfte herum gehen,

hen, besonders des Nachts. Es kommt unter andern auch in der Straßburgischen Polizeyordnung, S. 85, vor. Einige sagen auch grassaten gehen, von grassari.

Gasse (*), L. Platea, Fr. Charrière, Ruë, überhaupt ein Weg, auf welchem man gehet, doch nur in folgenden besondern Fällen.

1. Ein auf beyden Seiten mit Häusern bebaueter Weg in einer Stadt, einem Flecken, und zuweilen auch in einem Dorfe. Eine breite, enge, lange Gasse. Den Wein über die Gasse hohlen, aus einem andern Hause. Wein, Bier über die Gasse verkaufen, in andere Häuser. In, oder auf der langen Gasse wohnen, d. i. an derselben. In engerm Verstande werden zuweilen die breitern Gassen Straßen, die engern aber Gassen genannt. Eine Gasse, die keinen Ausgang hat, wird eine Strumpfgasse, oder ein Sack, Fr. Cul de sac, genannt. Ein Mehreres siehe im Art. Straße.

Die Gassen in den Dörfern sind, weil unsere meisten Dörfer aus den zerstreueten Häusern und Höfen der Alten entstanden sind, in der Länge und Breite sehr ungleich. Es ist aber ein Wohlstand, und der nachbarlichen Verbindung bequemer, wenn sie ordentlich und fein gerade, die Hauptgassen aber breit und mit Bäumen besetzt, dabey aber mit Nebengassen,

(*) In der ersten Bedeutung lautet dieses Wort bey dem Willeram und Notker Gazzo, im Wend. Hasla, im Ungar. Urza; im Tatian aber ist Giozo, eine Meerenge, im Ital. Chiasso, eine Gasse ohne Ausgang, ein Sack, und im Lappländ. Autza, ein schmales Thal zwischen zwey Hügeln. Die Niedersachsen und damit verwandten Sprachen haben statt des Zischlautes, wie in andern Fällen, ein t, Dän. Gade, Holländ. Gat, Nieders. Gate, Schwed. Gata, bey dem Ulphilas Gatvo, welche aber in weiterer Bedeutung oft eine jede Durchfahrt, besonders eine Meerenge, eine Oeffnung, ein Loch, bedeuten. Wachter leitet es von dem Isländ. gata, laufen her; allein es hätte immer bey dem Deutschen geben stehen bleiben können, von welchem das Isländ. nur das Frequent. ist. Das Hebr. גדר bedeutet gleichfalls eine Gasse, und dieß leitet man gemeiniglich von dem Syr. und Aethiop. גדר cinxit, circumcidit her.

welche die Communication unter den Hauptgassen machen, versehen sind. Die Hauptgassen würden insonderheit sehr nützlich mit weißen Maulbeerbäumen an vielen Orten bepflanzet, dadurch aber der Grund zum Seidenbau besser geleget werden können. Siehe auch Th. IX. S. 395, fgg.

2. In einem Lager, der Raum zwischen den Gezelten, weil er vornehmlich zum Gehen bestimmt ist.

3. Der lange schmale Raum zwischen zwey Reihen Menschen, besonders bey den Soldaten. Siehe Gassen-Laufen.

4. In den Bienenstöcken die Zwischenräume zwischen den Scheiben.

Gassen-Hauptmann, in den Städten, ein verpflichteter Bürger, der die Aufsicht über die Polizey in dem ihm angewiesenen Vierthel hat; an einigen Orten ein **Gassenmeister**. Vielleicht, weil sie ehedem und vornehmlich die Erhaltung der öffentlichen Ruhe auf den Gassen zu besorgen hatten.

Gassen-Koth, Schlamm oder **Unrath**, wie derselbe zum Dünger zu gebrauchen; siehe unter **Koth**.

Gassen-Laterne, siehe **Laterne**.

Gassen-Laufen, bey den Soldaten, diejenige Strafe, da der Verbrecher zwischen zwey Reihen Soldaten laufen muß, und von ihnen mit Ruthen gehauen wird, welches im gem. Leben **Spießruthen laufen** genannt wird. Siehe Gasse 3.

Gassen-Meister, siehe **Gassen-Hauptmann**.

Gassen-Pflaster, siehe **Pflaster**.

Gassen-Rinne, siehe **Rinne**.

Gassen-Vogt, eine anständige Benennung der Bettel-Vögte, weil sie die Gassen von den Bettlern reinigen.

Gasseln, so nur im Niedersächsischen üblich ist, den zu Brod geformten rohen Teig in den heißen Ofen schieben, damit er plötzlich eine braune Rinde bekomme; welches in Obersachsen garben heißt. Siehe dieses Wort. Das Bret, worauf man den Teig in den Ofen schiebet, heißt die **Gassel**.

Gaßler, ſiehe Th. XIV, S. 177, Anm.

Gaſt (*), eine Perſon männliches oder weibliches Geſchlechtes, welche bey einer andern ſpeiſet, entweder gegen Bezahlung, oder aus Freundſchaft, Gefälligkeit u. ſ. f.

1. Eigentlich. So werden Perſonen, welche in öffentlichen Herbergen oder an andern Orten für Geld ſpeiſen, Gäſte, Tiſchgäſte genannt. Auch Perſonen, welche jemand bey feyerlichen Gelegenheiten, oder aus Freundſchaft mit einer Mahlzeit bewirthet, ſind Gäſte. Gäſte bitten. Die Gäſte ſind nicht gekommen. Seyn Sie heute mein Gaſt, ſpeiſen Sie heute bey mir, oder auf meine Koſten. Ungebethene Gäſte. Ein Hochzeitsgaſt, der zum Hochzeitsſchmauſe geladen iſt.

In dieſer Bedeutung iſt auch das Schwed. Gaſt, Iſländ. Geſtur, Angelſ. und Dän. Geſt, Holl. und Niederſ. Gaſt, Engl. Gueſt, Böhm. Hoſt, und Poln. Goſc üblich. Siehe Gaſte.

2. In weiterer Bedeutung, eine fremde Perſon, welche von einem andern aufgenommen und mit der nöthigen Bequemlichkeit verſehen wird, es geſchehe nun für Bezahlung oder aus Gefälligkeit. Der Wirth hat viele Gäſte. Wir bekommen heute Gäſte.

(*) Man könnte dieſes Wort von goan, gehen, Gau, Griech. γαια, ableiten, und alsdann würde die vierte Bedeutung die erſte und eigentliche ſeyn. Allein, da in dieſem Worte und deſſen Ableitungen und Zuſammenſetzungen der Begriff des Speiſens doch immer der herrſchende iſt, ſo ſcheint es mit mehrerm Rechte zu Koſt, Speiſe, eſſen, Griech. ἐσθιειν, ſpeiſen, bewirthen, zu gehören; wenn man nicht annehmen will, daß in unſerm heutigen Gaſt zwey ehedem ganz verſchiedene Wörter zuſammen gefloſſen ſind, da denn auch die in dem ſaliſchen Geſetze vorkommenden Wiſogaſt, Bodogaſt, Salegaſt, Windegaſt, der fränkiſche Arbogaſt, das Ungar. Gazda, ein Herr, Hausvater u. ſ. f. mit in Anſchlag kommen könnten. Uebrigens wird dieſes Wort in den vier erſten Bedeutungen von beyden Geſchlechtern gebraucht, indem man ſowohl zu einem Frauenzimmer, als zu einer Mannsperſon ſagt, ſeyn Sie heute mein Gaſt, u. ſ. f. In einigen der folgenden Wörter ſcheinet Gaſt für Koſt, Köſte zu ſtehen. Siehe Gaſte, Gaſtgeber.

Schon Kero nennet einen ſolchen Gaſt Kesteo und Kasto. In andern Sprachen aber bedeutet es active auch den Wirth, der andere aufnimmt, wie das mittlere Lat. Hoſtis in den Briefen des heil. Bernhards, das Franz. Hote, das Ital. Hoſte. Auch das mittlere Lat. Giſtum, Herberge und Bewirthung ſcheint hierher zu gehören.

3. In noch weiterer Bedeutung, werden diejenigen, welche bey andern arbeiten laßen, bey ihnen kaufen, oder ſich ſonſt ihres Dienſtes bedienen, im gem. Leben häufig Gäſte genannt. Gäſte ſetzen, bey den Schenkwirthen, und in den Trinkhäuſern. Mahl-Gäſte, die bey einem Müller mahlen laßen; Back-Gäſte, die bey einem Bäcker backen laßen; Salzgäſte, welche in einem Salzwerke Salz kaufen; Bade-Gäſte, die ſich des Badens; Brunnengäſte, die ſich des Geſundbrunnens an einem Orte bedienen u. ſ. f.

Schon in den alten florentiniſchen Statuten bey dem Carpentier heißt es: Hoſtis, id eſt ille, pro quo laborat aliqua bona.

4. In noch weiterer Bedeutung, ein Fremder, ein Ausländer, der ſich nur an einem gewiſſen Orte eine Zeitlang aufhält, ohne daſelbſt ſeine ordentliche Wohnung zu haben, oder ſich allda häuslich niederzulaßen. In dieſer Bedeutung kommt Galt ſchon bey dem Ulphilas vor. In ſolchem Verſtande werden auch an einigen Orten die fremden Kaufleute, welche einen Handelsort oder einen Jahrmarkt beſuchen, Gäſte genannt. In der Ordnung der Tuchmacherinnung zu Zeitz heißen die fremden Krämer Gäſte; und in den Rechten wurde ehedem derjenige für einen Gaſt gehalten, der über eilf Meilen weit her war. Auch die Schutzverwandten in den Städten, oder Einwohner, welche nicht Bürger waren, wurden Gäſte genannt.

Im Hochdeutſchen iſt dieſe Bedeutung nunmehr veraltet, außer daß ſie noch in einigen der folgenden Zuſammenſetzungen vorkommt; im Niederſächſiſchen aber iſt ſie üblicher.

In wie weit ſolche Gäſte oder Fremde mit einander, oder mit den Bürgern und Einwohnern derjenigen

nigen Stadt, in der sie sich auf halten, Handel und Wandel zu treiben befugt oder berechtigt seyn, ist eine Frage, welche hier erörtert werden soll.

Daß auf den öffentlichen Messen und Jahrmärkten allen Leuten, die nicht in der Reichsacht, oder öffentliche Schelme und Diebe sind, nicht allein mit den Einwohnern der Stadt, wo solche Messe oder solcher Jahrmarkt gehalten wird, sondern auch mit andern Fremden oder Gästen, die freye Handlung vergönnet sey, ist eine zur Genüge bekannte Sache. **Außer den Messen und Jahrmärkten** aber ist nicht an allen Orten den Gästen erlaubt, nach ihrem Belieben freye Handlung zu treiben. Nur wenige Handelsplätze sind zu finden, wo ihnen dieses ohne alle Einschränkung erlaubt ist. Zum Beyspiele davon nenne ich bloß Genua, Livorno, Marseille und Porto Mahon. An den meisten Orten aber wird diese Freyheit entweder gar nicht, oder doch nur mit einer gewissen Einschränkung, verstattet. Zwar dieses steht den Gästen an allen Orten frey, den Einheimischen ihre Waaren im Ganzen oder Einzelnen abzukaufen, wenn nur nicht dadurch in der Stadt Theuerung und Mangel, oder eine unziemliche Regierung dieser oder jener unentbehrlichen Waare verursachet, noch solche dem Feinde zugeführet, und solcher dadurch verstärket, oder aber falsches Geld dafür bezahlet wird. Ganz anders aber wird es an den meisten Orten gehalten, wenn der Gast seine Waaren an die Einheimischen verkaufen will. Nicht leicht ist es nähmlich den Gästen erlaubt, solche an die Einheimischen, ohne Unterschied des Standes, nach eigenem Gutbefinden, einzeln oder im Ganzen zu verkaufen, sondern gemeiniglich dürfen nur gewisse Waaren einzeln verkaufet werden; dahingegen andere nicht anders als im Ganzen abgesetzt werden dürfen; jedoch steht ihnen an einigen Orten frey, ihre Waaren alsdenn (wenn sie nur diesen Unterschied be-

obachten, und keine Waaren vereinzeln, die im Ganzen vertrieben werden müssen,) an wen sie immer wollen, zu verkaufen. An andern Orten aber ist den Gästen auch dieses nicht erlaubt, sondern sie müssen ihre Waaren erst gewissen Zünften und Innungen feil biethen, und wenn diese binnen einer gewissen bestimmten Zeit sich nicht zu kaufen entschließen, so steht alsdenn erst den Gästen frey, solche andern Bürgern, ohne Unterschied, anzubiethen. So ist z. E. in Lübeck das erste Gesicht des Korns und der Steinkohlen, so aus der Fremde kommen, den Bäckern und Schmieden vorbehalten; und wenn diese innerhalb 3 Tagen sich nicht zu kaufen entschließen, so hat der Fremde Macht, mit andern Bürgern zu handeln. An andern Orten sind die Gäste noch weiter in ihrer Handelsfreyheit eingeschränkt, indem sie ihre Waaren in das öffentliche Packhaus legen, oder in dem Kramer-Gildehause eine Wohnung nehmen müssen, und gar an niemand anders, als an die Stadtkrämer, verkaufen dürfen, auch keine unumschränkte Freyheit haben, alle Tage zu ihren Gütern zu gehen, und nach Gefallen damit zu schalten, sondern sich es gefallen laßen müssen, wenn ihnen etwan wöchentlich zwey oder drey Vergünstigungstage zum Verkauf verstattet werden. Eben so verschiedentlich wird es auch in Ansehung des Handels, den Gast mit Gast treiben will, gehalten. An einigen Orten ist derselbe völlig erlaubt; an andern aber sind nur einige Güter frey, mit denen also Gast mit Gast handeln darf, dahingegen andere Güter bloß bürgerliche Güter sind, mit welchen Gast mit Gast nicht handeln darf, sondern die allein für die Bürger oder Einwohner der Stadt bleiben. So gehören z. E. noch die dasigen Schragen mit Kaufmannsordnung unter die freyen Güter, damit Gast mit Gast (jedoch nicht bey Ellen oder Pfunden, sondern Stückweise und en gros) handeln darf, alle diejenige Waaren, die aus fremden Landen und Reichen dahin gebracht, und ferner könnten gebracht werden, und daselbst in 30 und mehr Jahren vor der Publication dieser Ordnung

nicht gebräuchlich geweſen, oder in ſolcher Anzahl nicht geführet oder verhanthieret worden ſind. Unter die bürgerlichen Güter aber, damit Gaſt mit Gaſt nicht handeln darf, und welche die dortigen Bürger für ſich allein, als eine bürgerliche Freyheit, halten ſollen, gehören: Hanf, Pech, Theer, Klapp-Holz, Wagenſchrot, Leinwand, engliſche, ſalzwedelſche, märkiſche, osnabrüggiſche und allerhand andere Laken, Boyen, Munition, Takel oder Taue, Wolle, Eiſen, Bley, Oſemund ꝛc. und endlich unter die bürgerlichen Güter, mit denen Gaſt mit Gaſt, auch mit Gäſte Pfennigen nicht handeln, oder kein Factor (bey Verluſt der Hälfte von ſolchen Gütern,) an Fremde verkaufen darf, gehören: Korn, franzöſiſche Weine und Branntweine, Brod, Butter, Käſe, Häringe, Schollen und Bücklinge, Salz, berger und iſländiſche Waaren ꝛc. Uebrigens iſt es auch an einigen Orten ganz und gar verbothen, daß Gaſt mit Gaſt handeln dürfe. So darf, z. E. vermöge des lübiſchen Rechts, L. III. Tit. VI. Art. 7, kein Gaſt mit einem andern, oder kein Fremder mit einem Fremden einen Kauf und Verkauf treffen, ſondern ein mit ſeinem Gute in der Stadt Lübeck ankommender Gaſt oder Fremde kann daſſelbe niemand anders, außer den daſigen Bürgern, verkaufen. Will er auch gleich daſſelbe Gut oder Waaren daſelbſt auflegen: ſo hat er doch die Macht nicht, ſolche alsdenn den Fremden zu verkaufen, wie die daſigen Bürger, welchen dieſe Freyheit allein zuſteht. Würde er aber ſolches dennoch thun, und darüber betroffen oder deſſen überwieſen werden, ſo ſoll er bey und von dem Wettgerichte, nach der Größe des Verbrechens, geſtrafet werden. Es gründet ſich aber dieſe Verordnung hauptſächlich darauf, daß die Verfaſſer des lübiſchen Rechts den Flor der Handlung in der Stadt Lübeck beſtens zu erhalten und zu vermehren geſucht haben. Daher wird auch durch ſelbiges den Bürgern in den Städten, wo das lübiſche Recht gilt, in dieſem Stücke ein beſonderes Vorrecht zugeſtanden, damit nichts in Handlungsſachen an ſolchen Orten geſchehen könne, wobey kein Bürger mit intereſſirt wäre. Sonſt wollen zwar auch Einige behaupten, als ob allen und jeden See-Handels-Städten eben dieſes Recht zuſtehe, daß nähmlich Fremde mit Fremden daſelbſt nicht handeln dürfen; es kann aber ſolches ſo ſchlechthin und überhaupt nicht wohl zugegeben werden, vielmehr ſcheint dieſe Meinung urſprünglich daher entſtanden zu ſeyn, weil man bemerkt hat, daß ſolches in den zum hanſeatiſchen Bunde ehemahls gehörigen Städten nicht geduldet worden,

den, und auch noch jetzt nicht geduldet wird. Diese Städte aber sind ehemahls die vornehmsten Handelsstädte zur See gewesen; daher hat man geglaubt, daß dieses ein besonderes Recht wäre, welches den Handelsstädten zur See, eben deswegen, weil sie Handelsstädte zur See wären, wozu sie aber vorher besonderer Privilegien benöthigt gewesen wären, ehe sie solche hätten werden können, überhaupt zustünde. Allein, es ist dieses nicht an dem, sondern es ist vielmehr, allem Vermuthen nach, und so viel aus den Geschichten erhellet, dieser Satz: Daß Gast mit Gast (oder ein Fremder mit einem Fremden) nicht handeln dürfe, von dem Hansebunde auf ihren Hanse-Tagen beliebet, und sonderlich im Hanse-Receß von 1494 festgesetzt, nachher aber dem lübischen Rechte mit einverleibet worden. Jedoch will man hierdurch nicht sogleich in Abrede seyn, daß nicht auch ein gleiches bey einigen andern, vormahligen oder jetzigen, Handelsstädten zur See üblich gewesen seyn, oder noch angetroffen werden, auch bey einigen solches wohl aus einem besondern Privilegio herrühren könne. Endlich ist hierbey noch zu gedenken, daß sich in den mehresten Handelsstädten, welche ehemahls zum hanseatischen Bunde gehört haben, gleichmäßige Verordnungen finden, die mit der mehrgedachten Verordnung des lübischen Rechts übereinstimmen, oder wohl gar aus derselben hergeleitet und gerechtfertiget werden können. So findet man z. E. in Mevii Erläuter. des lübischen Rechts, L. III. Tit. VI. Art. 7, No. 19 und 20, insonderheit folgende hierher gehörige Verordnungen: „Daß niemand mit fremden Gelde Korn, oder andere ankommende fremde Waaren kaufen solle.“ Ferner: „Es soll den Fremden nicht verstattet werden, ihre Kaufmannsgüter in die Stadt zu Lande zu bringen, und hernach zu Schiffe an andere Oerter auszubringen, oder umgekehrt, zu Wasser einzubringen, und an andere Oerter zu Vertreibung Handels und Wandels zu schicken.“ Hierher gehört auch das rostockische Statut wegen des Woll- und Fellkaufens v. 18 May 1593. Im Gegentheil aber wird den Fremden an vielen Orten, zumahl, wenn sie in Person zugegen sind, und irgend eine Sache vor Gerichte anzubringen haben, noch eher, als den Bürgern und Einheimischen zu ihrem Rechte geholfen, und ihre Streitigkeiten auf das schleunigste ausgemacht; wie aus dem weiter unten folgenden Art. Gast-Gericht, zu ersehen ist.

Nach

Nach einer noch weitern Figur bedeutete das Wort Gast ehedem auch jemanden, der einer Sache beraubt war.

5. In der weitesten Bedeutung, eine jede Person, doch nur mit Beywörtern, und im gem. Leben, besonders Niedersachsens. **Er ist ein fetter, ein reicher Gast**, ein begüterter Mann. **Ein schlauer Gast**, ein schlauer Mann. **Ein lustiger Gast**, ein lustiger Mensch.

Gastbarkeit, siehe **Gast-Freyheit**.

Gast-Becher, bey den ehemahligen Schmausereyen, der große Becher, welchen man den Gästen zur freundschaftlichen Bewillkommung zutrank; **der Willkommen**.

Gast-Bett, ein Bett, welches für Gäste bestimmt ist, sowohl in Gasthöfen, als auch für freundschaftlich Beherbergende.

Gast-Freund, in der höhern Schreibart, ein Fremder, den man als einen Gast bewirthet. Siehe den folgenden Artikel.

Gast-frey. 1. Bereit, fremde und reisende Personen unentgeldlich aufzunehmen und zu bewirthen; eine in den ehemahligen Zeiten, da es noch keine öffentliche Herbergen und Gasthöfe gab, sehr nöthige und noch geschätzte Tugend.

2. Bereit, andere unentgeldlich mit Speise und Trank zu bewirthen. In beyden Fällen bedeutet es freywillig, unentgeldlich. Daher die

Gast-Freyheit, bey dem Opitz die **Gastbarkeit**, L. hospitalitas, die Eigenschaft, da man **gastfrey** oder **gastbar** ist.

Die Gastfreyheit oder Gastfreundschaft, eine der ehenswürdigsten Tugenden, welche je die menschliche Natur geziert hat, die Nationen verschwistert, und Welttheile an einander kettet, scheint noch nicht die Beachtung gefunden zu haben, welche sie verdient.

Wenn

Wenn auch hier und da mehr ein Zufall, als ein besonderer Vorsatz, von dieser Tugend zu reden veranlaßte: so waren es einzeln hingeworfene Bemerkungen, größtentheils eingeschränkt auf **Griechen** und **Römer**, bey welchen doch eine solche Betrachtung noch immer sehr unfruchtbar bleibt; oder es waren antiquarische Abhandlungen, die mehr todte Gastrecht-Gebräuche betrafen, als daß sie in den Geist, der in ihnen lag, tief eingedrungen wären. Auch scheint es, daß manche Philosophen, die so gern Systeme ohne einen Blick in die Welt und in die Geschichte bauen, oder Lehrbücher bis ins Unendliche wiederhohlen, es nicht für würdig genug halten, über einzelne Seiten der menschlichen Natur mehr besondere und genaue Betrachtungen anzustellen, wodurch indessen doch die wichtige Wissenschaft des Menschen von dem Menschen am meisten einer Erweiterung fähig wird.

Es ist hier nicht von der Gastfreyheit, als einer Tugend oder Sitte einzelner Personen oder einzelner Familien unter verfeinerten Nationen, die Rede; als solche ist sie öfters nichts anders, als eine Wirkung der Eitelkeit, der Prachtsucht, der Schwelgerey, zu weit ausgeartet, als daß sie uneigennützige und wohlthätige Gesinnung seyn könnte. Wir betrachten sie als eine Tugend eines ganzes Volkes. Sie begreift jede menschenfreundliche Aufnahme, jede Art des gefälligen, dienstfertigen und wohlthätigen Betragens einer Nation gegen Glieder einer andern Nation. Sie ist also weit mehr, als die alltägliche Gastfreyheit, die ein Freund gegen den andern, oder eine Nation gegen ihre eigene Glieder ausübt.

Wäre die Gastfreyheit auch nichts mehr, als eine Pflicht der Höflichkeit gegen Personen, mit welchen man in keiner besondern Verbindung steht: so würde sie schon der Aufmerksamkeit nicht unwerth seyn. Allein, sie ist auch merkwürdig, man möge sie als einen

Natur-

Naturtrieb, oder als eine Sitte, oder überhaupt als einen Theil des Nationalcharacters ganzer Völker betrachten. Sie hat sich mit den sonderbarsten Erscheinungen sehen laßen, und nicht selten bey Nationen, bey welchen man sie am wenigsten suchte. Sie hat neben Neigungen, Sitten und Gewohnheiten, die sie zu zerstören scheinen, sich am längsten erhalten. Sie ist für die Cultur der Völker, die sich zum Theil auf sie gründet, überaus wichtig, und das gefälligste Band, welches die entferntesten und unbekanntesten Stämme des menschlichen Geschlechts mit einander vereinigt.

Die Vortheile der Reisen in dem ersten Zeitalter der Nationen waren unstreitig für die Ausbreitung der Wissenschaften und Künste, für die Ausrottung schädlicher Vorurtheile der Erziehung und des Vaterlandes, für die Fortpflanzung der Geschichte, für die Aufklärung der Gesetzgebung, für die Erhebung des menschlichen Geistes, für die Bildung der Sitten, für die Milderung aller natürlichen Gefühle, wichtiger, als sie jetzt seyn können; und die Gastfreundschaft war es, die, indem sie das Reisen erleichterte, die Hand zum Erwerb aller dieser Vortheile both.

Wenn irgend eine Tugend in das erste Weltalter hinauf steigt, so ist es die Gastfreundschaft. Sie nimmt mit der Einfalt der ältesten Gesellschaften im Moses und im Homer ihren Anfang, und schreitet von da durch einen langen Zeitraum fort, bis sie auf eine Gränze stößt, wo sie entweder ganz verschwindet, oder unter den Verfeinerungen der Nation allmählich in eine weniger kenntliche Gestalt übergeht.

2. Als die ersten Menschengeschlechter sich von einander abzusondern, und eigene Gesellschaften oder kleine Staaten zu bilden angefangen hatten, konnten verschiedene Veranlaßungen zu Reisen entstehen, welche einzelne Glieder der einen Völkerschaft in das Gebieth einer andern unternahmen. So lange diese Völkerschaften

schaften in Frieden oder freundschaftlichen Bündnissen mit einander lebten, war die Aufnahme gesichert, und Zelt oder Hütte dem Ankömmling geöffnet. Die Bedürfnisse sowohl des ersten Weltalters, als auch vieler spätern Völker, machten die Gastfreyheit nothwendig. Es waren noch keine Städte, noch keine Flecken vorhanden, sondern nur zerstreute, oft weit von einander entlegene Hütten, zwischen welchem der Fremdling umher irrete. Oder wo auch Städte und Flecken angelegt waren, so waren noch keine öffentliche Anstalten zur Aufnahme und Bequemlichkeit der Reisenden eingeführt. Man glaubte, wenigstens in einem Zeitraum der Griechen und Römer, daß die Gastwirthschaft einem freygebohrnen Bürger unanständig sey; und Plato hatte den Einfall, ausdrücklich zu behaupten, daß sie nur von Ausländern und gemeinen Leuten getrieben werden müsse. Der Mangel der Polizeyeinrichtungen mußte durch die menschenfreundliche Dienstfertigkeit einzelner Familien ersetzt werden. Vermuthlich waren unter vielen Stämmen und Völkerschaften die Reisen aus mancherley Ursachen nicht sehr häufig. Die freye Bewirthung eines Fremden, die nur selten war, ward desto williger unternommen, je mehr sie noch von Einfalt und Genügsamkeit erleichtert ward.

Die erste Welt kannte wenig den Handel. Die Reisenden waren keine Kaufleute, die ihres Vortheils wegen ausgingen, und von denen es nicht unbillig scheinen kann, einen Theil ihres Gewinns zu nehmen. Es waren meistens wißbegierige Philosophen und Gesetzgeber, oder doch Männer, die für sich und ihre Mitbürger nützlichen Unterricht suchten. Ihre Absicht war edel, frey vom gemeinen Eigennutz. Man glaubte, daß man ihnen auch eine uneigennützige Aufnahme schuldig sey.

Die Seltenheit der Reisen, der Mangel des Verkehrs der Völkerschaften unter einander, und die Absonder-

sonderung der Wohnplätze konnten die Neigung zur Gastfreyheit beleben. Weil man selten einen Fremden sah, so erregte seine Gegenwart mehr Aufmerksamkeit. Man fühlt oft eine verdrießliche Einsamkeit, wenn man bloß bey seiner Nation, der man zu sehr gewohnt wird, eingeschränkt ist. Man reißt sich, so lange man noch nicht ganz in sich selbst eingeschrumpft ist, gern aus der einförmigen Eingezogenheit heraus, sobald ein neuer Gegenstand erscheint.

Durch die Ankunft eines Fremden ward die Neubegierde gereitzt, die den Menschen so natürlich ist, und es noch mehr den ersten Menschen seyn mußte. Sie suchte sich durch Bekanntschaft und Umgang mit ihm zu befriedigen. Je seltener die Erscheinung eines Reisenden, je entlegener seine Heimath, je abweichender das Gepräge der Sitten und Gewohnheiten seiner Nation von dem gewöhnlichen Stämpel, oder je hervorstechender der Ruhm ihrer Talente, Künste und Thaten war: desto ausgebreiteter mußte die Neubegierde in der Aufmerksamkeit auf einen Fremden wirken, und desto mehr mußten diese Wirkungen zu dem Ziel der Gastfreyheit zusammenlaufen.

Das erste, was ein Fremder suchte, war Sicherheit vor Beleidigung. Diese Sicherheit konnte er zu finden hoffen, sobald sich da, wohin er kam, die ersten Begriffe von Gerechtigkeit entwickelt hatten. Es war natürlich, einen Fremden als einen Menschen zu betrachten, der von dem Schutz seines Vaterlandes, von der Treue seiner Freunde, von der Zärtlichkeit seiner Familie getrennt war, der schwach und hülfbedürftig unter einem unbekannten Himmel irrte. Was konnte bey dieser Betrachtung mehr gegen das erste Gefühl der Gerechtigkeit seyn, als einen solchen Menschen zu beleidigen oder beleidigen zu laßen! Man mußte es empfinden, daß es weder Ehre noch Tapferkeit sey, sich seiner Schwäche und Hülflosigkeit gegen ihn selbst zu

bedienen. Man erkannte sogleich unter dieser Empfindung als ein Gesetz der Natur, daß er ein Recht auf den öffentlichen Schutz des Landes habe, worin er sich befand, und daß Göttern und Menschen nichts mißfälliger seyn könnte, als ihm Beleidigungen zufügen zu laßen.

Nachdem sich diese Begriffe zu einer gewissen Stärke entwickelt hatten, mußte auch der Trieb zur Geselligkeit seine Wirkung zu beweisen anfangen. Wenn dieser Trieb, so unwidersprechlich in unserer Natur gegründet, so wohlthätig für das Leben des Menschen, so unaufhaltsam in seinen Aeußerungen, sich in dem alltäglichen Kreise nicht befriedigen konnte: so suchte er in dem Umgange mit einem Fremden seine Sättigung. Je mehr abgesondert die Glieder einer Nation lebten, und je weniger Verkehr sie unter sich selbst hatten, desto mehr machte er sie für den ankommenden Wanderer geneigt. Denn der Mensch ist zur Gesellschaft geboren. In der That, mit welcher Sehnsucht nach Menschen irren nicht oft die Seefahrenden, wenn sie lange nichts als Wellen und Wolken gesehen, auf dem weiten Meere umher! Und welches Frohlocken bey dem Anblicke eines Ufers, eines noch unbekannten Ufers, wenn es nur Spuren der Bewohnung zeigt! Die einsamen Hütten in den Gebirgen oder an den Gestaden des Meers, die lange nicht von dem Gruße eines Fremden ertönten, wie öde, wie leblos werden sie nicht ihren Bewohnern! Wie oft und wie ungeduldig erwartend forscht nicht das Auge umher, ob es nicht auf jenem ungebahnten Fußsteige in die waldige Höhe hinauf, oder dort an dem fernen Horizont, der sich mit den Wellen verliert, einen Ankömmling gewahr werde, der Leben und Aufheiterung bringe! Wohlthätiger Trieb der Geselligkeit, du belebst die ganze Empfindlichkeit der menschlichen Natur für andere; du laßst das Herz dem noch fernen Wanderer

schon

schon entgegen klopfen, und treibst unwiderstehlich zu jeder Art von Menschenfreundschaft und Gutthätigkeit!

Nicht weniger ist die Sympathie ein Theil von der Einrichtung unsers Wesens. Sie entspringt nicht aus unserer Wahl oder aus einer Rücksicht auf eigenen Vortheil. Es beruhet nicht auf unserer Willkür, ob der Zustand des Nebenmenschen uns rühren soll oder nicht. Jeder muß es gestehen, daß er dieses gemeinnützige Gefühl nicht aus seinem Herzen verbannen kann. Die Sympathie wirket so deutlich, so allgemein, so unaufhaltsam, daß es eine unbegreifliche Verblendung seyn würde, wenn man sie nicht für einen Grundtrieb unserer Natur erkennen wollte.

In so fern die Gastfreundschaft als eine Wirkung der Triebe der Geselligkeit und der Sympathie betrachtet werden kann, in so fern läßt sich auch behaupten, daß sie in der Einrichtung unserer Natur selbst gegründet ist.

3. Allein, ehe dieselbe sich als ein Naturtrieb äußern kann, muß sich der Mensch in einer Lage befinden, die der Wirksamkeit dieses Triebes keine Hindernisse, die ihn ersticken, entgegen setzt. Zu diesen Hindernissen gehört die Sinnlosigkeit des noch ganz rohen Menschen; die Furchtsamkeit und Schüchternheit, die aus dem Gefühl der Schwäche entspringt, und durch die Einschränkung der noch ungeübten Denkkraft vermehrt wird; die harte Dürftigkeit des ersten Naturstandes.

Es giebt noch jetzt Völkerschaften, die so tief in Sinnlosigkeit vergraben liegen, daß sie, außer den nothwendigen Naturtrieben, sich kaum zu irgend einem Gefühl erheben können. Man hat Beyspiele, daß sie Gegenstände, die ihnen ganz neu seyn mußten, ohne die geringste Bewegung von Lust oder Unlust, von Habsucht oder Erstaunen, anstarreten. Sie blieben selbst bey dem Anblick europäischer Kriegsschiffe, der andere Wilde in die lebhafteste Ver-

wunderung setzte, ganz ungerührt; sie fischten in der Nähe des Ankerplatzes ruhig fort, ohne einmahl einen Blick dahin zu werfen. In einem so tiefen Schlafe des Geistes wird sich der Begriff vom Eigenthum nicht leicht entwickeln, und so lange dieser noch unausgebildet ist, noch keine Spur von wahrer Wohlthätigkeit sich zeigen. Die Unwissenheit, daß es Rechte des Eigenthums giebt, der Gedanke, daß alles gemeinschaftlich ist, kann etwas hervorbringen, das den Schein der Gutherzigkeit hat, aber nichts weiter als plumpe Dummheit ist. Einige Wilde kehren in die erste Hütte, die sie antreffen, raffen weg, was ihnen gefällt; man läßt es geschehen, weil man in einem gleichen Fall es eben so macht.

So waren die Amerikaner, die Ojeda nach dem Columbus etwa 200 Meilen über den Oronoko entdeckte. Das Land war durch Lage, Luft und Wasser gesund und anmuthig. Die Einwohner hatten weder einen König, noch andere Oberhäupter. Männer und Weiber gingen nackt, bis auf einen Gürtel von Laub oder Baumwolle. Ihre Häuser waren gemeinschaftlich; doch waren sie eigentlich nur als ein Dach gegen unmäßige Hitze und schlimme Witterung anzusehen; denn sie wurden nur alsdenn bewohnt, wenn sich die Thiere selbst zu verbergen pflegen. Die Wilden hatten weder vom Handel noch vom Tausch den geringsten Begriff. Weil sie sich nach nichts sehnten, als was nöthig war, und für dieses die Natur durch eine große Menge Kräuter, Wurzeln und Fische gesorgt hatte: so gaben sie alles willig her. Dagegen aber nahmen sie auch mit gleicher Freymüthigkeit alles, was ihnen gefiel, wiewohl ihre Begierde durch einen Besitz von wenig Augenblicken schon gesättigt war. Ihre Lebensmittel bothen sie jedem an, der sie haben wollte.

Allgemeine Historie der Reisen ꝛc. 13 B. S. 96, f.

Furchtsamkeit und Mißtrauen ist gewöhnlich das Eigenthum des Menschen, der noch in dem rohen Naturstande lebt. Je eingeschränkter die Sphäre seiner Begriffe und Erfahrungen ist, desto überwiegender wird ihm das Gefühl von seiner Schwäche. Mit dem Fortgange seiner Cultur entstehen neue Entdeckungen von Hülfsmitteln, die er zu seiner Beschirmung anwen-

wenden kann. Er findet die Gefahren nicht mehr so schreckend, weil er mehr Wege gelernt hat, ihnen zu entschleichen oder sie zu überwältigen. Seine Furchtsamkeit nimmt in dem Grade ab, mit welchem seine Aufklärung steigt. Fast eben so verhält es sich mit dem Mißtrauen, welches nichts anders als Furcht in einer etwas veränderten Gestalt ist. Außerdem ist das Leben der Wilden fast immer ein Zustand der Unruhe und des Krieges, den sie mit benachbarten Stämmen und Völkerschaften führen; ein Zustand, welcher Zuneigung und Vertrauen allmählich ganz verscheucht.

Man sieht leicht, wie sehr diese Furcht und dieses Mißtrauen, die dem Wilden mehr, als dem cultivirten Menschen, eigen sind, die Geselligkeit bey ihm hemmen müssen. Daher bey der Annäherung der Europäer die häufige Flucht der wilden Nationen auf hohe Gebirge, in tiefe Waldungen und Felsenklüfte. Nur mit vieler Mühe, und mit einer Verschwendung von Zeichen der Freundschaft, hat man sie oft in ihre Hütten und an das freye Gestade zurücklocken können. Nicht eher gewann die Neigung zur Geselligkeit und Gastfreyheit Ruhe genug, sich wirksam zu beweisen, als bis die Palme des Friedens überreicht, bis Geschenke angenommen, oder andere Zeichen der Freundschaft gewechselt worden.

Auch die Verschiedenheiten des Naturstandes dürfen nicht übersehen werden, weil sie die Gastfreundschaft in ihrer Wirksamkeit bald mehr, bald weniger einschränken oder erleichtern. Wo der Jägerstand, der äußerste und härteste Stand der rohen Menschheit, noch fortdauert, da ist die Wildheit zu überwiegend; das Gefühl der Bedürfnisse liegt noch zu schwer, als daß die geselligen Triebe sich unter dieser Gewalt empor heben könnten. Sogar die eheliche Vereinigung wird ein Unglück, weil das Wild, die Nahrung, mit der Vermehrung des Menschen abnimmt. Die tägliche Ungewißheit seines Schicksals,

die Mühseligkeit und Gefahr, unter welcher er mit dem Anbruch jeder Morgenröthe seinen Unterhalt im Walde und in der Luft aufspüren muß, schlagen den Geist mit ihrer ganzen furchtbaren Last nieder. Der jagende Wilde hat keine Hütte, die er seine Wohnung nennen könnte; die erste Höhle in der Felsenwand ist seine Herberge. Er entfernt sich, je weiter er von Wohnungen der Menschen wegirret, von dem gesellschaftlichen Leben. Er verliert sich ganz, fast ohne Hoffnung der Rückkehr, in die Einsamkeit. Unzufriedenheit und Unruhe sind seine unsichtbare Begleiterinnen. Sein Geist verwildert unter den beständigen Ermordungen, wie seine Gefühle. Er wird hart und ungesellig. Von dem zufälligen Ueberfluß einer glücklichen Jagd theilt er nicht mit, weil er bald den Mangel wieder zu fürchten hat.

Nicht viel besser ist das Schicksal derjenigen Völkerschaften, die sich allein vom Fischfange nähren. Eben die Ungewißheit des Unterhalts, eben die Unstetigkeit des Lebens, eben die Verwilderung der Gefühle. Sie kämpfen außerdem mit einem gefährlichen Elemente; sie müssen den Fischen auf viele Meilen nachziehen. Weil sie aber doch noch immer in kleinen, selten weit von einander getrennten, Haufen dem Fange nachgehen, so kann sich die Geselligkeit eher erhalten, als unter jagenden Nationen. Sturm und Winter treibt sie wieder in ihre Hütten zusammen, wo die Geselligkeit sich an eben dem Herde erwärmt, woran sie ihre Fische trocknen.

Diese beyde angeführte Naturstände sind indessen der Wirksamkeit der Gastfreyheit am meisten entgegen. Eine neuere Erfahrung hat alte bestätigt. Auf allen Inseln des Südmeers, deren Bewohner noch in einem Zustande leben, der den beschriebenen sehr ähnlich ist, haben die Seefahrer keine Landung ohne Widerstand, keine Aufnahme mit Freundschaft gefunden.

Aber

Aber viel näher gränzt schon an die Geselligkeit das herumziehende Hirtenleben, welches auf die ersten Naturstände zu folgen scheint. Zwar ist hier noch keine Beständigkeit der Wohnung. Die Zelte folgen den Heerden, sobald eine Gegend abgeweidet ist, nach einer andern hin. Allein die Hirten halten sich doch schon mit ihren Heerden näher bey einander. Ihre Nahrung ist gewisser, wird leichter aufgebracht. Sie genießen mehr Ruhe zum Nachdenken und zu freundschaftlichen Zusammenkünften, mehr einen Ueberfluß, wovon sie dem dürftigen Fremdling mittheilen können. Wir werden weiterhin verschiedene Nomaden in der Ausübung der Gastfreyheit beschäftigt sehen.

In dem Schooße des friedsamen Feldbaues aber wird der Trieb der Geselligkeit erst recht zum Wachsthum erwärmt. Der Ackerbau macht die Menschheit zahm und gesittet. Er versammelt sie in fruchtbare Gegenden. Er macht sie durch die Vereinigung geneigter, erworbene Einsichten, nützliche Entdeckungen und gute Gesinnungen einander mitzutheilen. Er flößt ihnen Achtung gegen das Eigenthum, Liebe zur Beständigkeit der Wohnung ein. Er verschafft ihnen mit der Gewißheit und Bequemlichkeit der Nahrung mehr Ruhe der Leidenschaften, mehr Muße zum Denken. Er befördert die Vermehrung und den Anwachs der Familien, die sich mit Leichtigkeit und im Reichthum ernähren. Er lockt zu den Vergnügungen der Gesellschaft, und breitet dadurch Leutseligkeit und Gutherzigkeit schneller aus. Er gewöhnt sie endlich zu bleibenden Niederlaßungen, zur Anlegung der Dörfer, zu allem, was zur Einrichtung und Bildung einer Nation beytragen kann. Die Gastfreundschaft wird sich also am meisten bey Völkern, die mit einem gewissen Wohlstande vom Ackerbau leben, zeigen.

Man wird indessen leicht erkennen, daß bey der Angabe dieser verschiedenen Naturstände nicht die Absicht sey, zu behaupten, als wenn sie immer so rein und unvermischt in der Natur angetroffen würden, daß sie niemals in einander fließen sollten. Das Leben von der Jagd und das Leben vom Fischfange haben ohnedieß schon eine genaue Verwandtschaft mit einander; und zwischen ihnen und dem Hirtenleben kann noch ein Mittelstand einfallen, worin der Mensch sich von Wurzeln, wilden Früchten und selbstwachsenden Pflanzen nährt. Die Absonderung der Naturstände hat in der Theorie ihre bekannte Bequemlichkeit; sie ist aber auch nicht so willkürlich angenommen, daß sie nicht in der Wahrscheinlichkeit der ersten von Stuffe zu Stuffe fortsteigenden Bildung des Menschen, und in der Natur selbst oder in wirklichen Beyspielen gegründet wäre.

4. Ich habe bereits bemerkt, daß die Gastfreundschaft als ein mittelbarer, in den Trieben der Geselligkeit und der Sympathie gegründeter Naturtrieb anzusehen ist. Seine Wirklichkeit muß aus der Geschichte der Menschheit erwiesen werden. Um dieses mit Sicherheit und ohne Gefahr des Widerspruches auszuführen, müssen wir Völkerschaften aufsuchen, die noch ohne merkliche Cultur, ohne Verschlimmerung, ohne Verstellung der Leidenschaften, der freyen Bewegung der unverfälschten Naturtriebe überlaßen sind. Vornehmlich verdienen Insulaner, die in sehr wenig besuchten Meeren weit von dem festen Lande entfernt leben, in dieser Absicht unsere Beobachtung. Die Spuren der Gastfreundschaft, die sich bey solchen Völkerschaften finden, sind die sichersten Anzeigen, daß sie in der Einrichtung der menschlichen Natur gegründet ist, und zu ihrer Bestimmung gehört.

Um mit Beyspielen anzufangen, die noch hier und da im frischen Andenken seyn müssen, erinnern wir

uns hier zuerst der Insulaner, deren Entdeckung die Geschichte der Menschheit in unsern Zeiten erweitert hat. Auf den meisten Eylanden der Südser, haben die Engländer, die vor einigen Jahren dahin die berühmte Fahrt versuchten, Heiterkeit, Freundlichkeit und Gastfreyheit bey jenen Kindern der Natur gefunden, vornehmlich aber auf der Insel Otaheite oder Georgsinsel. Sie gehört zu den gesundesten und anmuthigsten Ländern in der Welt. Die Berge sind mit Waldung, die Thäler mit Gras und Kräutern erfüllt, die Luft ist überaus rein. Ueberall eine große Mannigfaltigkeit von Fischen, zahmen Thieren, vortrefflichen Früchten. Die Insel ist mit wohlgebildeten, anständig gekleideten, tapfern und geistreichen Einwohnern stark bevölkert. Ihre Hauser sind nicht in Dörfer zusammengebauet, sondern sie liegen über die Ebenen umher zerstreut, oder in anmuthigen Hainen. Sobald bey den gutherzigen und fröhlichen Bewohnern dieser arcadischen Insel die ersten Bewegungen der Furcht gestillt waren, so überließen sie sich ganz der Gastfreundschaft gegen die Engländer, die ihnen mit Behutsamkeit und Güte begegneten. Sie eilten ihren Gästen mit Früchten, Thieren und andern Lebens-Mitteln entgegen; sie führten sie in ihre Wohnungen, drängten sich jeden Tag freundschaftlich um sie her, sannen auf die Befriedigung ihrer Bedürfnisse, und überhäuften sie während ihres ganzen Aufenthalts mit tausend Beweisen der Gutherzigkeit. Sie vergaßen bald die Beleidigungen und Zwistigkeiten, die zuweilen von beyden Seiten vorfielen, und bothen gern zur Aussöhnung die Hand. Viele von den Engländern schliefen oft in ihren Häusern mitten im Walde, ohne einen Gefährten, in einer vollkommenen Ruhe. Drey Monathe lebte Cook und seine Gesellschaft mit den Otaheiten in der herzlichsten Freundschaft und in einer beständigen Erwiederung von Gefälligkeiten. Als

das Schiff unter Segel ging, nahmen die Insulaner, die sich am Bord befanden, Abschied, und weinten mit einer anständigen Betrübniß, welche etwas ungemein Zärtliches und Rührendes hatte. Das Volk in den Kähnen klagte laut über den Abschied. Es ist kein Dienst, wird in Cook's Tagebuch seiner neuen Reise zu den Otaheiten gesagt, dem sie sich nicht willig unterwerfen, keine Gefälligkeit, die sie nicht gern übernehmen sollten. Sie durchstreichen die Insel, den Fremden das, was ihnen fehlt, zu verschaffen, und wenn sie durch Güte und einige kleine Zeichen der Achtung aufgemuntert werden, so richten keine Verheißungen oder Belohnungen etwas bey ihnen aus, ihre Ergebenheit zu brechen, oder die geschlossenen großmüthigen Verbindungen zu trennen.

Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeer. Aus dem Engl. Berl. 1774, 4.

Tagebuch von Capit. Cook's neuester Reise um die Welt. Aus dem Engl. 1776.

Joh Reinhold Forster Reise um die Welt, während den Jahren 1772 bis 1775, in dem von Sr. jetztregierenden Großbritannischen Majestät auf Entdeckungen ausgeschickten und durch den Capit. Cook geführten Schiffe the Resolution unternommen. Von seinem Sohne George Forster herauszugeben. Mit Zusätzen und Kupfern. Erster Band. Berl. 1778, gr. 4.

Nicht weniger gutherzige Bewirthung hatte vorher schon Wallis bey ihnen angetroffen; und als er sich von ihnen entfernte, nahmen sie mit so zärtlicher Freundschaft und so rührender Betrübniß von ihm Abschied, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte. Eben den Character der Gastfreundschaft trat Bougainville bey den Otaheiten an, als er nach dem Wallis ihre Insel besuchte. Die Beschreibung, die er von ihnen giebt, kann für den Ruhm ihrer Gastfreyheit nicht vortheilhafter seyn. Die Franzosen wurden bey ihrer Landung von einer Menge Menschen beyderley Geschlechts empfangen, die sich nicht satt an ihnen sehen konnten. Keiner hatte ein Gewehr, auch nicht einmahl einen Stab. Sie wußten nicht, wie sie ihre Freude, die Fremdlinge zu sehen, ausdrücken sollten. Das Haupt oder der Regent der Gegend führte sie in sein Haus, wo 5 bis 6 Weiber sie begrüßten, indem sie die Hand auf die Brust legten, und einige mahl Taïro (vermuthlich Freund) ausriefen.

De

Der Regent nöthigte sie, auf dem Grase vor seinem Hause Platz zu nehmen, und ließ Früchte, geröstete Fische und Wasser bringen. Er und das ganze Volk begleitete seine Gäste nachher bis an die Bothe. Einige von den Insulanern aßen und schliefen ganz geruhig am Bord der Fregatte. Am andern Morgen brachte ihnen das Haupt junge Hühner und andere Lebensmittel. Er veranstaltete ihnen alle Bequemlichkeit zum Wasser-Schöpfen, Holzfällen und Errichtung der Zelte für die Kranken. Die Einwohner brachten von allen Seiten Früchte, Hühner, Schweine, Fische und Leinwand herbey, und tauschten sie gegen Kleinigkeiten ein. Sie gaben auf alles genau Acht, was den Franzosen gefiel. Sie merkten, daß sie Pflanzen gegen den Scharbock und Muscheln sammelten. Es währte nicht lange, so brachten Weiber und Kinder um die Wette ganze Körbe voll solcher Pflanzen und Muscheln. Die Franzosen gingen täglich, einzeln oder in kleinen Haufen, unbewaffnet auf dem Lande herum. Die Insulaner nöthigten sie in ihre Wohnungen, und gaben ihnen zu essen. Es blieb nicht bey der Bewirthung allein, sondern man both ihnen auch junge Mädchen an, wie man gegen die Engländer gethan hatte. Die Göttinn der Liebe ist hier zugleich die Göttinn der Gastfreyheit; sie hat hier keine Geheimnisse.

Bougainville Reise um die Welt. Aus dem Franz. 1772. S. 158—165.

Der bekannte Engländer, **Drake**, der unter den Seehelden glänzt, und nichts anders als ein großer Seeräuber war, fand bey der Entdeckung von **neu Albion** oder **Californien** die Einwohner sehr menschenfreundlich. Sie kamen ihm ohne Waffen entgegen, und begrüßten ihn mit Gesang und Tanz. Als sie seine Abfahrt bemerkten, brachen sie in anhaltende Klagen aus. Sie kletterten auf die höchsten Spitzen des Landes, um ihre abreisende Gäste noch lange im Gesichte zu behalten.

Histor. Bericht von den sämmtlichen durch Engländer geschehenen Reisen um die Welt. Aus dem Engl. 8. 1775. Th. 1, S. 215—220.

Als der Admiral Roggeveen die **Osterinsel in der Südsee** entdeckte, kamen bey seiner Landung viele tausend Insulaner ans Ufer. Sie brachten ihm gleich eine Menge gekochter und nach ihrem Geschmack zu-

ge-

gerichteter Hühner und Wurzeln. Indessen stiegen die Holländer ans Land. Die Wilden drängten sich aus einer ihnen sehr natürlichen Neubegierde um sie her, und berührten das Gewehr. Man gab Feuer auf sie, um sie zu zerstreuen, und aus einer fast unbegreiflichen Unvorsichtigkeit oder Unmenschlichkeit tödtete man viele von ihnen. Ihre Bestürzung ward überaus groß; sie erhoben ein jämmerliches Geschrey und Wehklagen. Dem ungeachtet brachten die guten Leute, um die Leichname zu erhalten, den Holländern von neuem allerhand Lebensmittel. Alle, Männer und Weiber und Kinder, trugen Palmzweige und eine Art von rother und weißer Fahne. Ihre Geschenke bestanden aus indianischen Feigen, Nüssen, Zuckerrohr, Wurzeln, Hühnern. Sie fielen auf die Knie, pflanzten die Fahnen vor den Holländern hin, und überreichten, ob sie gleich der beleidigte Theil waren, ihre Palmzweige als Zeichen des Friedens. Sie fleheten durch die beredtesten Geberden um Freundschaft; sie bothen ihre Weiber an. Sie fuhren täglich fort, den Holländern Lebensmittel im Ueberfluß zu bringen, und sie in ihre Häuser einzuladen.

Allg. Historie der Reisen, 18 Band, S. 558.

Die eingebohrnen **Einwohner von St. Domingo** beobachten die Gastfreyheit, als eine von ihren Vorfahren angeerbte unveränderliche Tugend, aufs genaueste. Es scheint, sagt Charlevoix, daß man diese schöne Tugend mit der Luft der Insel einathmet. Die guten Leute entziehen sich freywillig das Nothwendige, um nur etwas zu haben, das sie ihren Gästen geben können. Ihre Ueberwinder, die doch eben nicht gern die Indianer zum Muster nehmen, haben sie doch in der Gastfreyheit nachgeahmt. Ein Fremder kann auf St. Domingo reisen, ohne etwas zu verthun; er ist überall wohl aufgenommen; und drückt ihn irgend ein Bedürfniß, so giebt man ihm, um seine Reise fortsetzen zu können.

können. Je länger er in einem Hauſe bleibt, deſto mehr Vergnügen macht er. Sobald er die Schwelle der erſten Wohnung, die er antrifft, betreten hat, ſo darf er ſich gar nicht um Bequemlichkeit bekümmern; Negern, Pferde, Wagen, alles iſt zu ſeinem Dienſt. Man läßt ihn nicht anders abreiſen, als unter dem Verſprechen wieder zu kommen, ſobald es ſeine Umſtände erlauben.

Hiſtoire de l'Isle Eſpagnole ou de St. Domingue. Amſt. 1733. Tom. IV. S. 340, 342, f.

Die Mohawks in Neu-York gehören zu den fünf mit England verbundenen Nationen, deren Verfaſſung bey ihrer eigenthümlichen Simplicität bleibt. Sie ſind überaus tapfer. Den Diebſtahl halten ſie für eine große Schande. Vornehmlich ragt unter ihren guten Eigenſchaften die Gaſtfreundſchaft hervor. Wenn ein Fremder kommt, ſo biethen ſie ihm zu eſſen an; ſind ihrer mehrere, und kommen ſie weit her, ſo räumen ſie ihnen eine ihrer beſten Wohnungen ein. Ihre Höflichkeit geht weiter, als bey den Europäern der Wohlſtand erfordert. Da ſie es ſich zur Hauptregel machen, ihren Gäſten alles zu geben, was ſie ihnen am angenehmſten zu ſeyn glauben: ſo müſſen ſich einige ihrer artigſten Mädchen putzen, woraus ſich der Fremde eine auswählt. Doch haben ſie ſchon angefangen, dieſe Gewohnheit und überhaupt ihre Gaſtfreyheit mehr gegen andere ihnen ähnliche Völkerſchaften, als gegen die Europäer, zu beobachten.

Geſchichte der engliſchen Colonien in Nordamerika ꝛc. Aus dem Engl. 1776. Th. 2, S. 85.

Als der berühmte franzöſiſche Beobachter, Condamine, an den Amazonenfluß reiſete, der von Abend gegen Morgen durch das ganze feſte Land des ſüdlichen Amerika ſtrömt, ward er von der Aufnahme, die er bey den Indianern fand, aufs lebhafteſte gerührt. Die Tugend der Gaſtfreyheit, rief er aus, iſt nach ihrer Verbannung aus Europa, in die neue Welt geflohen; da er

in Häuſern, wo er ganz unbekannt war, bewirthet ward, ohne daß man ſich dafür eine Bezahlung aufdringen laßen wollte. Acht Tage mußte er einſt in dem Dorfe Chuchunga verweilen, das von zehn indianiſchen Familien bewohnt war, die ein Cacike regierte. Hier überließ er ſich ganz den Empfindungen der Ruhe und der heiterſten Vergnügſamkeit, worein ihn die Gegend und die wohlthätige Geſinnung der Wilden verſetzte.

Journal du voyage fait par ordre du Roy à l'Equateur. Par. 1751. S 182.

Allg. Hiſtorie der Reiſen, Th. XVI. S. 28.

Niemand iſt noch, vor dem Hontan, ſo weit gegen Weſten in das Innere des feſten Landes von Südamerika gedrungen. Er kam bis zu den Eokoroern. Beyde Geſchlechter gehen nackt; ihre Hütten ſind von Schilf und Binſen zuſammen geflochten. Bey ſeiner Ankunft beſchenkten ſie ihn und ſeine Begleiter mit indianiſchem Korn und Wildbret, und halfen es nach ſeinem Canot bringen. Sie baten ihn, in ihre Cabanen einzukehren. Die Häupter der Nation, denen er einen Beſuch gab, bezeugten ihm ihre Freude, ihn in ihrem Lande zu ſehen. Sie begleiteten ihn, ohne, daß er dieſen Dienſt verlangt hatte, mit einer zahlreichen Bedeckung, weil ſie wegen einer benachbarten Nation, mit welcher ſie im Krieg lebten, ſeinen Weg nicht ſicher genug hielten. Als er in ihrem letzten Dorfe ankam, ſchickte das Haupt, ein ehrwürdiger Greis, Jäger aus, um ihn recht zu bewirthen. Er unterrichtete ihn in dem Verfolg ſeiner Reiſe, und ſagte ihm, was er zu beobachten hätte. Eben die gute Aufnahme fand der Baron bey einer angränzenden Völkerſchaft, den Eſſanapern, deren Oberhaupt ihm eine Begleitung nach einem andern leutſeligen Stamm, den Gnacſitanern, freywillig und mit guter Art anboth, und ihn vier Piroguen unter funfzigen auswählen ließ. Die Gnacſitaner baten ihn, in ihrer Inſel ſein Lager zu nehmen, und brachten ihm von ihrem Vorrath. Ihr Oberhaupt

erſuchte ihn, eine große Cabane anzunehmen, die er für ihn hatte zubereiten laßen, und ſeine erſte Höflichkeit war, daß er eine Menge Mädchen kommen hieß, worunter Hontan ausſuchen ſollte.

Voyages du Baron *de la Hontan.* 1709. à la Haye. Tom. I. Lettre XVI.

Die **Fulier**, die an den beyden Seiten der Gambra in Afrika wohnen, haben, nach dem Berichte des Moore, ihre Obrigkeiten, die ihnen mit vieler Mäßigung begegnen. Sie wohnen Hordenweiſe. Wenn ihnen von einer Völkerſchaft übel begegnet wird, ſo reißen ſie ihre Dörfer nieder, und ziehen nach einer andern Gegend. Sie machen ein Volk von einer guten ruhigen Gemüthsart aus, und kennen das, was recht und billig iſt, ſo wohl, daß einer, der anders handelt, allen ein Abſcheu wird. Sie ſind nicht landbegierig, ſie verlangen nicht mehr, als ſie gebrauchen. Ihre angenehmſte Beſchäftigung iſt, das Land zu bauen, und ihre Heerden zu hüten. Mit dieſem Ruhm vereinigen ſie den Ruhm der Gaſtfreyheit. Die benachbarten Völkerſchaften halten es für ein Glück, ein Dorf von Fuliern in der Nähe zu haben. Sie ſchätzen ſie wegen ihrer Gaſtfreundſchaft ſo hoch, daß es für ehrenlos gehalten wird, ſie zu beleidigen. Die Fulier ernähren nicht bloß die Alten, Blinden und Lahmen ihres Volkes, ſondern ſie helfen auch dem Mangel anderer ab, die nicht zu ihnen gehören.

Allg. Hiſtorie der Reiſen, III Band, S. 178—181.

Die zahlreichſte Völkerſchaft an der Gambra ſind die **Mandigoer**, eine gute, muntere und gaſtfreye Nation, die ſich von der Viehzucht nähret. Wenn Moore durch einen von ihren Flecken reiſete, ſo kamen alle Einwohner und reichten ihm die Hand; manche nöthigten ihn in ihre Häuſer, führten ihre Weiber und Töchter herbey, um ihn zu begrüßen, und ſich neben ihn zu ſetzen.

Die Gastfreundschaft der redlichen und gutartigen **Hottentotten**, deren Geschäft und Reichthum die Vieh-Zucht ist, erstreckt sich selbst über die europäischen Fremden, versichert Kolbe, der sich acht Jahre bey ihnen aufhielt. Wenn man durch die Landschaften am Vorgebirge der guten Hoffnung reiset, so wird man überall willig und liebreich aufgenommen. In Gesellschaft mit einem Hottentotten reiset man sicher, und darf sich in jedem Flecken die größte Gastfreyheit und Güte versprechen.

Gutartig und höflich sind **die Einwohner in dem Königreiche Benin**; gefällig gegen alle Fremde, die Portugiesen ausgenommen. Geschenke, die man ihnen giebt, vergelten sie doppelt. Mit diesem Zeugniß des Nyendael stimmt Artus überein. Einen Fremden beleidigen, sagt dieser, wird als ein Verbrechen mit dem Tode bestraft; und er beschreibt selbst die Art der Todesstrafe.

Allg. Historie der Reisen, IV Band, S. 450.

Nicht weniger sind **die Einwohner von dem Königreiche Congo**, die viel Fähigkeit und Witz haben, sehr freundlich gegen die Fremden, höflich, gesprächig. Ein jeder, erzählt Merolla, der vor Speisenden vorüber geht, setzt sich ohne Umstände in ihren Zirkel, und bekommt seinen Theil sowohl, als die andern, auch wenn die Portionen schon ausgetheilt sind; in welchem Fall der Vorschneider von eines jeden Teller etwas nimmt, um den Fremden zu versorgen. Es ist einerley, wenn auch viele von ungefähr dazu kommen, die alle eben so frey mit essen und trinken dürfen, als wenn sie eingeladen wären. Die Reisenden pflegen dieses lieber zu thun, als daß sie von ihren eigenen Lebensmitteln essen, wenn sie auch noch so köstlich wären. Man muß sich verwundern, setzt Merolla hinzu, daß sie die Leute, die sich zu ihnen setzen, niemahls fragen, wer sie seyn, woher sie kommen, wohin sie gehen; alles dieß wird

mit

mit Stillschweigen übergangen, als ahmten sie die Locrer, ein Volk in Achaja, nach, bey welchen solche Fragen, nach dem Berichte des Plutarch, bey Strafe verbothen waren.

Allg. Historie der Reisen, IV Band, S. 713.

Die Insel St. Juan oder Brava ist eins der fruchtbarsten Eylande des grünen Vorgebirges. Die Einwohner leben in einer glücklichen Einfalt und Unschuld. Man kann sie nicht stärker beleidigen, als wenn man ihre Geschenke ausschlägt. Franklin versichert, daß sie sich angebothen, für ihn zu fischen, und daß sie ihm ohne sein Ansuchen alles gegeben, was die Insel hervorbringt.

Als 1680 der Hunger auf der Insel St. Philipps wütete, und sich einige arme Schwarze in einem portugiesischen Schiffe nach St. Juan übersetzen ließen, wurden sie von den Einwohnern mit Freuden aufgenommen. Und da sie hörten, daß die neuen Ankömmlinge aus bloßem Mitleiden hinübergebracht worden, damit sie nicht verhungern möchten, so waren sie gleich bereit, zur Vergeltung dieses Liebesdienstes, das Schiff mit Thieren und Lebensmitteln zu beladen. Die Neuangekommenen lebten in Ruhe und Zufriedenheit mit ihnen. Sie lehrten sie Baumwolle, die hier von Natur wächst, spinnen, und sich davon Kleider machen. Denn vorher giengen sie ganz nackt.

Allg. Historie der Reisen, II Th. S. 217, und 240.

Es wird nicht unangenehm seyn, noch einige Beyspiele gastfreyer Völker in einer andern Weltgegend zu betrachten. Seit einiger Zeit haben die Baschkiren in den entlegenen Provinzen des russischen Reiches angefangen, das herumziehende Hirtenleben mit dem ruhigen Feldbau zu vertauschen. Sie bemühen sich, wenigstens so viel Getreide zu säen, als sie zur Befriedigung ihrer häuslichen Bedürfnisse nöthig haben. Indessen führen sie noch einen Theil des Jahres hindurch ihr voriges Hirtenleben. Sie ziehen mit ihrem Vieh von ihren Häusern weg, weidenreichen Gebirgen entgegen, und leben den Sommer von der Milch, die sie ihrer Heerde abnehmen. Die reine und angenehme

Luft der Berge, die sie genießen, flößt ihnen, bey der gesunden Nahrung, Muth und Heiterkeit ein. Ihre ganze Verfassung hat noch die Simplicität des ersten Weltalters, die ihnen zu werth ist, als daß sie davon abweichen sollten. In ihren Sommerwohnplätzen lieben sie mit Vergnügen die Gastfreyheit. Den ankommenden Gast empfangen sie mit Händedrücken; sodenn reichen sie ihm ein von Milch gemachtes Getränk, worin ihre vornehmste Nahrung besteht, und das nicht ohne Gebeth genossen werden darf. Sie versorgen ihn damit auf den Weg, und geben lieber den letzten Vorrath her, als daß sie einen Reisenden unbeschenkt sollten weiter gehen laßen.

Lepechins Tagebuch der Reise durch verschied. Provinzen des russischen Reiches. Aus dem Russischen 1775 Th. 2, S. 35.

Unter allen Nationen unter der russischen Herrschaft sind die **Wotjäken** am meisten als arbeitsame Ackerleute berühmt. Der Fleiß im Landbau ist bey ihnen eine Ehre, die sie mit Hitze und Nacheiferung suchen. Ihr Reichthum ist Getreide, Bienen und Vieh. Eine friedliche Gemüthsart und ein allgemeiner Hang zur Freundschaft sind wesentliche Theile ihres Characters. Die Reisenden nehmen sie mit ganz besonderer Gutherzigkeit auf, und suchen ihre freundliche Bewillkommnung auf alle Art auszudrücken. Kaum ist man bey ihnen eingetreten, so steht auch schon Honig und Brod auf dem Tische. Die **Tscheremissen**, **Tschuwaschen** und **Mordwinen** haben dieses Gebeth mit einander gemein: „Gott! segne mein Haus, daß ich Reisende aufnehmen, speisen und erwärmen könne!“

Rytschkow Tagebuch seiner Reise durch die Provinzen des russischen Reichs. Aus dem Russischen. 1774. S. 173.

Selbst Nordens rauheste Gegenden werden von dem milden Lichte der Gastfreyheit erwärmt. Die Betrachtung der wilden Natur ringsumher und des unbarmherzigen Himmels, der über ihn herabhängt, kann schon allein den gutartigen **Ißländer** zum Mitleiden gegen

gegen den Reisenden mächtiger antreiben. Die tiefe Einsamkeit, worin er begraben liegt, und die Seltenheit des Anblickes einer fremden Gestalt, geben dem allgemeinen Triebe zur Geselligkeit, sobald er erreget wird, bey ihm einen fühlbaren Reitz. Er ist, so weit er entfernt liegt, so selten ihm auch die Freude zu bewirthen gegönnt ist, nicht weniger, als die Söhne einer mildern Natur, zur Gast-Freundschaft aufgelegt. In den meisten Häusern in Island ist noch jetzt ein besonderes Zimmer zur Aufnahme der Fremden bestimmt. Auf den Landwegen sogar gab es vormahls in Wester-Island verschiedene freye Herbergen, die von wohlthätigen Personen errichtet und unterhalten wurden. Zwo solcher Herbergen führt Olaffen als besondere Beyspiele an; sie waren von vornehmen Frauen gestiftet, und hatten einerley Einrichtung. Immer stand Essen auf dem Tische, welches Reisende frey genießen konnten; die Matronen saßen selbst vor den Thüren, und nöthigten alle, welche vorbeyreisen wollten, abzusteigen und Erfrischungen zu nehmen. Vornehme Männer gaben ein gleiches Beyspiel. Sie verließen ihre versteckte Oerter, wo wenige an ihren Gutthaten Theil nehmen konnten, und baueten an den freyen Landwegen ihre Höfe, auf welche die Reisenden nothwendig stoßen mußten, und wo sie mit Speise und Wärme erquickt wurden.

Olaffens Reise durch Island. Aus dem Dänischen. 1774. Th. 1, S. 195.

Outhier, der mit Maupertuis und andern Mitgliedern der französischen Academie nach Norden reisete, versichert, daß die Gastfreyheit durchgängig in ganz Lappland ausgeübt wird.

Allgem. Historie der Reisen, XVII Band, S. 346.

Diese in zuverläßigen Quellen selbst aufgesuchte Beyspiele, geben einen hinreichenden Beweis, daß die Neigung zur Gast-Freyheit der unverderbten menschlichen Natur nicht fremde ist. Da sie, nicht ohne Vorbedacht, aus Völkerschaften, die gar nicht

mit einander verwandt sind, und aus verschiedenen Himmelsgegenden aufgehoben sind: so werden sie dadurch ohne Zweifel in den Augen unverblendeter Richter ein Gewicht mehr erhalten. Sie zeigen, daß der Mensch, der Natur überlaßen, gut ist, wenigstens viel besser ist, als Nationalhaß, Vorurtheil und Aberglaube ihn vorstellen.

5. Es ist keine Neigung in der menschlichen Natur allgemeiner, als der Haß gegen Fremde. Dieser Satz ist befremdend; er ist es noch mehr nach der Menge von Beyspielen, die wir von dem Gegentheil aufgestellt haben. Wenn irgend ein seichter Kopf ihn hingeworfen hätte, aus Unbedachtsamkeit oder aus einer gewissen Eitelkeit, etwas Paradoxes zu sagen: so würde man ruhig vor ihm vorübergehen, und ihn seinem Schicksale überlaßen können. Aber es ist der Satz eines Philosophen, der durch Beobachtung, Scharfsinn, Weltkenntniß und Entdeckungsgeist verehrungswürdig ist, dem Verdienste eine allgemeine Hochachtung und eine Stelle unter den besten Schriftstellern unsers Jahrhunderts erworben haben. Es ist ein Satz, dem er in einem wichtigen Werke einen eigenen Platz zur ausführlichen Bestätigung widmet, den er für ausgemacht hält. Home ist es, der es sagt (*), und der gehört zu werden verdient. Ehe wir demnach einen Schritt weiter vorrücken können, sind wir genöthigt, diesen Satz aus dem Wege zu wälzen.

Bey der ersten flüchtigen Betrachtung desselben wird man gleich empfinden, wie hart, wenn seine Richtigkeit erwiesen wäre, wie hart das Verfahren der Natur gegen den Menschen gewesen seyn müßte. Ein Haß gegen Nebenmenschen, die keinen andern Fehler haben, als daß sie nicht zu unserm Stamm, zu unserer Nation gehören; ein Haß, der allgemein wäre, oder doch die meisten Völkerschaften des Erdbodens beherrschte; ein Haß,

(*) Versuche über die Geschichte des Menschen. Aus dem Engl. 1774. Th. 1, S. 19, f. 415 ꝛc.

Haß, der von der Natur selbst eingepflanzt, der in der Einrichtung des menschlichen Wesens gegründet wäre: dieser Haß ist nicht bloß hier und da einem Menschen, sondern ganzen Nationen als ein Naturtrieb eingeflößt — welche Grausamkeit von dem Vater der Natur würde nicht eine solche Einrichtung seyn, wie widersprechend mit allen seinen übrigen Anordnungen voll Weisheit, so weit wir sie kennen, wie nachtheilig der Bestimmung edler Geschöpfe, die bey Instincten und Gefühlen auch die Vernunft zum Eigenthum erhalten haben! Wenn die Bestimmung solcher Geschöpfe und von einem solchen Urheber keine andere, als Glückseligkeit seyn kann: so muß die ganze Einrichtung ihrer Natur dieser Bestimmung gemäß seyn, so kann allgemeiner Haß gegen andere Menschen eben so wenig natürlich seyn, als das Laster überhaupt in diesem Verstande natürlich ist. Der Mensch soll glücklich seyn. Er kann es aber nie ganz, ohne andere Menschen, seyn. Kein Thier ist ohne Geselligkeit so unglücklich, als der Mensch es seyn würde; kein Thier ist durch Geselligkeit so glücklich, als der Mensch es seyn kann. Es kann demnach so wenig der Wille der Natur seyn, daß ein Mensch den andern, eine Nation die andere haßt, daß sie sich vielmehr wider einen solchen Haß durch die Triebe der Geselligkeit und der Sympathie laut genug erklärt hat. Wenn indessen ein Haß mancher Stämme und Völkerschaften gegen einander da gewesen oder noch da ist, so ist er wider die Absichten der Natur entstanden, durch zufällige Veranlaßungen, welche die Triebe der Geselligkeit und Sympathie unterdrückten. Er ist also nicht als Naturtrieb anzusehen, so wenig als er jemahls ganz allgemein gewesen ist. Die wenigen Beyspiele von Abneigung gegen Fremde, die Home anführt, sind in der That nicht so wichtig, daß sie für seinen Satz beweisen; vielmehr beweisen sie zum Theil etwas ganz anders, als was er sie beweisen laßen will. Die Beyspiele von

gastfreyen Völkern, die er als Ausnahmen von der allgemeinen Gesinnungsart der menschlichen Natur ansieht, scheinen ihm so unerklärbar, daß er seine Verwunderung nicht genug bezeugen kann. Es ist ein sonderbares Phänomen, sagt er, daß die Einwohner entfernter Inseln, die von der übrigen Welt so sehr abgesondert sind, keinen Widerwillen gegen Fremde haben, sondern vielmehr den ersten, die sie wahrscheinlicher Weise sahen, die größte Liebe und Wohlgewogenheit erzeigten. Es ist vergeblich, wenn man hier vom Klima reden will, weil man in allen Gegenden einen Haß gegen Fremde findet. Es ist kein anderer Weg, die entgegengesetzten Sitten gastfreyer und ungastfreyer Völker zu erklären, als daß sie von verschiedenen Gattungen und Stämmen seyn müssen.

Auf alles dieses läßt sich noch immer antworten. Außer den Trieben der Geselligkeit und der Sympathie, konnten Neubegierde und andre Neigungen die Insulaner zur freundlichen Aufnahme solcher Geschöpfe, die ihnen ähnlich waren, und von welchen sie nichts zu befürchten glaubten, leicht willig machen; auch konnte allerdings das glückliche Klima, z. B. auf Otaheite, welches Heiterkeit des Geistes und Milde der Gefühle befördern hilft, daran einen Antheil haben. Nichts aber ist mehr unerwartet und weniger befriedigend, als daß eine Verschiedenheit der Abstammung, zu welcher Home seine Zuflucht nimmt, den Grund zur Erklärung dieser Erscheinung hergeben soll.

6. Furcht ist gewöhnlich die erste Bewegung der Wilden bey dem Anblicke der Fremden, die gerüstet an ihren Gestaden landen. Die Ungewißheit wegen ihrer Absichten, das Gefühl der Schwäche oder der zur Vertheidigung noch nicht abgemessenen Kräfte, die Erinnerung erlittener Feindseligkeiten, alles dieses rechtfertigt jene Bewegung. Die Geschichte zeigt indessen, daß die Wilden zuweilen nichts von Furcht wußten, es

sey

ſey aus tiefer Dummheit und Schwäche des Geiſtes, oder aus einer glücklichen Unwiſſenheit, daß Menſchen Menſchen beleidigen können. Wie gut wurden nicht die Spanier von den Wilden in Amerika aufgenommen! Sie kamen ohne Waffen ans Ufer. Sie brachten voll Zutrauen und Munterkeit ihre Früchte. Sie ſetzten die Spanier auf ihre Schultern, um ſie ans Land zu bringen. Männer, Weiber und Kinder eilten, ihnen Lebensmittel zuzutragen. Aber, wie viele Urſachen hatten ſie zu fürchten, nachdem die Spanier den Anfang ihrer unerhörten Grauſamkeiten gegen ſie gemacht hatten! Dieſer Spanier eigener Landsmann, der Biſchof las Casas, der lange ein Augenzeuge ihrer Tyranneyen geweſen war, wirft ihnen vor den Augen der ganzen Welt vor, daß ſie funfzehn Millionen Indianer umgebracht hatten. Man wagte es nicht, ihn einer Uebertreibung zu beſchuldigen, und mußte es leiden, daß ſeine Schrift der Nation ein Brandmal eindrückte, das keine Zeit jemahls vertilgen wird. Welches geſittete Volk in Europa würde nicht durch ſolche ungeheure Grauſamkeiten zur Rache und Wuth hingeriſſen ſeyn? — Der ſchmutzige Geitz und die Härte, welche die Holländer in ihren Beſitzungen ausüben, ſind überall bekannt. Und die Nation, die ihrer ſanftern Empfindungen wegen ſo berühmt, ihrer Sitten wegen ſo liebenswürdig iſt, welche Abſcheulichkeiten begeht ſie nicht auf den Inſeln Frankreich und Bourbon; Abſcheulichkeiten, wovon ihr eigener Landsmann, St. Pierre, noch vor nicht langer Zeit ein ſo niederſchlagendes Gemählde aufgeſtellt hat (*). Selbſt die ältern Engländer haben es auf ihren Reiſen um die Welt nicht an Gewaltthätigkeit und Blutvergießen fehlen laßen; ſehr unterſchieden von den Menſchenfreun-

(*) Reiſe eines Königl. Franz. Officiers nach den Inſeln Frankreich und Bourbon. 1774. S. 146—151.

den, die zuletzt die Südsee besegelten, und den Insulanern, bey welchen sie gelandet hatten, Samen zu Getreide und gesunden Pflanzen, nützliche Thiere zur Zucht, hinterließen. — Zorn und Rache, sagt man, sind bey den Wilden herrschend. Aber Zorn und Rache, die ohnedieß den Wilden nicht mehr ungesellig, als den gesitteten Europäer machen, werden durch empfangene Beleidigungen gereitzt. Und welche Beleidigungen sind unverschuldeter, grausamer und anhaltender gewesen, als diejenigen, welche die Europäer in der neuen Welt ausgeübt haben!

7. So lange die Begriffe vom Feinde und vom Fremden bey rohen Völkerschaften noch nicht getrennt waren, so lange war auch das Verhalten gegen beyde nicht unterschieden. Es scheint indessen zur Vermischung dieser Begriffe nur eine tiefe Barbarey verleiten zu können, ein Mißtrauen, eine Furchtsamkeit, die sich auf eine ungemeine Unfähigkeit, wahrzunehmen und zu unterscheiden, gründet.

Doch wir entfernen uns von diesen niederschlagenden Scenen. Nicht überall und nicht allezeit war der Mensch so unglücklich, ein Unmensch zu seyn. Die Wirksamkeit seiner edlen Naturtriebe brach oft durch die Finsterniß seines Geistes, durch die Rohigkeit seiner Sitten hervor. Sie trieb ihn zur Anerkennung des Rechts eines Fremden auf Sicherheit vor Beleidigung, Sicherheit in einem Lande, das er ohne feindselige Absicht besuchte, das er nicht gewählt haben würde, wenn er nicht von den Gesetzen oder doch von den Sitten der Einwohner Schutz erwartete. Man erkannte, daß es wider die Vorrechte der Menschheit, selbst wider den guten Nahmen des Vaterlandes oder der Völkerschaft wäre, sich an einem wehrlosen Fremdling zu vergreifen. Seine Person bekam einen Theil von der Heiligkeit, die den Göttern, Altären und Priestern des Landes eigen war. Man glaubte, daß man ihn mehr, als selbst die einhei-

einheimischen Bürger, begünstigen würde. Das allgemeine Gastrecht ward geltend. Nichts konnte für die Befestigung der Gastfreundschaft wichtiger seyn. Bey Völkern, die lange vor der Einführung geschriebener Gesetze da waren, ward dieser Mangel durch eine gemeinschaftliche Verabredung oder durch Gebrauch und Sitte ersetzt, die nicht leicht einer Veränderung unterworfen waren. Die Gastfreyheit bekam, als Gebrauch und Sitte, eine Festigkeit, die ihr alle Kunst der Ueberredung, als s Ansehen des Gesetzgebers nicht hätte ertheilen können. Dieses allgemeine Gastrecht, (unterschieden von dem besondern, welches sich auf Verträge einzelner Personen oder Familien gründet, wie es bey den Römern galt) führten schon früh ganze Völker bey sich ein, da sie noch von der Cultur des Geistes und der Sitten weit entfernt waren. Sie führten es bey Lastern oder Gewohnheiten ein, die es zu zerstören schienen. Fremde ruheten in ihrem Schooße sicher und freundlich bewirthet, unterdessen daß sie rings um sich her ihre Räubereyen trieben, und gegen ihre Feinde jede Grausamkeit als erlaubt betrachteten. So waren verschiedene Völker des Alterthums, besonders die **Griechen**, deren Gastfreyheit schon in den fabelhaften Zeiten sichtbar ward. So waren die **Celtiberier**, die **Gallier**, die **Germanier**, die **Slaven**, die, nach Helmolds (*) Bericht, ihre Gäste den Tag über damit bewirtheten, was sie die vorhergehende Nacht gestohlen hatten.

Die Celtiberier, erzählt Diodor von Sicilien, lib. V. 215, sind gegen Missethäter und gegen ihre Feinde grausam, aber gegen ihre Gäste sanftmüthig und freundlich. Allen Reisenden, aus welcher Gegend sie auch kommen mögen, biethen sie freywillig Beherbergung an, und wetteifern unter einander in den Pflichten der Gastfreyheit. Sie loben die, welche die Ankommenden begleiten, und glauben, daß sie den Göttern sehr werth sind.

(*) Chron. Slav. lib. I. c. 82.

Eben so rühmt er, lib. V. 212, die Gastfreyheit der Gallier, nachdem er vorher die Wildheit ihrer Sitten in einem düstern Gemählde vorgestellt hat. Sie laden die Fremden zur Mahlzeit, und erst wann sie geendiat ist, fragen sie, wer sie sind, woher sie kommen. Der letzte Zug scheint eine gewisse Feinheit der Empfindung zu verrathen, der auf eine sonderbare Art mit der übrigen Rohigkeit dieses Volks contrastiert, aber auch schon häufig im Homer vorkommt.

Die Germanier, welche Räubereyen nicht für schändlich hielten, sahen, nach Cäsars Bericht, de bello gall. VI., die Beleidigung der Fremden als ein großes Unrecht an. Aus welcher Ursache sie auch zu ihnen kamen, so schützten sie dieselben vor aller Beleidigung, hielten sie für heilig, öffneten ihnen ihre Häuser und theilten ihre Speise mit. Eben dieses versichert Tacitus, de morib. Germanorum. Kein Volk, sagt er, kann die Gastfreyheit verschwenderischer ausüben, als die Germanier. Einen Fremden, er sey wer er wolle, vom Hause entfernen, halten sie für Unrecht; jeder nimmt ihn nach seinem Vermögen zur bereiteten Mahlzeit auf. Ist der Vorrath in einem Hause verzehrt, so führen sie ihn, ohne Einladung abzuwarten und ohne Bedenken, zur Wohnung des Nachbarn, wo er mit eben so vieler Freundlichkeit aufgenommen wird. Ob es ein Bekannter oder Unbekannter ist, darauf wird nicht geachtet. Verlangt er bey seiner Abreise noch etwas, so wird es ihm gegeben.

So finden wir noch jetzt Völker, die mit Räuberey und Rohigkeit der Sitten Gutthätigkeit gegen Fremde zu vereinigen wissen. Die Mainotten, erzählt der Baron von Riedesel, halten die Seeräuberey für erlaubt und üben sie eben so freymüthig aus, wie wir etwa auf die Falkenjagd ausgehen. Indessen sind sie in ihrem eigenen Lande sehr ehrliche Leute; der Reisende kann sicher auf ihre Gastfreyheit rechnen. Die Häupter der Dorfschaften laßen sogar die Reisenden durch eine Wache auf den Weg begleiten.

Bemerkungen auf einer Reise nach der Levante, 1749. S. 9. f.

Die **Morlacken** sind zum Theil durch ihre äußere Lage, zum Theil durch ihre Kriege mit den Turken, raubbegierig und grausam geworden. Außerdem hat die Rachbegierde sich gleichsam mit ihrem Blute so vermischt, daß sie sich nicht ohne viele Zeit und Mühe

wird

wird ausrotten laßen. Sie halten die Rache für erlaubt, und eine alte Familienfeindschaft lauert nach vielen Jahren noch, Blut zu vergießen, wovon oft die schrecklichsten Wirkungen sichtbar werden. Dennoch sind diese Morlacken von Natur dienstfertig und gutherzig; die kleinste Gefälligkeit kann sie zu der größten Dankbarkeit verbinden. Sie öffnen jedem Reisenden ihre arme Hütte, geben ihm, was sie haben, begehren niemahls die mindeste Erkenntlichkeit, und lehnen sie, wenn sie angebothen wird, hartnäckig ab. Man trifft die Gastfreyheit unter ihnen eben so wohl bey dem Armen, als bey dem Reichen, an. Wenn dieser ein Lamm oder einen Hammelbraten auftischt, so bringt jener ein indianisches Huhn, Milch oder Honig.

Die Sitten der Morlacken. Aus dem Italiän. Bern 1775. S. 19—22.

8. In dem **Morgenlande** hat die Gastfreyheit ihre wahre Heimath. Unter den frühen und mildern Erwärmungen der Naturtriebe, unter der edlen liebenswürdigen Einfalt, welche lange die Fortgänge der Ausbildung der Einwohner begleitete, that sie den wichtigsten Schritt, indem sie in einen Gebrauch, in eine heilige Sitte überging, die stärker als ein Gesetz ist. Hier ist sie durch eine Folge vieler Jahrhunderte, durch mannigfaltige Revolutionen, sich immer gleich wirksam geblieben. Sie hat sich bis auf diesen Tag erhalten. Ohne Zweifel findet man sie in keiner Welt-Gegend so allgemein ausgebreitet, von einer so edlen Einfalt, mit einer solchen Fülle von Gutherzigkeit, mit einer so rührenden und einnehmenden Wirksamkeit, als im Morgenlande. Vornehmlich erscheint sie noch so bey den **Arabern, Persern und Türken.**

Von den Arabern, s. Voyage de Mr. *Shaw* &c. trad. de l'Angl. 1743. à la Haye. To. I, S. 10, 11.; Pocock Beschreibung des Morgenl. Aus dem Engl. 1754, Th. 1, S. 287 — 289; Voyage dans la Palestine de Mr. *Arvieux*, S. 124 — 129; Hasselquist Reise nach Palästina in den Jahren 1749 — 1752. Aus dem Span. 1762. S. 84 und 106; Niebuhr Beschreibung von Arabien, 1772, S. 46.

Von

Von den Perſern, ſ Voyages de *Chardin* en Perſe & autres lieux de l'Orient. Amſt. 1735. To. 3. S. 46; Tavernier Reiſen in der Türkey, Perſien und Indien, Genf 1681, S. 282; Gmelin Reiſe durch das nordliche Perſien, in den Jahren 1770 — 1772, S. 141, f.

Von den Türken, ſ. Relation d'un voyage du Levant, par Mr. *Tournefort*. Amſt. 1718. To. 2. S. 47, f.; Tavernier, S. 47; Voyages de Mr. *Thevenot*, Par. 1689. Th. 2, S. 67, und Th. 3, S. 33; *de Bruins* Reizen &c. Amſt 1711, Tafel 68, 108, 112; Riedeſels Reiſe nach der Levante, S. 26 und 212; Ruines de Balbec, Lond. 1757, S. 4.

9. Die Gaſtfreyheit, die ſich bey den alten Griechen auf Gebrauch, Klima und Nationalcharacter ſtützte, lebt noch in den Gegenden, die ſie bewohnten. Spon und Wheler (*) wurden in der attiſchen Landſchaft von allen Hirten und allen Arbeitern auf dem Felde mit einer Heiterkeit und Gaſtfreyheit begrüßt, die ihnen das Bild längſt verfloſſener Jahrhunderte wieder erneuerte. Noch üben die Griechen, erwähnt Guys (**), ſehr getreu die Gaſtfreyheit aus; die Ankunft eines Fremden iſt ein Feſt für ein Haus; man räumt ihm das beſte Zimmer ein. Bey den Griechen ſo wohl, als bey den Sicilianern, fand Riedeſel (***) die alte Gaſtfreyheit wieder. Man weiß, wie berühmt beſonders die Gaſtfreyheit der alten Agrigentiner war. Diodor erzählt, daß Gellias der reichſte Agrigentiner, vor ſeiner Thüre eine gewiſſe Anzahl von Bedienten bloß dazu hielt, daß ſie alle Fremde einladen müſſen, bey ihm einzukehren, und daß viele andere Bürger dieſem Beyſpiel folgten. Die heutigen Einwohner von Girgenti üben noch dieſe Gaſtfreyheit, die ſie niemahls verlohren zu haben ſcheinen. Auch Brydone (****) führt davon ſeine eigene Erfahrung an, obgleich

(*) Voyage de *Spon* & *Wheler*. To. 2. S. 75, f.

(**) Litterariſche Reiſe nach Griechenland. Aus dem Franz. 1772. Th. 1, S. 230.

(***) Bemerkungen auf einer Reiſe nach der Levante, S. 161, 168. Reiſe durch Sicilien und Großgriechenland, 1772. S. 173, 205.

(****) Reiſe durch Sicilien und Malta. Aus dem Engl. 1774. Th. 1, S. 305 — 307.

gleich das, was er von seiner freundlichen Aufnahme rühmt, mehr eine Folge von der noch dort herrschenden Liebe zur Pracht und Ueppigkeit, als gutherzige Gastfreundschaft, zu seyn scheint.

So leben, unter andern Himmelsstrichen, in einer andern Lage und Verfassung, noch jetzt Nationen, auf welche die Gastfreyheit, als ein Erbtheil von ihren Vorfahren, gekommen zu seyn scheint. Vornehmlich ist es merkwürdig, daß sich die Gastfreundschaft am längsten in den Gebirgen erhält. Die weitere Entlegenheit von andern Völkern, die ruhige Einsamkeit macht, daß der Mensch gegen Neuerungen abgeneigt wird, daß er mehr in sich gekehrt bey der Einförmigkeit und Einfalt seiner Lebensart gern verharrt. Die Unbeweglichkeit seiner Lage befestigt seine Tugenden, so wie seine Laster. Man hat Erfahrungen, daß die Wildheit in den Gebirgen am hartnäckigsten ist, und oft unüberwindlich scheint. So giebt es zum Glück auch Beyspiele, daß gute Sitten und Tugenden, wenn sie einmahl einen Sitz gefaßt haben, sich in gebirgigen Gegenden auch länger erhalten. Die Seltenheit der Reisenden, und der gewöhnliche Mangel an öffentlichen Anstalten zu ihrer Aufnahme, vereinigen sich mit der Einfalt und Gutherzigkeit der Bergbewohner, um jedes Haus zu einem Tempel der Gastfreundschaft einzuweihen. Gemeiniglich sind sie auch durch die friedsamen Geschäfte der Viehzucht und durch die Zerstreuung ihrer Wohnplätze zur Ausübung dieser Tugend mehr aufgelegt.

Die alten **Kaledonier** waren gastfrey. Noch jetzt sind es ihre Nachkommen, die **Schotten**, besonders die **Hochländer**. Daß man unangemeldet in eine Wohnung geht, sagt Johnson (*), wird hier, wo die alten Gesetze

(*) Reise nach den westlichen Inseln bey Schottland. Aus dem Engl. 1775. S. 48, 85.

Gesetze der Gastfreyheit herrschen, nicht für Grobheit oder Zudringlichkeit angesehen. Hier gibt es keine Häuser, wo ein Reisender Herberge und Bewirthung für Geld fände. Wenn ihn Nacht und Müdigkeit übereilen, so wirft er sich in die Arme der allgemeinen Gastfreyheit. Ueberall, wo ein Haus ist, findet ein Fremder eine willkommene Aufnahme. — Ein Herr unter den Hochländern, versichert Home, sieht es für einen Schimpf an, wenn ein Fremder sein Haus vorbey geht.

Die heutigen **Normänner** sind noch in ihren Gebirgen gutartig, vergnügt, immer voll guten Muths. Man kann kaum an irgend einem Orte mehr Gutthätigkeit und Dienstfertigkeit antreffen, als sie jedem Fremden erweisen.

Pontoppidans Versuch einer natürl. Historie von Norwegen. Aus dem Dänischen, 1754. Th. 2, S. 471.

In Ansehung der Freundlichkeit und Gutherzigkeit der **Schweitzer**, stimmen die Zeugnisse aller Reisenden überein.

10. Nicht bloß bey den ältesten Völkern, sondern auch schon in den ersten Zeiten ihrer Geschichte, ward die Gastfreyheit von Religionsideen unterstützt. Man findet davon schon Spuren in der alten Mythologie der **Griechen**, und ihre Dichter vergaßen nicht davon Gebrauch zu machen. Der Gedanke, daß man vielleicht Götter beherbergte, die in der Gestalt der Menschen zuweilen auf die Erde kämen (*), war der Simplicität und Frömmigkeit des ersten Weltalters gemäß, hatte immer etwas Ehrwürdiges, so wenig er auch gegründet seyn mochte, und mußte die Neigung zur Gast-Freundschaft nicht wenig beleben. Nächstdem war es sehr natürlich, die Gastfreundschaft als eine Tugend anzusehen, die den Göttern wohlgefällig ist. Man gab sie selbst unter den Schutz der Götter. Man sahe sie für heilig, für einen Theil des Gottesdienstes an.

An

(*) Odyss. ξ 489.

An der berühmten Gastfreyheit der **Muhammedaner** hat das Gesetz ihres Propheten nicht wenig Antheil. Der Koran befiehlt ihnen nicht bloß Leutseligkeit, Mitleiden, Menschenliebe überhaupt, sondern er schärft ihnen auch an vielen Stellen ausdrücklich Wohlthätigkeit gegen den herumziehenden Pilgrim, gegen den reisenden Fremden ein. Sie haben sogar einen Orden, der wegen der Uebungen der Gastfreyheit, wozu er sich verpflichtet hält, berühmt ist. Dieß ist der **Orden der Mevilevi.** Diese Mönche sind, nach **Porters** (*) Bericht, gegen Fremde außerordentlich gütig; sie nehmen alle Leute von jeder Religion und Nation auf, und bewirthen sie aufs freundlichste. Vornehmlich aber ist der von **Pocock**, S. 412, f. angeführte Freyheitsbrief merkwürdig, den **Mahomed** den Mönchen auf dem Berge Sinai und den Christen überhaupt ertheilt hat.

In der Moral des angepflanzten **Christenthums** konnte die Gastfreyheit, die damahls als eine wichtige Pflicht in einer vorzüglichen Achtung stand, nicht fehlen. Die Apostel **Paulus** und **Petrus** ließen sich ihre Empfehlung angelegen seyn. **Herberget gern. Gastfrey zu seyn, vergesset nicht, denn durch dasselbe haben Etliche, ohne ihr Wissen, Engel beherbergt. Seyd gastfrey unter einander ohne Murmeln.** Wenn man einer Tugendlehre, die eine so ausgebreitete und vollkommene Menschenliebe einschärft, noch den Vorwurf machen wollte, daß diese Vorschriften zu eingeschränkt nur die Ausübung der Gastfreyheit als eine Pflicht der neuen Anhänger des Christenthums gegen einander selbst zu betreffen schienen: so müßte man die Lage der ersten Christen nicht bedenken, die verfolgt und herumirrend damahls am meisten den Beystand ihrer

(*) Anmerkungen über die Religion, Regierungsform und Sitten der Türken. Aus dem Engl. 1768. S. 31.

ihrer Brüder nöthig hatten, noch die Allgemeinheit der Wohlthätigkeit, wozu übrigens eben diese Moral verpflichtet. In den spätern Jahrhunderten nahm der Geist der Gastfreyheit besonders in den Klöstern seine Wohnung. Die Reisen der Christen nach dem heiligen Lande veranlaßten die Errichtung eines Ordens, der dieser Tugend vorzüglich gewidmet war. Der Hospitaliterorden war im Anfange eine weltliche Stiftung, die in der Mitte des eilften Jahrhunderts zu Jerusalem durch Kaufleute errichtet ward. Ihre Bestimmung war, sich der Pilgrimme anzunehmen, die aus Europa kommen, die heiligen Oerter zu besuchen. Nach einiger Zeit verließen die Personen beyderley Geschlechts, die sich zu dieser Bestimmung vereinigt hatten, ihre weltliche Stiftung, nahmen Klosterkleidung, und widmeten sich ganz dem Dienst der Pilgrimme. Innocentius der Dritte bestätigte den Orden der Mönche, die Hospitaliterbrüder von St. Johannis hießen, und wies ihnen die Aufnahme und Verpflegung der reisenden Christen als ihre unterscheidende Pflicht an. Nachdem Jerusalem durch den Saladin eingenommen war, begaben sich die Schwestern nach Europa, und errichteten hier nachher verschiedene beträchtliche Stiftungen. Die Klöster der meisten übrigen Orden sind bald mehr, bald weniger, der Gast-Freyheit gewidmet; und der Orden zu la Trape ist besonders auch von der Seite der Gastfreundschaft berühmt. Am meisten scheint sich diese Wohlthätigkeit noch in solchen Klöstern erhalten zu haben, die in Gebirgen, in einsamen und unwirthbaren Gegenden zerstreut liegen, und durch die Natur ihrer Lage den Mangel öffentlicher Herbergen zu ersetzen geschickt sind. Aber dennoch muß man gestehen, daß Religionsstiftungen dieser Art nie eine so allgemeine Wirkung auf den Nationalcharacter eines Volks gehabt oder haben können,

nen,

en, als Gastrecht, welches als Gebrauch und Sitte ngeführt worden.

11. Ich füge noch einige Bemerkungen über ie Beziehung der Gesetzgebung auf die Gast-reundschaft hinzu. Es würde wider die ersten Begriffe des Völkerrechts seyn, wenn eine Nation oder r Regierer Fremden, die ohne eine feindselige Absicht, uf eine Zeit zu ihr kommen, gar keine Rechte zugeste-en wollte. Eben so schwer würde es den Grundgesetzen der Gerechtigkeit, wozu jeder Staat verpflichtet t, entgegen seyn, wenn er für die Beschützung dieser Rechte, die der Fremde als Mensch und als Glied seiner Nation hat, keine Aufmerksamkeit beweisen, sondern vielmehr unbekümmert die Art des Betragens gegen ihn dem Willkür der Bürger überlaßen wollte. Unstreitig beruhet es auf dem freyen Willen eines Regenten, ob er Fremde sein Gebieth betreten laßen will der nicht, und unter welchen Bedingungen ihnen der Zugang verstattet seyn soll. Aber sobald er ihnen den Eintritt vergönnt, so macht er sich zugleich verbindlich, ie eine völlige Sicherheit genießen zu laßen. Diesen Genuß der Sicherheit ist er, als Regent, ihnen schuldig. Allein, sie an den übrigen Vorzügen und Vortheilen seiner Unterthanen gleichen Antheil nehmen zu laßen, das ist er ihnen nicht schlechterdings schuldig, sondern bleibt seiner freyen Willkür überlaßen. Wir sehen auch, daß jeder weise Regent, der den Fremden einen Zutritt verstattete, durch ein ihnen zugefugtes Unrecht sich nicht weniger für beleidigt hielt, als durch ein Unrecht, das einem seiner Unterthanen widerfuhr. Selbst Völker, die man barbarische nennt, waren mit diesen Grundsätzen des Naturrechts bekannt. Und wenn die Einwohner des taurischen Chersoneß jeden Fremden, den ein Zufall an ihre Küste warf, der Diana opferten, so wurden sie auch von allen andern Na-

tionen verabscheuet, und Grotius (*) gesteht diesen das Recht zu, jene dafür mit vereinigten Kräften zu züchtigen.

Weil aber der bloße Genuß der Sicherheit vor Beleidigung noch nicht ganz die Bedürfnisse eines Fremden befriedigt: so ist der Staat durch die Pflichten der Billigkeit und Menschenliebe berechtigt, seinen Bürgern Privatdienstfertigkeit gegen den Fremden zu empfehlen, zumahl wenn keine öffentliche Anstalten zu seiner Aufnahme vorhanden sind. Die Gerechtigkeit verlangt, dem reisenden Fremdling die Mittel seiner Erhaltung zu verschaffen; die Menschenliebe, für seine Bequemlichkeit zu sorgen; die Höflichkeit, ihm zur Erreichung seiner untadelhaften Absichten behülflich zu seyn. Dem Regenten kann es nicht unwichtig scheinen, diese Gesinnungen unter seinem Volke zu beleben und durch angemessene Verordnungen zu unterstützen. Die Sorge für die Sitten und für den Ruhm seiner Bürger verpflichtet ihn nicht wenig dazu. Und nicht selten hat das gute Betragen einzelner Bürger gegen Ausländer, und der Ruf von der Leutseligkeit ihres Characters einen vortheilhaften Einfluß auf den Staat gehabt.

Un er gewissen Umständen kann das Gerechtigkeit werden, was unter andern bloß Wohlthätigkeit ist. Bey manchen ältern Völkern, die keine öffentliche Anstalten hatten, wo Fremde für die Bezahlung Beherbergung finden konnten, würden sie ohne den Beystand der Gastfreundschaft sehr oft umgekommen seyn. Und welches Volk konnte so hart seyn, einen solchen Erfolg, der zugleich seinem Nahmen eine unauslöschliche Schande eindrücken mußte, gleichgültig zu ertragen! Man glaubte berechtigt zu seyn, die Gastfreundschaft, die ihrer Natur nach eine innere oder unvollkom-

(*) Lib. II. Cap. 20, §. 40.

kommene Pflicht iſt, als eine Zwangspflicht zu befehlen, weil in jenem Fall ihre Verletzung eine Verletzung der gemeinen Gerechtigkeit geweſen wäre. Daher läßt ſich der Urſprung einiger poſitiven Geſetze für die Gaſtfreyheit erklären, die freylich viel ſeltener, als ſolche ſind, worin die bloße Beleidigung eines Fremden verbothen wird. Bey den **Athenienſern** war es ein bekanntes Geſetz: „Laßet dem Gaſte kein Unrecht geſchehen; weiſet dem Irrenden den Weg; nehmet den Fremden unter euer Dach auf!“ Wenn man dieſes auch bloß für eine Anrathung oder Empfehlung annehmen wollte, ſo führt Aelian (*) ein mehr beſtimmtes Geſetz, dem eine angedrohete Strafe angehängt war, von den **Lucanern** an. „Wenn ein Fremder gegen „den Untergang der Sonne ankommt, und in einem „Hauſe einkehren will: ſo ſoll der, welcher ihn nicht „aufnimmt, geſtraft werden, und für ſeine ungaſtfreund„liche Geſinnung büßen.“ Bey den **Burgundiern** war der, welcher einem ankommenden Gaſt Dach und Herd verſagte, zu einer Geldſtrafe verurtheilt (**). **Carl**, der ein und dreyßigſte König der Gothen, gab ein Geſetz, nach welchem der, welcher durch Zeugen überführt war, daß er die Gaſtfreundſchaft dreymahl abgeſchlagen habe, mit der Verbrennung ſeines Hauſes beſtraft ward (***). Dieſes Geſetz hatte die vortreffliche Wir-

(*) Var. Hiſt. Lib. IV. Cap. 1.

(**) Lex Burgundiorum, Tit. 38. Quicunque hospiti venienti tectum aut focum negaverit, trium ſolidorum inlatione mulctetur. — Si in cauſa privata iter agens ad Burgundionis domum venerit & hospitium petierit, & ille domum Romani oſtenderit, & hoc potuerit adprobari, inferat illi, cujus domum oſtenderit, ſolidos tres, & mulctæ nomine ſolidos tres.

(***) Hic Carolus inter maximas leges & mandata conſtituit, ut Gothi ac Sueci inter ſe & maxime in omnes advenas & peregrinos hoſpitalitatem obſervarent ſummumque nefas ducerent, quicunque viatorem a tecto coërceret: quod ſi quis facere tentaſſet & idoneis teſtibus ter negaſſe hospitium convictus fuiſſet, immiſſo igne ædes eius comburi iuſſit, ut domibus propriis iuſte privaretur, qui earum uſum inhumaniter denegaſſet JO. MAGNI *Hiſtoria Gothorum Suecorumque*, Lib. IV. Cap. 1.

kung, daß vielleicht in keiner Gegend mehr die Gast-Freyheit geübt werden konnte, als unter dieser Nation. Die Verweigerung der Gastfreyheit ward als die schändlichste Art des Geitzes, und der, welcher einem Reisenden Speise, Trank und Beherbergung versagte, als ein Gegenstand des öffentlichen Hasses betrachtet. Es ward eine unverletzliche Gewohnheit, einem Ankömmling ohne die geringste Vergeltung alles zu geben, was er nöthig hatte. Ein Nachbar brachte ihn, wenn er weiter reisen wollte, zu dem andern, und empfahl ihn immer wieder einer sichern Begleitung. Je mehr Gäste jemand bewirthete, desto mehr Lob und Ansehen erwarb er sich. Selbst in den Hütten der Landleute bewies man gegen Fremde eine viel größere Freygebigkeit, als gegen seine eigene Kinder (*). Eben dieses bezeuget auch Adam von Bremen (**) von den alten Schweden besonders, die in der Ausübung der Gast-Freyheit unter einander wetteiferten, und keine größere Schande kannten, als diese Pflicht einem Fremden versagt zu haben. — Wenn jemand, berichtet Helmold (***) von den Slaven, darüber betroffen wird, daß er, welches jedoch ein überaus seltener Fall ist, einem Fremden die Gastfreundschaft versagt hat, dessen Haus oder Vermögen darf man mit Feuer verheeren, und dazu sind sodann auch alle einmüthig bereit. — Man hat Grund zu vermuthen, daß bey den Völkern der mittlern Jahrhunderte noch mehr ähnliche Gesetze für die Gastfreyheit vorhanden gewesen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Gesetzgeber gegen eine damahls noch so sehr nöthige Pflicht, die aus mancherley Veranlaßungen sich zu entfernen anfangen konnte, die aber ein so alter ehrwürdiger Gebrauch der verflossenen Zeiten war, sich ganz gleichgültig bewiesen haben sollten. Die

(*) Eb. daf. Cap. 2.

(**) De situ Daniæ &c. in *Lindenbrogii* Script. rer. germ. sept. p. 60.

(***) Chron. Slavorum, Lib. I, C. 82, §. 9.

Die Gesetze des Lykurg mußten, wie man weis, die Verbannung einer so edlen Tugend, als die Gast-Freyheit ist, bewirken. Seine Bürger mußten den gastfreyen **Athenienſern**, **Corinthern**, **Cretenſern** und **Megarenſern** sehr unähnlich werden. Allein, der spartanische Staat war auch von einer solchen Einrichtung, daß er der einzige in dieser Art zu bleiben verdiente. Man hat ihn zuweilen wohl bewundert, aber ihn nachzuahmen nicht für zuträglich gefunden. Eine so simple Staatsverfassung schien ihren Umsturz zu drohen, sobald sich ihr die geringste Vermischung mit Fremden näherte. Lykurg führte daher mit Fleiß verschiedene Gewohnheiten ein, welche dem feinen Geschmack der benachbarten Staaten anstößig seyn mußten. Nichts war da anzutreffen, das bey einem Fremden den Wunsch einer Aufnahme hätte erregen können. Um noch sicherer zu seyn, verboth er seinen Bürgern das Reisen, und schloß die, welche eine fremde Erziehung genossen hatten, von allen Bedienungen im Staat aus. Und um das Werk zu vollenden, suchte er ihre innere Zufriedenheit durch die Verachtung der Sitten jeder andern Nation zu befestigen. Sparta mußte bey dieser Einrichtung Sparta bleiben, unterdessen daß die Bürger der übrigen griechischen Staaten, die ihre Thore nicht versperrten, vielmehr den Fremden mit Vergnügen aufnahmen, und selbst in alle Gegenden des Erdbodens reiseten, weiser und gesitteter wurden.

12. Die Gastfreyheit hat sich bey verschiedenen Völkern während gewaltsamer Veränderungen und Revolutionen, die sie in ihrer äußern Verfassung erdulden mußten, erhalten; wenn ihre Wirksamkeit gehemmt, oder ganz erstickt worden, so ist dieses nicht selten durch eine allmähliche innere Verschlimmerung des National-Characters geschehen. Die Geschichte zeigt, daß sie von kriegerischen Nationen nicht geflohen, selbst in solchen Zeiten bey ihnen geblieben ist, da sie mitten unter

den Unruhen und Zerstörungen der Waffen standen. Eben so gewiß ist es, daß der Despotismus, der sonst jede gesellige Tugend niederschlägt, sie noch bis auf diesen Tag im Orient nicht hat überwältigen können.

Man hat oft die Gastfreundschaft der Römer gelobt, und gleichwohl wird man gestehen müssen, daß bey einer nähern Berechnung ein guter Theil von diesem Lobe abzuziehen sey. Ueberhaupt waren sie nicht das Volk, welches eine gewisse Leichtigkeit zur Ausübung dieser Tugend bey sich empfinden konnte. Ein trotziges Wesen, das ihnen immer eigen war, verträgt sich nicht mit der Beobachtung der Pflichten, die Fremde fordern. Und in den spätern Zeiten, wo sie Raub, Gewaltthätigkeit, jede Art der Tyranney ungeahndet gegen sich selbst, Bürger gegen Bürger, Client gegen Wohlthäter, Sohn gegen Vater, verübten, mußte die wahre Gastfreundschaft unterdrückt werden. Wie konnten sie noch wissen, was sie Ausländern schuldig wären, da sie nicht einmahl das zu erkennen fähig waren, was sie den eigenen Söhnen des Vaterlandes, den Gliedern der Blutsverbindungen, zu leisten hatten! In den besten Jahrhunderten war der Patriotismus immer überspannt; und die ganz in sich selbst gekehrte Liebe des Vaterlandes mußte jede Aufwallung der mehr ausgebreiteten Menschenliebe verschlingen. Der Nationalstolz, der in einer gehörigen Richtung die Gastfreundschaft erheben kann, schlug sie nieder, da er sich in eine Verachtung anderer Völker verirrte. Die Zeugnisse von Gastfreyheit, die man in den römischen Schriftstellern antrifft, beweisen nicht so viel, als man sie zuweilen hat beweisen laßen wollen. Diese Tugend ward unter ihnen am meisten sichtbar, da sie durch Reisen und durch Siege mit den Griechen bekannter wurden. Man thut ihnen nicht Unrecht, wenn man sagt, daß ihre Gastfreyheit eine Nachahmung der Griechen war, von denen sie überhaupt nicht bloß Wis-

sen-

ſenſchaft und Kunſt, ſondern auch Gottesdienſt, Sitten und Gebräuche aufnahmen. Nächſtdem iſt es wohl offenbar, daß dieſe Art der Freundſchaft unter den Römern, ſo viel auch Cicero und Andere davon für ſich rühmen mögen, meiſtens nur auf gewiſſe Perſonen und einzelne Familien eingeſchränkt geweſen, nie aber ein Theil des Nationalcharacters geworden. Die Gaſtfreyheit war größtentheils eine Wirkung der Erkenntlichkeit für die Gefälligkeiten, die ſie in dem Lande ihrer Gäſte genoſſen hatten. Und da ihre Wirthshäuſer wegen ihres ſchlechten Rufes nur für gemeine Leute beſtimmt waren, da die Fremden, die meiſtens Perſonen von Geburt und Würden waren, Empfehlungen an bekannte Häuſer mitbrachten: ſo verbreitete dieſe Art von Freundſchaftsverbindung ſich leicht aus den griechiſchen Städten in die italiäniſchen hinüber. Römiſche Familien errichteten alſo mit Familien auswärtiger Länder wechſelſeitige Bündniſſe und Verträge, die ſie erweiterten, einſchränkten, aufhoben, nachdem Bedürfniß oder Vergehen dazu anleiteten.

Das Gaſtrecht, Jus hospitii, bey den alten Griechen und Römern beſtand darin, daß gewiſſe Perſonen, die an unterſchiedenen Oertern wohnten, ſich zuſammen verbunden, bey den Reiſen einander nicht nur in ihre Wohnungen aufzunehmen, ſondern auch mit Speiſe und Trank, und was ſonſt nöthig war, beſtens zu verſorgen. Wenn ein ſolcher Vertrag errichtet und angetreten ward, ſo geſchah es auf eine ſehr verbindliche Art, und mit Anrufung des Jovis Xenii oder Hospitalis, daß nähmlich derſelbe ſeine Rache an demjenigen ausüben ſollte, welcher dieſes Gaſtrecht brechen würde. Damit aber auch ein äußerliches Zeugniß davon vorhanden ſeyn möchte, ſo machten ſie ein gewiſſes Kennzeichen, Teſſera hospitalis, dergeſtalt, daß ein jeder Contrahent die eine Hälfte bekam, welche nicht nur von den Aeltern, ſondern auch von den Kindern aufs ſorgfältigſte verwahret ward, und ſo lange dauerte, bis ein Theil von beyden aus beſondern Urſachen dieſes Pactum wieder aufhob, welches unter gewiſſen Bedingungen vergönnt war. Dieſe Teſſeræ hospitales waren Täfelchen von gebranntem Thon, davon man eines zerbrach, deſſen einen Theil ſodann der eine, den andern

aber der andere nahm, die mit einander eine Gastfreundschaft aufrichteten. Wenn also z. E. der eine zu Rom, der andere aber zu Athen wohnte, und es kam einer von dieses Leuten zu jenem, oder jenes zu diesem, nahm jeder seinen halben Theil der Tessera, hielten beyde Theile oder Stücke zusammen, und wenn der Bruch gehörig zusammen traf, ward die Tessera für richtig erkannt, und also dem Ankommenden Herberge, und alles, was er als ein Fremder nöthig hatte, gegeben. Da aber auch einer sich verhielt, daß man dergleichen Freundschaft mit ihm nicht weiter fortsetzen mochte, kündigte man das Jus hospitii dem Andern ordentlich auf, und brach die Tesseram entzwey. Uebrigens kam diese Vertraulichkeit nicht auf die bloße Bewirthung an, sondern die Paciscirenden verbanden sich auch, einander im Fall der Noth mit Hab und Gut, ja, mit Leib und Leben beyzustehen.

Solches Gastrecht ward nicht nur mit Privatpersonen, mit einzelnen Königen und Prinzen, sondern auch mit ganzen Städten und Königreichen, errichtet, und hatte weit mehr auf sich, als die heutigen Off- und Defensiv-Allianzen. Das Gast-Recht, welches ganze Länder anging, hieß πρόξενια, oder Hospitium publicum; hingegen bey Privatversonen, ξενία, Hospitium privatum.

Phil. Jac. Thomassinus de tesseris hospitalibus.

So viel Veranlaßungen zum Haß der Nationen gegen einander es gibt, so viel gibt es auch, die einzeln oder zusammenlaufend zur Unterdrückung gastfreyer Neigungen abzielen. Allein es bedarf nicht einmahl eines so gewaltsamen Hindernisses, als Nationalhaß ist; schon die Verachtung alles Auswärtigen ist dazu hinreichend. Dieses beweisen, um hier ein Beyspiel aus der Ferne anzuführen, die **Japoner**. Gutartig, ehrbegierig, frey von aller Betrügerey, die mit dem Tode bestraft wird, höflich, freygebig, großmüthig, voll Munterkeit und Liebe zum Umgang, sind sie zu nichts weniger, als zur Gastfreundschaft gegen Ausländer, aufgelegt. Indem sie von einer übertriebenen Hochachtung für ihre eigene Nation entflammt sind, indem sie weder eines andern Hülfe nöthig zu haben glauben, noch seine Uebermacht fürchten: so sehen sie auf jeden

Frem-

Fremden mit einer Geringschätzigkeit herab, die sie aller Dienstleistungen gegen ihn unfähig macht.

Kämpfer in der allgem. Historie der Reisen, 11 B. S. 607.

Eigennutz und Wuchergeist, die sich mit dem Handel verbreiten, können sich einer Nation so sehr bemächtigen, daß sie vergißt, nicht bloß was Wohlthätigkeit, sondern auch was Gerechtigkeit gegen Fremde fordert. „Der Geist des Handels“ bemerkt Montesquieu (*) sehr richtig, „vereinigt zwar Nationen, aber nicht so Privatperso„nen. Man sieht, daß in den Ländern, wo man sich mit nichts „als dem Handel zu beschäftigen weiß, auch mit allen Pflich„ten der Menschenfreundschaft, mit allen moralischen Tugen„den ein Handel getrieben wird. Die geringsten Gefälligkei„ten, welche die Menschenliebe empfiehlt, sind nur für Geld „zu bekommen. Die Gastfreundschaft, die man bey räuberi„schen Völkern so häufig antrifft, ist unter handelnden Natio„nen überaus selten.“ Man hat zur Bestätigung die Holländer als ein Beyspiel unterschieben wollen; allein wir können dafür mit mehrerm Rechte die Chineser die Stelle vertreten laßen. Der jüdische Wuchergeist dieser Nation läßt sie die wenigen Fremden, denen der Zugang bey ihnen noch verstattet wird, nur als Menschen betrachten, an welchen sie sich durch tausend Betrügereyen zu bereichern für erlaubt halten. Da ist kein Begriff von den Rechten eines Fremdlings, kein Gefühl der Menschenfreundschaft; nur dem niedrigsten Eigennutz, der alles unter seiner Herrschaft hat, ist der, selbst von der Polizey verlaßene, Fremde überall bloßgestellt. Man hat fast gar keine Wirthshäuser. In denen, welche ehemahls noch vorhanden waren, die aber durch die feindlichen Einfälle der Tatarn in Verfall gekommen sind, konnte man nur durch den Beystand eines Patents oder Befehls vom Hofe eine Stelle erhalten; andere Reisende durften sich nicht hinein wagen. Die Polizey vergißt sich so sehr, daß

(*) Esprit des loix, Liv. XX. Chap. 2.

sie nicht einmahl für die Sicherheit der Reisenden sorgt. Die Räuberhaufen schwärmen durch das ganze Reich; nicht einmahl auf den Landstraßen und in den Gegenden um Peking und Canton sind die Reisenden gesichert. Den Chinesern ist das Reisen selbst untersagt. Daher die Unveränderlichkeit ihrer Sitten und Gewohnheiten, so wie bey den alten **Aegyptern**, die niemahls reiseten, und sich nicht ohne Mühe an den Umgang mit Fremden gewöhnten, welche die Begierde nach Unterricht zu ihnen zog. Daher auch der ewige Stillstand der Chineser auf den niedern Stuffen der Wissenschaften, der Künste und der Politik.

Sollen wir noch einen Blick nach Europa zurück werfen, so wird man nicht leicht einen herrschendern Nationalhaß antreffen, als den die **Portugiesen** gegen alle übrige Nationen haben. Dieses unmenschliche Laster, Fremde zu hassen, bloß weil sie Fremde sind, kann nur bey einem Volke sich erhalten, dessen Denkungsart durch ausschweifenden Stolz, innerliche Feindschaften und Eifersucht, Geitz, Betrügerey, Vorurtheile und Schwärmerey ganz verderbt ist. Unterdessen daß der Portugiese es für eine Kleinigkeit hält, Fremde zu beleidigen, so begegnet ihnen der **Spanier**, auch wenn er Vortheil von ihnen ziehen kann, mit einem Stolz und einer Steifigkeit, als wenn sie gar keiner Aufmerksamkeit würdig wären. Wenn man in Spanien in einem Wirthshause absteigt, wird man, wie Baretti bezeuget, weder vom Wirth, noch sonst von einer lebendigen Seele bewillkommt; niemand bekümmert sich um den ankommenden Reisenden, als bis er fordert. Ein treffender Zug von dem steifen und trägen Nationalcharacter der Spanier, wozu der Franzose ein Nebenbild gibt, welches nicht abstechender seyn kann. Doch wir rücken durch diese Vergleichung den heutigen Nationen in Europa näher, und stehen an der Gränze der Gastfreyheit.

13. Diese edle Tugend ist in Europa nicht mehr, was sie einst war, was sie noch jetzt besonders in einigen Gegenden Asiens ist. Zwar ist sie noch nicht ganz aus unserm Welttheile vertrieben; hier und da laßen sich noch einzelne Spuren von ihr sehen bey einigen wenigen Nationen, hier und da in den Gebirgen und in den Klöstern. Allein, die Erscheinungen sind so selten und so schwach, daß sie nicht mehr einen beständig hervorstechenden Zug in dem Character unsers Zeitalters, oder eine herrschende Sitte ankündigen. Was bey verfeinerten Nationen den Nahmen der Gastfreyheit führt, ist nicht mehr jene alte ehrwürdige Tugend, die mit dem Bedürfniß der Zeiten wandelbar ist. Sie entstand fast überall, wo sie sichtbar ward, durch den Mangel öffentlicher Anstalten zur Aufnahme der Reisenden, einen Mangel, der nur durch die Wohlthätigkeit einzelner Personen oder Familien ersetzt werden konnte. Mit der Einführung dieser Anstalten fing sie an, wieder zu verschwinden, oder doch seltener wirksam zu seyn. Die Veränderungen in den Ländern von Europa, nachdem es ganz reisend und handelnd geworden ist, haben ihre Entfernung allmählich befördern müssen. Der Umlauf der Wechselbriefe, die Sicherheit der Wege, die Leichtigkeit von einem Orte zum andern zu kommen, die Bequemlichkeit der Posten und der Schiffe, die Errichtung der Gasthöfe in allen Städten und auf allen Straßen, der Zufluß von Gästen, die Menge von Abentheuern, alles dieses hat dazu beygetragen, die Gast-Freyheit der alten Welt zu verdrängen.

Der Geist des Handels, welcher alle Nationen mit einander verknüpft, hat die Bande der Wohlthätigkeit unter Privatpersonen zerrissen. Er hat der Liebe zum Gewinn mehr Ausbreitung und Stärke mitgetheilt, und so weit diese ihre Herrschaft ausdehnt, die zärtlichen Bewegungen der Natur unterbrochen, die Menschen mit Menschen verbanden. Wenn eine Partey dabey gewonnen

hat

hat, so sind es die Reichen. Ihr Vortheil ist ein mehr freyer und erweiterter Genuß der Annehmlichkeiten des Landes, wohin sie sich begeben; ihre Aufnahme richtet sich nach dem Maße des Aufwandes, den sie machen; und wenn man sie auch nicht allemahl mit Zuneigung sieht, so wird man sie doch die meiste Zeit mit Vergnügen sehen.

Indessen bleibt es noch lange eine angenehme Unterhaltung des Menschenfreundes, in jene Zeiten zurück zu schauen, welche die Gastfreyheit veredelte. Keine weitere Empfehlung zum Beystand, zu jeder Art von Gutthätigkeit, als das Gepräge der menschlichen Gestalt; keine andere Fürsprache, als der Gruß, der von den Lippen des Ankömmlings in die Hütte hineintönte. Der Mensch fand sogleich den Menschen. Die Natur selbst gab es ihm durch das unverzögernde Gefühl ein, was er ihm schuldig war; er durfte es nicht erst lernen. Man kannte noch nicht den unseligen Unterschied, der das menschliche Geschlecht nach Vaterland und Religion absondert; alle waren Bürger Einer Erde, Kinder Eines Gottes. In jeder Hütte, deren emporwallender Rauch das Auge des Wanderers in der Ferne erfreute, war er sicher einen Bruder anzutreffen. Die Nacht, die ihn überfiel, die Einöde, die ihn umgab, schreckten ihn nicht. Wo er nur einen Menschen zu finden hoffen konnte, da hatte er auch einen Freund. Der Schatten seiner Bäume, die Kühle seiner Quellen, die Wärme seines Herdes, die Lagerstätte seiner Hütte, die Speise seines Tisches, alles, was dieser sein Freund hatte, war sein. Und wenn er an dem Abend seiner Pilgrimschaft an dem Herde seiner väterlichen Wohnung, in dem Kreise seiner Kinder und Nachbarn, wieder ruhete, wenn er dann mit einer von Zufriedenheit und Wehmuth vermischten Empfindung von den Freundschaften erzählte, die seinen Weg begleitet hatten, so ward seine Heiterkeit noch nicht durch die finstre Beschuldigung unterbrochen: ‚Es ist keine Neigung in der menschlichen Natur allgemeiner, als der Haß gegen Fremde".

Von der Gastfreundschaft. Eine Apologie für die Menschheit, von C. C. L. Hirschfeld. Leipz. 1777, 8. 11 B.

Aber, wie könnte ich diesen Artikel schließen, ohne nicht auch der Gastfreyheit, als einer Tugend einzelner Personen oder einzelner Familien, als einer Tugend eines Hausvaters, zu gedenken!

Ei-

Einer der gröſten Lobſprüche, welchen wir einem Menſchen, den wir lieben oder hochſchätzen, geben, pflegt zu ſeyn, daß er ein rechter, ein wahrer Menſchenfreund ſey. Zu dem Character eines Menſchen-Freundes gehört auch die Gaſtfreyheit. Ein gaſtfreyer Menſch ſieht gern ſeine Freunde bey ſich; erzeiget ſich gegen dieſelben aufrichtig, liebreich, freundſchaftlich und vertraut; macht ſich ein Vergnügen daraus, einen jeden Biſſen Brod mit ihnen zu theilen; ſucht ſich mehrere Gönner und Freunde zu erwerben, und in den Credit zu ſetzen, daß ſeine Freunde wiederum ſeinen Umgang ſuchen, und auch ihrer Seits in der Geſellſchaft mit ihm ein Vergnügen finden. Zur Gaſtfreyheit erfordere ich alſo nicht, daß man alle Tage offene Tafel halten, und ſeine Gäſte auf das prächtigſte tractieren ſoll, um ſich Anſehen und einen groſen Nahmen zu erwerben; ſondern nur, daß man ſeinen Freunden einen freyen Zutritt verſtatte, und ſie jedesmahl liebreich aufnehme. Da ein Hausvater doch mit den Seinigen eſſen muß, ſo iſt ihm angenehm, wenn ſeine Freunde dabey ſeine Gäſte ſeyn wollen, ohne ſich ihretwegen groſe Beſchwerden und Koſten zu machen. So weit es ſeine Umſtände erlauben, theilt er gern Andern einen Mundvoll Brod mit; und reicht ſein Vermögen nicht ſo weit, ſo ſucht er doch von der Geſellſchaft ſeiner Freunde ſo viel möglich zu genieſen. Er iſt alſo nicht allein gaſtfrey in ſeinem Hauſe, ſondern geht auch gern aus Freundſchaft zu ſeinem Freunde.

In dieſem Betracht iſt ein Menſchenfreund der Gegenſatz von einem Leuteſcheuen oder Miſanthropen, und von einem Sonderling.

Jener, ein Miſanthrop, ſcheuet allen Umgang; er kennt keine Freunde, ſondern ſieht einen Jeden, der zu ihm kommt, als einen Feind an, der ihn in ſeiner Ruhe ſtört, aus ſeinen Zirkeln bringt, und um deſſen willen er ſich Gewalt anthun, und Koſten anwenden muß, die ihn ärgern. Er denkt alſo bloß auf ſich, wie er ſeiner Gemächlichkeit pflegen, oder vielmehr, wie er ungeſtört in ſeinen vier Wänden grämeln, und ſich über die gan-

ze Welt ärgern kann. Er wird des Lebens nicht froh; er kennt kaum, was Freundschaft und Freunde erwerben sey, und rechnet es für die größte Qual, wenn er ja einmahl sein Nest verlaßen und zu Andern gehen soll.

Ein Sonderling kommt in vielen Stücken mit Jenem überein, nur daß er sich doch einige Vertraute wählet, mit denen er Umgang hat; und diese vermögen denn alles bey ihm, alle andere Menschen vermeidet er, und sieht sie mit verächtlichen Augen an. Ein solcher Sonderling ist gewissermaßen gefährlicher als ein Misanthrop, weil er oft zu seinen Vertrauten schlechtdenkende und ihn übel leitende Gemüther wählet, und in seiner ganzen Denkungsart und in allen Handlungen etwas Besonderes suchet; daher er auch gemeiniglich von allen übrigen, ausgenommen von seinen Lieblingen, verachtet, wo nicht gar verabscheuet wird.

Ein gastfreyer Menschenfreund sucht nicht eben Gesellschaft; ihm macht eine große Gesellschaft noch weniger Vergnügen; am wenigsten ergetzet ihn, wenn er alle Tage in Sausen und Schmausen zubringt. Er nimmt nur gern die Gesellschaft von guten Freunden, wenn sie ihn besuchen wollen, an. Er bewirbt sich nicht, um die Anzahl seiner Freunde zu vermehren, sondern nur, um die Freundschaft der einmahl erhaltenen Freunde zu unterhalten, und sich in den Ruf zu setzen, daß mehrere von ihm Freund zu seyn oder zu werden sich bemühen. Findet er sodenn auch solche vor sich, deren Umgang eben nicht der angenehmste ist, und die er sonst nicht zu seiner Freundschaft erwählen würde, so verachtet er sie doch nicht, sondern hält sich allemahl zu einer Erkenntlichkeit gegen sie verbunden, wenn sie sich als seine Freunde und Gönner bezeigen. Er entschuldigt ihre Schwachheiten, hat Geduld mit ihnen, erwartet dagegen auch von Andern, daß sie mit seinen Schwachheiten Geduld haben, und bedenkt, daß es allemahl besser sey, auch diejenigen zu Freunden zu haben, an denen wir nichts vorzügliches bemerken, als daß wir ihnen vorsetzlich Grobheiten erweisen sollten. So geneigt aber ein Menschenfreund ist, die Fehler Anderer zu entschul-

schuldigen, so unbarmherzig und unversöhnlich muß er gegen solche seyn, die er einmahl als lasterhaft erkennt, und daß sie nach einem System böse denken. Denn, wenn er diesen sich gefällig erzeigen wollte, so würde er sich ihrer Laster mit theilhaftig machen; und wenn er ihren Umgang suchet, kann er verdorben werden. Er vermeidet also solche; und wenn er sie nicht gänzlich vermeiden kann, so sucht er ihnen sein Mißfallen an ihrer Denkungsart nicht zu verbergen; oder wenn er sie ja, so wie die Indianer den Teufel, anbeten oder sich gegen sie verstellen muß, so geschieht es, damit sie ihm nicht schaden mögen.

Ein Hausvater wird daher als Menschenfreund allemahl das Landleben dem Stadtleben vorziehen. Auf dem Lande kann er sich seine Freunde wählen; die er als Freunde gewählt hat, eine Zeitlang bey sich behalten, und besser und mehr ihrer genießen; hingegen sich der Gesellschaft anderer, die ihm gleichgültig sind, eher entschlagen, oder wenn er ja sie bey sich sehen muß, so gibt eben das Landleben allerley Gelegenheiten an die Hand, wodurch wir uns dergleichen Gesellschaften weniger lästig machen. In der Stadt ist man mehr gezwungen; man kann sich seine Gesellschaft so nicht auswählen; und indem man diejenigen, welche man vorzüglich liebt, gern bey sich sehen möchte, so muß man auch einem jeden andern den Zutritt verstatten. Man muß sich zu sehr nach der an jedem Orte eingeführten Lebensart richten und bequemen, und bleibt nicht Herr und Meister vor sich; auf dem Lande gibt man selber Gesetze; und wer zu uns kommen will, muß sich solchen unterwerfen. Man genießt also mehr von einem Freunde, den man 8 oder 14 Tage auf dem Lande bey sich sieht, als wenn man mit demselben Jahr und Tag an ein und eben demselben Orte in einer großen Stadt zusammen wohnt.

Hrn. v. Münchhausen Hausvater, IV Th. S. 187, sqq.

Gast-

Gast-Geber, in der anständigen Sprechart, ein Gast-Wirth, der Gäste, d. i. Fremde für Geld beherberget und speiset; im Oberd. ein **Gastgeb**, Dän. **Gastgiver**, **Giästgiver**.

Gast scheint auch hier für Kost, Nahrung, zu stehen. Siehe Gasthalter und Gaste.

Gast-Geboth, ein großes Gastmahl, ein feyerlicher Schmaus, wozu man Gäste biethet, d. i. ladet. Ein Gastgeboth ausrichten, halten, anstellen. Im Nieders. **Gastebade**, **Gastebod**, im Fries. **Gestebode**, Dän. **Giästebud**, Schwed. **Gästabud**. Ehedem auch **Hochzeit**. Siehe **Gasterey**.

Gast-Gericht, oder **Gast-Recht**, ist an einigen Orten, in denen Städten, wo viel Handel, Gewerbe und Anlauf ist, ein zum Besten der Gäste, d. i. Fremden, angeordnetes Gericht, welches sich in nöthigen Fällen auch außerordentlich versammelt, und die von Fremden wider Einheimische vorgebrachten Klagen kurz und summarisch untersucht und entscheidet. Weil ein solches Gericht vornehmlich zum Besten der Handlung angeordnet ist, wird es auch das **Handelsgericht**, **Handelsrecht** oder **Kaufrecht**, genannt. Kraft dessen muß den Ausländern und Fremden, die an dem Orte kein Bürgerrecht haben, insonderheit in den See- und andern großen Handelsstädten, wenn sie eine Sache klagbar machen, ein schleuniges Recht dergestalt wiederfahren, daß der endliche Spruch in ihrer Sache nicht länger, als von 3 zu 3 Tagen, ja an vielen Orten nur von einem Sonnenschein bis zum andern, aufgeschoben werden darf.

Gast-Halter, in einigen besonders oberdeutschen Gegenden, eine anständige Benennung eines Gastwirthes, der auch wohl ein **Gastgeber**, **Gastmeister**, und wenn man ihm ein vornehmes Ansehen geben will, ein **Gastherr** genannt wird.

Gast-Haus. 1. Das Haus eines Gastgebers oder Gasthalters, ein öffentliches Haus, in welchem Gäste oder Reisende für Geld aufgenommen und verpfleget werden. Siehe **Wirthshaus.**

2. Zuweilen auch ein Speisehaus, ein Haus, wo man für Geld zwar gespeiset, aber nicht beherberget wird.

3. In einigen, besonders oberdeutschen Gegenden auch ein Hospital, in welchem Pilgrimme, Arme und Kranke aufgenommen und verpfleget werden.

Gast-Herr. 1. Siehe **Gasthalter.** 2. Zuweilen auch der Herr des Gastgebothes, der ein Gastgeboth oder Gastmahl ausrichtet.

Gast-Hof, ein großes Gasthaus, in der ersten Bedeutung, wo Reisende, besonders vom Stande, für Geld aufgenommen und anständig bewirthet werden.

Gast-Kammer, eine für Gäste, d. i. Fremde, die man herberget, bestimmte Kammer, sowohl in Gasthäusern, als bey Privatpersonen.

Gast-Kleid, ein feyerliches Kleid, welches man nur anleget, wenn man zu Gaste gehet.

Gast-Mahl (*), eine feyerliche Mahlzeit, zu welcher man Gäste einladet, ein Schmaus. **Ein Gastmahl halten, anstellen, ausrichten. Zu einem Gastmahle gehen.** Siehe **Gasterey.**

Gast-Meister. 1. Siehe **Gast-Halter.** 2. In den Klöstern, ein Mönch, der die Aufnahme und Bewirthung der Fremden besorget; Hospitalaris, Hospitarius.

Gast-Mutter, in einigen Hospitälern, diejenige Frau, welche die Pilgrimme, Kranken oder Armen pfleget und besorget. Siehe **Gast-Haus** 3.

Gast-Ordnung, eine den Gastwirthen von der Obrigkeit vorgeschriebene Verordnung dessen, was sie bey Auf-

(*) Ehedem Höselung, so wie höseln für schmausen üblich war; im Oesterr. eine Landschaft, im Nieders. eine Köste.

Aufnahme und Bewirthung des Fremden zu beobachten haben; siehe im Art. **Wirthshaus.**

Gast=Recht, siehe **Gast=Gericht.**

Gast=Stube, im gem. Leben, eine für die Gäste bestimmte Stube, sowohl in Gast= als Privathäusern, in der anständigern Sprechart ein **Gastzimmer.** In engerer Bedeutung werden in den Gasthäusern nur diejenigen Stuben, in welchen die geringern Gäste sich beysammen aufhalten, **Gaststuben** genannt, zum Unterschiede von den für Vornehmere bestimmten Zimmern.

Gast=Wirth, ein Wirth, welcher Reisende für Geld aufnimmt, und mit Speise und Trank versorget. S. **Gast=Geber** und **Gast=Halter.**

Gast=Zimmer, siehe **Gast=Stube.**

Gaste, ein Wort, welches noch nur mit dem Vorworte zu, ohne Artikel, in einigen Redensarten gebraucht wird, wo es so viel als einen Schmaus, oder eine Mahlzeit bedeutet. **Jemanden zu Gaste laden oder bitten.** Sich selbst zu Gaste bitten, ungeladen als ein Gast kommen. Zu Gaste gehen, bey einem zu Gaste kommen. Jemanden zu Gaste haben, ihn bey sich bewirthen. Er ist zu Gaste, bey einem Gastmahle.

Frisch glaubt, daß dieses Wort das vorige Gast sey, und daß zu Gaste so viel bedeute, als daß jemand ein Gast sey. Allein, es scheint hier vielmehr mit dem Nieders. Köste, im Epirotischen Gosty, ein Schmaus, eine feyerliche Mahlzeit überein zu kommen.

Siehe **Gast=Geber** und **Köste.**

Gastel=Knecht, bey den Handwerkern, ein Knecht des ganzen Handwerkes, so das Handwerk zusammen fordert, und auch **Stubeknecht** genannt wird.

Gasterey, im gem. Leben, ein Schmaus, ein Gastgeboth, ein Gastmahl, eine Gastung, eine feyerliche Mahlzeit, zu welcher man Gäste ladet, L. Convivium, Epulum, Fr. Banquet, Festin, Regale, Repas. **Eine Gasterey anstellen, ausrichten. Zu einer Gasterey gehen. Einer Gasterey beywohnen.**

Zu

Zu den Gastereyen oder feyerlichen Mahlzeiten, gehören außer andern vielen Arten, insonderheit die Hochzeiten, Kindtaufschmäuse und Trauermahlzeiten. Die Schmausereyen bey Hochzeiten, Kindtaufen und andern Gelegenheiten, gehören mit unter diejenigen allgemeinen Gewohnheiten, welche einen sehr schädlichen Einfluß in den gesammten Nahrungsstand haben, und zum Verderben der Unterthanen gereichen. Die Gewohnheit nach der priesterlichen Einsegnung zweyer Verlobten, ein Hochzeitmahl oder einen Hochzeitschmaus zu geben, ist in einen Mißbrauch ausgeartet, der manchem Ehepare Jahre lang, und andern auf ihre ganze Lebenszeit wehe thut. Nicht ein, sondern drey und mehrere Tage werden an manchen Orten, dem Fraß- und Saufgott gewidmet, und die Feyerlichkeiten mit ermüdeten Gliedern, verdorbenen Magen, zuweilen auch mit blutigen Auftritten geendiget. Sogar die ärmsten Leute, pflegen an diesem sogenannten Ehrentage das äußerste anzuwenden, nicht nur in kostbaren Kleidern und Hausgeräthe eine gewisse, über ihr Vermögen sich erstreckende Figur zu machen, sondern auch eine übermäßige Menge von Eßwaaren und Getränke zusammenzubringen, um diesen mit einer baldigen Nachreue verknüpften feyerlichen Tag mit einem läppischen Gepränge zu zieren. Nicht selten wird das ganze Heurathsgut, wo nicht ein mehreres, diesen Festivitäten gewidmet, und gleichwohl dadurch nicht der geringste wesentliche Nutzen verschaffet. Dieser Aufwand bey Hochzeiten und Kindtaufen gereicht auch der Bevölkerung zum Nachtheil, indem dadurch viele Menschen von dem Heurathen und Kinderzeugen abgeschrekket werden.

Kann eine wohleingerichtete Polizey solche unsinnige Verschwendung wohl mit Gleichgültigkeit ansehen? Darf sie es dulden, daß dergleichen neues Ehepar, in ein Par Tagen mehr Aufwand macht, als es in Jahren erwer-

erwerben kann? Haben junge Anfänger nicht die vorzüglichste Ursache, sich der Sparsamkeit zu befleißigen, um ihre neue Haushaltung ordentlich einrichten, das erwählte Gewerbe mit Muth anfangen, und mit gehörigen Kräften fortsetzen zu können? Ist es nicht rasend, sich zu einer Zeit der Verschwendung zu überlaßen, zu welcher man einen guten Geldvorrath, und den Geist der Sparsamkeit am allernöthigsten hat? Ja, kann man läugnen, daß bey manchen der Hochzeittag nicht den Grund zum Verderben, zur Armuth und zum Elend auf die ganze Lebenszeit geleget habe? Meinem Bedünken nach schreyen die angeführten und andere Gründe mehr, so laut wider diesen alten Mißbrauch, daß die Landespolizey sich unmöglich entbrechen kann, dergleichen Rasereyen durch Gesetze aufzuheben, oder in Schranken zu setzen.

Die Landesgesetze, welche man dieserhalb in vielen deutschen Staaten gemacht hat, beweisen auch, daß man allerdings aufmerksam gewesen ist, diese Ueppigkeiten nicht zu allgemeinen Gewohnheiten werden zu laßen. Also schreiben die alten sächsischen Landes- und Polizeyordnungen sowohl denen von Adel, den Räthen, Gelehrten und vornehmen Bürgern und Kaufleuten, als auch den geringern Bürgern, Handwerkern und Bauern, vor, wie viel und was für Gerichte sie bey Hochzeiten und Kindtaufen geben, wie viel Personen sie dazu einladen, was für Weine sie vorsetzen, und wie lange die Gastereyen dauern sollen; worüber Wildvogel in seiner Dissertation de legibus conviviorum, **von Gastereyordnungen**, Wittenb. 1738, 4. nachzulesen ist. Und eben so hat man auch in den neuern Zeiten den Aufwand in dergleichen Fällen durch scharfe Gesetze einzuschränken gesucht, wohin z. B. die königl. preußische und churfürstl. brandenburgische, die churfürstl. braunschweigische, markgräfl. brandenburgculmbachische und fürstl. schwarzburgische Ordnungen gehören.

Chur-

Churbrandenburgiſche Ordnung, wie man es in Städten mit Köſten oder Wirthſchaften, und auch mit Kindelbieren hinführo halten ſolle, *d. a* 1551, in Mylii Corp. Conſtit. March. 5 Th. 1 Abth. 1 Cap. No. 3, S. 26.

Policey und Ordnung, wie es mit Koſt, Tracht, Kleidungen ꝛc. zu Berlin gehalten werden ſoll, *d. d* 1 Jan. 1604. eb. daſ. No. 8, S 71.

Ordnung und *Conſtitution*, wie es mit den Verlöbnißen, Hochzeiten, Kindelbieren und andern Gelagen der Bauersleute auf den Dörfern gehalten werden ſoll, *d. d.* 20 Mart. 1655, eb daſ No 9, S. 83.

It. wie es hinführo ſowohl in Kleidungen und Livreen, als bey den Gaſtereyen, Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnißen gehalten werden ſolle, *d. d.* 28 May 1696, eben daſ. No. 10, S. 90.

Königl. Preußiſches Mandat, die Hochzeit und Kindtaufeneſſen einzuſchränken, *d. d.* 23 Febr. 1711, in Mylii Corp. Conſtit. March. P. 3. S. 631.

Churbraunſchweigiſches Patent wegen der Kindtaufs-Mahle und Pathengeſchenke, *d d.* 24 May 1704, in den Braunſchw Calenb Ordn. Cap. 6. S. 160.

Markgräfl. Brandenb. Bayreuthiſches Reglement, wie es bey Eheverlöbniſſen, Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbniſſen und Trauerfällen gehalten werden ſoll, *d. d.* 27 Mart. 1738, im Corp. Conſt. Culmb. Th. 1, S. 552.

Reſcript, daß vorſtehendes Reglement ſich auf die *Taxam* der *Jurium Stolæ* auf dem Lande nicht erſtrekke, *d d.* 2 Sept 1738, eb. daſ S. 572.

Ausſchreiben, daß obigem Reglement genau nachgelebet werden ſolle, *d. d.* 23 Mart. 1740, eb. daſ. S. 573.

Verordnung, daß bey Hochzeiten, Kindtaufen und andern dergleichen Fällen nicht mehr als ein Tag mäßig zu ſpeiſen, *d. d.* 19 Nov. 1733. eb. daſ. Th. 2, S. 964.

Erläuterung derſelben, *d. d.* 12 Febr. 1734. eb. daſ. S. 965.

Verordnung, daß Sonntags alle Gaſtereyen unterbleiben ſollen, *d. d.* 3 Mart 1727, eb. daſ. Th. 1. S 142.

Verboth des übermäßigen Aufwandes bey Mahlzeiten, *d. d.* 3 May 1721. eb. daſ. Th. 2, S 1015.

Fürſtl. Schwarzburgiſche Ordnung bey Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbniſſen. Rudelſtadt, 1749, 4.

Was in Ansehung der Kindtaufmahlzeiten ins besondere die nürnbergische verneuerte Kindtaufordnung vom J. 1720, die schweinfurtische revidirte Kindtaufordnung vom J. 1738, die brandenburgculmbachische revidirte und verbesserte Policeyordnung vom J. 1746, die Reichsstadt-Mühlhausische Verordnung wegen Aufwandes bey Gevatterschaften, die fürstl. eichstädtische Policeyordnung vom J. 1707, verordnen, hat Hr. Prof. Hoffer, zu Altdorf, in seinen Beyträgen zum Policeyrecht der Teutschen, S. 285, fgg. bey seinen Betrachtungen über die Gevatterschaften nach den Grundsätzen der Policeywissenschaft angeführt, S. 345, fgg. aber einen Auszug aus dem fürstl. onolzbachischen Hochzeit- Kindtauf- Leichen- und Trauer-Reglement v. 7 Nov. 1733, die Gevatterschaften betreffend, beygebracht, nach welchem §. 7, f. alle unnöthige Kosten und Collation an Speise, Trank und Confect, unter was vor Prätext es auch seyn möchte, bey gesetzter Strafe, und nach Beschaffenheit der Person und Umstände, bey Thurneinstecken, in der Residenz und andern Städten, Märkten, Flecken, Dörfern und Weilern, gänzlich verbothen worden. Wenn jedoch ein Fremder zu Gevattern gebeten wird, und ein solcher über Land reiset, und desselben Tages nicht mehr nach Hause kommen kann: so darf der Kindesvater in solchem Fall denselben bey sich behalten, und mit nöthiger Speise und Trank, doch ohne andere Gäste dazu zu bitten, versehen. Auch ist bey den Land- und Bauersleuten in den Dörfern und Weilern zugelaßen, daß sowohl Kindesvater als Gevattern und andere zum Kirchgang erbetene Personen, da sie zumahl zuweilen einen weiten Weg nach der Kirche zu gehen haben, in den Wirthshäusern nach dem Kirchgange sich aufhalten, und etwas Brod sammt einem Trunk genießen dürfen, jedoch, daß deren Anzahl sich nicht größer als auf 10 Personen, und die Zeche auf eine Person sich nicht höher als auf 8 Kreutzer erstrecken, und sie sich sonst alles Tanzens und Spielens dabey enthalten müssen.

So nöthig und nützlich dergleichen Gesetze sind: so viele Schwierigkeiten befinden sich dabey, welche dieselben beynahe ganz unwirksam machen. Laßen sich gleich die Tage bestimmen, wie lange die Gastereyen bey Hochzeiten dauern sollen: so läßt sich doch die Anzahl der einzuladenden Gäste nicht wohl vorschreiben, weil eine Familie sehr stark seyn und viele vertraute Freunde haben kann,

Churbrandenburgiſche Ordnung, wie man es in Städten mit Köſten oder Wirthſchaften, und auch mit Kindelbieren hinführo halten ſolle, *d. a* 1551, in Mylii Corp. Conſtit. March. 5 Th. 1 Abth. 1 Cap. No. 3, S. 26.

Policey und Ordnung, wie es mit Koſt, Tracht, Kleidungen ꝛc. zu Berlin gehalten werden ſoll, *d. d.* 1 Jan. 1604. eb. daſ. No. 8, S 71.

Ordnung und *Conſtitution*, wie es mit den Verlöbniſſen, Hochzeiten, Kindelbieren und andern Gelagen der Bauersleute auf den Dörfern gehalten werden ſoll, *d. d.* 20 Mart. 1655, eb. daſ. No. 9, S. 83.

Ir. wie es hinführo ſowohl in Kleidungen und Livreen, als bey den Gaſtereyen, Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnißen gehalten werden ſolle, *d. d.* 28 May 1696, eben daſ. No. 10, S. 90.

Königl. Preußiſches Mandat, die Hochzeit und Kindtaufenesſen einzuſchränken, *d. d.* 23 Febr. 1711, in Mylii Corp. Conſtit. March. P. 3. S. 631.

Churbraunſchweigiſches Patent wegen der Kindtaufs-Mahle und Pathengeſchenke, *d. d.* 24 May 1704, in den Braunſchw. Calenb. Ordn. Cap. 6. S. 160.

Markgräfl. Brandenb. Bayreuthiſches Reglement, wie es bey Eheverlöbniſſen, Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbniſſen und Trauerfällen gehalten werden ſoll, *d. d.* 27 Mart. 1738, im Corp. Conſt. Culmb. Th. 1, S. 552.

Reſcript, daß vorſtehendes Reglement ſich auf die *Taxam* der *Jurium Stolæ* auf dem Lande nicht erſtrekke, *d. d.* 2 Sept 1738, eb. daſ S. 572.

Ausſchreiben, daß obigem Reglement genau nachgelebet werden ſolle, *d. d.* 23 Mart. 1740, eb. daſ. S. 573.

Verordnung, daß bey Hochzeiten, Kindtaufen und andern dergleichen Fällen nicht mehr als ein Tag mäßig zu ſpeiſen, *d. d.* 19 Nov. 1733, eb. daſ. Th. 2, S. 964.

Erläuterung derſelben, *d. d.* 12 Febr. 1734, eb. daſ. S. 965.

Verordnung, daß Sonntags alle Gaſtereyen unterbleiben ſollen, *d. d.* 3 Mart 1727, eb. daſ. Th. 1. S 142.

Verboth des übermäßigen Aufwandes bey Mahlzeiten, *d. d.* 3 May 1721. eb. daſ. Th. 2, S 1015.

Fürſtl. Schwarzburgiſche Ordnung bey Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbniſſen. Rudelſtadt, 1749, 4.

kann, als wenn man die Gastereyen nur auf eine gewisse Anzahl Personen und Essen einschränket. Und wenn auch ein oder anderer Fall verschwiegen bleiben sollte, so kann doch dabey kein großer und schädlicher Aufwand gemacht werden, weil solcher allzu sehr in die Augen fallen und bald verrathen werden würde; am wenigsten aber würden dergleichen einzelne und verborgen gebliebene Fälle Gelegenheit zu einer allgemeinen Gewohnheit geben. Diese und der schädliche Aufwand aber ist es allein, was die Polizey durch ihre Maßregeln und Gesetze zu verhindern suchet.

Dem ungeachtet ist es allemahl nöthig, daß dergleichen Gesetze vorhanden seyn; denn diejenigen, denen ein solcher Aufwand beschwerlich fällt, oder welche keine Neigung dazu haben, werden in diesen Gesetzen allemahl eine gültige Entschuldigung und Vorwand finden, einen großen Aufwand zu unterlaßen.

Wenn die Landesregenten über die Schmausereyen bey allen Gelegenheiten ihr Mißfallen bezeigen, so werden die Bedienten, um sich ihrem Herrn gefällig zu machen, und dessen Ungnade zu vermeiden, von selbst davon abstehen, diese aber werden die Bürger und Unterthanen bald zu Nachfolgern bekommen. Wenigstens wird man durch dieses Mittel verhüten, daß die Schmausereyen nicht zu einer allgemeinen Gewohnheit werden.

Jo. Cph. Falckner de juribus conviviorum.

G. A. Jenichen besondere Anmerkungen von den eingeschränkten Verlöbnißmahlzeiten und hochzeitlichen Gastmahlen. Jena 1746, 4.

Eb. Dess. Abhandlung von den Begräbnißmahlzeiten. Lpz. 1747, 4.

Die Einwendung, daß eine solche Einschränkung die natürliche Freyheit der Menschen beleidigen hieße, würde hier unrecht angebracht seyn; denn, wenn sie in so weitläuftigem Verstande genommen werden sollte, müßte es auch eine Beleidigung seyn, einen Unsinnigen, der sich ersäufen wollte, zu retten. Es ist keine Einschränkung billiger Freyheit, wenn man jemand abhält sich unglücklich zu machen. Und da es ausgemacht ist, daß sich viele, und vorzüglich vom Bauernstande, durch thörichte Verschwendungen beym Hochzeitschmause, und andern Feyerlichkeiten, unglücklich machen, so erfordert die landesväterliche

Sorg-

Sorgfalt, dergleichen Mißbräuche mit allem Ernst abzuschaffen.

Zwey Ursachen, welche anzuführen man sich schämen sollte, pflegen zu Beschönigung oberwähnter Mißbräuche zu dienen: 1) die alte Gewohnheit, das Herkommen: 2) das leidige Interesse. Man habe die musikalische Aufwartung verpachtet, folglich litten die Revenüen, wenn man Leute, die ihres Geldes los zu seyn wünschten, einschränken wollte; überdem müßte das Getränk, wo nicht aus den herrschaftlichen Kellern, doch aus den Städten gehohlt werden, mithin würde die Abschaffung der Feyerlichkeiten ein Minus im Etat, diesen Götzen der Cameralisten, verursachen. Können dergleichen unbedeutende Einkünfte, der Schwelgerey, den Balgereyen, der Zeitversäumniß, der Entkräftung neuer Haushaltungen, zum Deckmantel dienen?

Ich bin kein Feind von Lustbarkeiten, von Vergnügung der Sinne, wenn sie nicht in schädliche Mißbräuche ausarten, wenn ein kurzes oft eingebildetes Vergnügen nicht bleibende Nachwehen gebiert. Ich tadle es keinesweges, wenn man den Hochzeittag, diese neue Epoche seiner Wallfahrt, einem unschuldigen Vergnügen widmet; allein, ich sehe nicht ein, warum man dem jungen Ehepar drey und mehrere Tage zur Last seyn, und ihr Heurathsgut aufzehren müsse. Es ist daher sehr nöthig, dergleichen Festins auf Einen Tag zu bestimmen, auch die Anzahl der Speisen festzusetzen; ich glaube so gar, daß man einen andern, als den Copulationstag, zu Bewirthung seiner Freunde widmen sollte. Die hierin in einem Theile von Westphalen, besonders in der Grafschaft Mark unter gemeinen Leuten herrschende Einrichtung, scheint mir in verschiedenen Stücken vorzüglich und den Absichten gemäßer.

Der Copulationstag geht daselbst ganz stille zu, und das etwanige Vergnügen bleibt unter vier Augen; allein jedermann, der sich verheurathet, oder der ein neues Gebäude, wenn es auch nur ein Stall wäre, errichtet, sagt: er wolle Hochzeit machen. Dieser Hochzeittag, der zuweilen Jahre nach der Copulation eintrifft, wird immer zur bequemsten Zeit, und zum wahren Vergnügen des Ehepares, oder auch des Bauenden, celebriret. Man mästet nach Gelegenheit das nöthige Vieh, schaffet mit Bequemlichkeit die übrigen Bedürfnisse an, und bittet sodenn alle seine Freunde, ja alle Bekannte, zur Hochzeit. Jeder Hochzeitgast ist verbunden, einen Schinken, einen Braten, Butter, Milch u. s. w. den Tag vor dem angesetzten Termin in das Hochzeithaus zu schicken, und

kann, als wenn man die Gaſtereyen nur auf eine gewiſſe Anzahl Perſonen und Eſſen einſchränket. Und wenn auch ein oder anderer Fall verſchwiegen bleiben ſollte, ſo kann doch dabey kein groſſer und ſchädlicher Aufwand gemacht werden, weil ſolcher allzu ſehr in die Augen fallen und bald verrathen werden würde; am wenigſten aber würden dergleichen einzelne und verborgen gebliebene Fälle Gelegenheit zu einer allgemeinen Gewohnheit geben. Dieſe und der ſchädliche Aufwand aber iſt es allein, was die Polizey durch ihre Maßregeln und Geſetze zu verhindern ſuchet.

Dem ungeachtet iſt es allemahl nöthig, daß dergleichen Geſetze vorhanden ſeyn; denn diejenigen, denen ein ſolcher Aufwand beſchwerlich fällt, oder welche keine Neigung dazu haben, werden in dieſen Geſetzen allemahl eine gültige Entſchuldigung und Vorwand finden, einen groſſen Aufwand zu unterlaßen.

Wenn die Landesregenten über die Schmauſereyen bey allen Gelegenheiten ihr Mißfallen bezeigen, ſo werden die Bedienten, um ſich ihrem Herrn gefällig zu machen, und deſſen Ungnade zu vermeiden, von ſelbſt davon abſtehen, dieſe aber werden die Bürger und Unterthanen bald zu Nachfolgern bekommen. Wenigſtens wird man durch dieſes Mittel verhüten, daß die Schmauſereyen nicht zu einer allgemeinen Gewohnheit werden.

Jo. Cph. Falckner de jurihus conviviorum.

G. A. Jenichen beſondere Anmerkungen von den eingeſchränkten Verlöbnißmahlzeiten und hochzeitlichen Gaßmahlen. Jena 1746. 4.

Eb. Deſſ. Abhandlung von den Begräbnißmahlzeiten. Lpz. 1747. 4.

Die Einwendung, daß eine ſolche Einſchränkung die natürliche Freyheit der Menſchen beleidigen hieße, würde hier unrecht angebracht ſeyn; denn, wenn ſie in ſo weitläuftigem Verſtande genommen werden ſollte, müßte es auch eine Beleidigung ſeyn, einen Unſinnigen, der ſich erſäufen wollte, zu retten. Es iſt keine Einſchränkung billiger Freyheit, wenn man jemand abhält ſich unglücklich zu machen. Und da es ausgemacht iſt, daß ſich viele, und vorzüglich vom Bauernſtande, durch thörichte Verſchwendungen beym Hochzeitſchmauſe, und andern Feyerlichkeiten, unglücklich machen, ſo erfordert die landesväterliche

Sorg-

Freude und Herrlichkeit leben: die Polizey muß es geschehen laßen; denn sie kann niemand bey den Haaren von Verschwendung seines Vermögens zurückziehen.

Hingegen kann es der Polizey nicht gleichgültig seyn, und sie kann nicht gestatten, daß bey den Handwerkszusammenkünften und Innungen geschmauset und gesoffen wird, noch daß solches bey Kauf- und Verkaufsfällen oder so genannten Weinkauf geschiehet.

In der hessencasselischen Verordnung, wie es bey Hochzeiten, Verlöbnissen, Kindtaufen, Begräbnissen, Weinkaufen, Panketen und Gastereyen gehalten werden soll, v. 8 Oct. 1625, wird verordnet, daß beym Kaufen und Verkaufen über 500 Gulden, ein Viertel, welche aber darüber getroffen werden, nur zwey Viertel Wein getrunken werden soll. Bey Eheverlöbnissen aber sind die Weinkaufsmahlzeiten in der Verordnung vom 9 Dec. 1748 gänzlich verbothen.

Sie verbiethet billig das Schmausen der neuerwählten Rathsglieder und Schöffen;

S. hessencasselisches Rathsmodell v. 15 Oct. 1676, und Abschied vom 28 Apr. 1686.

imgleichen die Schöffenmahlzeiten, welche sonst die neugewählten Dorf- und Gerichtsschöffen geben müssen.

S. hessencasselische Verordn. vom 1 Dec. 1732.

Auch verdienen die Kirchweihen oder Kirchmessen, wo nicht gänzlich abgeschaffet, wenigstens doch gehörig eingeschränket zu werden; wovon im Art. Kirch-Messe ein Mehreres vorkommen wird.

Gastiren. 1. Ein Gastmahl ausrichten, schmausen; Fr. regaler, traiter. 2. Ein Gastwirth seyn, Gäste für Geld beherbergen und speisen. Siehe auch das Folgende.

Gastung (*), im gem. Leben einiger Gegenden. 1. Ein Gastmahl, eine Gasterey. 2. Eine Haushaltung, wo Gäste

(*) Von dem veralteten Zeitworte gasten, wofür jetzt gastiren üblich ist.

Gäſte für Geld beherberget und bewirthet werden. Eine Gaſtung haben, halten. Daher das Gaſtungsrecht, das Recht eine Gaſtung zu halten, d. i. Gäſte für Geld zu beherbergen und zu bewirthen.

Gâteau ſiehe Fladen. Kuchen.

Gatte, Niederſ. Gade, eine durch das Band der Ehe mit einer andern verbundene Perſon, in Rückſicht auf dieſelbe, der Ehegatte. So heißt ſowohl der Mann der Gatte der Frau, als auch dieſe der Gatte des erſtern. Allein in der anſtändigen und edlern Schreib-Art, braucht man in dem letztern Falle lieber das weibliche die Gattinn.

Figürlich ſind beyde Wörter in der anſtändigern und dichteriſchen Schreibart auch von Thieren üblich. Die Turteltaube trauert einſam und beweinet den verlohrnen Gatten, Fr. Compagne de tourterelle. Siehe Ehegatte.

Gatten, bedeutet überhaupt vereinigen, verbinden, wird aber nur noch in einigen Fällen gebraucht. 1. Für vereinigen, verbinden überhaupt, doch nur zuweilen in der dichteriſchen Schreibart. 2. Dinge von einer Art zu einander fügen, in welchem Verſtande es doch nur im Oberdeutſchen für das Hochdeutſche ſortiren, üblich iſt. Die Waaren gatten, Fr. aſſortir les marchandises. Die Hochdeutſchen haben dieſes Zeitwort veralten laßen, aber deſſen Hauptwort Gattung beybehalten. 3. Sich gatten, ſich paaren, ſich zur Fortpflanzung vermiſchen, doch nur von den Thieren in der anſtandigen Schreib- und Sprechart.

Gatter (*) (das), ein Werk aus über einander, oder kreutzweiſe mit einander verbundenen, oder auch verſchränk-

(*) Gatter, Niederſ. Gadder, ſtammet unmittelbar von gatten her, ſo fern es verbinden überhaupt bedeutet. Indeſſen iſt es in dieſer Form doch ſchon ſehr alt. Das Hebr. גָּדַר bedeutet zäunen, und גָּדֵר ein Zaun, eine Mauer. Im mittlern Lat. iſt Caderum, Ital. Cataracta, ein Gatterthor, und Gade-

Freude und Herrlichkeit leben: die Polizey muß es geschehen laßen; denn sie kann niemand bey den Haaren von Verschwendung seines Vermögens zurückziehen.

Hingegen kann es der Polizey nicht gleichgültig seyn, und sie kann nicht gestatten, daß bey den Handwerkszusammenkünften und Innungen geschmauset und gesoffen wird, noch daß solches bey Kauf- und Verkaufsfällen oder so genannten Weinkauf geschiehet.

In der hessencasselischen Verordnung, wie es bey Hochzeiten, Verlöbnissen, Kindtaufen, Begräbnissen, Weinkaufen, Panketen und Gastereyen gehalten werden soll, v. 8 Oct. 1625, wird verordnet, daß beym Kaufen und Verkaufen über 500 Gulden, ein Viertel, welche aber darüber getroffen werden, nur zwey Viertel Wein getrunken werden soll. Bey Eheverlöbnissen aber sind die Weinkaufsmahlzeiten in der Verordnung vom 9 Dec. 1748 gänzlich verbothen.

Sie verbiethet billig das Schmausen der neuerwählten Rathsglieder und Schöffen;

S. hessencasselisches Rathsmodell v. 15 Oct. 1676, und Abschied vom 28 Apr. 1686.

imgleichen die Schöffenmahlzeiten, welche sonst die neugewählten Dorf- und Gerichtsschöffen geben müssen.

S. hessencasselische Verordn. vom 1 Dec. 1732.

Auch verdienen die Kirchweihen oder Kirchmessen, wo nicht gänzlich abgeschaffet, wenigstens doch gehörig eingeschränket zu werden; wovon im Art. Kirch-Messe ein Mehreres vorkommen wird.

Gastiren. 1. Ein Gastmahl ausrichten, schmausen; Fr. regaler, traiter. 2. Ein Gastwirth seyn, Gäste für Geld beherbergen und speisen. Siehe auch das Folgende.

Gastung (*), im gem. Leben einiger Gegenden. 1. Ein Gastmahl, eine Gasterey. 2. Eine Haushaltung, wo Gäste

(*) Von dem veralteten Zeitworte gasten, wofür jetzt gastiren üblich ist.

den nicht hinein fliegen, das Futter aber mit Federn oder sonst verderben oder wegfressen mögen.

Gatter-Werk, Fr. Treillage 1. Die Verbindung mehrerer Stäbe in Gestalt eines Gatters oder Gitters; in der anständigen Sprechart, das **Gitterwerk**.

2. Ein jedes in Gestalt eines Gitters verfertigtes Ding.

Gatter-Zins (der), oder die **Gatterzinsen** (*), an einigen Orten, z. B. um Nürnberg, eine Art von Zins, so noch außer dem Grundzinse gegeben wird, und auch **Afterzins**, **Nachzins**, **Gattergeld**, **Gattergulden**, **Herrengulden** genannt wird.

„Zins, Gatterzins oder Nachzins werden genennet, die, „so auf einem Gut nach den Aigenzinßen bekent oder ver„schrieben sind," heißt es in der Nürnb. Reformat. von 1564.

Ehedem gaben auch in Sachsen die auf den Dörfern wohnenden Handwerker **Gatterzinsen**, wofür nachmahls das **Schutzgeld** eingeführt wurde. An einigen Orten versteht man darunter Kornzinsen, oder eine gewisse Abgabe an Getreide, welche die Bauern von ihren Gütern nicht ihrer eigenen Herrschaft, sondern einem auswärtigen Herrn jährlich abzutragen schuldig sind; doch muß dieser Zins von demjenigen, dem er entrichtet wird, selbst eingefordert werden. Derjenige, welcher Gatterzinsen einzunehmen hat, wird der **Gatterherr**, derjenige aber, welcher Gatterzinsen zu geben verbunden ist, der **Gatterzinsmann** genannt. Siehe auch **Gatterschaft**.

Gattern, ein unmittelbar von Gatter abstammendes Wort, gatter- oder gitterförmig machen.

Das Zinn **gattern**, in den Zinnhütten, es erst der Länge, und denn der Quere nach auf ein warm gemachtes Kupferblech gießen; ein solches Gatter rollet man

(*) Vielleicht von gattern, Angels. gadern, sammeln, einsammeln.

ſchränkten Stäben. Ein eiſernes Gatter vor einem Fenſter. Ein Gatter in einem Zaune, vor einem Garten, ein gegittertes Thor. Siehe Gitter.

In den Zinnhütten ſind die Gatter, gitterweiſe gegoſſene Stücken Zinn. Siehe auch Gattern.

In den Schneidemühlen iſt das Gatter die Rüſtung, zwiſchen deren Ständern die Säge eingeſpannet iſt.

Auf den oberſächſiſchen Schiffen, welche nach Hamburg fahren, wird das Steuerruder zuweilen ein Gatter genannt, vermuthlich wegen einiger Aehnlichkeit oder ehemahligen Bauart.

Gatter-Geld, ſiehe Gatter-Zins.

Gatter-Gülden, ſiehe eben daſelbſt.

Gatter-Haube, ſiehe unter Haube.

Gatter-Thor, ein Thor, welches aus einem durchſichtigen Gatterwerke beſteht; Fr. Porte treillillée, Porte à treilli-.

Gatter-Thüre, Fr. Porte à claire-voye, eine Thüre, welche von Lattenſtücken, mit Leiſten, Riegeln und Bändern gemacht iſt. Man pflegt dergleichen vor die Stallthüren zu hängen, damit, wenn die rechten Thüren geöffnet ſind, die Luft durchgehen, dem Vieh aber das unzeitige Einlaufen in dieſe Oerter und Ställe verwehret werden möge. Inſonderheit geſchieht ſolches vor die Pferde- und Kuhſtälle, da ſie denn oben mit leichten Geſtellen, wodurch Stäbe gezogen ſind, vollends zugemacht werden, damit die Hühner und Tauben

Gaderes, Gades, die Gränze, vermuthlich ſo fern ſie durch einen Zaun bezeichnet wird. Siehe Gart und Garten. In einigen, beſonders oberdeutſchen Gegenden, iſt dieſes Wort männliches Geſchlechtes, der Gatter.

Gatter und Gitter ſind bloß in der Mundart und Würde unterſchieden; jenes iſt mehr in der gemeinen, ſo wie dieſes in der edlen und anſtändigen Sprechart üblich, obgleich in einigen beſondern Fällen, wie in Fallgatter, Gatterthor u. ſ. f. jenes auch in der anſtändigen Sprechart beybehalten wird.

1. Das Land, im Gegensatze der Stadt. Auf dem Gau wohnen, auf dem Lande, bey dem Altenstaig. Die Bäcker und Metzger im Würtembergischen gehen auf das Gau, wenn sie ihr Brod auf dem Lande verkaufen, oder auf das Land nach Vieh reisen. Eine Gäutaferne ist im Oesterreichischen eine Dorfschenke.

2. Ein Thal. Vallis venusta, in Tyrol, heißt Deutsch Vinstgau oder Vintschgau.

3. Eine Landschaft, eine Provinz, ein Gebieth, in welcher Bedeutung dieses Wort in den mittlern Zeiten sehr häufig vorkommt, wo Deutschland und dessen Provinzen in viele Gaue vertheilt waren, deren jeder seinen Vorgesetzten hatte, so gemeiniglich ein Graf hieß. Eine Menge eigenthümlicher Nahmen der Oerter haben dieses Wort noch aufzuweisen, so wie es in dem ehemahligen Alemannien noch häufig in der Bedeutung eines Districtes, Landstriches üblich ist.

Gau-Dieb, eine im gem. Leben übliche Benennung eines listigen, verschlagenen Diebes, der mit Behendigkeit zu stehlen weis.

Dieses Wort kommt in dieser Bedeutung nicht von Gau, ein Land, sondern von dem noch im Nieders. üblichen gau, hurtig, geschwinde, listig her, welches bey dem Ottfried gow und gaw lautet, und zu dem hochdeutschen Jäh gehört; weil man mit diesem Worte allemahl den Begriff der List, der Geschwindigkeit verbindet. Nieders. Gaudeef, Dän. Gaudiv. Siehe Gauner. In Lübeck heißt ein solcher Gaudieb auch Handkengau, der schnell mit den Händen ist; siehe Jäh. So fern aber Gaudieb in Schwaben, dem Frisch zu Folge, einen Landdieb bedeutet, der Land und Leute bestiehlt, kommt es allerdings von Gau, ein Land, her.

Gau-Ding, ein noch in einigen Gegenden übliches Wort, ein Ding, d. i. Gericht über einen gewissen Gau

genau überein. Bey dem Ulphilas lautet es Gauje, im Holl. Gaw, Goy, Goo, im Fries. Gau, im Nieders. Gohe, Göe, bey dem Ottfried Gouuo, im mittlern Lat. Gobia. Siehe Gauding, Gaugericht, Gaugraf, u. s. f.

Gau oder Diſtrict zu bezeichnen, ein Gaugericht. In Bremen wird das öffentliche peinliche Halsgericht das Göding oder Güding genannt.

So fern Gau auch der Stadt entgegen geſetzt wird, und alsdann oft ein Dorf bezeichnet, kommt Gauding auch an einigen Orten von einem Dorfgerichte vor.

Gau=Gericht, wie das vorige, ein Gericht ſowohl über einen ganzen Gau, als auch auf dem Gaue, d. i. auf dem Lande, zum Unterſchiede von dem Stadtgerichte; in beyden Fällen nur noch in einigen Gegenden.

Gau=Graf, gleichfalls nur noch in einigen Gegenden.

1. Ein Graf oder Richter über einen Gau, d. i. über einen gewiſſen Diſtrict. Dergleichen ſind die Gau-Grafen in dem Ravensbergiſchen, welche das Gau= oder Hochgericht ausmachen. Weil ein ſolches Gericht die hohe Gerichtbarkeit ausübet, ſo wird ein Gau-Graf an einigen Orten, z. B. in der Grafſchaft Mark auch ein Hochgraf genannt. Siehe Gau 3.

2. Ein Richter auf dem Lande, in einem Dorfgerichte, ein Dorfſchulze, in welchem Verſtande dieſes Wort in einigen niederſächſiſchen Gegenden noch ſehr üblich iſt.

Daher die Gaugrafſchaft, der Diſtrict oder das Gebieth, worüber ein Gaugraf geſetzt iſt, in beyden Bedeutungen dieſes Worts.

Gau=Recht, ſiehe Dorf=Recht.

1. **Gauch** (der), ein nur im Oberdeutſchen übliches Wort. 1. Ein junger unbärtiger Menſch, im verächtlichen Verſtande; Ital. Cucco. Daher die erſten Haare des Bartes, die Milchhaare, im Oberdeutſchen auch der Gauch, imgleichen Gauchfedern, Gauch-Haare genannt werden.

2. Ein Narr; im Hochd. ein Geck. Kaisersberg braucht auch das Fämin. die Gäuchinn, für eine Närrin.

1. Das Land, im Gegensatze der Stadt. Auf dem Gau wohnen, auf dem Lande, bey dem Altenstaig. Die Bäcker und Metzger im Würtembergischen gehen auf das Gau, wenn sie ihr Brod auf dem Lande verkaufen, oder auf das Land nach Vieh reisen. Eine Gäutaferne ist im Oesterreichischen eine Dorfschenke.

2. Ein Thal. Vallis venusta, in Tyrol, heißt Deutsch Vinstgau oder Vintschgau.

3. Eine Landschaft, eine Provinz, ein Gebieth, in welcher Bedeutung dieses Wort in den mittlern Zeiten sehr häufig vorkommt, wo Deutschland und dessen Provinzen in viele Gaue vertheilt waren, deren jeder seinen Vorgesetzten hatte, so gemeiniglich ein Graf hieß. Eine Menge eigenthümlicher Nahmen der Oerter haben dieses Wort noch aufzuweisen, so wie es in dem ehemahligen Alemannien noch häufig in der Bedeutung eines Districtes, Landstriches üblich ist.

Gau-Dieb, eine im gem. Leben übliche Benennung eines listigen, verschlagenen Diebes, der mit Behendigkeit zu stehlen weis.

Dieses Wort kommt in dieser Bedeutung nicht von Gau, ein Land, sondern von dem noch im Nieders. üblichen gau, hurtig, geschwinde, listig her, welches bey dem Ottfried gow und gaw lautet, und zu dem hochdeutschen Jäh gehört; weil man mit diesem Worte allemahl den Begriff der List, der Geschwindigkeit verbindet. Nieders. Gaudeef, Dän. Gaudiv. Siehe Gauner. In Lübeck heißt ein solcher Gaudieb auch Handkengau, der schnell mit den Händen ist; siehe Jäh. So fern aber Gaudieb in Schwaben, dem Frisch zu Folge, einen Landdieb bedeutet, der Land und Leute bestiehlt, kommt es allerdings von Gau, ein Land, her.

Gau-Ding, ein noch in einigen Gegenden übliches Wort, ein Ding, d. i. Gericht über einen gewissen

Gau

genau überein. Bey dem Ulphilas lautet es Gauja, im Holl. Gaw, Goy, Goo, im Fries. Gau, im Nieders. Gohe, Göe, bey dem Ottfried Gouuo, im mittlern Lat. Godia. Siehe Gauding, Gaugericht, Gaugraf, u. s. f.

Gau oder Diſtrict zu bezeichnen, ein **Gaugericht**. In Bremen wird das öffentliche peinliche Halsgericht das **Göding** oder **Güding** genannt.

So fern Gau auch der Stadt entgegen geſetzt wird, und alsdann oft ein Dorf bezeichnet, kommt Gauding auch an einigen Orten von einem Dorfgerichte vor.

Gau=Gericht, wie das vorige, ein Gericht ſowohl über einen ganzen Gau, als auch auf dem Gaue, d. i. auf dem Lande, zum Unterſchiede von dem Stadtgerichte; in beyden Fällen nur noch in einigen Gegenden.

Gau=Graf, gleichfalls nur noch in einigen Gegenden.

1. Ein Graf oder Richter über einen Gau, d. i. über einen gewiſſen Diſtrict. Dergleichen ſind die Gau-Grafen in dem Ravensbergiſchen, welche das Gau- oder **Hochgericht** ausmachen. Weil ein ſolches Gericht die hohe Gerichtbarkeit ausübet, ſo wird ein Gau-Graf an einigen Orten, z. B. in der Grafſchaft Mark auch ein **Hochgraf** genannt. Siehe **Gau** 3.

2. Ein Richter auf dem Lande, in einem Dorfgerichte, ein Dorfſchulze, in welchem Verſtande dieſes Wort in einigen niederſächſiſchen Gegenden noch ſehr üblich iſt.

Daher die **Gaugrafſchaft**, der Diſtrict oder das Gebieth, worüber ein **Gaugraf** geſetzt iſt, in beyden Bedeutungen dieſes Worts.

Gau=Recht, ſiehe **Dorf=Recht**.

1. **Gauch** (der), ein nur im Oberdeutſchen übliches Wort. 1. Ein junger unbärtiger Menſch, im verächtlichen Verſtande; Ital. Cucco. Daher die erſten Haare des Bartes, die Milchhaare, im Oberdeutſchen auch der **Gauch**, imgleichen **Gauchfedern**, **Gauch-Haare** genannt werden.

2. Ein Narr; im Hochd. ein **Geck**. Kaisersberg braucht auch das Fämin. die **Gäuchinn**, für eine Närrin.

Cardamine (resedifolia) foliis inferioribus indivisis, superioribus trilobis pinnatisque *Linn.* Cardamine alpina major resedæ foliis *Tourn.* Sie wächset auf den schweitzerischen und pyrenäischen Alpen. Wenn sie alt wird, sind ihre Wurzelblätter halb-dreylappig, oder dreylappig, bisweilen mit 2 oder 4 Lappen vermehrt, welche mit der Rippe in eines zusammenfließen.

6. **Gauchblume mit dreyfachen und stumpfen Blättern, und einem ziemlich nackten Stamm,** Cardamine (trifolia) foliis ternatis obtusis caule subnudo *Linn.* Cardamine trifolia *Lobel. Dalech. Theod.* & *Gerard* Cardamine alpina *Clus.* Sie wächset auf den schweitzerischen und lappländischen Alpen in schattigen waldigen Gegenden wild. Sie wird, wie die erste Art, fortgepflanzt und behandelt.

7. **Gauchblume mit dreyfachen und scharf zugespitzten Blättern, und einem sehr ästigen Stamm,** Cardamine (africana) foliis ternatis acuminatis, caule ramosissimo *Linn.* Cardamine africana trifolia *Tourn.* Sie kommt aus Afrika.

8. **Gauchblume, deren Blätter gefiedert sind, und aus fünf eingeschnittenen Blättlein bestehen,** Cardamine (chelidonia) foliis pinnatis, foliolis quinis incisis *Linn.* Cardamine glabra chelidonii folio *Tourn.* Man findet sie in Sibirien und Italien wild. Ihre Blumen sind blaß-purpurroth. Sie wird, wie die erste Art, fortgepflanzt.

9. **Gauchblume, deren Blätter gefiedert und eingeschnitten sind, und Blattansätze, und deren Blumen keine Krone haben; Springgauchblume; Springkresse,** Cardamine (Impatiens) foliis pinnatis incisis stipulatis, floribus apetalis *Linn.* Cardamine annua exiguo flore *Tourn.* Cardamine impatiens, vulgo Sium minus impatiens *Raj* Sie wächst in Europa in den Wäldern an dem Fuß der Berge, und ist dem äußerlichen Ansehen nach dem Sophienkraute ähn-

ähnlich. Die Blattſtiele bilden an ihrer Einlenkung zwo zurückgebogene Spitzen, welche wie Blattanſätze ausſehen, dergleichen in keiner andern Art zu finden ſind. Der Kelch iſt kürzer als die Staubfäden, und die Blumenblätter fehlen gänzlich. Wenn der Same reif iſt, ſpringt die Schote, ſobald man ſie berührt, mit einiger Gewalt auf, und ſtreuet den Samen überall herum. Aus dieſem kann man ſie auch ziehen. Man darf ihn nur in dieſer Abſicht an einem ſchattigen Orte von ſelbſt ausfallen laßen, und, wenn die Pflanzen aufgegangen ſind, verdünnen, und vom Unkraut reinigen.

10. **Gauchblume, deren Blätter geſiedert ſind, und keine Anſätze, aber lanzenförmige und ſtumpfe Blättlein, und deren Blumen Kronen haben,** Cardamine (parviflora) foliis pinnatis exſtipulatis, foliolis lanceolatis obtuſis, floribus corollatis *Linn.* Cardamine pratenſis parvo flore *Tourn.* Man findet ſie in Europa. Sie iſt jährig, und kommt in der Art ihrer Fortpflanzung, in der Beſchaffenheit ihrer Schoten, und in dem Gebrauche ihrer jungen Blätter zu Salat, mit der vorhergehenden überein; ihr Stamm aber iſt kürzer und hat ſpitzige Ecken. Ihre Blätter haben keine Anſätze, und beſtehen aus lanzenförmigen, ſtumpfen und nicht gezahnten Blättern, deren unterſte nicht handförmig, ſondern eyrund und glatt ſind. Ihre Staubfäden ſind kürzer als die Blumenkrone; ihre Schoten um die Hälfte kleiner, und ſtehen aufrecht auf horizontalen Stielchen.

11. **Gauchblume mit geſiederten Blättern, deren Blättlein handförmig, gleich und geſtielt ſind,** Cardamine (græca) foliis pinnatis foliolis palmatis æqualibus petiolatis *Linn.* Man findet ſie in Deutſchland, Sicilien, Corſica, und auf den griechiſchen Eylanden wild. Sie kommt in der Art, ſie fortzupflanzen, in ihren Schoten und in ihrem Nutzen, mit der Springgauchblume überein.

Cardamine (resedifolia) foliis inferioribus indivisis, superioribus trilobis pinnatisque *Linn.* Cardamine alpina major resedæ foliis *Tourn.* Sie wächset auf den schweitzerischen und pyrenäischen Alpen. Wenn sie alt wird, sind ihre Wurzelblätter halb-dreylappig, oder dreylappig, bisweilen mit 2 oder 4 Lappen vermehrt, welche mit der Rippe in eines zusammenfließen.

6. **Gauchblume mit dreyfachen und stumpfen Blättern, und einem ziemlich nackten Stamm,** Cardamine (trifolia) foliis ternatis obtusis caule subnudo *Linn.* Cardamine trifolia *Lobel. Dalech. Theod.* & *Gerard* Cardamine alpina *Clus.* Sie wächset auf den schweitzerischen und lappländischen Alpen in schattigen waldigen Gegenden wild. Sie wird, wie die erste Art, fortgepflanzt und behandelt.

7. **Gauchblume mit dreyfachen und scharf zugespitzten Blättern, und einem sehr ästigen Stamm,** Cardamine (africana) foliis ternatis acuminatis, caule ramosissimo *Linn.* Cardamine africana trifolia *Tourn.* Sie kommt aus Afrika.

8. **Gauchblume, deren Blätter gefiedert sind, und aus fünf eingeschnittenen Blättlein bestehen,** Cardamine (chelidonia) foliis pinnatis, foliolis quinis incisis *Linn.* Cardamine glabra chelidonii folio *Tourn.* Man findet sie in Sibirien und Italien wild. Ihre Blumen sind blaß-purpurroth. Sie wird, wie die erste Art, fortgepflanzt.

9. **Gauchblume, deren Blätter gefiedert und eingeschnitten sind, und Blattansätze, und deren Blumen keine Krone haben; Springgauchblume; Springkresse,** Cardamine (Impatiens) foliis pinnatis incisis stipulatis, floribus apetalis *Linn.* Cardamine annua exiguo flore *Tourn.* Cardamine impatiens, vulgo Sium minus impatiens *Raj* Sie wächst in Europa in den Wäldern an dem Fuß der Berge, und ist dem äußerlichen Ansehen nach dem Sophienkraute ähn-

14. **Die bittere Gauchblume, oder Bitterkreſſe,** Cardamine (amara) foliis pinnatis, axillis ſtoloniferis *Linn.* Cardamine flore majore elatior *Tourn.* Sie hat zwar einen aufrecht ſtehenden Stängel, welcher aber aus dem Winkel der gefiederten Blätter Ausläufer treibt, wodurch ſich dieſe Art von allen übrigen unterſcheidet. Wenn aber auch dieſe nicht zugegen ſind, kann man ſelbige von der Wieſengauchblume durch die breitern, rundlichen, eckigen und dreyzackigen Blättchen, und von der Brunnenkreſſe, mit welcher ſie, den Blättern und dem Geſchmacke nach, übereinkommt, durch die größere Blume unterſcheiden. Sie wird jung, als Salat, genoſſen. Sie wächſt in den Wäldern des nördlichen Europa, blüht im April und May, und erhält ſich in der Wurzel oder den Ausläufern.

15. **Virginiſche Gauchblume,** Cardamine (virginica) foliis pinnatis, foliolis lanceolatis baſi unidentatis *Linn.* Ihre Wurzelblätter ſind zuſammengehäuft und gefiedert; ihre Blättlein ſind zahlreich, ziemlich lanzenförmig, und liegen faſt wie Dachziegel auf einander. Ihr Stamm hat weniger Blätter, welche öfters gleichbreit und unzertheilt ſind; in ihrer äußern Stellung gleichen ſie dem Hirtentäſchlein. Sie iſt in Virginien zu Hauſe.

Uebrigens iſt **Gauchblume** auch eine Benennung der Lychnis Flos Cuculi; ſiehe **Guckgucks-Blume.**

Gauch-Brod, Acetoſella; ſiehe Th. I. S. 266.

Gauch-Federn, Gauch-Haare; ſiehe 1. **Gauch** 1.

Gauch-Hafer, Taubhafer; ſiehe **Treſpe.**

Gauch-Heil, Anagallis; ſiehe Th. II, S. 11 — 27.

— — (**Waſſer-**) Beccabunga; ſiehe Th. IV, S. 134.

Gauch-Klee, Acetoſella; ſiehe Th. I, S. 266.

Gauch-Nelke, Lychnis Flos Cuculi; ſ. **Guckgucks-Blume.**

Gauche (*), eine verächtliche Benennung eines schlechten oder unreinen flüssigen Körpers. Daher die Dünger- oder **Mistgauche**, **Lehmgauche**, **Schiffgauche** u. s. f.

Gaude, Reseda Luteola *Linn.*; siehe **Wau**.

Gaudivis, eine Sorte weißer baumwollener Tücher, welche aus Ostindien kommt. Diese Tücher gehören zu der Zahl derjenigen, die man **Baffetas** nennet; nur daß sie schmäler und nicht so fein sind. Siehe Th. III, S. 436.

Gaudron, Gauderon, Goudron, **Schiffspech**; s. unter **Pech**.

Gauf, Gaufel; siehe **Gäspe**.

Gaufre, Gaufre; siehe **Honig-Scheibe**. **Waffel-Kuchen**.

Gaukel, ein im Hochdeutschen veraltetes Wort, welches possenhafte Stellungen des Leibes, wunderliche Bewegungen und lächerliche Geberden, zuweilen auch die Hexerey und ähnliche Arten der Verblendung bedeutet. Im Hochdeutschen sind dafür **Gaukeley**, **Gaukel-Possen**, **Gaukelspiel**, **Gaukelwerk** üblicher.

Gaukel-Licht, in einigen Gegenden, ein Licht von schlechtem Talge, oder von dem Bodensatze des Talges, zum hin und wieder gehen im Hause; in Schlesien eine **Gaukel**, an andern Orten ein **Küchenlicht**, in Pommern eine **Schleppkatze**.

In der ersten Hälfte dieses Wortes hat Gaukel noch seine erste ursprüngliche Bedeutung der Bewegung.

Gaukeln (**), ist in doppelter Gestalt üblich. 1. Als ein **Neutrum** mit dem Hülfsworte **haben**, lächerliche Be-

(*) Im Nieders. ist Jüche, Juche, sowohl Brühe, als auch ein dünnes schlechtes Bier, und im Polu. bedeutet Jucha das Blut von geschlachteten Thieren. Wenn die Niedersachsen hochdeutsch reden und schreiben, so pflegen sie es gemeiniglich Jauche zu sprechen.

(**) Im Nieders. lautet dieses Wort göcheln und kukeln, im Engl. juggle, im Holländ. ieuchelen, im Oberdeutschen auch kocheln,

Bewegungen, poſſenhafte Stellungen, wunderliche Geberden machen. Imgleichen, durch ſeltſame Bewegungen des Leibes, durch Geſchwindigkeit, andere verblenden. Aus der Taſche gaukeln. 2. Als ein Activum, durch ſolche Bewegungen verurſachen. Einem etwas in die Taſche gaukeln; es ihm aus der Hand gaukeln.

Gaukler. 1. Eigentlich, der allerley geſchwinde Bewegungen macht. In dieſem Verſtande heißt nur noch in Schleſien einer, der mit dem Lichte unvorſichtig hin und wieder gehet, imgleichen einer, der durch allerley unnütze Bewegungen den Schein des Lichtes hindert, ein Gaukler oder Greckler. Siehe Gaukeln Anm. und Gaukel-Licht.

2. In engerer und im Hochdeutſchen üblichſten Bedeutung, der allerley ſchnelle und poſſenhafte Bewegungen macht. In dieſem Verſtande werden die Seiltänzer und Taſchenſpieler unter dem Nahmen der Gaukler begriffen. Siehe den Art. Schauſpiel. Auch vorgegebene Zauberer, ſo fern ihre Kunſt auf die Geſchwindigkeit der Bewegung und die dadurch bewirkte Verblendung beruhet, verdienen dieſen Nahmen, den ſie auch von Alters her wirklich führen (*).

cheln, keucheln und geucheln. Gouccaltuomum wird in der monſeeiſchen Gloſſe durch magicis überſetzt, ohne Zweifel nur, ſo fern die Zauberey auf einer geſchwinden Verblendung beruhet. Das Lat. Jocus, Jocari und mittlere Lat. Jocale, Jocalus ſind genau damit verwandt, aber nicht als Stammwörter, ſondern als Seitenverwandte eines ältern allgemeinen Stammes, welcher ohne Zweifel das Wort jäh, gäh geſchwinde, im Oberd. gach, iſt. Von dieſem Worte bedeutete gaukeln eigentlich ſchnell bewegen, hüpfen, fallen u. ſ. f. Siehe Gaukellicht und Gaukler. Noch Kaiſersberg braucht übergaukeln, theils für überhüpfen, theils für ſtürzen. Siehe Schaukeln, welches bloß durch Vorſetzung des Ziſchlautes aus dieſem Worte entſtanden iſt.

(*) Bey dem Ottfried lautet dieſes Wort Gougular, bey dem Notker Geucler, bey dem Apherdian Keuchler, in der Jülich. Polizeyordnung Geuchler, im Angelſ. Geogelere, im Niederſ. Göcheler, im Dän. Gogler, im Schwed. Gycklare, im

3. Figürlich, in der Naturgeſchichte der Neuern:

1) **Ein Käfer**, mit einem Zangenbiſſe und hinten abgeſtumpften Flügeldecken, der den Kopf bald zwiſchen die Schultern hinein ziehet, bald wieder heraus ſteckt, daher er auch von andern der **Harlekin** genannt wird; Hiſter *Linn.*

2) **Ein Pflanzengeſchlecht** mit zwey ungleich langen Paren von Staubfäden, und bedeckten Samen. Mimulus *Linn.* Cynorrhynchium *Mitch.* Linné hat zwo Arten:

a) **Der blaue Gaukler**, Mimulus ringens erectus, foliis oblongis linearibus ſeſſilibus *Linn.* Digitalis perfoliata glabra, flore violaceo minore *Morif.* wächſt urſprünglich in Nordamerika, inſonderheit in Virginien und Canada, und iſt auch zuweilen in hieſigen Gärten anzutreffen. Er hat eine perennirende Wurzel, und einen jährigen Stängel, welcher im Herbſte verwelket. Der Stängel iſt viereckig, wird 1½ Schuh hoch, und iſt an jedem Gelenke mit zwey länglichen glatten Blättern beſetzt, welche an ihrer Baſis am breiteſten ſind, wo ſie ſich faſt um die Stängel herum ſchlingen, oben aber ſich mit ſcharfen Spitzen endigen. Der untere Theil des Stängels treibt 2 bis 3 kurze Zweige, und der obere iſt mit 2 Blumen an jedem Gelenke geziert, welche mitten aus den Blättern an jeder Seite des Stängels hervorkommen. Dieſe haben einen länglichen gekrümmten Kelch, mit 5 Ecken, der oben in 5 Theile getheilt iſt, aus welchem die Blume mit einer langen gekrümmten Röhre zum Vorſchein kommt, die ſich oben in zwo Lippen abtheilt, von denen die obere gerade ſteht, und an der Spitze ſeicht in 2 Theile getheilt

im Franz. Jougleur, im Engl. Juggler, im Ital. Giocoliere, im Poln. Kuglarz, im Böhm. Keyklir, im mittlern Lateine von Carls des Großen Zeit an, Caucularor, Cauclearius, Jocularius, Jocarius u. ſ. f. Alles von Gaukeln, ſo fern dieſes Wort ſchnell hin und her bewegen bedeutet.

theilt ist. Die untere Lippe ist unterwärts gekehrt, und seicht in 3 Abschnitte getheilt. Die Blumen sind violet, haben aber keinen Geruch. Sie kommen im Julius zum Vorschein; und auf sie folgen längliche Capseln, mit 2 Fächern, die mit kleinen Samen angefüllt sind, welche im Herbste reif werden.

Diese Pflanze ist in Ansehung der Kälte sehr dauerhaft; sie will aber einen leimigen weichen Boden haben, der mehr feucht, als trocken, und der Sonne nicht zu sehr ausgesetzt ist. Man kann sie durch Abtheilung der Wurzeln im Herbst fortpflanzen, doch müssen die Abtheilungen nicht zu klein gemacht werden. Man kann sie aber auch aus dem Samen ziehen, den man im Herbste, bald nachdem er reif geworden, aussäen muß; denn derjenige, welcher erst im Frühlinge ausgesäet wird, geht selten in demselben Jahre auf. Man kann aber den Samen auf eine Rabatte säen, welche die Morgensonne hat, die Pflanzen aber können hernach in die Blumengärten gesetzt werden.

b) **Der gelbe Gaukler,** Mimulus luteus repens, foliis ouatis, kriecht auf der Erde hin, und hat eyförmige Blätter; wächst an feuchten Orten in Peru, und wird von den Indianern in Suppen gespeiset.

Gaul (*) [der], ein jedes Pferd. **Einem geschenkten Gaule muß man nicht in das Maul sehen,** welches Sprichwort auch in der spanischen, italiänischen und französischen Sprache üblich ist. Ehedem wurde dieses Wort besonders von den starken Pferden gebraucht, deren man sich im Kriege und in den Turnieren bediente, zum Unterschiede von den Rossen und Gurren, d. i.

(*) Gaul und das Lat. Caballus, Ital. Caballo, sind genau mit einander verwandt; ja es scheint, daß Gaul ehedem ein allgemeiner Nahme gewesen, den mehrere größere Thiere geführet. Ein Eber heißt in einigen Handschriften des Schwabenspiegels Vrgaul, und noch jetzt wird er bey den wilden Schweinen ein Keiler genannt. Siehe dieses Wort.

d. i. den gemeinen Ackerpferden, wovon Frisch einige Beyspiele anführt. Flemming nennt noch die Sonnenpferde Feuergäule. Ihre Gäule schreyen, Jer. 8, 16. Im Hochdeutschen ist es gemeiniglich nur von mittelmäßigen und schlechten Pferden üblich, und braucht man es ja für ein Pferd überhaupt, so geschieht es nur im Scherze. Daher ein Ackergaul, Karrengaul, Müllergaul u. s. f.

Gaule, siehe Gerte. Stange.

Gauler, siehe Abschlagen.

Gaumen (*) [der], L. Palatum, Fr. Palais, ist der obere gewölbte Theil des inwendigen Mundes, welcher sich von dem hintern Rande der obern Kinnlade bis nach der Kehle hin erstreckt. Es begreift derselbe den festen Theil des Gaumens, Palatum osseum, und den weichern Theil desselben, Palatum molle. Jener, den festen und vordersten Theil des Gaumens, machen die Gaumenknochen, Ossa palatina, und die nächsten Theile

(*) Dieses Wort lautet bey dem Raban Maurus Giuma, bey dem Notker Giumo und Giumen, im Dänischen Gumme, im Schwed. Gom, im Isländ. Gomur, im Angels. Goma, im Engl. the Gummes, im Lappländ. Koulme. Wachter leitet es von dem Griech. γυμα, her, allein es scheint vielmehr zu dem alten gia, aufsperren, zu gehören, von welchem Worte auch gähnen, gaffen u. s. f. abstammen, welche bloß in den Suffixis verschieden sind. Der Gaumen ist nur bey einer weiten Oeffnung des Mundes sichtbar, und im Dän. heißt daher auch Gane, der Gaumen; siehe Gähnen, in der Anmerk. Das Hebr. גמא, absorpsit, das alte Lat. Goma, Gumia, ein fräßiger Mensch, und das bey dem Kero, Ottfried und Andern befindliche Cauma und Gaumo, eine Mahlzeit, sind genau damit verwandt, obgleich Ihre das letztere von dem Schwed. gamman die Freude, abstammen läßt. Einige Hochdeutsche brauchen dieses Wort in der verkürzten oberdeutschen Form, der Gaum, verdienen aber damit schlechten Dank bey Lesern von einem feinen Gehör. Die Niedersachsen und Holländer nennen den Gaumen Bön, Boen, d. i. den Boden. Das alte noch in einigen oberdeutschen Gegenden übliche Gaum, Achtung, Sorgfalt, Aufmerksamkeit, gaumen, beobachten, aufmerken, hüten, Gaumer, ein Aufseher, Curator, Procurator, scheint nur zufälliger Weise mit unserm Gaumen überein zu stimmen.

Theile der beyden obern Kinnbackenknochen aus, welche in ihrer Verbindung das ganze obere Gewölbe des Mundes bilden, und außer dem Knochenhäutchen noch mit der gemeinschaftlichen Haut des inwendigen Mundes, die voller Drüsen ist, überzogen sind. Dieser, der weiche oder hintere Theil des Gaumens, stellt eine Klappe oder einen Vorhang vor, dessen oberer Rand am Ende des vordern Theiles befestigt ist, und der untere über dem hintern Theile der Zunge vor der Kehle frey herunter hängt. Es bildet derselbe auf jeder Seite zwey herabhangende, und wie ein Segel ausgespannte, halbe Bogen, daher man ihn den **Gaumenflor**, Velum palatinum, Clauſtrum palati, oder Valvula faucium, zu nennen pfleget. Durch die Lage und Gestalt dieses Bogens bleibt oben und seitwärts eine Oeffnung zwischen dem mittlern und hintern Theile des inwendigen Mundes, welche sich fast steil und unterwärts nach der Kehle zu herabneiget, und daher den Nahmen der **Mundhöhlenenge**, Iſthmus oder Fretum oris führt. Der Nutzen des Gaumenflors scheint hauptsächlich darin zu bestehen, daß sich derselbe bey dem Hinunterschlucken der Speisen, indem die Zunge mit ihren anhängenden Theilen sich in die Höhe hebt, und an den Gaumen selbst antrifft, wie eine Klappe oder Fallthüre vorschlägt, und die Mundhöhle selbst verschließt, folglich dadurch verhindert, daß dasjenige, was hinunter in den Schlund gepresset werden soll, nicht etwa wieder zurück in die Mundhöhle gelangen möge. Ueberhaupt aber scheint auch der ganze weiche Theil des Gaumens, zum Geschmack der Speisen selbst vieles beyzutragen.

Die **Gaumengeschwüre**, welche nicht nur die Haut daselbst, sondern auch oft die Knochen angreifen, und endlich bis in die Nase durchfressen, wodurch hernach solchen Leuten die Sprache sehr verderbet wird, und die flüssigen Sachen, welche sie hinunter schlucken wollen, durch das Loch, welches in diesem Falle das

Gau-

Gaumenloch heißt, mit groſser Beſchwerlichkeit zur Naſe herauslaufen, entſtehen von ſcharfem ſcorbutiſchen Geblüte, oder, welches am öftern geſchieht, in veneriſchen Krankheiten. Bey der Cur iſt auf die Urſache zu ſehen, und darnach die Gurgelwaſſer, und andere innere und äuſsere Arzeneyen einzurichten.

Bey den vierfüſsigen Thieren bemerkt man im Gaumen vornehmlich viele Falten; und **bey den Vögeln** ſcheint derſelbe weniger empfindlich zu ſeyn.

Der Gaumen der Pferde, iſt bey dem Gebiſſe allzu empfindlich, wenn die Furchen deſſelben zu dick und zu fett ſind. Ueberhaupt ſind bey jungen Pferden der Gaumen und das Zahnfleiſch fleiſchiger, als bey alten. Man kann daher auch das Alter eines Pferdes, wiewohl nicht ſo genau, aus den Furchen des Gaumens erkennen, welche nach dem Maſse, als das Pferd alt wird, vergehen. Eine von den Furchen, woraus der Gaumen der Pferde beſteht, wird der **Kern** genannt. In der Feifel pflegt man den Pferden den dritten Kern zu ſtechen; ſiehe Th. XII, S. 428, und den Art. **Kernſtechen**.

Von der **Geſchwulſt des Gaumens um die Vorderzähne**, oder dem ſo genannten **Froſch**, ſiehe Th. XV, S. 184, f.

Der Gaumen der Ochſen, wird von der Gaumenfläche der vordern Kinnbackenknochen gebildet, und iſt mit verſchiedenen Häuten bekleidet. Die erſte iſt ein zellichtes Gewebe, welches oben fettig wird; die zweyte iſt weiſs, ſtark und ſehr dicht, inſonderheit gegen das untere Ende des Gaumens; die dritte iſt die Oberhaut, und nach unten zu dicker, als oben. Die zweyte und dritte Haut bilden an jeder Seite des Gaumens 15 Quer-Erhabenheiten; ihr hangender und gezähnter Rand ſieht nach dem obern Ende des Maules hin; zwiſchen ihnen liegen Furchen, welche eben ſo tief, als die Erhabenheiten hoch ſind. Dieſe Erhabenheiten der einen Seite unterſcheiden ſich von denen

nen von der andern Seite darin, daß sie nicht in einer Reihe liegen. Die 4 letztern obern Erhabenheiten haben keine Zähne am Rande, und das untere Ende des Gaumens wird nicht, wie bey dem Pferde, durch Vorderzähne begränzt. Eine flache, durch die zweyte und dritte Gaumenhaut gebildete Erhabenheit nimmt die Stelle der Zähne ein. Die Gaumenscheidewand ist die Fortsetzung der den Gaumen und das Innere der Nase bekleidenden Häute. Das zellichte Gewebe, welches die Muskeln der Gaumendecke mit den Häuten des Gaumens vereinigt, ist mit einer Menge von Drüsenbläschen versehen, welche eine mehr oder weniger gute Feuchtigkeit absondern. Der frey herabhangende Theil der Gaumendecke macht mit dem Vordertheile des obern Endes des Luftröhrenkopfes eine kreisförmige Oeffnung, welche zu der hintern Nasenhöhle führt.

Unter denen Gaumen, welche man gewöhnlich zu verspeisen pfleget, werden die aus den Ochsenmäulern für die besten gehalten; daher man sie auch in den Küchen als einen besonders guten Bissen unter die übrigen Ingredienzien der Pasteten nimmt.

Gauner (*) [der], in den gemeinen Sprecharten, ein Spitzbube, ein listiger geübter Betrüger.

Gaupe (die), in Franken, ein Fenster in einem Dache ohne Glas, mit einem Laden, im Nieders. eine Luke. Siehe Th. XII, S. 574, und Gäspe.

Gaute, ein Getreidemaß, dessen man sich an einigen Orten an der Küste der Barbarey bedient. 30 Gautes Korn betragen ungefähr eine Last.

Gaute, siehe unter Dach-Rinne.

Gaut-

(*) Im Schwed. bedeutet Gan eine Art der Zauberey; im mittlern Lat. ist Egaunnum, Engannum, Ingenium, im Span. Enganno, im Franz. Engan, Betrug, und engannare, ingeniare, betrügen. Alles, wie es scheint, von dem alten noch im Nieders. üblichen gau, geschwinde. Siehe Gaudieb.

Gautſchen (*), bey den Papiermachern, die Bogen aus der Form nehmen, und auf ein Bret legen, welches daher auch das **Gautſchbret**, Fr. Drapan, Trapan, genannt wird. Dieſes Bret mit dem aus den Formen genommenen Papier, wird unter die große Preſſe gebracht, um das Waſſer aus den noch naſſen Bogen zu preſſen. Derjenige Geſell, der die von dem Butt-Geſellen geſchöpften Bogen Papier auf den Filz leget, wird der **Gautſcher**, (Kautſcher) Fr. Coucher, Gaucher, und der vorn offene Kaſten, in welchem der Gautſcher vor der Butte ſteht, der **Gautſcherſtuhl** genannt.

Gautſch-Bret,
Gautſcher,
Gautſcher-Stuhl,
} ſ. im vorherg. Artikel.

Gauza, eine Münze von Kupfer und Zinn, welche in dem Königreiche Pegu gangbar iſt.

Gavaſſinen, oder **Cavaſſinen**, Fr. Cavacines, Cavaſſines, Gavaſſines, heißen, am Stuhl des Atlaßwebers, die ungefähr ellelangen Schnüre an beyden Enden der am Carett (Kammhebelbret, Fr. Carette) auf und niedergehenden acht Wagebalken (des Kammhebels), vermittelſt welcher Schnüre die unter den Kämmen befindlichen Quertritte (Contre marches) auf- und niedergezogen werden. In der Mitte jeder Gavaſſine wird ein Ring (Boucle) angemacht, durch welchen eine ziemlich dicke Schnur (die **Gavaſſinſchnur** oder **Trage-Leine**, Fr. Gavaſſinière, genannt) durchgezogen wird. Jede Gavaſſine hat ein doppeltes Ende, wozwiſchen eine kleinere Schnur eingefüget wird, welche einen Theil der Gavaſſinſchnur ausmacht, und dem Ziehjungen das Treffen der rechten Laßen (Lacs) erleichtert.

Ga-

(*) Dieſes ſonſt veraltete Zeitwort bedeutet eigentlich legen, und iſt zugleich die Mutter oder Tochter des Franz. coucher, welches bey den franzöſiſchen Papiermachern gleichfalls von dieſer Verrichtung üblich iſt. Ehedem wurde auch eine Sänfte eine Gautſche genannt. Siehe Kutſche, welches gleichfalls hierher gehört.

Gaveres, [illegible] Arme von Silberdraht, oder von vergoldetem Silber, unter die Hand und Schwielen [illegible] man Drahtgeflechte und Silberschnüre machen. Sie werden von den Kämmern und Lämmern von der feinsten Wolle und Silber, wie auch von den rothgefärbten Wolle und Silber, und dem daraus gesponnenen Garne unter die Kamer gemischt, aus welchen feinen Wollen und in Ermangelung derselben mit Seidenzeug zu denjenigen verschiedenen Stücken, Gaveres.

Gavia, siehe Kaye.

Gavia, siehe Dacie.

Gavia, siehe Krammetsvogel.

Gavia, Gavre, oder Cabre, eine schwedische Gewichtmünze und eine von den Arten, welche in den Gesetzen des grossen Magnus, unterschieden zu Anfange des [illegible] Jahrhunderts vorkommen. Sie gilt 20 Oere nach dortiger Münze, oder 15 bis 16 Pfennige unserer Münze.

Gaze, welches im gem. Leben [illegible] Gaze oder Garze, eine Art von sehr feinem und dünnen Schleyer, oder ein von weissem Neßelgarn feiner Zeug, oder auch von roher Seide, dünn und leicht zusammengeschlagenes Gewebe, welches sehr klar gemacht ist (*). Es wird dergleichen auch von Baumwolle und halb Neßelgarn verfertiget, so man Cantille zu nennen pfleget. Man nennet auch dasjenige weitläuftige und dünne flächsene Gewebe, welches die Näherinnen brauchen, Stühle und Decken nach Teppich-Art mit bunter Wolle zu nähen und zu sticken, Gaze.

Ueber-

(*) In diesem Verstande kommt schon um das Jahr 1270 das mittlere Lat. Gazzarum vor. Man glaubt, daß es von der Stadt Gaza in Palästina seinen Nahmen habe, und durch die Kreuzzüge in Europa bekannt geworden. Allein, da es in China noch jetzt eine Art seidener Zeuge gibt, welche daselbst Gasa heißt, so scheint dieses Wort aus China herzustammen.

Ueberhaupt ist die Gaze eine Zeugart, deren Faden, sowohl der Kette, als des Einschlages, von einander abstehen, so daß ein solcher Zeug einem feinen Netze gleichet. Man hat vornehmlich dreyerley Arten dieses Zeuges, **Filet**, **Flor** und **Marly**. Das vornehmste kommt dabey auf die Einrichtung des Stuhles an, welcher eigene Theile haben muß, das Netzförmige hervor zu bringen, welches vermittelst eines eigenen Kammes geschieht, welcher der **Perlkopf** heißt, weil unter jedem seiner Faden eine durchlöcherte Perle oder Koralle schwebt. Durch die Löcher dieser Perlen werden die sämmtlichen Faden des Oberfaches gezogen, und vor Durchpassierung durch das Rieth dergestalt um die Unterfaden geschlungen, daß sich beyde Faden durchkreutzen; daher es denn kommt, daß sich beym Weben die auf diese Art vereinigten Faden hinter jeden Einschuß zusammen drehen, und dadurch zugleich den Einschußfaden binden und befestigen.

Der **Marly** ist sehr großlöcherig, und gleicht daher am stärksten einem Netze. Seine Kette ist leinener Zwirn, und der Einschlag leinenes Garn. Er wird mit zwey Ketten, wovon eine das Ober- und die andere das Unterfach ausmacht, und mit vier Kämmen, und zwey bis drey Fußtritten gewebet. Nach dem Weben wird er auf der Appreturbank ausgespannet, und mit Gummi und weißer Stärke über glühende Kohlen gesiefet. **Filet** und **Flor** werden ganz aus Seide gewebet, und sind bloß darin von einander unterschieden, daß jener größere Zwischenräume hat, und daher mit einem gröbern Riethblatt gewebet wird. Weil sie steif seyn müssen, nimmt man rohe ungekochte Seide dazu, welche entweder dreyfach gezwirnet, oder, wenn die Seide stark ist, auch wohl ungezwirnt verwebet wird. Glatter Filet und Flor werden wie der Marly gewebet. Sollen beyde Taffetstreifen bekommen, so müssen drey Ketten vorhanden seyn, wovon eine die Streifen bildet.

det, und ihren eigenen Taffettritt hat. Das übrige hängt von der Einreihung der Kettenfaden ab. Beyde Zeugarten werden auch zuweilen faſſoniert gewebet, und zwar ſowohl vermittelſt der Fußarbeit, als vermittelſt des Zampelzuges. Der Grund iſt alsdenn etwas gefärbt, und bekommt Blumen von weißen leinenen Garn, Gold- oder Silberlahn, oder andern reichen Faden, oder er iſt weiß, und die Blumen werden durch gefärbte Einſchußfaden hervorgebracht. Alsdenn werden zur Fußarbeit dieſer Art, außer den vier Gazekämmen, noch die zu jedem Muſter gehörigen Figurkämme nebſt ihren Tritten erfordert. Da aber hier die Einſchußfaden, da wo nicht Figur entſteht, ungebunden liegen bleiben, ſo muß das Ueberflüſſige dieſer Faden nach dem Weben von einer geſchickten Hand weggeſchnitten werden. Weil aber dadurch vieles verloren geht, ſo broſchiert man oft die Figuren lieber. Die damaſtartige Gaze wird jederzeit auf einem Zampel-Stuhl gewebet. Der Grund iſt feiner Flor, und man pflegt ſie nur grün, weiß und ſchwarz zu weben.

Ausführlichere Beſchreibungen der Gazefabrik, findet man in Jacobsſon Schauplatz der Zeugmanufacturen in Deutſchl. 4 B. Berl. 1776, gr. 8. S. 78—109, und in Sprengels Handwerke und Künſte 14 Samml. Berl. 1776, 8. S. 632—646.

Hallens Werkſtäte der heutigen Künſte, 1 B. Brandenb. und Leipz. 1761, 4. S. 404.

Hrn. geh. R. v. Beauſobre Einleit. in die Kenntniß der Politik, der Finanz- und Handlungswiſſenſch. nach der Ueberſetz. des Hrn. Prof. Albaum. 1 Th. Riga 1773, 8. S. 268.

(Hrn. Fr. R. Pfeiffer) Lehrbegriff ſämmtl. oeton. und Cameralwiſſ. 3 B. 1 Th. Mannh. 1777, 4. S. 487—490.

(Hrn. Prof. Ebert) Kurzer Begriff menſchl. Fertigkeiten und Kenntn. 1 Th. Lpz. 1778, 8. S. 320—322.

Churbrandenburgiſches Patent wegen der Gazen-Manufactur zu Berlin, und verbothener Einführung der fremden Gaze, d. d. 18 Jun. 1686, ſ. in Mylii Corp. Conſtit. March. 5 Th. 2 Abth. 5 Cap. No. 1, S. 438.

Uebrigens sind alle Sorten der Gaze, sie seyn glatt (Gaze unie), oder broschiert (Gaze brochée), oder gestreift (Gaze rayée), zum Putze und zur Kleidung des Frauenzimmers, insonderheit aber die garnenen zu ihren Kopfzeugen, Halstüchern, Manschetten und Engageanten, die seidenen aber zu ihren Vorsteckläzen, zu ihren Leibbinden, und im Sommer so gar zu völligen Kleidungen, dienlich. Man macht auch zu dieser Jahrs-Zeit aus selbigen einige Sorten von Hausgeräthe, als: Faulbetten, Bademäntel und Schürzen, wozu man vornehmlich die mit Gold, Silber oder Seide von verschiedenen Farben broschierten Gazen gebrauchet. Sonst bekommt man auch aus Indien Gazen mit goldenen und silbernen Blumen auf einem seidenen Grunde, wovon die Stücken gemeiniglich 19 bis 20 Ellen lang sind. Es kommen dergleichen aus China, auf welchen zum Theil allerhand Blumenwerk und andere Zierräthen eingebrannt, und welche 11 Ellen lang und zwey Drittel breit sind.

Eine überaus zarte Art Flor von Purpurseide, wovon bey den Griechen und Römern die vornehmen Damen Kleider trugen, in welchen sie fast nacket zu seyn schienen, heißt Vestis coa, Fr. Gaze de Cos. Der Purpur, womit die extra-feine Seide dieses Lustgewebes (Ventus textilis) gefärbt war, kam von den Purpurmuscheln, welche bey der Insel Cos gefangen wurden; und eben daher ist die Benennung entstanden.

Wie die Gaze zu tractiren, wenn sie abgetragen oder schmuzig geworden ist, siehe Th. XIV. S. 348, f.

Den Nahmen Gaze führt auch eine gewisse Art Tressen, welche die Bortenwirker verfertigen. Der Anschweif ist von Seide, der Einschlag aber von Gespinnst und von starken Lahn, den man grobe Ringel nennt. Letzterer macht die Figur. Der Bortenwirker nennt diese Tresse broschiert, wenn einige Theile der Figur, z. B. die Mitte einer Blume durch Chagrin oder Cantille gemacht werden; alsdenn braucht er zu der Arbeit drey Schützen.

Hallens

Hallens Werkstäte ꝛc. 2 Band, S. 228, f.
Sprengels Handwerke ꝛc. 3 Samml. S. 108.

Gaze, eine persische Kupfermünze; siehe **Rabesqui**.

Gazelle (*). Diesen ursprünglich arabischen Nahmen pflegen die Naturforscher bald in einer weitern, bald in einer engern Bedeutung zu nehmen. Insgemein versteht man dadurch ein ganzes Geschlecht zweyhufiger Thiere, welches sehr viele Arten enthält, und von den meisten Schriftstellern unter die Ziegen gerechnet wird, eigentlich aber als eine Mittelgattung zwischen den Ziegen und Rehen anzusehen ist; hingegen von Linné und Klein schränken diese Benennung nur auf eine einzige Art ein.

Diese Thiere, welche auch unter dem Nahmen der **Antilopen** bekannt sind, haben, in Ansehung der Gestalt des Leibes, der Beschaffenheit der Haare, und der Gegenwart des Thränensackes, eine große Aehnlichkeit mit den Hirschen und Rehen, von welchen sie sich aber vornehmlich durch die Hörner unterscheiden, welche mehr mit den Hörnern der Ziegen überein kommen: denn sie sind hohl und fallen niemahls ab; doch weichen sie in Ansehung der äußern Gestalt von den Hörnern der Ziegen etwas ab, indem sie mit Querringen und länglichen Hohlstreifen versehen sind. Die Gazellen haben meistentheils noch dünnere Beine, als die Rehe; und zwar sind die Hinterfüße etwas länger, als die Vorderfüße. Die meisten sind falb auf dem Rücken und weiß unter dem Bauche, und dabey mit einem braunen Streife gezeichnet, welcher unten an den Weichen die falbe und weiße Farbe von einander scheidet. Das kurze Haar ist noch weicher und glänzender, als das Haar der Rehe. Ueberhaupt sind diese Thiere, welche sehr häufig in Afrika und Asien gefunden, und für ein vortreffliches Wildbret

(*) Der Nahme ist aus dem Arab. Algazel, welches eine libysche Ziege bedeutet.

gehalten werden, noch schöner und lebhafter, als die Rehe und Hirsche. Ihre große, muntere und blitzende Augen sind bey den Morgenländern zum Sprichworte geworden. Wenn ein arabischer Poet oder Stutzer den Augen eines schönen Frauenzimmers einen recht großen Lobspruch machen will, so pflegt er sie mit den Augen der Gazellen zu vergleichen.

Die Zahl der Arten, welche dieses Geschlecht unter sich begreift, ist ziemlich ansehnlich; denn von dem Grafen von Büffon werden 13, und von Hrn. Pallas 16 verschiedene Arten angeführet, wovon die merkwürdigsten in besondern Artikeln vorkommen werden. Hier werde ich nur diejenigen beyden Arten anzeigen, die im engern Verstande **Gazellen** (Geißhirsche, Capricerva) und **Antilopen** heißen.

Die erste und gemeinste Art, für welche der Graf von Büffon und die meisten andern Schriftsteller den Geschlechtsnahmen **Gazelle** beybehalten, ist, nach der Beschreibung des **Daubenton**, ungefähr so groß wie ein Reh, dem sie auch unter allen Gazellen in der Gestalt des Körpers am meisten gleichet, und hat schwärzliche Hörner, die nicht weit über den Augen sitzen und sich gegen den Rücken zu kehren, ausgenommen an der Spitze, welche sich ein wenig vorwärts krümmt. Sie haben 13 bis 14 hervorragende Ringe, welche durch kleine Hohlstreifen durchschnitten werden. Die untern Ringe gehen ganz um das Horn herum, und stehen näher bey einander, als die übrigen, welche sich nicht bis auf die hintere Seite erstrecken. Das Ende der Hörner, deren Länge ungefähr 1 Schuh beträgt, ist glatt. Der Rücken hat gemeiniglich eine falbe Farbe, welche bald dunkler, bald heller, und an verschiedenen Stellen röthlich und braun schattiert ist. Die Brust und der Unterleib ist weiß. Man findet diese Thiere nicht nur in der Barbarey und in allen nörd-

nördlichen Theilen von Afrika, sondern auch in Syrien und andern morgenländischen Gegenden.

Die andere Art, deren ich hier gedenken will, ist diejenige, welche in dem linnäischen System unter dem allgemeinen Nahmen Capra Gazella angeführet wird. Sie ist größer, als die vorige. Ihre Länge beträgt ungefähr 4½ Fuß. Die Hörner sind fast 3 Fuß lang, von Farbe schwarz, nur von der Wurzel an ein wenig mit erhabenen Ringen umgeben, übrigens ganz glatt. Die Haare sind sanft und kurz. Ueber den Rücken aber geht ein Strich längerer und stärkerer Haare, die eine verkehrte Richtung haben; diese sind gelb, und bilden unten am Halse einen langen Strich. Die übrigen Haare sind aschgrau, und hin und wieder mit breiten schwarzen Streifen durchzogen; der Unterleib ausgenommen, welcher weiß ist. Herr Pallas hält dieses Thier, welches man auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und in andern afrikanischen Gegenden antrifft, für die eigentliche **Bezoargazelle**, d. i. für diejenige, in deren Magen sich der orientalische Bezoar erzeuget, welcher, nach anderer Naturforscher Meinung, in dem Magen derjenigen Art gefunden wird, welche unter dem Nahmen **Pasan** bekannt ist. Wahrscheinlicher Weise aber ist wohl der Bezoar keiner besondern Gattung von Gazellen eigen, weil die Reisenden mehr als eine Art von Gazellen anführen, in denen sie dergleichen Steine entdeckt haben.

In Indien wird, nach des **Bernier** Bericht, in seiner **Reise in das Königreich Kachemir**, v. J 1664, die **Gazellenjagd mit gezähmten Leoparden** angestellt. Die Gazellen gehen gemeiniglich haufenweise von einander abgesondert; und jeder Haufen, der nie mehr, als 5 oder 6, begreift, wird von einem Männchen allein begleitet, welches an seiner Farbe kenntlich ist. Wenn man einen Haufen Gazellen entdeckt hat, so suchet man zu machen, daß der Leopard sie merket, den man auf einem kleinen Karren gefesselt hält. Dieses listige Thier überläßt sich nicht sogleich der Hitze, sie zu verfol-

gen. Es wendet, verbirgt, krümmt sich, ihnen zu nähern und sie zu überfallen. Wie es unglaublich leicht springt, so setzt es auf sie, wenn es nahe genug ist, erwürgt sie, und sättiget sich mit ihrem Blute. Mißlingt ihm dieser Streich, wie es oft geschiebt, so macht es nicht die geringste Bewegung mehr, die Jagd wieder anzufangen; und es würde diese Mühe auch vergeblich seyn, weil die Gazellen länger und schneller laufen, als der Leopard. Sein Führer nähert sich ihm behutsam, schmeichelt ihm, wirft ihm Stücke Fleisch hin, und nimmt einen Augenblick wahr, da er ihm die Brillen, wie es Bernier nennt, über den Kopf werfen kann, die Augen damit zu bedecken, worauf er das Thier fesselt und wieder auf den Wagen bringt.

Sammlung aller Reisebeschreib. XI Band, S. 108, f.

Wie die Gazellen in Persien von besonders dazu abgerichteten Falken gejaget werden, siehe Th. XII. S. 145.

Gazetta, eine römische Münze, die 7 Quadrini thut; 7 Gazetten und 1 Quadrino aber betragen 1 Paolo. Siehe auch den folg. Artikel.

Gazette, aus dem Franz. Gazette und Ital. Gazetta, in einigen Gegenden, besonders Niedersachsens, eine gewöhnliche Benennung der gedruckten Zeitungen, oder Zeitungsblätter, die wöchentlich an gewissen Tagen herauskommen. Siehe Zeitung.

Der Nahme stammet aus Venedig her, wo man zu Anfange des 17ten Jahrhundertes eine wöchentliche Sammlung der merkwürdigsten Neuigkeiten aller Arten zu drucken anfing, und sie, wie eine Kaufmannswaare, jedes Stück für eine Gazetta, eine damahls übliche Scheidemünze (s. den vorhergeh. Artikel) verkaufte, wovon denn die Zeitungen selbst den Nahmen der Gazetten bekamen.

In den Porzellan- und Fayancefabriken, heißen Gazetten, Fr. Gazettes, die Futterale, Kasten oder Kapseln von gebrannter Erde, worein man eine Anzahl geformter und getrockneten Porzellan- oder Fayance-Gefäße thut, die man brennen will. In diesen Kapseln, welche eine Art Tiegel sind, werden die Gefäße, auf weißem Sande ruhend, in den Ofen eingesetzt, damit

mit die Holzflamme nicht die ſchöne Weiße verdunkle, oder Riſſe und Blaſen verurſache.

Gazon, ſiehe Raſen.

Gazon de montagne, Gazon d'olympe. Statice Linn. Nägelein- oder Nelkengras; ſiehe Gras-Blume.

Gé, oder, wie Einige ſchreiben, Jé, iſt ein Maß zu flüſſigen Dingen, deſſen man ſich an einigen Orten in Deutſchland, inſonderheit zu Augsburg bedienet. Der Gé hält 2 Muids oder 12 Beſons, der Beſon aber 12 Maß. 8 Gés machen 1 Fuder.

In den Ländern des großen Mogols iſt Gé ein Längenmaß, oder vielmehr nur ein Rechenmaß, welches 34½ holländ. Ellen gleichgeſchätzt wird.

Geäder, ein Collectivum, die ſämmtlichen Adern in einem thieriſchen Körper zu bezeichnen.

Bey einem Gitterwerke heißt es die Verzierung aus erhabenem und getriebenem Bleche zwiſchen den eiſernen Stäben und Stangen, die zuweilen mit angebracht wird, und zur Schönheit vieles beyträgt, wenn es vergoldet iſt; da man, wegen des Roſtes, das übrige Gitterwerk ſchwarz, oder auch in Gärten grün, anſtreichet.

Geäfter (das), bey den Jägern, die kleinen Klauen oder Hornſpitzen, welche ſowohl das rothe als auch das ſchwarze Wildbret unten an den Läufen (Läuften) über den Ballen hat, (und welche von Einigen auch die Aberklauen, Afterklauen, imgleichen die Oberrükken genannt werden,) und deren Eindruck in den Boden.

Geäß (das), oder Geätz, bey den Jägern, 1. eigentlich, dasjenige, was dem Wildbrete und dem Geflügel zur Nahrung und zum Futter dienet. Fr. Viandis du Cerf. Pât de l'oiſeau. **Dem Geäße nachziehen. Auf das Geäß gehen.**

2. Figürlich. 1) Der Ort, wo der Hirſch mehrmahl zur Weide kommt. 2) Das Maul bey dem Roth- und Rehwildbrete.

Das Geäß der wilden Thiere und Vögel muß ein Weidmann vollkommen wissen, weil er seine vornehmste Anstalten zum Jagen, Fangen und Schießen darnach einzurichten hat.

Von allen wilden Thieren, sowohl edlen, als Raub-Thieren, ist bekannt, daß dieselben des Nachts ihr Geäß, Nahrung und Fraß, jedes nach seiner eingepflanzten Natur, suchet, wie an den Hirschen, Damhirschen und Thieren, Elenden, Sauen, Rehen und Hasen zu sehen ist, daß selbige gegen Abend sich aus ihrem Lager und Stande aufmachen, bey und nach der Sonnen Untergang aus selbigem heraus und auf die freyen Oerter ziehen, wo sie ihr Geäß haben, mit anbrechendem Morgen aber wieder nach ihrem Stande eilen. Dieses gilt aber nur von demjenigen, was recht wild ist. Mit demjenigen, welches zahm gemacht, oder nahe bey Städten und Dörfern gezogen und gewöhnet worden, hat es eine ganz andere Bewandtniß. Denn solche nehmen des Tages noch mehr Geäß zu sich, als des Nachts. Ferner ist auch zu merken, daß es mit dem Geäße der wilden Thiere nur im Frühling, Sommer und Herbste diese Beschaffenheit hat; im Winter aber, da die Noth, in Absicht auf ihre Erhaltung größer wird, treibt sie der Hunger, auch am Tage nach dem Geäße umher zu ziehen. Doch findet man auch, daß sie meistens nur im stehenden, und wenig auf freyen Oertern, den Tag über sich äßen. Mit Raub-Thieren, wie auch mit demjenigen, was unter der Erde und im Wasser seine Nahrung hat, hat es eben die Beschaffenheit, daß sie sich gemeiniglich des Nachts nähren. Der Bär und Dachs kommen in den Wintermonathen, als: in der Mitte des Novembers, im December, Januar, und zuweilen bis in den Februar, gar nicht aus, und zehren von ihrem eigenen Leibe und Fette. Der Luchs, Wolf, Biber, Fischotter, Fuchs, Katzen, Marder und Iltisse, suchen das ganze Jahr ihren meisten Fraß zur Nachtzeit. Bey Luchsen, Wölfen und Füchsen geschieht es wohl zuweilen, daß sie sich auch am Tage etwas suchen und fangen; da man sich denn darnach richten muß, wenn etwas mit Jagen oder Pürschen erhalten werden soll, daß man solches am Tage, vornehmlich aber in den Morgen- und Abendstunden einrichten muß. Was hingegen durch Gärten, Einfänge, Gruben, Fallen, Eisen, Schlagbäume u. d. gl. gefangen werden soll, muß also eingerichtet werden, daß es gegen

gen die Abendſtunden fertig iſt, immaßen man am Tage mit ſolchen Fängen gar nichts ausrichten oder erhalten wird.

Mit dem Federwildbret oder den Vögeln hat es wieder eine andere Bewandtniß. Selbige ſuchen insgeſammt ihr Geäß am Tage; der Schuhu- und die Eulengeſchlechter ausgenommen, welche ihren Raub und Fraß in der Nacht ſuchen. Nicht weniger ſuchen die im Waſſer ſchwimmenden Vögel ihre meiſte Nahrung auch zur Nachtzeit, die Tagſchläfer aber in den Morgen- und Abendſtunden. Sonſt ſind überhaupt alle andere Vögel, vom Auerhahn an bis zum ſchlechteſten, beſchäftigt, daß ſie ihr Geäß am Tage, insbeſondere aber des Morgens früh, und auch Nachmittags, ſuchen; in den Mittagsſtunden aber ruhen ſie insgemein, zwar wohl nach Erfordern nicht ſo gar, jedoch ſind ſie nicht ſo emſig, als des Morgens, da der Magen verdauet hat, und gegen Abend, da ſie vollends zu ſich nehmen, daß ſie des Nachts dauern können. Hierbey ſind aber auch die hier bleibenden und die ziehenden Vögel zu unterſcheiden. Denn währendem Zuge nimmt ſich der Vogel freylich nicht des Morgens ſo rechte Zeit, daß er ſich zuvörderſt ſättigte, ſondern er eilt, beſonders bey ihm erſprießlichen Wetter und Winde, auch nachdem die Natur in ihm das bevorſtehende Wetter merkt, damit er wieder in andere warme und ihm gelegene Länder komme. Eben dieſes verleitet auch den ziehenden Vogel, daß, da ihm der Magen währendem Ziehen vollends leer wird, er ſich alsdenn belieben läßt, auf den Herden einzufallen, da er den Ruf und das Geſchrey von Vögeln, die ſeines gleichen ſind, vernimmt, in Meinung, daß dieſe Nahrung vor ſich haben; da ſie auch anſußen, und Beeren, Körner, und für ſie dienliches Futter gewahr werden, nöthigt ſie der Appetit, einzufallen, worüber ſie aber berücket und gefangen werden. Ein fleißiger Dohnenſteller wird wahrnehmen, wenn er ſeine Dohnen mit dem früheſten zurechte machet, daß er gegen Mittag, um 9 bis 10 Uhr, die meiſten Vögel fängt, weil der Zugvogel alsdenn einzubuſchen anfängt; und ferner gegen Abend, wenn der Vogel wieder ein- und zur Ruhe fällt, iſt der Fang auch wieder recht gut. Mit den Lerchen ſind ebenfalls, was etwan auf dem Zuge mit Herden oder Wänden gefangen werden ſoll, die Frühſtunden die beſten, immaßen ſie gegen Mittag einfallen und liegen bleiben. Wachteln ziehen meiſtens des Nachts; Schnepfen ganz früh, und des Abends in der Dämmerung; die Waſſervögel auch meiſtens des Nachts über eine Weile, und fallen ſodenn nach ihrer Nahrung ein.

Die

Die kleinen Vögel von allerley Art ziehen Vormittags, gegen und nach dem Mittage aber ſuchen ſie ihre Nahrung. Auer-Hähne und Hühner, desgleichen die Faſanen, ſtehen des Nachts auf Bäumen, und fallen des Morgens wieder auf den Boden nach ihrem Geäße; dergleichen die Birkhähne und Haſelhühner auch meiſtens thun, inſonderheit bey naſſem Wetter, und ſtarken Reifen oder Thauen, da ſie denn des Morgens wieder auf das Geäß fallen. Kraniche, Trappen ꝛc. ziehen früh, Vor- und Nachmittags. Wo ſie aber auf die Felder auf das Geäß einfallen, daſelbſt halten ſie ſich den übrigen Tag vollends auf; und wenn ſie gutes Wetter merken, ſtehen ſie auch wohl noch des andern Tages auf dem von ihnen einmahl angenommenen Felde.

Geai, ſiehe Elſter. Häher.

Geailoie, Geailoye, heißt in einigen Provinzen Frankreichs ein Maß zu flüſſigen Sachen, welches an einigen Orten 16, an andern 12, an andern nur 8 Nößel (Pintes) hält. Siehe auch Gallon.

Géant de Conſtantinople, Geant de Rome, bey den Blumiſten, Arten von Ranunkeln; ſiehe Ranunkel.

Géante, eine Tulpenſorte; ſiehe Tulpe.

Geback oder Gebäck (das), ſo viel als man auf einmahl bäckt, in der Lauſitz, die Bäcke, in Niederſ. ein Backels; Fr. Fournée. Ein Geback Mehl. Ein Geback Brod, ſo bey den Bäckern auch ein Ofen voll, imgleichen ein Schuß genannt wird; Fr. Fournée de pain.

Gebacke (das), ein wiederhohltes Backen. Das Gebacke hat kein Ende.

Gebackenes, Fr. Pâtiſſerie, nennt man dasjenige zugerichtete Eſſen, welches meiſtens aus einem guten und mürben Teige beſteht, der hernach gehörig gebacken wird. Weil dieſer Teig entweder aus heißer Butter gebacken, oder nur mit Schmalz, wie das meiſte Kuchenwerk, angemacht, oder auch aus Mehl, Eyern, Zucker, oder an deſſen Statt aus Honig, Mandeln und allerley gutem Gewürze zubereitet, und in dem Ofen abgebacken wird: ſo pflegt man auch dieſes gemeinig-

meiniglich in Buttergebackenes und Zuckergebackenes einzutheilen. Siehe Blättergebackenes. Butterkuchen. Butterteig. Kuchen.

Gebackenes Obst, siehe Obst-Darre.

Gebälk. 1. Eigentlich, die sämmtlichen Balken eines Gebäudes, als ein Collectivum. Das Gebälk eines Hauses, eines Schiffes.

2. Figürlich, der oberste Theil einer Säulenordnung, welcher die Enden des Gebälkes vorstellt, oder das gesammte Simswerk der Säulenordnungen, welches sich über den Säulen befindet, oder von den Säulen unterstützt und getragen wird, und aus dem Unter-Balken oder Architrab, dem Fries oder Borten, und dem Karnieß oder Kranz besteht; L. Trabeatio, Ital. Intavolato Fr. Entablement, Trabeation. Der deutsche Nahme dieser Sache ist sehr schicklich, weil er ein aus verschiedenen Balken zusammengesetztes Werk andeutet; und ein solches Werk wird auch durch das Gebälk, wenn es gleich von Stein ist, wirklich vorgestellt.

Man kann sich von dem Ursprunge und der Beschaffenheit des Gebälkes aus der Zeichnung, Fig. 858, einen ganz deutlichen Begriff machen. Man stelle sich vor, daß ein verständiger Mensch, ehe noch irgend das Bauen zu einer Kunst geworden, eine Decke oder einen Boden habe auf Säulen setzen wollen. Nachdem er seine Säulen gesetzt hatte, gab ihm der geringste Grad der Ueberlegung ein, daß er, sowohl von vorn als von hinten, über seine Säulen zuerst einen Balken legen müsse, der hier mit a b bezeichnet ist, welcher nicht nur die in einer Reihe stehenden Säulen zusammen verbände, sondern auch zugleich die Unterlage zu den Hauptbalken abgäbe. Nun mußte ihm natürlicher Weise einfallen, auf diese Balken diejenigen Balken zu legen, die von der Vorderseite des Gebäudes bis auf die Hinterseite reichen, und die eigentliche Grundlage

der

der Decke oder des obern Bodens machten. Hierüber mußten, um den Boden zu vollenden, quer über diese Balken dicke Breter, so wie die Figur es anzeigt, geleget werden. Diese Breter mußten, zu besserer Bedeckung der Balken, auf allen Seiten etwas heraus stehen. In der Figur ist das vorderste Bret weggelaßen, damit man die Köpfe der Hauptbalken sehen könne, die von dem über sie herauslaufenden Bret wären bedeckt worden. Dieses ist also der Ursprung der Gebälke.

Es ist hieraus zu sehen, daß das Gebälk drey nothwendige, aber wesentliche Theile habe. 1. Den Quer-Balken, der die Säulen zusammen verbindet, und den Hauptbalken zur Unterlage dient. Er wird daher im Deutschen der **Unterbalken** genannt. 2. Die Hauptbalken, deren Köpfe auf dem Unterbalken ruhen. Der Raum, den diese Balkenköpfe, nebst dem dazwischen gelaßenen leeren Raum, an der Vorderseite, zwischen den Unterbalken und den obersten hervortretenden Bretern einnehmen, wird der **Fries** genannt, und ist also der zweyte Haupttheil des Gebälkes. 3. Den dritten machen die über die Balken hervortretenden Breter oder Bolen aus, die darum, weil sie um das ganze Gebäude herum einen herausstehenden Kranz formiren, der **Kranz** genennt werden. Dieses ist also der Ursprung des Gebälkes, und der Benennung seiner verschiedenen Theile.

Als man hernach in den Gebäuden auf die Schönheit zu sehen angefangen hatte, sind diese Theile verschiedentlich verziert worden, und man hat ihnen in verschiedenen Säulenordnungen ihre besondere Verzierungen und Verhältnisse gegeben. Auch in steinernen Gebäuden, so gar in denen, die wirklich keine Böden oder Decken haben, die von den Säulen getragen werden, hat man von außen, des Ansehens halben, die Gebälke beybehalten. Sie dienen in der That, dem

Gebäude

Gebäude oder einer Säulenordnung von oben ſeine Begränzung oder Vollendung zu geben, ſo wie der Knauf die Säule vollendet. Auch überall, wo Säulen angebracht werden, ſelbſt da, wo ſie wirklich nichts tragen, muß nothwendig ein Gebälk darüber ſtehen, weil ſonſt die Säulen als ganz müßige Theile da ſtehen würden. Mithin iſt das Gebälk ein weſentlicher Theil jeder Säulenordnung.

Aber auch da, wo ſowohl die Säulen, als das Gebälk, nur zur Verzierung dienen, wie in den Gebäuden, da die Säulen halb in die Mauer hineintreten, muß man den Urſprung des Gebälkes nie aus dem Geſichte verlieren, weil man ſonſt in ganz ungereimte Fehler fällt, die das Auge eines Kenners ſehr beleidigen. Man ſieht aus dieſem Urſprunge, daß der Unterbalken, ſeiner Natur nach, in gerader Linie über alle Säulen weglaufen müſſe, weil er einen wirklichen Balken vorſtellt, der über die Säulen gelegt iſt. Daher denn die Baumeiſter, ſo berühmt ſie ſonſt auch ſeyn mögen, ſehr grob fehlen, die den Unterbalken durch Verkröpfungen zerbrechen; ſo wie die, welche ihn bisweilen zwiſchen ein Par Säulen, um ein Fenſter etwas höher machen zu können, gar weglaßen oder ausſchneiden, ſo daß die Hauptbalken an denſelben Stellen keine Unterlage zu haben ſcheinen.

Dergleichen Fehler ſind an dem königlichen Schloß in Berlin, welches ſonſt ſehr große architectoniſche Schönheiten hat, häufig. Dieſe Fehler haben die Alten, in der ſchönen Zeit der Kunſt, nie begangen. Alle Gebälke der alten griechiſchen Gebäude ſind vollſtändig, und laufen gerade und ohne alle Brechung über den Säulen weg. Aber an denen Gebäuden, die aus den Zeiten der ſpätern römiſchen Kaiſer übrig geblieben ſind, findet man die unſchicklichen Verkröpfungen der Gebälke.

Selbſt in Gebäuden, die weder Säulen noch Pfeiler haben, iſt das Gebälk nothwendig. Man macht an dem obern Ende der Mauern einen Streif, der den Unterbalken vorſtellt; und da die Hauptbalken wirklich da-

daſelbſt aufliegen, ſo deutet man auch den Fries an; endlich läßt man auch, ſowohl zum Abtropfen des Regens von den Dächern, als auch um das ganze Gebäude zu begränzen, einen Kranz von verſchiedenen Gliedern herum gehen. Alſo hat jedes, auch ſonſt ſchlecht gebauete Haus, ſein Gebälk, welches, zumahl wenn keine Säulen angebracht ſind, auch bloß das Haupt-Geſims genennt wird.

So ein kleiner Theil des ganzen Gebäudes das Gebälk iſt, ſo ſehr kann es ihm ein gutes Anſehen geben oder benehmen. Ein niedriges Gebälk mit wenig hervorſtehendem Kranz, gibt einem großen Hauſe ein gar elendes und mageres Anſehen, als wenn ein ſehr kleiner Kopf auf einem großen Körper ſäße. Iſt hingegen das Gebälk gar zu groß und ſtark, ſo ſcheint es das Gebäude einzudrücken. Hier kommt es alſo vorzüglich auf ein richtiges Auge an, welches die guten Verhältniſſe zu treffen vermöge. Wir haben alſo hier noch dieſe Verhältniſſe und auch die Verzierung des Gebälkes zu betrachten.

Um dieſes deutlicher zu machen, iſt die Zeichnung eines **ioniſchen Gebälkes** im Profil, **Fig. 859**, beygefügt.

Die Linie g h, bezeichnet den Durchſchnitt des Gebäudes, der von oben bis unten mitten durch den Säulenſtamm durchgeht. Demnach zeigt die Figur die Auslaufungen, (d. i. die Weite, um welche der äußerſte Rand des Gebälkes von der Achſe der Säule heraustritt,) und die Höhen der zum Gebälke gehörigen Theile. Die ganze Höhe des Gebälkes a b, wird von unterſchiedenen Baumeiſtern und in jeder Ordnung verſchiedentlich genommen. Goldmann macht jedes Gebälk, in jeder Ordnung, von 4 Modeln; und dieſes iſt das Verhältniß des hier gezeichneten Gebälkes. Selten findet man, daß gute Baumeiſter dieſe Höhe bis auf 3 Model vermindern; hingegen haben Einige, als Barozei und Cataneo, das Gebälk der korinthiſchen und römiſchen Ordnung bis auf 5 Model erhöhet. Eben ſo verſchieden ſind die Baumeiſter auch ſowohl in den Hö-

hen,

hen, als in den Auslaufungen der einzelnen Theile und in den Verzierungen.

Die Höhe des Unterbalkens de, des Frieſes ef, und des Kranzes eb, macht Goldmann in den niedrigen Ordnungen gleich, nähmlich jede von 1½ Model; in den höhern Ordnungen aber giebt er dem Unterbalken 1½ Model, dem Fries 1$\frac{1}{12}$, und dem Kranz 1¾ Model.

Die Auslaufungen ſind an dem Unterbalken und an dem Fries geringer, als die Höhen; hingegen hat der Kranz natürlicher Weiſe eine ſehr ſtarke Ausladung, von 2½ bis 2⅔ Model, ſowohl, weil er das ganze Gebäude begränzt, als auch, weil er zugleich, das ablaufende Waſſer von dem Gebäude abzuhalten, dient.

Der Unterbalken wird in den meiſten Ordnungen in zwey oder drey Streife abgetheilt, und oben mit einem oder zwey kleinen Gliedern verzieret. Der Fries kann glatt bleiben, oder mit Balkenköpfen, auch allerhand Schnitzwerk verzieret werden (ſ. Th. XV, S. 108); an ſeinem oberſten Ende werden ebenfalls ein Par kleine Glieder angebracht. Am meiſten aber gehen die verſchiedenen Baumeiſter in Anſehung des Kranzes von einander ab; und es würde in das Unendliche fallen, alle Veränderungen mit demſelben zu beſchreiben.

Hrn. Prof. Sulzer allg. Theorie der ſchönen Künſte, 1 Th. Lpz. 1773, gr. 8 S. 566, fgg.

Gebände, mehrere Bande oder Bänder einer Art. Siehe Gebinde.

Gebärde, ſiehe Geberde.

Gebären (*). 1. Eigentlich, Junge zur Welt bringen, von dem weiblichen Geſchlechte aller Thiere, in der edlen

(*) Dieſes Wort bedeutete ehedem überhaupt machen, hervorbringen, und wurde hernach beſonders von der Hervorbringung ſeines Gleichen von beyden Geſchlechtern gebraucht. Bey dem Otfried und Andern kommt es mehrmahls für zeugen von dem Vater vor; und in eben dieſem Verſtande lieſt man auch 1 Chron. 2, 20. Hur gebahr Uri, Uri gebahr Bezaleel; ungeachtet es Jer. 30, 8. dem heutigen Sprachgebrauche nach ganz richtig heißt: aber forſchet doch und ſehet, ob ein Manns-

edlen Schreibart. **Wenn die Gemſen auf den Felſen gebären**, Hiob 39, 1. **Die Hirſche beugen ſich, wenn ſie gebären**, v. 3. Am häufigſten und eigentlichſten von Menſchen. **Sie hat einen Sohn geboren. Ein Prinz, der zu Kron und Scepter geboren iſt. Ein geborner Deutſcher**, der in Deutſchland geboren, oder von deutſchen Aeltern gezeuget worden. **Ein geborner von Adel. Er iſt taub, ſtumm geboren.**

2. Figürlich, die Urſache einer damit verknüpften Folge ſeyn, in der edlen Schreibart. **Die verirrte Phantaſie gebieret Schreckbilder.**

Gebärende, Gebärerinn, eine weibliche Perſon, welche ein Kind gebieret oder geboren hat. Sonſt heißt dieſelbe auch, ſo lange ſie in der Geburt arbeitet, eine **Kreiſſende** oder **Kreiſſerinn**, L. Parturiens, nachher aber eine **Kindbetterinn**, oder **Sechswöchnerinn**, L. Genitrix, Puerpera, Fr. Accouchée.

Auf dem Lande ſterben mehr Frauensperſonen zur Zeit der Entbindung, als in den Städten, welches daher

Mannsbild gebären möge? Das Lat. parere, parare, und Hebr. ברא, creauit, ſind mit dieſem Worte genau verwandt, welches gleichfalls zu dem alten bären, tragen, gehört. Gibiro, heißt bey dem Notker, ich bringe Frucht, pirig, fruchtbar, birigen, fruchtbar machen, und bey dem Otfried iſt umbera, unfruchtbar. Das alte Barn, ein Sohn, Kind, welches ſchon bey dem Kero vorkommt, iſt noch im Dän. und Schwed. vorhanden. Siehe auch Geburt.

Von Thieren wird dieſes Wort im Hochdeutſchen, den im Texte gedachten Fall der höhern Schreibart ausgenommen, nicht mehr gebraucht, indem man für dieſen Fall andere Wörter hat. Von kleinern vierfüßigen Thieren ſagt man im gem. Leben hecken, von größern werfen, von Schweinen faſeln und ferkeln, von wilden Sauen friſchen, von Ziegen zickeln, von Schafen lammen, von Kühen kalben, von Pferden füllen oder fohlen. Von Rehen, Haſen, Luchſen, Bären, Dachſen, Bibern und Ottern ſagen die Jäger ſetzen, von Luchſen und Hunden wölfen, von Wölfen, Fuchſen und Hunden werfen, von dem Wildbrete und Hunden auch ausſchütten, von kleinern Raubthieren bringen, u. ſ. f.

her rührt, weil ſie ſo wenig Hülfe haben, und ſo viele ſchlechte und verkehrte Mittel gebrauchen. Hingegen ſterben in den Städten mehrere nach der Entbindung, woran eine anhaltende ſchlechte Geſundheit, eine Verzärtelung und andere Umſtände, wovon die Bauerweiber nichts wiſſen, Schuld iſt. Der Mangel an geſchickten und wohl unterwieſenen Wehmüttern, iſt ein gar zu augenſcheinliches Unglück eines Landes; es hat die verderblichſten Folgen, und verdient die ganze Aufmerkſamkeit der Polizey. Ich werde davon im Art. Hebamme ausführlicher handeln. Hier will ich nur für eine der ſchädlichſten Gewohnheiten, nähmlich für den Gebrauch der hitzigen Sachen warnen, welche die Wehmütter bey einer ſchweren oder langſamen Geburt gemeiniglich zu geben pflegen; dergleichen ſind: Bibergeil, Bibergeileſſenz, Saffran, Salbey, Raute, Sabenbaum, Theriak, mit Gewürz gekochte Weine, Branntwein, Liqueurs und andere hitzige Getränke. Alle dieſe Sachen ſind in ſolchen Umſtänden wahre Gifte, welche die Entbindung nicht beſchleunigen, ſondern nur ſchwerer machen. Denn ſie entzünden ſowohl die Gebärmutter, welche ſich alsdenn nicht mehr zuſammenziehen kann, als auch die Theile des Durchganges, welche dadurch aufſchwellen, enger werden, und ſich nicht mehr erweitern können. Zuweilen erwecken dieſe Mittel auch einen Blutſturz, der in wenig Stunden tödtet. Sehr viele Mütter und Kinder würden gerettet werden können, wenn man die Verfahrungsart gerade umkehrte. So bald eine Frau, welche ſich vor der Entbindung wohl befunden hat, die ſtark und wohl gebauet iſt, in Kindesnöthen kommt, und die Geburt ſchmerzhaft und ſchwer zu ſeyn ſcheint, ſo muß man, an ſtatt ſie allzufrüh zur Arbeit aufzumuntern, wodurch man alles verdirbt, und an ſtatt durch die oben gedachten verderblichen Mittel der Geburt nachhelfen zu wollen, ihr einen

Aderlaß am Arme verordnen; hierdurch wird man der Entzündung vorbauen, die Schmerzen ſtillen, die Theile erweichen, und alles zu einem guten Ausgange vorbereiten.

So lange die Geburtsſchmerzen dauern, muß man keine andere Nahrungsmittel geben, als dann und wann ein wenig Bierſuppe, Hafer- und Gerſtengraupenſuppen mit kleinen Roſinen. Eine Taſſe Kaffe iſt denen, die dieſes Getränks gewohnt ſind, ſo wie wohlhabendern ein Glas alten Rheinwein, gut. Wenn der Leib kurz vorher verſtopft geweſen iſt, oder die Oeffnung durch ſich ſelbſt nicht erfolgen kann noch will, ſo muß ein Klyſtier aus einem Decoct von Käſepappeln oder Kamillenblumen, und ein wenig Oehl, geſetzt, und, nach Befinden, alle vier Stunden wiederhohlt werden. In den Zwiſchenzeiten zwiſchen den Klyſtieren, läßt man die Frau über einem Dampfbade ſitzen, nähmlich über einem Geſchirre oder Nachtſtuhl, worin warmes Waſſer iſt. Man reibt die Theile des Durchganges mit ein wenig ungeſalzener Butter, und leget auf den Unterleib Umſchläge von warmen Waſſer. Auch iſt ein Gemiſche aus Lorbeerblättern, oder aus Lorbeeren ſelbſt, zu Pulver geſtoßen, und mit Baumöhl zu einer Salbe gemacht, warm in Leinwand gethan, und auf den Unterleib gelegt, ein ſicheres Mittel, die Geburt zu befördern und zu erleichtern, wofern die Lage oder Figur des Kindes nicht das Hinderniß iſt; wie es denn auch bey Schwangern wider die falſchen Wehen ſehr dienlich iſt.

Wenn das Kind eine unrechte Lage hat, oder wenn ſich bey der Mutter ein Fehler in den Geburtstheilen befindet, ſo ſind zwar die jetzt angeführten Mittel nicht hinreichend; allein; ſie verhindern doch wenigſtens, daß das Uebel nicht größer wird, und laßen Zeit, ſich an Geburtshelfer oder an geſchicktere Hebammen zu wenden.

Man

Man thut ferner den Gebärenden sehr vielen Schaden, wenn man zur Winterszeit die Stuben allzu sehr heitzet. Es ist freylich nöthig, alle kalte und Zugluft zu vermeiden; aber eben so nöthig ist es auch, die zu heiße zu verhüten. Die Stube muß mäßig warm seyn. Man muß dann und wann ein Fenster öffnen, aber so, daß die Gebärende in keinen Zug komme. Die Gebärenden haben Hitze genug; und man sieht es augenscheinlich, wie munter sie werden, wenn man ein Fenster öffnet, und die Luft in der Stube reiner und gemäßigter wird.

Ein Stuhl oder Bett, auf welchem gebärenden Weibern die Geburt erleichtert wird, wird ein Gebär- oder Geburts-Stuhl, und ein Accouchirbett genannt. Man findet dergleichen im IV Th. S. 334, fgg. beschrieben, und Fig. 150 abgebildet.

Die Wehmütter müssen sich sehr in Acht nehmen, die Weiber zur Arbeit zu früh zu nöthigen, wodurch sie ihnen unendlich viel Schaden thun, und wodurch sie die Geburten unglücklich machen können, die mit etwas Geduld vollkommen glücklich abgelaufen wären. Ich dringe um desto mehr auf die Gefahr der voreiligen Ansträngung zur Arbeit, und auf die Nothwendigkeit der Geduld, da diese Verfahrungsart bey allen schlechten Hebammen allgemein ist.

Weil man sich für die Schwachheit fürchtet, worin eine Gebärende zu seyn scheint, daß sie nicht Kräfte genug zur Geburt haben werde, so glaubt man, daß es nöthig sey, derselben herzstärkende Sachen zu geben. Dieses aber ist lauter Einbildung. Eine Gebärende verliert die Kräfte nicht so geschwind. Leichte Schmerzen matten ab; allein, je stärker sie sich vermehren, desto mehr erheben sich die Kräfte wieder; sie verschwinden nie ganz, wenn kein fremder Umstand vorhanden ist; und man kann ganz sicher glauben, daß bey einer

gesunden und sich wohl befindenden Frau, die Schwachheit niemahls die Geburt verhindere.

So schädlich und unnütz die herzstärkenden Arzeneyen sind, so schädlich sind auch die treibenden Mittel. Durch letztere wird gar oft das größte Unglück angerichtet. Man gibt sie, weil man nicht Geduld haben will; man erzwingt auch wohl dadurch die Geburt, allein die Wöchnerinn stirbt in wenig Tagen, weil man ihr dadurch den Brand im Leibe verursacht hat. Gibt man aber diese Mittel, und das Kind hatte eine unrechte Lage, so gehen Mutter und Kind darauf.

Wenn eine Gebärende dermaßen abgemattet wird, daß sie in einen todesähnlichen Zustand fällt, so muß man die Entbindung, so bald als möglich, zu bewerkstelligen suchen, um doch wenigstens das Kind am Leben zu erhalten. Nach der Entbindung ist auch die Nachgeburt nicht sogleich zu lösen, weil die Gebär-Mutter alsdenn in einer völligen Unwirksamkeit ist, und die offenen Blutgefäße sich nicht zeitig genug schließen würden; das Blut könnte also bey der geringsten Wiederkehr des Lebens ungehindert herausfließen. Hernach sucht man einer solchen Person labende, jedoch nicht hitzige Getränke zu geben. Man kann auch Tücher mit warmen Wein und Essig um den Leib und um die Geburtsglieder schlagen; und sollte auch dieses noch nicht hinlänglich seyn, so kann man das Reiben und andere gelinde reitzende Dinge zu Hülfe nehmen. Was übrigens nach der Entbindung zu beobachten ist, wird in dem Art. Kindbetterinn vorkommen.

Das übrige, was zur Sorgfalt für Gebärende, als ein Theil der Medicinalpolizey gehört, wird im Art. Schwangere zu suchen seyn.

Eine gar seltsame **Verfahrungsart der Kalmyken, bey Entbindung der Weiber**, erzählt Hr. D. Lepechin, im 1 Th. seines **Tagebuches der Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches**, nach

nach des Hrn. Hase Ueberſetzung, Altenb. 1774, 4. S. 138, f. „Wenn eine Frau ihrer Niederkunft nahe iſt, ſuchen ſie einen geſunden vierſchrötigen ſtarken Kalmyken aus, welchen ſie alle Tage mit ſchönem Eſſen herrlich bewirthen. Sobald nun bey der Gebärerinn die Wehen anfangen, ſetzt ſich der Gaſt, der rüſtige Kalmyke, mitten in der Kibitke auf den Boden, ſetzt die Kreiſſende auf ſeine Knie, umfaßt ſie mit ſeinen Armen, drückt und ſtreicht ſie oben von der Bruſt an, bis hinunter in den Schooß. Dieſes Preſſen wird ſo lange fortgeſetzt, bis das Kind ſich zu zeigen anfängt, auf welches die kalmykiſche Kindfrau, die vor der Gebärerinn ſitzt, lauert. So bald ſich nun das Kind zeigt, gibt ſie denen Leuten, welche außerhalb der Hütte ſtehen, ein Zeichen, welche alsdenn ihre Piſtolen losſchießen, damit die Kreiſſende durch den unvermutheten Schuß erſchrecket, und dadurch die Geburt beſchleuniget werde. Den mannhaften Kalmyken bewirthen ſie für ſeine Mühe noch 2 oder 3 Tage, ſchenken ihm ein Schaf oder Füllen, und geben ihm damit ſeinen Abſchied. Die Armen, welche nicht im Stande ſind, einen rüſtigen Kalmyken zu miethen, bedienen ſich eines doppelten Mittels. Das erſte beſteht darin: Sie überbinden der Gebärerinn, wenn ſie ihre Wehen bekommt, den Leib mit breiten Riemen, und preſſen ihn von oben nach unten zu. Noch peinlicher iſt das andere Mittel, indem die Kreiſſende dabey alle ihre Kräfte zu ihrer ſelbſteigenen Marter anſträngen muß. Sie legt ſich mit dem Bauche auf einen Stock, an deſſen Ende eine weite hölzerne Gabel iſt; in dieſer preßt ſie ihren Bauch aus allen Leibeskräften ſo lange, bis ſie ihrer Bürde entbunden iſt. Bey allen dieſen Hülfsmitteln zur Erleichterung der Geburt, geſchieht es doch, daß die Gebärerinnen nach der Entbindung eine lange Zeit ohne Empfindung liegen; einige haben auch zuweilen lange mit verſchiedenen daraus entſtehenden Krankheiten zu kämpfen. Allein, ihre ſtarke Natur überwindet alles; und ſehr ſelten hört man unter ihnen einen Fall, da eine Frau durch die Niederkunft aufgeopfert worden wäre.“

Gebär-Mutter (*), L. Uterus, Fr. Matrice, ein hohler Theil bey dem weiblichen Geſchlechte, der in dem untern Schmerbauche liegt, worin die Frucht empfan-

(*) Man leitet dieſes Wort nicht ſowohl von gebären, als vielmehr von bären, tragen, ab.

gen und bis zur Geburt getragen wird; die Bär-Mutter, oder nur schlechthin die **Mutter**; bey einigen Thieren, z. E. den Kühen, der **Tragsack**.

Bey Menschen sowohl, als Thieren, hat die Gebärmutter ihre Lage zwischen der Harnblase und dem Mastdarme. Von beyden Seiten gehen die so genannten **Muttertrompeten** (Tubæ Fallopianæ) von der Gebärmutter nach vorwärts ab, deren Fransen (Fimbriæ) bey der Begattung, wie man glaubt, ein oder mehrere Eyer der an den Seiten liegenden Eyer-Stöcke (Ovarium) umfassen, losreißen, und in die Gebärmutter bringen. Diese Eyer bilden sich nach und nach in der Gebärmutter aus, und wachsen durch die Nahrung, die sie von der Mutter erhalten. Wenn das Ey größer geworden ist, so zeigt sich innerhalb demselben die junge Frucht (Foetus), welche in dem Wasser des Eyes schwimmt, und von den Häuten eingeschlossen ist. Die Nabelschnur geht von dem Bauche der jungen Frucht in den dickern Theil der Häute, welchen man den **Mutterkuchen** (Placenta uterina) nennt, durch welchen die junge Frucht die Nahrung von der Mutter erhält.

Gebärmutter-Entzündung bey Kindbetterinnen. Die Entzündung der Mutter, eine der Folgen einer schweren Geburt, entdeckt sich durch Schmerzen in dem ganzen untern Theile des Bauches, Spannung des ganzen Unterleibes, Vermehrung der Schmerzen bey dem Anfühlen, einen rothen Fleck, der sich zur Mitte des Unterleibes bis an den Nabel hinauf zieht, und, wenn das Uebel sich verschlimmert, schwarz wird, welches allemahl tödtlich ist; durch eine außerordentliche Schwäche, ein überaus verändertes Gesicht, ein leichtes Phantasiren, ein anhaltendes Fieber mit einem schwachen und harten Puls, bisweilen ununterbrochenes Erbrechen, oft Schlucksen, einen Abgang eines röthlichen, stinkenden und scharfen Wassers; öfters

Stuhl-

Stuhldrängen; Brennen und bisweilen gänzliche Zurückhaltung des Urins.

Dieses sehr schwere und oft tödtliche Uebel, muß eben wie die Entzündungskrankheiten behandelt werden. Hauptsächlich muß man, nach den Aderlässen, öfters Klystiere von laulichem Wasser beybringen, dergleichen in die Mutter einspritzen, und beständig solche Ueberschläge auf den Unterleib legen, auch reichlich entweder von einer ganz einfachen Gersten-Ptisane, mit einem Quent Salpeter auf jedes Quart vermischt, oder von einer Emulsion, trinken laßen.

Gebärmutter-Entzündung bey Kühen. Daß der Tragsack entzündet sey, erkennt man daran, wenn sich die Kühe zum öftern stellen, als ob sie den Harn laßen wollten, welches jedoch nicht erfolgt; sie gehen mit den Hinterfüßen sehr beschwerlich, und hinken bey jedem Tritte; der Pulsschlag ist geschwind und stark, der Durst heftig, und die Eßlust verloren; zuweilen geht auch etwas Blut durch die Mutterscheide ab. Wenn sich der letztere Zufall bey tragenden Kühen eräugnet, so werden sie gewiß bald verwerfen (abortiren); zeigt er sich hingegen nach dem Kalben, so ist es eine gute Vorbedeutung zur Fruchtbarkeit. Man muß aber den jetztgedachten Abgang des Blutes durch die Mutter-Scheide, von dem Blutharnen unterscheiden; denn im ersten Falle geht das Blut beständig und ganz allein durch die Mutterscheide ab, da es hingegen bey dem Blutharnen, mit dem Harn vermischt, und auch nur wenn das Vieh harnet, abgeht.

Die Entzündung des Tragsackes entsteht zuweilen von andern Krankheiten; am öftersten aber von zurückgebliebener Nachgeburt und verhinderter Reinigung nach dem Kalben, oder, wenn man die Nachgeburt mit Gewalt heraus zu ziehen trachtet; von stockendem Geblüte, welches sich nach dem Kalben in dem Trage-Sack gesammelt hat, und daselbst in Fäulniß geht; von

Pfund Brunnenwaſſer ſo lange kochen, bis der vierte Theil davon eingekocht iſt, und ſodenn das durchgeſeihete Waſſer täglich dreymahl, und zwar bis zu 8 Loth auf einmahl, laulich in den Tragſack einſpritzen. Hiernach pflegt gemeiniglich am vierten Tage eine von den inwendigen Häuten des Tragſackes abgeſonderte, und durch einen Brand verdorbene Haut abzugehen. Man ſetzt das Einſpritzen fort, bis der Eiter gutartig wird. Die Wirkung des Einſpritzens iſt um ſo kräftiger, wenn man zugleich innerlich von gedachter Chinarinde alle vier Stunden ½ Loth, zu Pulver geſtoßen, und mit 1 Quent Salpeter vermiſcht, in friſchem Waſſer eingibt.

Sollte aber die Entzündung des Tragſackes in eine verhärtete Geſchwulſt übergehen: ſo kann man dieſes Uebel nach der Anweiſung, die ich in dem folgenden Theile, im Art. **Geſchwulſt**, ertheilen werde, behandeln.

Gebärmutter-Vorfall oder Sturz, bey Kindbetterinnen. Das in ſolchem Falle erforderliche Wieder-Zurückbringen der Gebärmutter und der Mutterſcheide, wobey man ſich, zur Verhütung eines neuen Vorfalles dieſer Theile, des ſo genannten **Mutterkranzes** oder **Mutterzäpfchens** (Peſſarium) bedienet, iſt ein Geſchäft, welches die Hülfe eines Geburtshelfers oder geſchickten Wundarztes erfordert, und, worein mich hier einzulaßen, wider die Abſicht meines Werkes iſt.

Gebärmutter-Vorfall bey Kühen. Dieſer Zufall iſt zweyerley; entweder iſt nur der Hals des Tragſackes, oder aber der Tragſack ſelbſt, vorgefallen. Im erſten Falle hängt der Hals des Tragſackes mehr oder weniger heraus; und im zweyten hat ſich der Tragſack ganz umgekehrt, ſieht einem umgekehrten Handſchuh gleich, und hängt ſo aus der Geburt hervor.

Eine ſchwere Geburt, zurückgebliebene Nachgeburt, die man mit Gewalt herausgezogen, und die Mutter-

Gewächse, welche ebenfalls mit Unvorsichtigkeit sammt dem Tragsack herausgezogen worden, sind die allgemeinen Ursachen dieser Krankheit.

Wenn der Tragsack nicht von selbst alsobald zurückgeht, so muß man ihn ungesäumt wieder an seine Stelle zu bringen trachten. In dieser Absicht benetzt man ein Stück feine Leinwand mit frischer und warm gemachter Milch, und schiebet damit den Tragsack vorsichtig zurück; welches viel leichter, als man sich vorstellen kann, von statten geht. Damit aber die Theile des Trag-Sackes gestärket, und ein neuer Vorfall desselben verhütet werde: so spritze man täglich zwey bis dreymahl ein halbes Pfund von dem unten beschriebenen Mittel (*) in den Tragsack, und laße das Vieh einige Tage, oder auch wohl länger, bey aller nur möglichen Ruhe im Stalle stehen.

Es geschieht aber sehr oft, daß, der gebrauchten Mittel ungeachtet, wegen Schwäche und Erschlaffung der Theile, und wegen des starken Drängens, so die Kühe hierbey gemeiniglich anwenden, der Tragsack zuweilen so bald, als er in den Leib gebracht worden, aufs neue und zu wiederhohlten mahlen wieder hervor gedruckt wird. In solchen Fällen pflegen die Haus- und Land-Wirthe dergleichen Kühe für unheilbar zu halten, und demnach zu schlachten. Sie werden aber diese Thiere sicher retten, wenn sie nachstehender Anweisung Folge leisten. Das erste besteht darin, daß man den Tragsack auf vorgedachte Art wieder in den Leib zurück bringe.

So-

(*) Zwey Handvoll Tormentillwurzel, eine gute Handvoll Schafgarbenkraut, und eben so viel Eichen-Laub, und 4 Loth gedörrte Schwarzbeeren, oder, in deren Ermangelung, eben so viel Schlehenbeeren, werden mit 1 Quart Wasser und 1 Nößel rothen Wein, ½ Stunde lang gekocht, hernach durch Leinwand gedruckt, und täglich zwey bis drey mahl laulich in den Tragsack eingespritzet.

Sodenn nimmt man eine große Ochſenblaſe, aus welcher die Luft herausgelaßen worden, befeuchtet ſolche mit lauem Waſſer, damit ſie dadurch weich gemacht werde; nimmt ein Finger-dickes und an 3 Spannen langes, an der Spitze gewölbt geſchnittenes Stäbchen, von beliebigem Holz, ſteckt es in die oben zugerichtete Blaſe, daß es mit der gewölbten Spitze an den Grund der Blaſe reiche, und der übrige Theil, wie eine Scheide, über das Stäbchen hange; ſchiebt endlich die Blaſe vermittelſt des Stäbchens, ſo tief in den Tragſack, daß nur noch ein, ein Par Querfinger langer Theil von dem Halſe der Blaſe zu ſehen iſt. Wenn nun die Blaſe auf beſagte Art in den Tragſack gebracht worden, ſo zieht man das Stäbchen, welches zum Einbringen der Blaſe gebraucht worden, heraus, und ſtecket, an deſſen Statt, in den Hals der Blaſe ein Röhrchen, wodurch man die Blaſe ſtark aufbläſet, und zu gleicher Zeit durch einen Andern den Hals der Blaſe feſt zubinden läßt. Dieſe auf ſolche Art mit Luft ausgedehnte Blaſe läßt man 10 bis 12 Tage lang in dem Tragſack; ſchneidet oder löſet alsdenn das Band, womit ſie zugebunden worden, auf, damit der Wind heraus fahre und die Blaſe zuſammen falle; zieht hierauf die Blaſe wieder heraus, und gebraucht hernach, zu mehrerer Stärkung des Tragſackes und ſeiner Bänder, das oben beſchriebene Mittel auf gleiche Art täglich dreymahl, bis die vorgeſchriebene Quantität deſſelben völlig verbraucht worden.

Die nach obiger Vorſchrift in den Tragſack gebrachte, und mit Luft ausgedehnte Blaſe verhindert das fernere Ausfallen dieſes Sackes ſo ſicher als gewiß, und verurſachet den Kühen, bey dem Liegen, Stehen oder Gehen, nicht die mindeſte Beſchwerde; daher deren Gebrauch in ſolchem Falle niemahls zu unterlaßen iſt; da überdieß die Einbringung derſelben eben ſo leicht, als deren Herausnehmen, iſt.

Uebrigens muß man die Kühe, welche einen ſolchen Vorfall erlitten haben, nicht nur während der Cur, ſondern auch eine Zeit hernach, die möglichſte Ruhe im Stalle genießen laßen, und alle heftige Bewegungen auf eine lange Zeit zu vermeiden ſuchen. Auch iſt es nöthig, daß man eine ſolche Kuh mehr mit trocknen, als mit allzufetten und erſchlaffenden Fütterungsarten ernähre.

Hrn. v. Willburg Anleit. für das Landvolk ꝛc. Nürnb. 1776, 8. S. 227, fgg.

Gebär-Stuhl, ſiehe oben, S. 517.

Gebär-Wurz, Ariſtolochia rotunda vera; ſ. Th. II, S. 393.

Gebäude (*), von dem Zeitworte **bauen**, ſo fern es ædificare bedeutet, ein nach den Regeln der Baukunſt eingeſchloſſener Raum. In dieſem allgemeinern Verſtande wird ein großes Faß, ein Schiff und andere Kunſt-Werke dieſer Art **Gebäude** genannt. In engerm und üblicherm Verſtande iſt es ein ſolcher nach den Regeln der Baukunſt eingeſchloſſener Raum, in welchem man gewiſſe Verrichtungen gemächlich vornehmen kann; L. Ædificium. Fr. Edifice. Es iſt ein allgemeiner Ausdruck, deſſen beſondere Arten durch die Wörter **Haus, Kirche, Stall, Scheuer** u. ſ. f. ausgedruckt werden.

Ueberhaupt verſteht man unter **Gebäude** ein jedes Werk der Baukunſt, welches für ſich ein Ganzes ausmacht, und nicht bloß ein Theil eines größern Ganzen iſt; alſo nicht bloß Häuſer, Palläſte und Kirchen, ſondern auch Monumente, Ehrenpforten ꝛc. Ich betrachte hier das Gebäude überhaupt, als einen Gegenſtand des Geſchmackes, in der Abſicht einige Grundſätze und Maximen zu entdecken, auf welche das Urtheil über die Schönheit oder Vollkommenheit der Gebäude ſich allemahl gründen muß.

Die

(*) Im gem. Leben lautet dieſes Wort oft nur **Bau**, in Nieder-Sachſen **Baute**, imgleichen **Gebau, Gebäu**, in welcher letzten Geſtalt es mehrmahls in der deutſchen Bibel vorkommt.

Die Werke der Kunst haben dieses mit einander gemein, daß der Stoff, den sie bearbeiten, außer der Kunst liegt, von ihr aber seine Form und Bearbeitung bekommt. Der Stoff des Dichters ist etwas, das auch die gemeine Rede vertragen könnte; durch die Form und die besondere Art des Vortrages aber, wird er zum Gedicht. So ist ein Gebäude allemahl ein Werk, welches auch außer der Kunst noch sein Wesen hat; ein Haus würde auch ohne allen Einfluß der Kunst, in so fern sie vom Geschmack geleitet wird, noch immer ein nutzbares Werk seyn. Hieraus folgt, daß ein Gebäude nicht anders, als in Rücksicht auf das, was es auch ohne die Kunst seyn würde, beurtheilet werden müsse. Man kann es nicht bloß wie eine schöne Form ansehen; es ist allemahl ein Werk zu gewissem Behuf bestimmt. Will man es als ein Werk der Kunst und des Geschmackes beurtheilen, so kommt es nicht darauf an, ob es überhaupt eine schöne Form sey, sondern, ob es, bey den wesentlichen Eigenschaften, die es, außer der Kunst betrachtet, haben soll, auch schön genug sey. Derjenige ist ein guter Baumeister, der die wesentliche Absicht, in welcher das Gebäude aufgeführt wird, vollkommen erreichen, zugleich aber dem Werke jede ihm zukommende Schönheit geben kann.

Vor allen Dingen also muß jedes Gebäude seinem Endzweck gemäß angelegt seyn. Seine Lage, so wie die Stärke und äußere Form, müssen durch ihn bestimmt werden. Ein Rathhaus müßte nicht in einem Winkel der Stadt angeleget, in seiner Form nicht wie ein Gefängniß, und in Ansehung seiner Stärke, nicht wie ein Gartenhaus aussehen. Eben so müssen von außen und von innen die Verhältnisse und die Verzierungen, so wie die Anordnung, nicht nach zufälligem Gutdünken oder phantastischen Einfällen angegeben, sondern aus der Natur des Gebäudes durch ein gründliches Urtheil und einen gesunden Geschmack bestimmt wer-

rden. Die Verhältniſſe der Theile, die für eine Kir-
, oder für einen groſsen Pallaſt gut wären, ſchicken
nicht für ein Privathaus, ſo wenig als groſse Au-
nzſähle mit Vorzimmern; ſo wie auf der andern
eite das beſcheidene Anſehen, und eine durchaus gleiche
d wenig Mannigfaltigkeit zeigende Anordnung, für ein
meines Haus ganz vernünftig, für einen Pallaſt hin-
gen zu mager und zu elend ſeyn würde. In Zierra-
en kommt das Groſse und die Pracht nur groſsen und
Anſehung ihrer Beſtimmung vornehmen Gebäuden
; da hingegen Zierlichkeit, Nettigkeit, auch ein mä-
ger Reichthum, auch an Privatgebäuden reicher Bür-
r noch gut ſtehen kann.

Man kann überhaupt dieſe und andere hieher gehö-
ge Anmerkungen in die allgemeine Regel zuſammen
ſſen, daſs jedes Gebäude, ſowohl in ſeinen weſentli-
en, als zufälligen Theilen, ſeinen Character behaup-
n und ſeinen Zweck anzeigen, zugleich aber in ſeiner
rt gut in die Augen fallen, und überall gute Verhält-
ſſe, Geſchmack, Feſtigkeit und angewandten Fleiſs, an
n Tag legen müſſe. Aus jeder Vergehung gegen die-
Regel entſtehen Hauptfehler. Wer gründlich von
nem Gebäude urtheilen will, der muſs alſo zuerſt von
r Natur und Beſtimmung deſſelben richtige Begriffe
aben, und darnach ſowohl das Ganze, als die Theile
eurtheilen. Hierzu aber gehört eine richtige Kenntniſs
r Sitten, der Lebensart, der Geſchäfte und der Ge-
räuche des Landes, deſſen Gebäude man beurtheilen
ill. Findet man jedes der Natur und der Beſtimm-
ng des Gebäudes angemeſſen, ſo iſt man von dem
Verſtande und der Ueberlegung des Baumeiſters verſi-
hert; und man weiſs, daſs weder Mangel noch Ueber-
luſs, auch nichts Unſchickliches vorhanden iſt.

Jedes Gebäude aber, zu welchem Gebrauch es auch
eſtimmt ſeyn möge, muſs Feſtigkeit, Regelmäſsigkeit
nd ſchöne Ordnung (Eurythmie) haben; auch muſs je-

des Einzele darin mit Fleiß gemacht und in sei
wohl vollendet seyn. Alles stehende muß senkrec
alles liegende wagerecht seyn; jeder schwere The
seine verhältnißmäßige Unterstützung haben; hi
muß auch nirgends weder Stärke noch Unters
seyn, wo nichts zu tragen ist. Säulen oder
auf denen nichts schweres ruhet, oder sehr starke
stützungen, auf denen etwas ganz leichtes lieg
Ungereimtheiten in der Baukunst, die den ge
Begriffen widerstreiten. Was sollen riesen
Sclaven, die aus Nachahmung der Caryatiden
Thüren gemeiner Wohnhäuser angebracht sind,
wa einen leichten Balken zu tragen, wie man zu
an einigen Häusern sieht? Ueberhaupt muß in
einzelnen, zur Festigkeit oder zur Verzierung vo
nen Theil, außer einem guten Verhältniß auch
sicht, warum er da ist, in die Augen fallen, u
dieser Absicht muß seine Beschaffenheit beurtheil
den. Eine Probe, wie eines jeden Theiles Bes
heit und Verhältniß aus seiner Absicht zu beur
sey, kann man aus den zum Gebälke gehörigen
abnehmen, wovon die Art. Gebälk, Fries,
schlitz, Sparrenköpfe ꝛc. nachzusehen sind.

Gibt man einem Gebäude Umfassungsmaue
wird es ein steinernes, massives Gebäude ge
bestehen hingegen diese Mauern aus Holz, od
Holz und Steinen zugleich, so heißt es ein hölz
Gebäude.

Bey allen Arten von Gebäuden, sind die
schaften der Baumaterialien, welche mit einan
verknüpfen sind, und die Art, nach welcher dies
Materialien, der Absicht gemäß, am geschicktes
gestalt verknüpft werden können, daß daraus ein
mäßiges Ganze entstehe, in Erwägung zu
Wenn die Absicht, durch die Uebereinstimmung de
terialien und ihrer Verknüpfung erreicht ist, so

das Gebäude für vollkommen, im entgegengeſetz-
fall aber für unvollkommen halten. Da die Un-
hung, ob gedachter Abſicht eine Genüge geſche-
das Mittel iſt, von deſſen Vollkommenheit ur-
u zu können, ſo werden die Gebäude ſo verſchie-
als die dabey habenden Abſichten, ſeyn müſ-
und ſo werden folglich, was z. B. die ſtädtiſchen
Stadtgebäude betrifft, diejenigen, welche das
der ganzen Stadt befördern, von anderer Be-
nheit, als diejenigen, die jeder einzelne Bürger
ner Privatbequemlichkeit bedarf, ſeyn müſſen.
ude von der erſten Art, werden öffentliche, die
er zweyten Art aber Privatgebäude genannt.
Öffentliche Gebäude haben theils die Si-
it, theils die Ausübung des Gottesdienſtes
der Gerechtigkeit, theils das Vergnügen der
er, zur Abſicht. Zur erſten Claſſe gehören:
äuſer, Zuchthäuſer, Proviantháuſer, Brücken,
nen, Feuergeräthhäuſer; zur zweyten: Kirchen,
en, Gerichtsgebäude, Hoſpitäler, Waiſenhäuſer;
tten: Opern-, Ball-, Komödienhäuſer, Luſtgär-
öffentliche Spatziergänge ꝛc. Privatgebäude
die Abſicht, daß man ſicher darin wohnen, und
Hinderniſſe die verſchiedenen Geſchäfte darin ab-
n könne. Man nennt ſie, nach dem Unterſchiede
tandes, nach den verſchiedenen Beſchäftigungen
eſitzer, nach dem verſchiedenen Grade des äußer-
Aufputzes, Schlöſſer, Palläſte und Häuſer.
auch den Art. Bau.

ur Betreibung der Landwirthſchaft werden al-
d Arten von Gebäuden erfordert, und ich wer-
ſe jetzt in eine nähere Betrachtung ziehen, und
erheit, wie dieſelben, bey Würdigung der
zücer, in Anſchlag zu bringen ſeyn, zeigen.
ie Wirthſchaftsgebäude beſtehen theils in
en und Wohnungen für die zur Beſtreitung der

des Einzele darin mit Fleiß gemacht und in seiner Art wohl vollendet seyn. Alles stehende muß senkrecht, und alles liegende wagerecht seyn; jeder schwere Theil muß seine verhältnißmäßige Unterstützung haben; hingegen muß auch nirgends weder Stärke noch Unterstützung seyn, wo nichts zu tragen ist. Säulen oder Pfeiler, auf denen nichts schweres ruhet, oder sehr starke Unterstützungen, auf denen etwas ganz leichtes liegt, sind Ungereimtheiten in der Baukunst, die den gemeinen Begriffen widerstreiten. Was sollen riesenmäßige Sclaven, die aus Nachahmung der Caryatiden an den Thüren gemeiner Wohnhäuser angebracht sind, um etwa einen leichten Balken zu tragen, wie man zuweilen an einigen Häusern sieht? Ueberhaupt muß in jedem einzelnen, zur Festigkeit oder zur Verzierung vorhandenen Theil, außer einem guten Verhältniß auch die Absicht, warum er da ist, in die Augen fallen, und aus dieser Absicht muß seine Beschaffenheit beurtheilet werden. Eine Probe, wie eines jeden Theiles Beschaffenheit und Verhältniß aus seiner Absicht zu beurtheilen sey, kann man aus den zum Gebälke gehörigen Theilen abnehmen, wovon die Art. **Gebälk**, **Fries**, **Dreyschlitz**, **Sparrenköpfe** ꝛc. nachzusehen sind.

Gibt man einem Gebäude Umfassungsmauern, so wird es ein steinernes, **massives Gebäude** genannt; bestehen hingegen diese Mauern aus Holz, oder aus Holz und Steinen zugleich, so heißt es ein **hölzernes Gebäude**.

Bey allen Arten von Gebäuden, sind die Eigenschaften der Baumaterialien, welche mit einander zu verknüpfen sind, und die Art, nach welcher diese Baumaterialien, der Absicht gemäß, am geschicktesten dergestalt verknüpft werden können, daß daraus ein regelmäßiges Ganze entstehe, in Erwägung zu ziehen. Wenn die Absicht, durch die Uebereinstimmung der Materialien und ihrer Verknüpfung erreicht ist, so kann

man

n Ertrage des Gutes selbst auf eine zuverläßige Art
rsichert seyn?

Was in Ansehung des herrschaftlichen Wohnhau-
s oder Schlosses, und der Gebäude der Bauergüter,
ngleichen der Kirchen, Priester- Küster- und Schul-
eisterwohnungen, besonders anzumerken ist, wird an
inem gehörigen Orte vorkommen.

So viel Schaden aus dem Mangel der nöthigen
Wirthschaftsgebäude entsteht, eben eine so große Last
t es hingegen, wenn ein Landgut gleichsam überbauet,
nd theils mit unnöthigen und überflüssigen, theils aber
uch mit kostbaren, mit den Einkünften in keinem rich-
gen Verhältniß stehenden, Gebäuden beschwert ist.
s gibt überflüssige Gebäude, ohne kostbar zu seyn,
nd hinwiederum kostbare Gebäude, ohne überflüssig
u seyn. Beyde haben einen gemeinschaftlichen Grund,
arum sie schädlich und lästig sind. Dieser besteht in
n vielen, zu ihrer Erhaltung und Wiederaufbauung
forderlichen unnöthigen Kosten, welche aber bey ei-
r Art eher und leichter, als bey der andern, vermieden
nd abgestellet werden können.

Ueberflüssige Gebäude nenne ich diejenigen, welche
ber das Verhältniß des Gutsertrages gehen. An
Scheunen, Schüttböden, Schaf- und Rindviehställen
t man dergleichen Ueberfluß nicht leicht zu befürch-
n; vielmehr machen allerhand Arten von Neben-
Wohngebäuden, die der zur Wirthschaft nicht gehöri-
n Bedienten halber errichtet sind, Reithäuser, Kutsch-
nd Reitpferdeställe, u. d. gl. m. an vielen Orten dieje-
ge Last aus, die einem vernünftigen Landwirth, der
allen seinen Wirthschaftstheilen ein richtiges Ver-
ltniß zu beobachten suchet, und sich dabey keiner an-
rn Einkünfte, als nur allein derjenigen, die aus einer
dnungsmäßigen Bewirthschaftung seines Gutes er-
lgen, zu erfreuen hat, beschwerlich fällt. Auf derglei-
en überflüssige Gebäude nun ist bey allen gerichtlichen

Wirthschaft benöthigten Menschen, theils in Ställen für die verschiedenen Vieharten, und theils in Scheunen und andern zur Aufbehaltung des Getreides, sowohl in Stroh als Körnern, brauchbaren Behaltnissen. Alle diese Gebäude müssen nach ihrer Bestimmung beurtheilet werden. Je gemäßer sie derselben sind, desto brauchbarer und vollkommener sind sie.

Alle diese Gebäude sind dermaßen nothwendig, daß die Wirthschaft ohne dieselben nicht fortgesetzt werden kann. An und vor sich selbst aber bringen diese Gebäude keinen baren Ertrag. Wenn nun an verschiedenen Orten solche Gebäude nach ihrem ganzen Umfange in Anschlag gebracht, und der durch Sachverständige taxirte Werth derselben dem Tax-Quanto des Gutes zugerechnet wird: so ist offenbar, daß dem Käufer eine Sache, die an und vor sich zwar nothwendig ist, aber auf keinerley Art Nutzen bringt, angerechnet werde. Ohne die erforderlichen Gebäude und Wirthschaftsbehältnisse kann keine Landwirthschaft gehörig getrieben werden; es müssen daher bey jedem gerichtlichen Anschlage von dem wahren Ertrage eines Gutes, die dazu gehörigen Gebäude als nothwendig vorausgesetzt werden.

Die Wirthschaftsgebäude sind nicht überall von einerley Beschaffenheit. An einigen Orten sind sie massiv, an andern nur von Holz; an einigen Orten zierlich und mit Ziegeln gedeckt, an andern aber schlechtweg gebauet. Der Ertrag des Gutes selbst wird durch die mehrere oder wenigere Kostbarkeit der Wirthschaftsgebäude nicht um einen Häller erhöhet, und dem ungeachtet muß doch, bey vorerwähnter Taxationsmethode, der Werth eines Gutes, auf welchem kostbare und zierliche Wirthschaftsgebäude vorhanden sind, nothwendig weit höher, als auf einem andern, wo sie von schlechterer Art sind, ausfallen. Kann also ein Käufer bey dieser unschicklichen Taxationsart wohl jemahls von dem wahren

ren Ertrage des Gutes selbst auf eine zuverläßige Art versichert seyn?

Was in Ansehung des herrschaftlichen Wohnhauses oder Schlosses, und der Gebäude der Bauergüter, imgleichen der Kirchen, Priester- Küster- und Schulmeisterwohnungen, besonders anzumerken ist, wird an seinem gehörigen Orte vorkommen.

So viel Schaden aus dem Mangel der nöthigen Wirthschaftsgebäude entsteht, eben eine so große Last ist es hingegen, wenn ein Landgut gleichsam überbauet, und theils mit unnöthigen und überflüssigen, theils aber auch mit kostbaren, mit den Einkünften in keinem richtigen Verhältniß stehenden, Gebäuden beschwert ist. Es gibt überflüssige Gebäude, ohne kostbar zu seyn, und hinwiederum kostbare Gebäude, ohne überflüssig zu seyn. Beyde haben einen gemeinschaftlichen Grund, warum sie schädlich und lästig sind. Dieser besteht in den vielen, zu ihrer Erhaltung und Wiederaufbauung erforderlichen unnöthigen Kosten, welche aber bey einer Art eher und leichter, als bey der andern, vermieden und abgestellet werden können.

Ueberflüssige Gebäude nenne ich diejenigen, welche über das Verhältniß des Gutsertrages gehen. An Scheunen, Schüttböden, Schaf- und Rindviehställen hat man dergleichen Ueberfluß nicht leicht zu befürchten; vielmehr machen allerhand Arten von Neben-Wohngebäuden, die der zur Wirthschaft nicht gehörigen Bedienten halber errichtet sind, Reithäuser, Kutsch- und Reitpferdeställe, u. d. gl. m. an vielen Orten diejenige Last aus, die einem vernünftigen Landwirth, der in allen seinen Wirthschaftstheilen ein richtiges Verhältniß zu beobachten suchet, und sich dabey keiner andern Einkünfte, als nur allein derjenigen, die aus einer ordnungsmäßigen Bewirthschaftung seines Gutes erfolgen, zu erfreuen hat, beschwerlich fällt. Auf dergleichen überflüssige Gebäude nun ist bey allen gerichtlichen

wandtniß hat es auch mit den verſchiedenen Dachungs-Arten. Maſſive Gebäude ſind zwar weit dauerhafter, und können zwey hölzerne überſtehen; wenn aber wegen Mangel der Materialien die dazu erforderlichen Koſten mehr als dreyfach höher kommen, ſo fällt dieſer Vorzug dahin.

Bey allen unter gerichtlicher Direction ſtehenden Bauten, nicht weniger in Meliorations- und Deteriorations-Fällen, ſind vorerwähnte von dem Ueberfluß oder Mangel der verſchiedenen Arten von Baumaterialien hergeleitete Grundſätze jederzeit vor Augen zu haben, auch bey den Gütertaxen die in Abzug zu bringenden Reparaturen der Gebäude darnach zu beſtimmen.

Oeconomia forenſis, 1 Band, S. 168, f. 191, ſqq.

Da bey allen Wirthſchaftsgebäuden auf ihre Lage ſowohl als innere Einrichtung ſehr vieles ankommt, ſo werde die davon zu wiſſen nöthigen Wahrheiten in den Artikeln **Haus**, **Scheune**, **Kornboden**, **Stall** ꝛc. beybringen.

Was bey Errichtung maſſiver ſowohl, als hölzerner, und mit Steinen verblendeter Gebäude zu beobachten iſt, wird man in dem Art. **Haus** antreffen.

Wie hölzerne Gebäude vor Wetter, Fäulniß und Würmern, durch Anſtreichen mit Oehlfarbe zu verwahren ſeyn, findet man im Art. **Holz-Fäule**.

Vom Schwamm in den Gebäuden, ſiehe **Holz-Schwamm**.

Von ſchadhaften und den Einfall drohenden Gebäuden, ſiehe die Art. **Bau-Reparatur** und **Einfallen**.

Wie Gebäude zu verſetzen ſeyn, ſ. unter **Haus**.

* * *

Im Bergbaue nennet man die Zugänge, welche die Bergleute in das Gebirge hinein arbeiten, um zu den Gängen zu gelangen, gleichfalls ein Gebäude,

ein

ein Berggebäude, oder Grubengebäude, da denn dieſes Wort oft den Gang ſelbſt bedeutet, mit allen dazu gehörigen Oeffnungen in der Erde. Ein höfliches Gebäude, welches viel Erz hat. Ein Gebäude auflaßen, aufgeben, ihm den Rücken kehren, eine Grube verlaßen.

Auf ähnliche Art wird die Wohnung des Bibers bey den Jägern, und das Werk in einem Bienenſtocke, welches ſonſt auch das Gewirk heißt, das Gebäude genannt.

In weiterer Bedeutung führt dieſen Nahmen ein jeder Körper in Anſehung der Verbindung, oder auch des Verhältniſſes ſeiner Theile. Das Weltgebäude. Das Gebäude einer Blume.

Gebahn (das), bey den Jägern, beſonders Oberdeutſchlandes, der Koth der wilden Thiere, die Loſung, das Gelos; vermuthlich, weil er die Bahn, d. i. den Weg eines Thieres zeiget.

Gebaren (*), erfordert das Hülfswort haben, und wird am häufigſten als ein Reciprocum gebraucht. Sich gebaren, ſich betragen, nicht bloß von den Geberden, ſondern auch von allen ſittlichen Handlungen des Menſchen.

Im Hochdeutſchen iſt es veraltet, außer daß es von den Kanzelleyen noch zuweilen im Andenken erhalten wird. Und hiebey allenthalben ſo, daß jedermann völlig zufrieden ſeyn könne, gebahret werden ſolle, heißt es in einem Anſchlage des Rathes zu Leipzig, vom 22 Jul. 1771.

Gebauer (das), in einigen oberdeutſchen Gegenden, ein Bauer, d. i. ein Käſich, ein Behältniß für Vögel, von bauen, wohnen.

(*) Bey den ältern oberdeutſchen Schriftſtellern kommt dieſes Wort auch ohne Reciprocation vor. Er geparre als er lebte, Stryck. er betrug, geberdete ſich, als wenn er lebte. Geſelklich well wir mit euch gepären, umgehen, Theuerd. Cap. 100. Im Niederſ. lautet es beren. Es ſtammet von dem alten bären, tragen, her. Siehe Geberde.

Gebe, was gegeben oder ausgegeben werden kann, im gem. Leben und in Verbindung mit dem Worte gänge. **Gäng und gebe Münze**, welche im Handel und Wandel üblich ist; Fr. Argent qui est de mise. **Gäng und gebe Waaren**, übliche Waaren. Siehe Gänge.

Schon im Schwabenſp. wird genge und gaebe vom Gelde gebraucht. In den ſpätern Zeiten findet man dafür auch gänge und genehm; im mittlern Lat. datiuus. Das Niederſ. geeve bedeutet theils leidlich, mittelmäßig wohl, theils aber auch friſch, geſund, untadelhaft. Von untauglichen Waaren und Münzen iſt in eben dieſer Mund-Art auch ungeeve üblich. Auch im Schwed. ſagt man gäf och gängſe.

Gebein (*) [das], oder, und zwar noch häufiger, die **Gebeine**. 1. Eigentlich, als ein Collectivum, die ſammtlichen Beine eines thieriſchen Körpers, in der edlen Schreibart, für das niedrige **Knochen**.

2. Figürlich. 1) Die Glieder des menſchlichen Leibes, deren vornehmſter Theil die Knochen ſind, in der höhern Schreibart. 2) Der ganze Leib; in welcher Bedeutung es in der deutſchen Bibel ſehr häufig iſt. 3) Beſonders, der Leichnam eines Verſtorbenen und deſſen Ueberreſt, in der edlen Schreibart.

Geben (**). Dieſes Wort iſt in doppelter Gattung üblich.

I. Als ein Activum.

1. Eigentlich, darreichen, in die Hand reichen, als ein allgemeiner Ausdruck, der das Eigenthum an und

(*) Bey dem Notker Gebein, im Tatian Gibeini, bey dem Stryker Gebain, im Niederſ. Gebeenke.

(**) Dieſes Zeitwort lautet bey dem Kero keban, im Iſidor gheban, im Niederſ. geven, im Holländ. gheven, im Angelſ. gifan, im Engl. give, im Dän. give, im Schwed. gifwa im Isländ. gifva, bey dem Ulphilas giban, im Griech. χηγαω. Es ſtammet ohne Zweifel von dem alten Gaff, die hohle Hand, her, welches noch im Oberd. Gauſe lautet. Siehe Gäſpe.

und für ſich unentſchieden läßt, von der körperlichen Ueberreichung. Einem zu trinken geben. Seinem Freunde die Hand geben. Geld für die Waare, Waare für Waare geben. Steuern und Gaben geben. Ich habe zehen Thaler darauf gegeben, als ein Angeld. Den Zehenten geben. Einem ein Geſchenk, etwas zum Geſchenke geben. Den Armen ein Almoſen geben. Dem Viehe ſein Futter, dem Gläubiger ein Pfand geben. Unſer täglich Brod gib uns heute. Einem etwas unter den Fuß geben, figürlich, es ihm heimlich anrathen, ihm heimlich Nachricht davon ertheilen. Ich kann es dafür, für den Preis, nicht geben, nicht weggeben. In weiterer Bedeutung auch von andern Arten, ſich einer Sache zu entledigen. Die Speiſen wieder von ſich geben, durch das Erbrechen. Beſonders wenn die Sache einem andern übertragen wird.

2. Figürlich, wo dieſes Wort in ſehr vielen Fällen und oft mit allerley Nebenbegriffen gebraucht wird, davon die vornehmſten etwa folgende ſeyn möchten.

1) Unentgeldlich geben, ſchenken. Er gibt nicht gerne. Einen Ball, einen Schmaus geben, auf ſeine Koſten veranſtalten. Seine Habe den Armen geben.

2) Das Eigenthum, oder den Gebrauch einer Sache einem andern übertragen. Einem ein Land zu regieren geben. Einem ſeine Tochter zur Frau geben. Dem Kinde einen Nahmen geben.

3) Mittheilen, auch von unkörperlichen Dingen. Einem einen guten Rath, einen Anſchlag, gute Lehren, heilſame Ermahnungen geben. Einem eine Stunde auf dem Claviere geben, d. i. ſtundenweiſe Unterricht auf dem Claviere ertheilen. Einem einen Verweis, einen Schlag, eine Ohrfeige geben. Einem Nachricht von etwas geben. Einem ein Amt geben. Einem Macht, Gewalt, Recht zu etwas geben.

4) Her-

4) Hervor bringen, entſtehen laßen, die Urſache einer Wirkung ſeyn. Einem loſe Worte geben, loſe Worte gegen ihn hervor bringen. Ich habe ihm die beſten Worte von der Welt gegeben. Geben Sie mir die Ehre Ihres Beſuches. Er weiß ſich ein rechtes Anſehen zu geben. Gott gebe es! Einem Hauſe Licht geben. Dem Hauſe zehen Ellen Tiefe geben. Einem etwas zu thun, zu rathen geben. Einen Leibeigenen frey geben. Einem ein Aergerniß geben, eine unrechtmäßige Handlung vornehmen, welche zu Veranlaßung ſolcher Handlungen bey andern eingerichtet iſt. Seinen Kindern eine gute Erziehung geben. Dem Holze eine Geſtalt geben. Ein Wort gab das andere, veranlaßete das andere. Gott iſt es, der uns Frieden gegeben hat. Rechenſchaft von etwas geben. Einem ein gutes Beyſpiel geben.

5) Verſtatten. Einem Erlaubniß zu etwas geben. Ich will ihm noch 8 Tage Friſt, Bedenkzeit geben. Dem Sauerteige Zeit zur Gahre geben. Einem Gehör geben, ihn anhören.

6) Sein Wort von ſich geben, ſich wörtlich zu etwas anheiſchig machen. Sie hat endlich ihr Ja von ſich gegeben. Einem ſein Wort geben, ihm etwas feyerlich verſprechen. Einem ſeine Stimme geben, für ihn, zu ſeinem Beſten ſtimmen. Seine Gedanken von ſich geben, ſie andern bekannt machen. Er kann es nicht von ſich geben, kann ſeine Gedanken andern nicht verſtändlich machen.

7) Sich Mühe geben, Mühe anwenden. Acht geben, aufmerkſam ſeyn.

8) Einem Recht, Unrecht geben, ſagen, daß er Recht, Unrecht habe. Ich gebe ihr funfzig Jahr, ich behaupte, vermuthe, daß ſie funfzig Jahre alt iſt. Ich gebe ihm höchſtens noch zwanzig Jahr, glaube, daß er höchſtens noch zwanzig Jahre leben könne. Etwas verlohren geben, etwas für verlohren halten.

Einem

Einem alle Schuld geben, behaupten, daß er alle Schuld habe.

9) Sich zufrieden geben, zufrieden werden, ſich beruhigen. Sich bloß geben, ſeine Schwäche ſehen laßen, ſich verrathen.

10) Sich geben, nicht mehr Widerſtand leiſten, nachgeben. Sie wird ſich ſchon noch geben. Das wird ſich ſchon geben, wird ſchon vorüber gehen, unſern Wünſchen gemäß erfolgen. Das gibt ſich von ſelbſt. Das Tuch gibt ſich, läßt ſich dehnen, gibt nach. Dahin gehört auch die im gem. Leben übliche figürliche R. A. er wird es ſchon näher geben müſſen, er wird ſchon biegſamer werden, von ſeinen Forderungen ſchon nachlaßen müſſen.

11) Ein franzöſiſches Wort durch ein deutſches geben, d. i. überſetzen. Dieſes Wort kann nicht ſo gegeben, d. i. überſetzet, oder durch ein anderes erkläret, werden. Ich will es kurz geben, ausdrucken. Das war ſehr gut gegeben.

12) Verfertigen, beſonders von Schriften, ausfertigen. In welchem Verſtande das Mittelwort gegeben noch zuweilen der Zeit der Ausfertigung einer Schrift, Vorrede oder Briefes beygefüget wird. Gegeben zu Berlin den 2 März 1779, d. i. geſchrieben. Daher das Datum eines Briefes oder einer Schrift im Oberdeutſchen auch die Gabe genannt wird.

13) Zwey Perſonen zuſammen geben, im gem. Leben, ſie copuliren, ehelich verbinden.

II. Als ein Neutrum, mit dem Hülfsworte haben.

1) Die Bäume geben gute Balken, wenn gute Balken daraus bereitet werden können. Die Garben geben dieſes mahl wenig Getreide. Die Bäume geben vieles Obſt. Friſches Getreide gibt mehr Mehl als das alte.

2) Seyn,

2) Seyn, eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung, welche noch im Oberdeutſchen üblich iſt, für abgeben. **Er gibt einen guten Soldaten.**

3) **Die Flucht geben, das Reißaus geben**, die Flucht nehmen, ergreifen; zwey im Hochdeutſchen gleichfalls veraltete Ausdrücke, wovon der erſte in der deutſchen Bibel vorkommt.

4) **Er gibt nichts auf meine Worte**, läßt ſich nicht dadurch bewegen, achtet ſie nicht, folget ihnen nicht. **Er gibt nichts, weder auf mich, noch auf meine Befehle.**

5) Geſchehen, entſtehen, im gem. Leben, und nur in einigen Fällen, auch nur als ein unperſönliches Zeit-Wort. **Was gibt es?** was gehet vor? was vor ein Lärm iſt entſtanden? **Es hat einen rechten Zank gegeben. Es wird gewiß wieder etwas geben**, es wird gewiß wieder ein Streit, ein Lärm entſtehen. **Gibts nichts Neues?**

6) Da ſeyn, vorhanden ſeyn, auch als ein Imperſonale. **Künſte, bey denen es Grundſätze und wiſſenſchaftliche Regeln gibt.** Dahin gehören auch die R. A. mit einigen Gerundiis. **Hier gibt es was zu lachen, was zu ſehen, was zu verdienen, was zu gewinnen** u. ſ. f. hier findet ſich, oder iſt etwas zu lachen, zu ſehen u. ſ. f.

7) Erhellen machen. **Das gibt ſchon die geſunde Vernunft**, läßt ſich aus der geſunden Vernunft begreifen. **Sein Geſicht gibt es ſchon, daß er ein Betrieger iſt. Der Augenſchein gibt es. Der Brief gibt es**, aus dem Briefe erhellet es.

Geberde (*) [die], L. Geſtus, Fr. Geſte, Mine, Port, Air, Contenance, Maintien. 1. Ueberhaupt, die Be-

(*) Dieſes Wort lautet bey dem **Willeram** Gebare, Gebaere, bey dem **Strycker** Gepere und Geberde, im Niederſ. Geberr, im Angelſ. Gebaer, im Dän. Gebärde, im Schwed. Gebärd, Atbaerd. Es iſt eine buchſtäbliche Ueberſetzung des Lat.

Bewegung des Leibes, oder einzeler Theile desſelben, in Anſehung ihrer ſittlichen Beſchaffenheit. Bäueriſche, ſittſame Geberden.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, die Bewegung der Geſichtszüge, und dieſe Geſichtszüge ſelbſt, die Mienen.

3. Figürlich wird es collective ſowohl im Singular, als auch im Plural, zuweilen von der ganzen Geſichtsbildung, ja von der ganzen äußern Geſtalt gebraucht. Seine ganze Geberde verſtellete ſich.

Die Geberden ſind entweder frey und ungezwungen, oder man will dieſe oder jene Stellung wider ſeine Art machen, welches man gezwungene, wie jene freye Geberden nennet. Von dieſen kann man auf das Gemüth der Menſchen ſchließen; bey jenen aber muß man ſich ſehr in Acht nehmen, daß man nicht falſch urtheile, weil eben derjenige, der ſeine Geberden verſtellt, uns überreden will, als ob er ganz andern Sinnes ſey, als er doch in der That iſt.

Daher geberden, ſo nur als ein Reciprocum üblich iſt; ſich geberden, im Niederſ. ſich beeren, Fr. faire des geſtes, avoir la mine, le port, l'air, Geberden machen, ſowohl von den Geſichtszügen, als von den Bewegungen des Leibes, doch nur in Anſehung ihrer ſittlichen Beſchaffenheit, und mehrentheils im nachtheiligen Verſtande. Er geberdete ſich ſehr übel. Sich lächerlich, albern geberden. Daher die Geberdung.

Geberden, ſiehe den vorhergehenden Artikel.

Gebett (das), ſo viel Stücke einzeler Betten, als zu einem vollſtändigen Federbette gehören. Sechs Gebette Betten.

Gebieth,

Lat. Geſtus, und ſtammet mit gebaren, von dem alten bären, tragen, ab, daher es in einigen nieder- und oberdeutſchen Gegenden ohne ge — auch nur Beere, Berde, Perde lautet. Eine Handgebeer iſt im Niederſ. eine Bewegung mit der Hand, Mundgebeer, mit dem Munde.

Gebieth (das), L. Ditio, Jurisdictio, Territorium, Fr. Territoire, Commandement. 1. Der Zustand, da man andern zu gebiethen hat. **Das Gebieth über ein Land bekommen. Unter dem Gebiethe der Herrschaft Genua stehen.** Noch mehr aber 2. derjenige Bezirk, worin jemand zu gebiethen hat. **Das Gebieth einer Stadt. Das türkische** ꝛc. **Gebieth.**

Gebiethen (*), Fr. commander, ordonner, seinen Willen als Herr bekannt machen, befehlen. **Die Obrigkeit gebiethet. Wir gebiethen alles Ernstes,** im Oberd. für mit allem Ernste. **Ueber andere zu gebiethen haben. Frieden gebiethen,** gebiethen, daß man Frieden halte. **Ein gebiethender Herr;** siehe **Hochgebiethend.**

Gebiether, in der edlen Schreibart, der andern zu gebiethen hat, ein Herr, Befehlshaber; Commandant, Maitre, Seigneur. **Dein künftiger Gebiether,** Ehe-Herr. Siehe auch **Gebiethiger.**

Gebietherinn, eine Person weibliches Geschlechtes, welche uns zu gebiethen hat. In der anständigen Schreib-Art braucht man dieses Wort auch von einer geliebten Person, das französ. Maitresse auszudrücken.

Gebiethiger, ein im Hochdeutschen veraltetes und nur noch in einigen Ritterorden übliches Wort, einen Befehlshaber, einen Officier, zu bezeichnen, der andern zu

(*) Im Niederf. gebeen. Auch im Oberd. war dieses Wort ehedem in der einfachen Form ohne die Verlängerung gesetzt üblich; Biethen.

Der Unterschied, welchen Hr. Stosch zwischen befehlen und gebiethen annimmt, nach welchem jenes nur von Dingen gebraucht wird, welche in einer kurzen Zeit vollbracht werden sollen, und dieses von Dingen, welche beständig, oder doch auf lange Zeit beobachtet werden sollen, hat weder in der Abstammung noch in dem Sprachgebrauche einigen Grund. Ist ja ein Unterschied vorhanden, so liegt er in der Würde beyder Wörter, indem befehlen im Hochdeutschen mehr im gemeinen Leben, gebiethen aber mehr in der höhern und edlen Schreib-Art üblich ist.

zu gebiethen hat. Ehedem auch Biethiger, im Niederſ. Biedeger, für Comthur, oder Commendator. Siehe in den künftigen Supplementen Commenthur.

Gebinde (das). 1. Eine Anzahl mehrerer mit einander verbundener Stücke einer Art. So iſt bey den Spinnerinnen das Gebinde eine Zahl von 20, an einigen Orten auch von 40 Fäden, von der Länge des Umfanges des Haſpels, oder von 4 Ellen; welches Gebinde an andern Orten auch eine Fitze heißt. Zwanzig Gebinde machen eine Haſpel oder Zahl; drey Haſpeln ein Strehn, und vier Strehne ein Stück.

In der Zimmermannskunſt machen zwey durch Riegel und Streben mit einander verbundene Säulen, ein Gebinde. **Ein Haus von ſechs Gebinden.**

Die beſtimmte Größe gebundener oder zuſammen gebundener Dinge. **Auf einem Acker muß einerley Gebinde ſeyn**, die Garben müſſen gleich groß gebunden werden. So auch von Fäſſern. **Eine Tonne ſchmal Gebinde.**

Gebirge (*) [das]. 1. Eine Reihe mehrerer mit einander verbundener Berge. **Ein hohes, ſteiles Gebirge. Das Gebirge nimmt ſeinen Anfang an dem Meere. Das ſchweitzeriſche Gebirge.** Siehe Berg.

Vom **Brauſen in dem Gebirge vor dem Thauwetter**; ſiehe den Art. Thauwetter.

Daher **gebirgig**, Gebirge habend, Fr. montagneux, montueux. **Eine gebirgige Gegend Die Schweitz iſt ſehr gebirgig.** Gebirgiſch, auf dem Gebirge befindlich, aus dem Gebirge gebürtig. **Das gebirgiſche Städtchen. Gebirgiſche Bauern**, aus dem

(*) Bey dem Ottfried Gibirgi, im Tatian Gibirgu, bey dem Willeram Gebirgo. Es kommt von Berg her, vermittelſt der gewöhnlichen Verwandlung des e in i; wie in Werk, wirken; Feld, Gefilde; Recht, Gericht ꝛc. Daher es wider die Sprachähnlichkeit iſt, wenn Einige dieſes Wort Gebürge ſchreiben und ſprechen.

dem Gebirge. **Gebirger**, ein Bewohner eines Gebirges, ein Gebirgischer.

Die Gebirger, oder die Einwohner gebirgiger Gegenden, haben in Absicht auf die Gesundheit verschiedene Vorzüge vor diejenigen, so in einer niedern wohnen, zum voraus. Die Veränderungen, welche die Atmosphäre durch die Hitze und Kälte erleidet, haben niedrige Gegenden mit hoch gelegenen, obgleich dem Grade nach verschieden, gemein; in Ansehung derjenigen hingegen, welche die Atmosphäre von den verschiedenen Ausdünstungen der Erde erhält, findet bey beyden Gegenden ein großer Unterschied Statt. Obgleich die Erde auf ihrer ganzen Oberfläche, folglich auch da, wo Gebirge sind, ausdünstet, so sind die Dünste doch in niedrigern Gegenden, an welche sich alle Feuchtigkeit von den höhern Orten her sammelt, weit stärker und häufiger; folglich wird dadurch nicht allein die Schwere der Luft vermehret, sondern es wird auch die Elasticität derselben, indem sich die Feuchtigkeiten in die Zwischenräume derselben hineinbegeben, sehr vermindert. Wenn wir annehmen, daß in einem Jahre der Regen an 30 Zoll hoch auf den Erdboden falle, hernach aber wieder ausdunste: so muß nothwendig die Atmosphäre in der Tiefe eben deswegen weit dicker seyn, weil der Feuchtigkeit daselbst mehr, mithin die Ausdünstung stärker und anhaltender ist. Nehmen wir ferner an, daß diese Feuchtigkeit, welche sich in einer niedern Gegend sammelt, stocken, verderben und faul werden kann: so muß die daher kommende Ausdünstung noch weit schädlicher seyn. Aus Pfützen, Seen, stehenden Wassern, Morästen, welche sich in der Tiefe häufiger befinden, ist die Ausdünstung ungemein stark; welches man an dem Nebel bemerken kann, welcher über solchem Gewässer vor Sonnenaufgang sich aufhält. Aus dem mittelländischen Meere sollen allein, nach einer Berechnung,

nung, in einem Sommertage 528,000,000 Pfund ausdünsten; man kann hieraus leicht den Schluß machen, wie viel noch aus andern Gewässern ausdünsten könne. Nun ist zwar auch nicht zu läugnen, daß nicht auch gebirgige Gegenden eine mit Ausdünstungen angefüllte Atmosphäre haben, und also die Luft auch nicht daselbst so gänzlich frey von solchen sey; sie ist aber doch nicht so sehr, nach dem vorgedachten Satze, damit geschwängert, als die Luft in tiefer gelegenen Gegenden, folglich auch der Gesundheit weniger nachtheilig. Sind aber auch wirklich Dünste in solchen Gegenden befindlich, so haben sie doch vor niedrige das zum voraus, daß sie denen Winden, welche die Luft von allem Schädlichen am leichtesten reinigen, auch am meisten ausgesetzt sind, so wie auch denen Sonnenstrahlen, welche durch ihre Wärme die Luft verdünnen, und die natürliche Elasticität derselben, welche ihr durch die in der Luft schwimmende Feuchtigkeit benommen worden ist, wieder herstellen. Die Dünste, welche in tiefen und schattigen Thälern, ohne welche keine Berge sind, befindlich sind, werden auch durch die stärkere Bewegung der Luft, welche in bergigen Gegenden zu seyn pflegt, ziemlich vertrieben, noch leichter aber wenn die Winde öfters die Gegenden wechseln, aus welchen sie wehen. Die häufigern und stärkern Gewitter verändern bekannter massen gleichfalls die Luft; und diesen sind gebirgige Gegenden vor andern ausgesetzt.

Daß aber auch wirklich die Einwohner gebirgiger Gegenden eine dauerhaftere Gesundheit vor andern geniessen, lehren die Erfahrungen der Aerzte. Die Böhmen, Mährer, Steyermärker, Tyroler, Schweizer, genießen vorzüglich dieses Glückes, welches man hauptsächlich der Lage ihrer Länder zuzuschreiben hat; wiewohl auch ihre einfachere Lebensart vieles mit hierzu beyträgt. Die Einwohner des Harzes dienen gleichfalls

falls zum Beweiſe, denen eine ziemliche Anzahl Krankheiten, welche in niedrigern feuchten Gegenden ſehr häufig vorkommen, gänzlich unbekannt iſt.

Daß, und warum die Gebirger vorzüglich zur Gaſtfreyheit geneigt ſeyn, ſiehe oben, S. 445.

Von den Vorzügen der gebirgigen Gegenden zur Viehzucht, ſiehe Th. I. S. 582.

Von Erziehung des Holzes in gebirgigen Gegenden, ſiehe den Art. Holzbau.

2. Bey den Bergleuten, bey welchen eine jede taube Erd- oder Steinart **Berg** genannt wird, führet ein jedes Geſtein, es mag ſchon gebrochen ſeyn, oder noch in ſeiner natürlichen Lagerſtätte liegen, den Nahmen **Gebirge. Gemeines Gebirge,** Bruchſteine. **Schieferiges Gebirge,** Schieferſtein. **Gebreches Gebirge,** eine mürbe, weiche Steinart.

Man nennt auch **Gebirge,** die Gegend, wo Gänge ſtreichen und Erz gewonnen wird, und theilt daſſelbe in das Vor- Mittel- und hohe Gebirge. **Vorgebirge** iſt das nächſte, was nach der Ebene ſteht; und da ſind die Gänge ſelten fündig. **Mittelgebirge** iſt, was zwiſchen dem Vor- und hohen Gebirge liegt; und da ſind die Gänge am geſchickteſten, und beſtändig zu Metallen. Das **hohe Gebirge** iſt das höchſte, da es ſich wieder hinter demſelben ſenket; und da liegen die Gänge nicht gar tief, und haben ihre beſte Art zu groben Metallen, als: Bley, Kupfer u. d. gl. Wo das Gebirge aufſteigt, wird es das **Vordergebirge** genannt; wo es aber auf der andern Seite wieder fällt, heißt es das **Hintergebirge.**

Gebirg-Hirſch, ſiehe unter Hirſch.

Gebirger, ſiehe oben, S. 546.

Gebirgig, Gebirgiſch, ſiehe oben, S. 545.

Gebiß (das). 1. Das Werkzeug, womit man beißet, das

das Maul und die Zähne; Fr. Dents, Dentelier. So pfleget man im gem. Leben, und in der Jägerſprache das Maul eines Hundes, Wolfes, und aller vierfüßigen Raubthiere das Gebiß, in einigen Gegenden auch nur das Biß zu nennen. Auch von einer Perſon, welche ſchöne Zähne hat, ſagt man im Scherze, ſie habe ein ſchönes Gebiß, Fr. elle a un beau ratelier.

2. Das eiſerne Mundſtück eines Zaumes, weil die Pferde darauf beißen (*), Fr. Mors, und in weiterer Bedeutung auch wohl alles Eiſenwerk an einem Pferdezaume. Siehe Zaum. **Einem Pferde das Gebiß einlegen oder anlegen**, Fr. mettre les mors à un cheval.

Gebläſe (das), Fr. Forge, in den Hüttenwerken, die zu einem Ofen gehörigen Blaſebälge mit ihrer Zurüſtung. **Das Gebläſe anlaßen. Das Gebläſe ſtehet ſtill. Etwas vor das Gebläſe bringen.** Siehe Blaſebalg.

Geblümt, ſiehe Blumicht, Th. V, S. 787. **Geblümte Bänder**, ſiehe Th. III, S. 497.

Geblümte (das), in einigen Gegenden, alles was die Bienen zu ihrer Nahrung eintragen, welches in andern Gegenden auch die Nutzung genannt wird; ohne Zweifel, weil ſie es von den Blumen ſammeln.

Geblüt (das), die ganze Maſſe des in einem Körper befindlichen Blutes. **Ein böſes, verdorbenes Geblüt haben.**

Vom Aufwallen des Geblütes bey Pferden, ſiehe Th. II, S. 786.

Figürlich auch nahe Verwandtſchaft, Blutsfreundſchaft. **Zu nahe in das Geblüt heurathen. Von königlichen Geblüte herſtammen. Die Prinzen vom Geblüte**, in Frankreich, welche mit dem regierenden Könige nahe verwandt ſind.

(*) In dieſer letzten Bedeutung lautet es im Niederſ. Bit, im Theuerdanke Biß, im Dän. Bidſel, im Engl Bit, im Angelſ. Bitole, Gebaete, im Holländ. Ghebit.

Jngleichen, die Geſinnung. Das gibt freylich kein gutes Geblüt, d. i. keine freundſchaftliche Geſinnung.

Geboth (das). 1. Von dem Zeitworte **biethen**, oder **gebiethen**, befehlen, der Befehl, die Verordnung eines Höhern. **Geboth und Verboth von jedermann annehmen müſſen**, ſeiner Gerichtsbarkeit unterworfen ſeyn. Siehe **Hülfsgeboth**, **Strafgeboth**. Am häufigſten braucht man dieſes Wort von den Befehlen und Geſetzen Gottes. **Die zehen Gebothe Gottes**, die zehen Verordnungen des göttlichen Sittengeſetzes. Doch ſagt man auch, **einem zu Gebothe ſtehen**, ihm gehorchen müſſen, ſeiner Herrſchaft unterworfen ſeyn.

2. Von **biethen**, offerre, die Handlung des Biethens, und die Summe, welche man biethet. **Ein Geboth auf etwas thun**, Fr. encherir, faire une offre, offrir. **Ein ſchlechtes Geboth.** Jn den gemeinen Mundarten ſowohl Ober- als Niederdeutſchlandes nur ſchlechthin **Both**.

3. Von **biethen**, einladen. Jn dem zuſammengeſetzten Worte **Gaſtgeboth**; ſiehe oben, S. 464.

Gebothsbrief, in einigen oberdeutſchen Gegenden, der ſchriftliche Befehl eines Höhern, oder einer Gerichtsherrſchaft, **ein Mandat**.

Gebräme (das), Fr. Bordure, Chamarrure, der Rand eines Dinges, beſonders der Saum oder Aufſchlag eines Kleides. **Die Flittern, die Gebräme, die Schnürlein**, Eſ. 3, 20. **Jch will dir deine Gebräme aufdecken unter dein Angeſicht**, Nahum 3, 5. Jn dieſer allgemeinen Bedeutung iſt es im Hochdeutſchen veraltet, wo es nur noch von dem Rande von Pelzwerk um verſchiedene Kleidungsſtücke gebraucht wird.

Gebräude (das), Fr. Braſſin, ſo viel auf einmahl gebrauet wird. **Ein Gebräude Bier**; im gem. Leben ein **Gebräu**, in Niederſachſen ein **Brau**.

Die

Die Gebräude ſind nicht aller Orten gleich. In Berlin hält ein Gebräude Bier 9 Kufen, oder 18 Faß, oder 36 Tonnen; in Leipzig hält es 16, und in Dresden 24 Faß.

Gebratenes, ſiehe **Braten**.

Gebrauch (der). 1. Die Anwendung einer Sache zu ſeinen Bedürfniſſen; L. Vſus, Fr. Vſage. **Ich hebe es zum künftigen Gebrauche auf. Den Gebrauch von etwas haben. Die Sache iſt durch langen Gebrauch verderbt worden. Gebrauch von etwas machen.**

2. Der mehrmahlige Gebrauch eines Dinges, die mehrmahlige Wiederhohlung einer willkührlichen Sache. **Dieſes Wort, dieſe Art Kleider iſt nicht mehr im Gebrauche**, wird nicht mehr gebraucht. **In Pohlen ſind die langen Kleider im Gebrauche, in Deutſchland die kurzen.**

3. Diejenigen willkührlichen Dinge ſelbſt, welche von einem oder mehrern mehrmahls wiederhohlet werden, ſo fern ſie dadurch gewiſſer Maßen die Kraft eines Geſetzes erhalten; Fr. Coutûme, Mode, Vſage. **Die hieſigen Gebräuche ſind mir unbekannt. Gute, böſe Gebräuche. Kirchengebräuche.**

4. Das dadurch erwachſende Geſetz, das Herkommen. **Der Gebrauch bringt es ſo mit ſich. Nach Landes Gebrauch. Der Gebrauch will, daß man ſeine Freunde betraure.**

In den gemeinen Mundarten Ober- und Niederdeutſchlandes iſt dafür nur das einfache Brauch üblich. Aus dem obigen erhellet, daß der Unterſchied, welchen Hr. Stoſch zwiſchen Gebrauch, Gewohnheit und Herkommen annimmt, ſehr unglücklich gerathen iſt. Gebrauch iſt ihm zu Folge, etwas, was der größte Theil der Menſchen thut, oder was von dem größten Theile in einem gewiſſen Stande beobachtet wird; welche Erklärung auf der einen Seite zu enge, auf der andern aber wieder zu weit iſt. Siehe auch Gewohnheit und Herkommen.

Gebrech, im gem. Leben, beſonders im Bergbaue, mürbe, aber doch weniger als zerbrechlich. **Ein ge-**

breches Geſtein, welches mit leichter Mühe zu erbrechen oder zu gewinnen iſt.

Gebreche (das). 1. Ein wiederhohltes anhaltendes Brechen.

2. Der Ort, wo die wilden Sauen gebrochen oder gewühlet haben, bey den Jägern.

3. Der Rüſſel an den Schweinen, ſo auch der Wurf genannt wird, gleichfalls bey den Jägern.

Gebrechen (*) [das]. 1. Der Zuſtand, da eine Sache mangelt, oder fehlet, doch nur im Oberdeutſchen. Das Gebrechen an Lebensmitteln. Gebrechen am Gelde leiden; Fr. Faute oder Manque de vivres, d'argent.

2. Ein jeder Mangel der Vollkommenheit, Unvollkommenheit, Fehler; Fr. Défaut. Infirmité, Vice. Ein jeder hat ſeine Gebrechen, ſeine Fehler. Die Landesgebrechen heilen. Das Alter hat mancherley Gebrechen. Im gem. Leben werden auch Krankheiten des Leibes häufig Gebrechen genannt. Daher das ſchwere Gebrechen, eine bey dem großen Haufen bekannte Benennung der Epilepſie oder fallenden Sucht, welche in Niederſachſen die Kränkte, d. i. die Krankheit, heißt.

In engerer Bedeutung führen 3. äußere Unvollkommenheiten des Leibes, welche den Menſchen verunſtalten und ihn zu ſeinen Geſchäften untüchtig machen, den Nahmen der Gebrechen. Ein Menſch hat ein Gebrechen an ſich, wenn er einäugig, blind, buckelig, lahm iſt, einen Bruch hat, u. ſ. f. Daher gebrechlich, Niederſ. breklik, ſo nur in dieſer dritten, und in ei-

(*) Statt dieſes Wortes iſt zu allen Zeiten auch nur das im Hoch-Deutſchen veraltete einfache Brechen üblich geweſen, welches für einen Fehler unter andern auch in dem Buche Belial von 1472 vorkommt. Bey dem Otfried lautet es Brestu, im Niederſ. Brek, im Dän. Bräk, im Angelſ. Brec, im Engl. Brack. 3 Moſ. 21, 20. kommt noch das Mittelwort gebrochen, von dem Zeitworte brechen, in der veralteten Bedeutung vor, ein Gebrechen habend. Keiner der gebrochen iſt, ſoll herzu nahen.

einigen Fällen der zweyten Bedeutung üblich ist. **Ein gebrechlicher Mensch**, der entweder ein Gebrechen des Leibes hat, oder auch vor Alter schwach und unvermögend ist. In engerm Verstande werden lahme, und mit einem Bruche behaftete Personen, im gem. Leben **gebrechlich** genannt.

Man hört öfters bey der Gelegenheit, wenn jemand von einem Gebrechlichen eine Beleidigung empfangen hat, dieses Sprichwort reden: **Man müsse sich vor solchen Menschen hüten, welche die Natur gezeichnet hat**; und man hört auch den gewöhnlichen Ausdruck dabey, daß dieses Sprichwort ein wahres Wort sey. Es verlohnet sich der Mühe, daß man untersuche, wie weit dasselbe einen Grund habe.

Wenn man auf solche Personen, welche buckelig, lahm, oder an ihren Sinnen fehlerhaft geboren, auch die in ihrer Jugend durch Zufälle gebrechlich geworden sind, genau Achtung gibt, so wird man finden, daß sie von verschiedenen Lastern bewohnet werden. Und ob zwar die Regel: daß in einem schönen Leibe auch eine schöne Seele wohne, ihren öftern Abfall leidet, so ist es doch gewiß, daß unter den Häßlichen allemahl mehr Untugendhafte anzutreffen sind, oder daß wenigstens ihre Laster eher in die Augen fallen und merklicher werden.

Die alten Griechen und Römer hielten besonders viel auf eine gute Gestalt; und es ist bekannt, daß Socrates ungern einen Häßlichen in seine Schule aufnahm. Cicero gibt uns an verschiedenen Orten einen Grundriß, wie eine Manns- und Weibsperson gestaltet seyn müsse; und wir finden überhaupt viele Merkmahle, daß sie wohlgebildete Personen für fähig zu guten Tugenden gehalten haben.

Weil den Menschen ohne Zweifel ein Trieb zur Schönheit angeboren ist, so fallen ihnen die guten Eigenschaften der Wohlgebildeten immer viel reitzender in

die Augen, und ihre Laster verdunkeln sich unter dem Glanze ihrer Schönheit. Dahingegen hat man schon so große Aufmerksamkeit auf die Tugend eines Gebrechlichen nicht. Wir sehen aber ihre Laster, weil uns schon die Gestalt der Person gehässig ist, in ihrem weitesten Umfange. Da nun die Erfahrung lehret, daß die Ungestalteten mit gewissen Lastern behaftet sind: so wollen wir dieselben anzeigen.

Das erste und zugleich das lächerlichste, ist **der Hochmuth und die hohe Einbildung von sich selbst.** Wenn dergleichen Gebrechliche einige gute Eigenschaften besitzen, so denken sie, sie seyn es wirklich allein, und sehen keinen andern über die Achsel an. Weil sie gewahr werden, daß die Welt viele Vorzüglichkeit auf eine gute Leibesgestalt und Ansehen leget, und sie dieses nicht besitzen: so suchen sie mit allen Kräften ihren Eigenschaften den Vorzug zu geben, der ihnen sonst abgeht, und laßen keine Gelegenheit vorbey streichen, welche sie nicht zu Erhebung derselben anwenden. Alle andere sind also an Klugheit, Witz und Einsicht, weit unter sie zu setzen, und sie glauben, daß es ihnen hieran niemand gleich thun könne.

Dieses, ob es schon thöricht ist, fällt doch so lächerlich nicht in die Augen, als wenn sie ihrem gebrechlichen Körper einen Vorzug geben wollen. Man sieht öfters, daß sich buckelige oder andere ungestaltete Personen auf alle mögliche Weise brüsten, und mit den erhabensten spanischen Schritten einhergehen. Der Kopf ist gar nicht auf die Erde, sondern an die Dächer und Fenster der Häuser gerichtet; und sie wollen mit ihrer ganzen Stellung diese Worte zu erkennen geben: Sehet, wie ich meinen gebrechlichen Leib so geschickt trage; sehet aber auch dabey, was ich vor ein großer Narr bin! Wenn ein häßliches Frauenzimmer beständig vor dem Spiegel steht: so ist es lächerlich und thöricht; wenn aber eine gebrechliche Person eine gute und geschick-

te

te Stellung des Körpers annehmen will, die sie doch der Natur desselben nach unmöglich haben kann, so ist es unendlich thörichter.

Das andere Laster ist der Argwohn. Weil sie mit ihren Leibesfehlern höchst unzufrieden sind, und dieselben auf das möglichste zu verbergen und zu verstellen suchen: so werden sie ungemein aufgebracht, wenn man sich nur im geringsten merken läßt, daß man einige widrige Gesinnungen gegen sie trage. Sie geben auf alles genau und sorgfältig Achtung; und wenn man sich mit einem einzigen Worte verspricht, oder nur eine unrechte Miene macht, so ziehen sie gleich alles auf sich. Man kommt manchmal ganz unschuldig dazu, und stößt einige Worte heraus, ohne Betracht auf eine solche gebrechliche Person zu machen, die sich dabey befindet; diese aber denkt den Augenblick, sie sey damit gemeinet.

Man muß sich hierin bey Gesellschaften besonders in Acht nehmen, daß man nicht von dem Lahm- Buckelig- oder Blindseyn rede, wenn sich eine Person dabey befindet, die mit einem solchen Fehler behaftet ist. Sie glaubt ganz gewiß, daß sie unter der allgemeinen Materie gemeinet sey, und daß man ihr ihre Fehler vorrücken wolle; und wenn die Worte noch so unschuldig sind, so sind sie doch nicht zureichend ihren Argwohn zu benehmen.

Dieses Laster ist fast allemahl mit der Arglistigkeit vergesellschaftet. Sie können sich meistentheils ungemein verstellen, und sie geben sich alle Mühe, die Gesinnungen Anderer auszuforschen. Sie bringen in Gesellschaften oft selbst Unterredungen von Leibesfehlern auf die Bahn, um nur zu hören, was dieser oder jener dazu sagen werde. Sie fangen alsdenn die Worte fleißig auf, und machen eine Auslegung darüber, die sich derjenige, welcher sie gesprochen, so leicht nicht vermuthet hätte. Sie nehmen manchmahl mit Fleiß gewisse Stellungen und Handlungen vor, die sich nach Beschaffenheit ihres gebrechlichen Körpers nicht schikken, um nur die Urtheile der Andern darüber zu hören;

und sie sind wohl gar im Stande, über sich selbst zu spotten, um das Bezeigen der Anwesenden zu vernehmen.

Die **Rachbegierde** ist alsdenn das Laster, welches an der vorigen Stelle tritt. Wenn sie etwas aufgefangen haben, das sie auf sich ziehen können, oder wenn sie die Gesinnungen anderer Menschen durch ihre Arglistigkeit ausgekundschaftet haben: so sind sie auf alle Weise bedacht, sich empfindlich zu rächen. Sie legen ihnen also tausend Fallen, sie suchen sie möglichst zu verkleinern, und ihnen den größten Tort anzuthun. Ihre Rache hat so gar kein Ende, und sie sind im Stande, einem, der sie, ihrer Vorstellung nach, beleidigt hat, viele Jahre etwas nachzutragen.

Gemeiniglich sind solche Leute auch zur **Tadelsucht** geneigt. Sie wollen gern witzig scheinen, damit sie in Gesellschaften angenehm seyn, und die Zuneigung Anderer erlangen, welche sie sich sonst wegen ihrer Gebrechlichkeit nicht versprechen. Weil es ihnen aber gemeiniglich an wahrem Witze gebricht, so müssen die Handlungen ihrer Nebenmenschen herhalten, und sie lernen immer einige lächerliche Ausdrücke, womit sie dieselben belegen können.

Aus Betrachtung dieser Laster wird man nun leicht die Folge ziehen können, ob man sich vor ihnen zu hüten habe. Es ist, meines Erachtens, vorsichtig gehandelt, wenn man ihren Umgang meidet. Man bleibe aus solchen Gesellschaften, von denen man weiß, daß sich dergleichen Leute daselbst befinden; und wenn es sich fügt, daß wir in solchen Gesellschaften seyn müssen, so führe man sich auf alle Weise behutsam auf. Man bringe keine Rede auf die Bahn, die ihnen nur einigermaßen nachtheilig seyn könne; man sehe sie auch nicht zu öfters an, denn auch aus dem bloßen Anschauen pflegen sie Argwohn zu schöpfen; und man hüte sich, ihnen durch Mienen Anlaß zu ungleichen Gedanken zu

ge-

geben. Man sey in Unterredung niemahls gegen sie offenherzig; und wenn sie selbst von Leibesgebrechen zu reden anfangen, oder über sich selbst spotten, so bezeige man sich ganz gleichgültig, und nehme in seinen Mienen keine Veränderung an. Man verstelle sich übrigens gegen sie auf alle mögliche Weise; denn hier ist Verstellung eine Tugend.

So weit müssen die Gränzen der Vermeidung solcher Personen gehen, welche die Natur, nach dem Sprichworte, gezeichnet hat. Hingegen muß sich dieselbe in keinen Haß und Abscheu oder Verachtung verwandeln, sondern die Menschenliebe, die man Jedermann schuldig ist, muß sich auch auf sie erstrecken. Was können sie dafür, daß die Vorsehung sie auf diese Weise hat laßen geboren, oder durch Zufalle gebrechlich werden! Ihr Zustand ist bereits beschwerlich genug; und es ist unbillig, ihnen denselben durch Haß und Verachtung noch beschwerlicher zu machen. Man muß vielmehr Mitleiden sowohl mit ihrer Leibes- als Gemüths-Beschaffenheit tragen, und dem Höchsten danken, daß er uns einen wohlgestalteren Körper gegeben hat.

Gebrechlich, siehe den vorherg. Artikel.

Gebreite (die), in der Landwirthschaft Meißens und Thüringens, ein breites Stück Feldes von unbestimmter Größe, so aber breiter als ein Gelänge, d. i. über 4 Ruthen breit ist; siehe Gelänge. Eine Gebreite von sieben Ackern. Ein Stück von den herrschaftlichen Gebreiten. Ein Gebreitchen, ist nur in der Länge von einer Gebreite unterschieden, hat aber übrigens eben dieselbe Breite.

Gebrochenes Dach, siehe unter Dach.

Gebrochene Farben, siehe unter Farbe.

Gebrochener Stab; darunter versteht man in genähten Arbeiten die einem halben Viereck gleichenden und an einander gefügten kleinen Figuren.

Gebrochene Treppe, siehe unter **Treppe**.

Gebrochene Zahl, siehe **Bruch in der Rechenkunst.**

Gebrüder (die), mehrere Brüder zusammen genommen, als ein Collectivum. **Die Gebrüder Richter.** Im Oberd. gebraucht man es auch für das einfache **Brüder.** Sie sind **Gebrüder**, d. i. Brüder.

Gebühr (die). 1. Die Pflicht, sie sey von welcher Art sie wolle, eine jede Verbindlichkeit, welche man zu erfüllen schuldig ist. **Seine Gebühr beobachten**, thun. **Ueber die Gebühr arbeiten**, mehr als man zu thun schuldig ist. **Nach Standes Gebühr**, wie es sich nach eines jeden Stande schickt, oder wie man es einem jeden Stande schuldig ist. **Wider die Gebühr trinken**, unmäßig.

2. In engerer Bedeutung, dasjenige, was man einem andern zu leisten schuldig ist, oder was der andere als eine Schuldigkeit von uns fordern kann. **Einem um die Gebühr**, oder **für die Gebühr arbeiten**, für den gebührenden Lohn. **Einem seine Gebühr geben. Die Gebühr auf dem Rathhause bezahlen.** Im Oesterreichischen ist die Gebühr dasjenige, was der Militz zu ihrer Unterhaltung gereichet wird.

In dieser zweyten Bedeutung ist es häufig im Plural ohne Singular üblich. **Der Obrigkeit ihre Gebühren bezahlen. Die Pfarrgebühren**, was man dem Pfarrer zu bezahlen hat. **Schreibegebühren**, der Schreibelohn. **Gerichtsgebühren, Arztgebühren, Amtsgebühren** u. s. f.

Gebürsch (die), in einigen oberdeutschen Gegenden die Jagd, der Jagddistrict, für das einfache **Bürsch.**

Gebürtig, Fr. Natif, der Geburt nach herstammend. **Aus Frankreich, aus Berlin** ꝛc **gebürtig seyn.**

Gebüsch (das). 1. Ein Ort, der mit Buschwerk, d. i. Sträuchen, oder Unterholze bewachsen ist. Imgleichen mehreres an einem Orte befindliches Unterholz. **Sich in das Gebüsch verstecken.**

2. Ein-

2. Einzelne Sträuche oder Büſche, doch größtentheils nur im Oberdeutſchen. Siehe Buſch.

Gebund (das), ein nur in den gemeinen Mundarten für das einfache **Bund**, fasciculus, übliches Wort. **Ein Gebund Stroh.** Siehe **Bündel.**

Bey den Buchbindern ſind die **Gebünde** diejenigen Schnüre, worauf ein Buch geheftet wird.

Geburt (die), von dem Zeitworte **gebären.**

1. Der Zuſtand, da eine Perſon oder ein Thier weibliches Geſchlechtes gebäret, imgleichen der Zuſtand, da ein Kind oder Thier geboren wird, da denn dieſes Wort ſowohl von der Mutter, als von der Frucht gebraucht wird.

1) Eigentlich. **In der Geburt begriffen ſeyn. Die Mutter ſtarb in der Geburt. Das Kind blieb in der Geburt. Eine ſchwere Geburt haben.** Von mehrern einzeln Fällen gebärender Perſonen gebraucht man zuweilen auch den Plural. **Eine Arzeney in ſchweren Geburten.**

2) Figürlich. (a) Die Abſtammung, das Geſchlecht, ſo fern gewiſſe Eigenſchaften von den Aeltern auf die Kinder fortgepflanzet werden. **Ein Edelmann von Geburt**, ein geborner Edelmann. **Er iſt von vornehmer Geburt**, von vornehmen Aeltern geboren. **Ein Menſch von niedriger Geburt.** (b) Der Anfang, die Entſtehung einer Sache. **Man muß die böſen Begierden in der Geburt erſticken.**

2. Die geborne oder zur Geburt beſtimmte Frucht, doch nur in einigen Fällen. **Eine unzeitige Geburt**, welche nach dem Laufe der Natur zu früh geboren wird. **Sich die Geburt abtreiben.** Daher die **Erſtgeburt, Nachgeburt, Mißgeburt, Wundergeburt** u. ſ. f.

Sichere Mittel, eine ſchwere oder langſame Geburt zu erleichtern und zu befördern, ſ. oben, S. 515, fgg.

Bey der **Geburt der vierfüßigen Thiere, gibt die Mutter die Jungen durch die Geburtsglieder von**

ſich,

sich, wobey mehrentheils der Kopf voran kommt; sie beißt darauf die Nabelschnur ab, und reinigt die Jungen durch ihr Lecken mit der Zunge. Die mehresten Thiere gebären im Liegen; die Stutte im Stehen.

Bey dem Viehe wird die Geburt meistens dadurch schwer, daß entweder die Geburtsglieder unförmlich gebildet sind, oder das junge zu groß und ungestaltet ist, oder sich in einer unrechten Lage befindet, und deswegen nicht wohl durch den für dasselbe bestimmten Weg an das Licht gelangen kann. Zuweilen sind auch die Entkräftungen der Mutter Schuld daran.

Geburts-Brief, ehedem der **Mannrechtsbrief**, ein Brief, d. i. Urkunde oder Schein, ein glaubhaftes Zeugniß von der Obrigkeit, daß jemand aus einem untadelhaften Ehebette, recht und ehrlich, deutscher Nation und redlichen Herkommens, auch niemanden mit einiger Leibeigenschaft verbunden noch verpflichtet, erzeuget und geboren sey. Ohne ein solches Zeugniß kann niemand in die Lehre bey einem Handwerke aufgenommen werden. Siehe **Handwerk**.

Geburts-Helfer, der **Hebarzt, Hebammenmeister**, Fr. Accoucheur, ein Arzt, welcher dem weiblichen Geschlechte in der Geburt Hülfe leistet. S. **Hebamme**.

Geburts-Hülfe, die Hülfe, welche gebärenden Weibern geleistet wird; Nieders. der **Kinderfangst**. Siehe **Hebamme**.

Geburts-Mahl, siehe **Mutter-Mahl**.

Geburts-Stuhl und Bette, siehe oben, S. 517.

1. **Geck** (der), im gem. Leben, besonders Niedersachsens, die Nath der Hirnschale bey dem Ohre an den Kalbs- und Schöpsköpfen. **Den Geck stechen**, diese Nath mit dem Messer öffnen. **Einem den Geck stechen**, figürlich in den niedrigen Sprecharten, ihn zum Besten haben, seiner Einfalt spotten.

Peucer versichert, daß auch die Fischohren oder Kiefern bey den Sachsen der Geckel genannt würden. Gemeinman dieses Wort von dem folgenden ab, weil ein

ger ſich bey dem Stechen des Geckes leicht in die Finger ſteche. Allein es iſt vermuthlich ein altes Stammwort, welches überhaupt eine Spalte oder Oeffnung bedeutet hat, und zu dem Oberdeutſchen Gauf, die hohle Hand, gehöret, indem die Blaſe- und Hauchlaute mehrmahls in einander übergehen. Siehe Gäſpe. In Oberſchwaben werden in den Steinbrüchen die Zwiſchenräume zwiſchen den Schieferplatten Gechtinen genannt.

Geck, ein ungeſchickter Poſſenreißer. Imgleichen ein alberner, thörigter Menſch, ein Narr.

Geck, Gecko, ein vierfüßiges Thier, welches Linné unter die chamäleonartigen Eidechſen rechnet, und Lacerta Gecko, cauda tereti mediocri, digitis ſubtus lamellatis, corpore verrucoſo, auribus concavis, nennt, Klein aber als ein beſonderes Geſchlecht der ohnhaarigen Thiere mit Zehen betrachtet, vom Bontius, Gronov und Andern aber den Salamandern beygezählt wird, ſoll ſeinen Nahmen davon erhalten haben, weil es zu der Zeit, wenn es regnen will, einige mahl hinter einander **Gecko Gecko** zu ſchreyen pfleget. Der Kopf iſt lang und breit; der dicke Körper, welcher eine röthlichgraue oder graulichgelbe Farbe hat, iſt mit Warzen beſetzt und perlenförmig. Jeder Fuß enthält 5 Zehen, welche am Ende rund und mit kleinen Nägeln verſehen ſind. An den Sohlen der breiten Zehen findet man häutige Schuppen, zwiſchen welchen eine Feuchtigkeit ausfließt, welche, ſo wie der Speichel des Gecko, giftig ſeyn, und den Indianern zu Vergiftung ihrer Pfeile dienen ſoll; daher man das Eſſen, über welches eine ſolche Eidechſe läuft, für ſchädlich hält. Der kurze, dicke und ſtumpfe Schwanz iſt mit Erhöhungen, wie mit Perlen beſetzt. Man findet dieſe Thiere nicht nur in Java, Ceylon und andern Gegenden von Oſt-Indien, ſondern auch in Aegypten und Arabien. Sie ſind zahm, und ſuchen in Gefahr bey Menſchen Hülfe. Klein führt 3 Arten aus dem Seba, und eine aus dem Aldrovand an, deren Unterſchiede aber nicht genau an-

gegeben werden. Die größten ſind nebſt dem Schwanze kaum 1 Schuh lang. Sie halten ſich theils in den Wäldern und in den Häuſern, theils auch im Waſſer auf. Diejenige Art, welche Klein unter dem Nahmen geſtirnter Geck anführt, hat das Beſondere an ſich, daß der Schwanz mit einer Floße beſetzt iſt. Man findet auch Thiere dieſer Art, deren Zehen mit einer Schwimmhaut verbunden ſind.

Geckelkraut, in einigen Gegenden eine Benennung des Spindelbaumes, Evonymus europæus *Linn.* Siehe dieſes Wort.

Geckenheil, Gauchheil; ſiehe Anagallis.

Gecko, ſiehe Geck 3.

Gedächtniß (das), von dem Zeitworte **gedenken** oder **denken**; L. Memoria, Fr. Mémoire.

1. Das Andenken, die Erinnerung an eine vergangene Vorſtellung oder Begebenheit. **Etwas in friſchem Gedächtniſſe haben. König Friedrich Wilhelm glorwürdigſten Gedächtniſſes. Dein verſtorbener Vater ſeligen Gedächtniſſes. Etwas zum ewigen Gedächtniſſe aufſchreiben.**

2. Das Mittel der Wiedererinnerung oder des Andenkens, ein Denkmahl, nur in einigen Fällen im gem. Leben. **Seines Nahmens Gedächtniß ſtiften. Ein Ehrengedächtniß. Eines Gedächtniß ausrotten**, dasjenige vernichten, was ſein Andenken erhalten könnte.

3. Die Fähigkeit des Verſtandes, die Kraft der Seele, angefangene Begriffe fortzuſetzen; und in engerm und gewöhnlicherm Verſtande, das Vermögen, ſich gehabter Begriffe wieder bewußt zu ſeyn; die Erinnerungskraft. **Ein gutes, ein glückliches, ein ſcharfes, ein ſtarkes Gedächtniß**, wenn man ſich bey allem wohl beſinnen kann, daß wir es vor dieſem ſchon empfunden haben. **Ein ſchlechtes, ein ſchwaches Gedächtniß. Das Gedächtniß verlieren, um ſein Ge-**

dächtniß

dächtniß kommen. Etwas im Gedächtnisse behalten. Das Gedächtniß stärken. Etwas seinem Gedächtnisse einverleiben oder einprägen. Etwas aus dem Gedächtnisse laßen, es vergessen.

Die Einbildungskraft und der Witz sind die Aeltern, von welchen das Gedächtniß erzeuget worden. Es faßet dasselbe zwey Stücke in sich: 1) das Vermögen der Seele, gehabte Vorstellungen wieder hervorzubringen; dieses aber haben wir unserer Einbildungskraft zu danken; 2) das Vermögen der Seele, die wieder hervorgebrachten Vorstellungen wieder zu erkennen, oder zu wissen, daß es solche seyn, die schon einmahl in der Seele gegenwärtig gewesen; und dieses ist eine Wirkung des Witzes. Witzige Köpfe pflegen daher gemeiniglich ein fähiges Gedächtniß zu haben. Das Gedächtniß ist fähig, wenn wir viel behalten; treu, wenn wir eine Sache lange behalten; und lebhaft, wenn wir uns derselben leicht wieder erinnern können. Es gibt keinen Stand und keine Lebensart, in welchen die Menschen den Gebrauch des Gedächtnisses entbehren könnten, ob wohl gewisse Zweige der großen Gesellschaft der Bürger, die Gelehrten, dessen vor andern benöthigt sind. Man lobet zwar diejenigen nicht sehr, deren ganze Gelehrsamkeit ein Werk des Gedächtnisses ist. Hic jacet vir beatæ memoriæ, exspectans judicium, setzte man einem solchen zur Grabschrift. Aber Gelehrsamkeit ohne Gedächtniß läßt sich gar nicht denken. Was vergessen ist, und wessen man sich nicht mehr erinnern kann, das ist gleichsam aus der Seele verloren. Es lehrt und bessert nicht mehr, und hat keinen Einfluß auf unser Leben. Wer kein Gedächtniß hat, bey dem sind alle Empfindungen sogleich erloschen, und wo es zu schwach ist, da muß er entweder immer Empfindungen haben, oder er trägt sich mit seinen wenigen Begriffen bis zum Ueberdruß, weil er sie nicht mit andern verwechseln kann. Das Gedächtniß ist eine Innhabe-

ſich, wobey mehrentheils der Kopf voran kommt; ſie beißt darauf die Nabelſchnur ab, und reinigt die Jungen durch ihr Lecken mit der Zunge. Die mehreſten Thiere gebären im Liegen; die Stutte im Stehen.

Bey dem Viehe wird die Geburt meiſtens dadurch ſchwer, daß entweder die Geburtsglieder unförmlich gebildet ſind, oder das junge zu groß und ungeſtaltet iſt, oder ſich in einer unrechten Lage befindet, und deswegen nicht wohl durch den für daſſelbe beſtimmten Weg an das Licht gelangen kann. Zuweilen ſind auch die Entkräftungen der Mutter Schuld daran.

Geburts-Brief, ehedem der **Mannrechtsbrief**, ein Brief, d. i. Urkunde oder Schein, ein glaubhaftes Zeugniß von der Obrigkeit, daß jemand aus einem untadelhaften Ehebette, recht und ehrlich, deutſcher Nation und redlichen Herkommens, auch niemanden mit einiger Leibeigenſchaft verbunden noch verpflichtet, erzeuget und geboren ſey. Ohne ein ſolches Zeugniß kann niemand in die Lehre bey einem Handwerke aufgenommen werden. Siehe **Handwerk**.

Geburts-Helfer, der **Hebarzt**, **Hebammenmeiſter**, Fr. Accoucheur, ein Arzt, welcher dem weiblichen Geſchlechte in der Geburt Hülfe leiſtet. S. **Hebamme**.

Geburts-Hülfe, die Hülfe, welche gebärenden Weibern geleiſtet wird; Niederſ. der **Kinderfangſt**. Siehe **Hebamme**.

Geburts-Mahl, ſiehe **Mutter-Mahl**.

Geburts-Stuhl und Bette, ſiehe oben, S. 517.

1. **Geck** (der), im gem. Leben, beſonders Niederſachſens, die Nath der Hirnſchale bey dem Ohre an den Kalbs- und Schöpsköpfen. **Den Geck ſtechen**, dieſe Nath mit dem Meſſer öffnen. **Einem den Geck ſtechen**, figürlich in den niedrigen Sprecharten, ihn zum Beſten haben, ſeiner Einfalt ſpotten.

Peucer verſichert, daß auch die Fiſchohren oder Kiefen bey den Sachſen der Geckel genannt würden. Gemeiniglich leitet man dieſes Wort von dem folgenden ab, weil ein Unvorſichti-

ger

ger ſich bey dem Stechen des Geckes leicht in die Finger ſteche. Allein es iſt vermuthlich ein altes Stammwort, welches überhaupt eine Spalte oder Oeffnung bedeutet hat, und zu dem Oberdeutſchen Gauf, die hohle Hand, gehöret, indem die Blaſe- und Hauchlaute mehrmahls in einander übergehen. Siehe Gäſpe. In Oberſchwaben werden in den Steinbrüchen die Zwiſchenräume zwiſchen den Schieferplatten Gechtinen genannt.

2. **Geck**, ein ungeſchickter Poſſenreißer. Imgleichen ein alberner, thörigter Menſch, ein Narr.

3. **Geck**, **Gecko**, ein vierfüßiges Thier, welches Linné unter die chamäleonartigen Eidechſen rechnet, und Lacerta Gecko, cauda tereti mediocri, digitis ſubtus lamellatis, corpore verrucoſo, auribus concavis, nennt, Klein aber als ein beſonderes Geſchlecht der ohnhaarigen Thiere mit Zehen betrachtet, vom Bontius, Gronov und Andern aber den Salamandern beygezählt wird, ſoll ſeinen Nahmen davon erhalten haben, weil es zu der Zeit, wenn es regnen will, einige mahl hinter einander Gecko Gecko zu ſchreyen pfleget. Der Kopf iſt lang und breit; der dicke Körper, welcher eine röthlichgraue oder graulichgelbe Farbe hat, iſt mit Warzen beſetzt und perlenförmig. Jeder Fuß enthält 5 Zehen, welche am Ende rund und mit kleinen Nägeln verſehen ſind. An den Sohlen der breiten Zehen findet man häutige Schuppen, zwiſchen welchen eine Feuchtigkeit ausfließt, welche, ſo wie der Speichel des Gecko, giftig ſeyn, und den Indianern zu Vergiftung ihrer Pfeile dienen ſoll; daher man das Eſſen, über welches eine ſolche Eidechſe läuft, für ſchädlich hält. Der kurze, dicke und ſtumpfe Schwanz iſt mit Erhöhungen, wie mit Perlen beſetzt. Man findet dieſe Thiere nicht nur in Java, Ceylon und andern Gegenden von Oſt-Indien, ſondern auch in Aegypten und Arabien. Sie ſind zahm, und ſuchen in Gefahr bey Menſchen Hülfe. Klein führt 3 Arten aus dem Seba, und eine aus dem Aldrovand an, deren Unterſchiede aber nicht genau an-

mit Lumpen bekleidet. Hr. Holliday legte ihm einmahl die Frage vor: Wenn ein Feld 423 englische Ellen lang, und 383 breit wäre, was würde der Inhalt der ganzen Fläche seyn? Er las ihm die Zahlen deutlich vor, und erhielt nach zwo Minuten das richtige Product, nähmlich 162009 engl Ellen. Auf die Frage: Wie viel Morgen besagtes Feld betragen würde? sagte er, nach eilf Minuten: 33 Morgen, 1 Vorling, 35 Ruthen, 20 engl. Ellen, und accurat ein Viertel. Als er sagen sollte, wie viel Gerstenkörner in einer Länge von 8 Meilen liegen könnten? antwortete er in anderthalb Minuten: 1520640. Um zu berechnen, wie viel mahl sich ein Kutschrad, dessen Umfang 6 engl. Ellen wäre, auf einem Wege von 204 Meilen umdrehen müßte? antwortete er nach dreyzehn Minuten: 59840 mahl. So löset dieser Mann die ihm vorgelegten Fragen auf, ohne gehindert zu werden, wenn man mit ihm zwischen durch von ganz andern Dingen redet. Man bemerkt auch bey ihm keinen Unterschied, er möge mit weitläuftigen oder kurzen Rechnungen zu thun haben. Denn er fängt des folgenden Morgens da wieder an, wo er des Abends zuvor aufgehört hat, und so fährt er so lange fort, bis er fertig ist. Ja, er kann auch so gar seine Rechnungen abbrechen, und wieder anfangen, er möge eine Woche, oder einen Monath, oder mehrere Monathe inzwischen verstreichen laßen. Er nennt seine Zahlen bey ihren eigentlichen Nahmen, und ihm ist es einerley, ob er sie rückwärts oder vorwärts sagen soll. Wenn man weiß, was das bisweilen für Zahlen sind, so muß man diese Sache fast für übermenschlich halten. Hier sind einige Proben davon, welche unglaublich scheinen.

Herr Saxe traf ihn einmahl bey seiner Arbeit an, und legte ihm zur Probe die Frage vor: wie viele Cubik-Zoll ein Körper hätte, dessen eine Seite 23145789, die andere 5642732, und die dritte 54965 engl. Ellen in sich enthielten? Er sagte ihm ein einziges mahl diese Zahlen deutlich eine nach der andern vor, um sie dem Gedächtnisse einzuprägen. Sogleich fuhr er ohne weitere Bemühung fort, mitten unter mehr als hundert seiner Mitarbeiter, seine Handarbeit abzuwarten. Herr Saxe entfernte sich indessen, ungefähr 5 Stunden, in seinen Verrichtungen, und rechnete zugleich diese Ausgabe mit der Feder aus. Sobald er wieder kam, sagte Buxton, daß er fertig sey: daher zog er seine Schreibtafel, um die Antwort niederzuschreiben. Buxton fragte den Hrn. Saxe, von welchem Ende er anfangen sollte, die einzelnen Ziffern seiner Summe zu nennen,

weil

weil es ihm gleichviel wäre. Er nannte ihm hiernächſt dieſe Reihe von 28 Zahlen, ohne den geringſten Fehler. Er iſt im Stande, denen ihre Fehler zu zeigen, die mit der Feder gerechnet haben. Er läßt ſich, zum Erſtaunen, von zwo Perſonen ganz verſchiedene Aufgaben unmittelbar hinter einander vorſagen, und gibt nachher einem Jeden die gehörige Antwort, ohne ſich im mindeſten dabey zu verirren. Findet ſich ja einmahl ein Irrthum in ſeiner Antwort, ſo überhohlt er, nach ſeiner Sprache, die ganze Rechnung und ändert ſeinen Fehler ſelbſt. Sein Gedächtniß iſt ihm ſo getreu, daß er eine einmahl ausgerechnete Summe nach zween Monathen noch völlig und ohne Anſtoß wiederhohlen kann. Millionen, Millionen über Millionen, Tribes und Cramps u. ſ. w. (denn ſo nennt er ſeine lange Reihen von Zahlen,) ſind ihm eben ſo geläufig, als Pfunde, Schillings und Pence. Er erzählte dem Hrn. Holliday, daß er im J. 1725, ungefähr einen Monath lang, von ſeinen Gedächtnißrechnungen ganz taumelnd geweſen wäre, und zuletzt ſieben Stunden in einem tiefen Schlafe gelegen habe. Er fürchtete ſich aber, jemahls wieder dergleichen Rechnungen anzufangen, um nicht wieder in ſolchen Schwindel zu gerathen. Damahls hätte er nähmlich folgende Fragen beantworten ſollen: Wie viel Gerſte, Wicken, Erbſen, Weitzen, Haber, Rocken, Bohnen, Linſen, ein Raum von 2026800003 60 Meilen, jede Meile cubiſch gerechnet, faſſen könne? und wie viel Haare, jedes 1 Zoll lang, dieſen Raum füllen würden? Er nimmt aber die Breite von 48 Haaren für die Breite eines Zolles. Das Verhältniß ſeiner Maße, ſo wie er es ausgerechnet, iſt folgendes: Auf den körperlichen Inhalt eines Zolles gehen 200 Gerſten- 300 Weitzen- 512 Rocken- 180 Haberkörner, 40 Erbſen, 25 Bohnen, 80 Wicken, 100 Linſen, 2304 zollange Haare. Hieraus ſchloß er folgende Größen: In einer Cubic-Meile ſind enthalten 14 tauſend 93 Millionen, 420 tauſend 936 Quarters, 1 Scheffel, 1 Metze, 1 Maß, 3 Nößel und 5¼ Cubik-Zoll von einer Art Korn. Fünftauſend 451 Millionen, 776 tauſend Ellen in einer Cubik-Meile ſind 254 Millionen Millionen, 358 tauſend 61 Millionen und 56 tauſend Zoll; und wenn ein jedes Haar einen Zoll lang iſt, und 2304 Haare einen Cubik-Zoll ausmachen, ſo gehen 586 tauſend 40 Millionen Millionen, 972 tauſend 673 Millionen, und 24 tauſend auf eine Cubik-Meile. Wäre aber ein Haar eben ſo lang, als es breit iſt, ſo meint er, es müßten 28 Tribes, 129 tauſend 966 Millionen

Millionen, 688 tausend 305 Millionen und 152 tausend Haare den Raum einer Cubik-Meile erfüllen.

Das Erstaunlichste, was wohl jemahls ein menschliches Gedächtniß, außer der vorigen Rechnung, geleistet hat, besteht darin, daß dieser Mann folgende, aus 39 Ziffern bestehende, Zahl, bloß im Gedächtnisse mit sich selbst multiplicirt hat: 725, 958, 238, 096, 074, 907, 868, 531, 656, 993, 638, 851, 106. Nachdem er über dieser Rechnung drittehalb Monathe zugebracht, gab er folgende Quadratzahl davon an, welche die Rechenmeister nachrechnen mögen: 527, 015, 363, 459, 557, 385, 673, 733, 542, 638, 591, 721, 213, 298, 966, 079, 307, 524, 904, 381, 389, 499, 251, 637, 423, 256.

Da das Gedächtniß dieses Mannes das einzige von solcher Stärke in der Geschichte aller Zeiten ist, so hoffe ich, daß man es mir nicht verdenken werde, wenn ich mich dabey ein wenig lange aufgehalten habe. Ich übergehe dafür viele andere gemeinere Beyspiele, die man in allen Abhandlungen vom Gedächtnisse lieset.

Eine so große Stärke des Gedächtnisses läßt sich auf keine andere Weise erlangen, als durch ein natürliches Geschick und unabläßige Uebung. Hätte Burton in seiner Jugend schreiben gelernt, so würde er diese Fertigkeit, in Gedanken zu rechnen, nie erreicht haben, weil er sich in den meisten Fällen mit der Feder beholfen haben würde, die das Gedächtniß träge macht. Es ist mit dieser Kraft der Seele eben so, wie mit allen übrigen. Je besser uns die Natur in unserer ersten Anlage damit ausgerüstet hat, und je länger und stärker wir sie üben, desto größer ist der Grad der Vollkommenheit, den sie erreichen.

Die natürlichen Mittel, das Gedächtniß zu verbessern, können entweder aus der Natur der menschlichen Seele, oder des menschlichen Körpers, hergeleitet werden. Jene nenne ich psychologische, diese aber physiologische, medicinische und diätetische Mittel. Die Betrachtung der erstern möchte mich zu sehr in das Fach der Philosophie hinein führen, und mir

den Vorwurf einer Ausschweifung in ein von dem Bezirke meines Werkes entferntes Gefilde zuziehen. Viel eher wird man hier eine Anzeige der zweyten Mittel von mir erwarten.

Alle Arten von Vorstellungen der Seele erfordern gewisse damit harmonirende Bewegungen in jedem thierischen Körper. Nun aber ist das Gehirn und die Nerven die Werkstatt und der Ursprung aller Bewegungen des Körpers, in so fern sie thierisch sind; folglich muß der Mangel einer jeden Seelenwirkung zugleich den Mangel der dazu gehörigen Bewegungen im Gehirne, in den Nerven und Lebensgeistern, voraus setzen. Da es nun möglich ist, diese Bewegungen durch Arzeneyen wieder herzustellen: so müssen alle Fehler der Seelen-Wirkungen, schlechterdings betrachtet, durch Arzeneyen verbessert werden können; und die Ursache, warum die Aerzte dieses nicht allemahl thun können, liegt bloß in einer bedingten Unmöglichkeit, wie bey den Krankheiten des Leibes, wenn sie entweder den Grund des körperlichen Fehlers nicht finden können, oder wenn ihnen die Arzeneyen, welche ihn heben würden, unbekannt sind. Das Spiel der Lebensgeister und der Mechanismus des Gehirns, welcher dazu erfordert wird, ehemahlige Vorstellungen wieder hervor zu bringen, und für die ehemahligen zu erkennen, ist uns zur Zeit noch unbekannt. Wir können zwar sagen, daß Godart glaube, die Vorstellungen drückten gewisse Zeichen in die Fäserchen der Hirnschwiele (Corpus callosum cerebri), und hierin könnte die Seele alle ihre ehemahlige Vorstellungen eben so, wie eine in hieroglyphischen Zeichen beschriebene Geschichte, wieder lesen, so oft sie wolle. Allein, ob das, was Godart glaubet, wahr sey, das können wir nicht sagen. Was die Arzeneyen betrifft, so kennen wir deren weit mehr und zuverläßigere für viele andere Gemüthskrankheiten, als des Gedächtnisses. Ohne der Empfindungen zu erwähnen,

beſitzen wir wirklich ſehr gute Arzeneyen, welche in die Einbildungskraft wirken, die den Verrückten die Vernunft wieder geben, die den Witz erheitern, und die Triebe und Leidenſchaften dirigiren. Hingegen ſind die Arzeneyen für das Gedächtniß mehr Nahmen, als Sachen; und wir curiren die Fehler deſſelben, wenn ſie einen Grund haben, der im Gehirne allein verborgen bleibt, nie, wenigſtens nie aus Erkenntniß, ſondern nur alsdenn, wenn das Gedächtniß von einer Krankheit des Körpers verdorben iſt, die uns offenbar wird. Solcher Krankheiten ſind aber nicht wenige.

Boerhaave und Schenk haben Beyſpiele von Leuten, welche in hitzigen Krankheiten ihr Gedächtniß verloren haben. Wepfer hat dieſe Wirkung vom Schwindel, vom Verbluten und von der Lähmung einer Seite des Körpers erfolgen geſehen. Schon Plinius und viele Neuere beobachteten den Verluſt des Gedächtniſſes von einem Falle auf das Haupt. Thucydides hat beobachtet, daß nach der Peſt ein Mangel des Gedächtniſſes zurück geblieben. Blancard bezeuget daſſelbe, nach einer überſtandenen Schlafſucht; Bonetus, nach Schlagflüſſen und verhaltenen natürlichen Blutflüſſen. Wepfer hat angemerkt, daß die Vergeßlichkeit von Würmern in den Gedärmen ihren Urſprung genommen. Daß das hohe Alter eben dieſelbe Folge zu haben pflege, iſt Jedermann bekannt; und vom Schrecke und andern heftigen Leidenſchaften, iſt zuweilen eben dieſelbe Wirkung erfolgt. Demetrius erzählt es von einigen, die von einem unvermutheten Windwirbel dermaßen erſchrocken, daß ſie alles Vergangene darüber vergeſſen haben; und Apollonius ſagt, daß ſich der Grammatiker, Artemidor, vor einem nahen Krokodill dergeſtalt entſetzet, daß er hernach keinen einzigen Buchſtab mehr gekannt habe. So verlohr auch Bamba, der König der Gothen, ſein Gedächtniß, als ihm ſein Nachfolger einen Giftbecher reichen ließ, welchen er aus-

austrinken mußte. Von verſchiedenen Arten der Gifte, die das Gedächtniß zerrütten, findet man überall Beyſpiele.

Unter ſo vielen Zufällen gibt es einige, welche die Aerzte aus dem Grunde heben können; und ſo ſtellen ſie zuweilen ein verlohrnes Gedächtniß wieder her. Allein, es iſt eine ganz andere Sache, dergleichen Cur zu bewerkſtelligen, wenn die Schwäche, die Untreue oder der Mangel des Gedächtniſſes kein bloßer Zufall anderer Krankheiten, ſondern ein urſprüngliches Uebel iſt; und alle Aerzte müſſen geſtehen, daß ſie in ſolchen Fällen, weder die eigentliche Natur und materielle Urſache der Krankheit verſtehen, noch auch ſolche Arzeneyen kennen, die darin eine ſpecifiſche Wirkung thäten. Alles dieſes muß einen Jeden warnen, daß er in die Arzeneyen, welche die Charlatane ſo zuverläßig anpreiſen, und wohlfeil verkaufen, womit ſie das ſchwache Gedächtniß ſtärken, und der Vergeßlichkeit abhelfen wollen, ein gerechtes Mißtrauen ſetze, und ſich ſtatt derſelben lieber mit den Rathſchlägen der Pſychologen begnüge, welche das Gedächtniß durch Aufmerkſamkeit, Fleiß und lange Uebung zu ſtärken lehren.

Bey allen Krankheiten, deren Natur den Aerzten unbekannt iſt, kann man nicht vorſichtig genug ſeyn, ihre Verſuche zu vermeiden. Es ſind mehr Leute durch den Gebrauch der gemeinen Arzeneyen, die das Gedächtniß ſtärken, ungeſund und völlig vergeßlich gemacht, als wiederhergeſtellt worden. Wenn alles recht gut geht: ſo hat man von ſolchen Curen weder Nutzen noch Schaden, und das Uebel geht ſeinen alten Weg fort.

Sollen denn aber alſo alle die armen Leute hülflos bleiben, die der Mangel des Gedächtniſſes zu allen Dingen untüchtig machet? Beynahe möchte ich antworten: Ja! Allein, ich würde doch hierin zu weit gehen. In denen Fällen, wo wir weder die unmittelbare

bare Ursache der Krankheiten, noch specifische Arzeneyen wider dieselben kennen, ist noch eine Zuflucht offen, welche darin besteht, die Veranlaßungen des Uebels zu erforschen, und diesen den Krieg anzukündigen. Plinius hat z. E. gesagt, daß die öftere Trunkenheit das Verderben und eine Pest des Gedächtnisses sey, und die neuern Beobachtungen bestätigen dieses zur Genüge. Nun können wir zwar nicht begreifen, auf welche Weise die Trunkenheit dieses wirke. Denn, ob wir gleich muthmaßen, daß sie die Fäserchen des Gehirns durch die wiederhohlte allzuheftige Ausdehnung nach und nach schwäche: so hat doch noch niemand bewiesen, daß ein gutes Gedächtniß starke Fäserchen des Gehirns erfordere; noch weniger weiß uns jemand zu sagen, warum die Trunkenheit nur eben das Gedächtniß, und nicht auch alle übrige Seelenwirkungen schwäche, da sie doch ihre Wirkungen im ganzen Gehirne ausbreitet. Ja, wenn auch die Trunkenheit wirklich alle Seelenkräfte schwächte, so gibt es doch genug andere Veranlaßungen der Vergeßlichkeit, die nur auf das Gedächtniß allein wirken; und dieser Punct bleibt uns allezeit dunkel. Endlich so haben wir auch keine Arzeneyen, von welchen wir zuverläßig wüßten, daß sie nur den uns unbekannten Theil des Gehirnes, welcher mit den Vorstellungen des Gedächtnisses gemeinschaftlich wirket, stärken würden. Nichts desto weniger aber hindert uns diese Unwissenheit nicht, denen, die ein schwaches Gedächtniß haben oder befürchten, mit dem völligsten Grunde den Rath zu ertheilen, die Gesetze der Mäßigkeit und Nüchternheit niemahls zu übertreten. Eben so sind die übrigen **Regeln**, welche ich jetzt vorschlagen werde, **um das Gedächtniß zu erhalten**, auf Vernunft und Erfahrung gegründet.

Ich könnte meinen Lesern viel zu lachen machen, wenn ich sie ermahnte, nicht auf das Haupt zu fallen, sich keinen Stein auf den Kopf fallen zu laßen, alle

Schlag-

Schlagflüsse und Verblutungen, die Pest, die Raserey, die fallende Sucht und hitzige Fieber zu vermeiden, und dafür zu sorgen, daß sie nie erschrecken, und daß ihr Gehirn nicht hart und trocken werde, vereitere, zusammen falle, oder daß keine Steine darin wachsen, weil man dergleichen Fehler an denen beobachtet hat, die nach dem Verluste des Gedächtnisses gestorben sind. Allein, unter den Veranlaßungen der Vergeßlichkeit, die wirklich in unserer Gewalt stehen, sind viele, die wir zu sehr vernachläßigen; und für diese sind meine Regeln.

Eine alte Erfahrung hat gelehret, daß der Genuß vieler zähen, schleimigen und verdickenden Nahrungs-Mittel das Gedächtniß verderbe. Um deswillen verboth Pythagoras den Musensöhnen die Hülsenfrüchte. Eine feuchte, kalte, trübe, dicke und unreine Luft ist aus eben dieser Ursache berüchtigt; und die Böotier haben wohl keinen Burton aus ihrer Nation aufzuweisen gehabt. Salmuth und Borrich haben beobachtet, daß die Zurückhaltung der natürlichen Blutflüsse das Gedächtniß zuweilen zerrütte; und die meisten Menschen sind allzu nachläßig, dieselben gehörig zu befördern. Hingegen hat man auch bemerkt, daß das allzu viele Blutlaßen, wie jede starke Verblutung, das Gedächtniß schwäche; und dieses ist gerade das Hülfsmittel, wodurch viele ihr Gedächtniß zu stärken glauben, wenn sie sich das System in den Kopf gesetzt haben, daß die Vollblütigkeit die Mutter aller Krankheiten sey. Weil Galenus gefunden hat, daß das lange Fasten und das nächtliche Studieren das Gedächtniß fast gänzlich vertilgen: so haben die Mönche für ihren Magen, und die Gelehrten für ihre Köpfe eine schöne Entschuldigung, wenn sie die Gesetze ihres Berufes übertreten wollen. Nachdem Dodart einen frühzeitig gelehrten Knaben hat kennen lernen, der allemahl in den Hundstagen wieder vergaß, was er in den kühlen Monathen

nathen gelernt hatte, und der bey kühler Witterung in drey Tagen sein Gedächtniß wieder erlangte, so kann man es den Schullehrern nicht verdenken, wenn sie die Hundstagsferien nicht abgeschafft wissen wollen. Daß die Ausschweifungen in der wollüstigen Liebe das Gedächtniß ausnehmend schwächen, ist so bekannt, als gemein; es scheint aber nicht, daß die Liebe zum Gedächtnisse in der Ausrottung dieses Lasters große Wunder thun werde. Weil endlich Paullini beobachtet hat, daß ein Doctor der Theologie mit dem häufigen Gebrauche der flüchtigen Spiritus und anderer Arzeneyen, die das Gedächtniß stärken sollten, dasselbe in solchem Grade verdorben, daß er sogar seinen eigenen Nahmen vergessen: so muß dieses eine Warnung für alle diejenigen seyn, die ohne Wahl und Unterscheidung alles, was ihnen angebothen wird, einnehmen, sobald einmahl ihr Gedächtniß eine Zeitlang die böse Laune hat. Eigentlich dienen alle diese flüchtige und hitzige Arzeneyen für das Gedächtniß nur derjenigen Art von Leuten, die schleimvoll und wasserreich, flüssig, kalt, träge, phlegmatisch sind, die sich wie Faulthiere bewegen, und ihre Gedanken quartaliter zusammenzählen können. Wenn sich bey solchen Leuten, wie ich aus guten Gründen vermuthe, das Gedächtniß zuweilen träge und langsam beweisen sollte: so rathe ich ihnen, sich zuerst wohl zu prüfen, ob sie es mit dem Themistocles, der sich die Kunst, zu vergessen, lieber wünschte, als die Kunst, das Gedächtniß zu stärken, oder mit dem Cicero halten wollen, der ihn dieses Wunsches wegen tadelte. Sind sie aber fest entschlossen, über ihre Natur zu siegen, und den ewigen Schnupfen ihrer Seele zu vertreiben: so ist das mein Rath, daß sie mit vielen Purganzen, mit Fontanellen, Haarseilen und Blasenpflastern, durch Schneiden und Brennen am Kopfe, durch fleißiges Kämmen und Rauch- und Schnupftoback, ihrer verschleimten Seele Luft schaffen,

und

und dann nur getrost Cubeben kauen, und Kalmus, Engelsüß, Meisterwurz, Gewürznelken, Salbey, Rosmarin, Lavendel und Mayblumen in Thee, Pulver, Spiritus, Kräutermützen und sonst, sowohl äußerlich als innerlich, gebrauchen. Auch möge ihnen erlaubt seyn, das Pulver des schwachen, zaubervollen Abts Trithemius einzunehmen, welches ein Inbegriff fast aller Gewürze ist, und wenigstens ihren kalten Magen erwärmet, welcher bey allen Menschen die Stelle des Gedächtnisses vertritt, wenn er sie, so oft sie es bedürfen, erinnert, Speisen und Getränke zu sich zu nehmen. Solchen Leuten würde noch außerdem viel damit geholfen seyn, wenn sie sich fleißig bewegten, und wenig schliefen, die Nachmittagsruhe und Ueberladung vermieden, viel auswürfen und auswendig lernten, und wie die Pest den Mohnsamen, das Opium, den Käse, den Kohl und die Hülsenfrüchte verabscheueten.

Wenn eine Sache, die, an sich betrachtet, das Gedächtniß zu verbessern, nicht im Stande ist, durch die Kunst dazu geschickt gemacht wird, so nennen wir sie ein **künstliches Gedächtnißmittel**, Artificium memoriæ, und die dadurch erlangte Gedächtnißfertigkeit das **künstliche Gedächtniß**. Wenn ich alle die künstlichen Mittel hier anführen wollte, die man von dem Simonides bis auf den Raymundus Lullus, und von diesem bis zu unsern Zeiten erfunden und vorgeschlagen hat, so müßte ich ein Verzeichniß von ungeheurer Größe liefern; und ich würde ein noch größeres Buch schreiben müssen, wenn ich mich in eine Beurtheilung derselben einlaßen wollte. Wir wollen nur überhaupt untersuchen, woher dieselben zu nehmen seyn, und nur einige der vornehmsten bemerken.

Weil man die Gewalt von je her erkannt, welche die Einbildungskraft über das Gedächtniß hat: so hat man sich bemühet, der Einbildungskraft durch gewisse Mittel zu Hülfe zu kommen, um das Gedächtniß zu verbessern.

Will

habten ganzen Empfindung ge
habten eine Aehnlichkeit hat
gehabten Vorſtellungen auch
auf eben dieſe Weiſe pflanze
ſo, daß aus einer in der Seel
andere erwächſt, die entwede
oder ihr ähnlich iſt. Man
darüber wir uns befinden, wenn
in Gedanken; ſo wird man ſi
überzeugen können. Auf dieſ
che mnemoniſche Mittel.
Schnupftuch gemachten
An ſich kann der Knoten zur
gar nichts beytragen. Wir m
Regel erſt dazu geſchickt. Ind
len oder machen, ſo denken w
nicht vergeſſen wollen. Die
ſo ein Theil einer ganzen Vorſt
einiger Zeit erblicken wir den g
wie oft bedient man ſich nicht d
ſo eine Empfindung, die ein Th
gen Vorſtellung iſt. Unſere Ein
und folglich auch die Sache, n
gemacht haben, wieder in uns
uns der verlangten Sache.
ein Hülfsmittel des Gedächtniſſ
niß hat es mit den Empfindung
habten andern haben, die man

Die Alten hatten vornehmlich zwey künſtliche Mit-
l, das Gedächtniß zu verbeſſern; die Oerter und Bil-
er. Von beyden werde ich in möglichſter Kürze han-
eln, ohne mich bey allen den neuern, die oft ein
chlechter Witz erdacht hat, aufzuhalten. **Das Gedächt-
iß vermittelſt des Ortes**, Memoria localis, beſteht
arin, wenn wir uns der Sachen vermittelſt der Vor-
ellung des Ortes erinnern, an welchem wir oder die
Sachen waren, als wir ſahen, hörten oder empfanden.
Man ſiehet, der Ort, eine ſo oft vorkommende Sache,
war ein Theil der ganzen Vorſtellung, in welcher die
Sache, die wir behalten wollten, mit enthalten war.
So oft wir dieſen Theil wieder empfinden, ſo oft muß
unſere Einbildungskraft auch die zu behaltende Sache
in uns erneuen. Wir erinnern uns ihrer nach der
Geſellſchaftsregel der Begriffe. Wir können uns der
Oerter mit Nutzen bey dem Memoriren bedienen; doch
wollte ich eben nicht rathen, ſich zu ſehr daran zu ge-
wöhnen. Die natürlichen Mittel haben vor den künſt-
lichen einen großen Vorzug. Hat man ſich an dieſe
gar zu ſehr gewöhnet, ſo geſchieht es gar leicht, daß
man ohne ſie, etwas zu behalten unvermögend wird,
wovon das Gedächtniß mehr Schaden als Nutzen hat.

Die Bilder (Imagines) können ebenfalls ein künſt-
liches Hülfsmittel des Gedächtniſſes abgeben. Sie
ſind nichts anders, als Abdrücke der Merkmahle der
vorgeſtellten Sache. Dinge, die einerley Unterſchei-
dungsmerkmahle haben, ſind einander ähnlich; folg-
lich haben alle Bilder mit der vorgeſtellten Sache eine
Aehnlichkeit. Dieſe Aehnlichkeit macht, daß bey ih-
rer Erblickung unſere Einbildungskraft die vorgeſtellte
Sache uns wieder darſtellt. Wollen wir alſo dieſel-
be behalten, ſo geben uns ihre Bilder die beſten Hülfs-
Mittel darzu.

Wie leicht fällt es nicht einem Kinde, bey Erblickung der Bilderbibel uns alle die Begebenheiten zu erzählen, welche durch

Will man wiſſen, wie ſolches habe geſchehen können: ſo muß man ſowohl das Entſtehen, als die Fortpflanzung unſerer Einbildungen bemerken. Das erſtere geſchieht nach folgender Regel, die man die Geſellſchaftsregel der Begriffe (regula aſſociationis idearum) nennt. So bald in unſerer Seele eine Empfindung entſteht, die entweder ein Theil einer vormahls gehabten ganzen Empfindung geweſen, oder mit einer andern gehabten eine Aehnlichkeit hat: ſo bringt unſere Phantaſie die gehabten Vorſtellungen auch in unſerer Seele hervor. Und auf eben dieſe Weiſe pflanzen ſich die Einbildungen auch fort, ſo, daß aus einer in der Seele gegenwärtigen Einbildung eine andere erwächſt, die entweder vormahls mit ihr da geweſen, oder ihr ähnlich iſt. Man gebe nur auf den Zuſtand Acht, darin wir uns befinden, wenn man zu ſagen pflegt: wir ſitzen in Gedanken; ſo wird man ſich von allen dieſen Dingen leicht überzeugen können. Auf dieſen Gründen beruhen alle künſtliche maemoniſche Mittel. Warum nennen wir einen im Schnupftuch gemachten Knoten ein Gedächtnißmittel? An ſich kann der Knoten zur Verbeſſerung des Gedächtniſſes gar nichts beytragen. Wir machen ihn durch die Geſellſchafts-Regel erſt dazu geſchickt. Indem wir uns den Knoten vorſtellen oder machen, ſo denken wir zugleich die Sache, die wir nicht vergeſſen wollen. Die Vorſtellung des Knotens wird alſo ein Theil einer ganzen Vorſtellung in unſerer Seele. Nach einiger Zeit erblicken wir den gemachten Knoten wieder; denn wie oft bedient man ſich nicht des Taſchentuches! Dieſes iſt alſo eine Empfindung, die ein Theil einer vormahls gehabten ganzen Vorſtellung iſt. Unſere Einbildungskraft muß alſo dieſelbe und folglich auch die Sache, um deren willen wir den Knoten gemacht haben, wieder in uns hervorbringen. Wir erinnern uns der verlangten Sache. Auf dieſe Weiſe iſt der Knoten ein Hülfsmittel des Gedächtniſſes. Eben eine ſolche Bewandtniß hat es mit den Empfindungen, die eine Aehnlichkeit mit gehabten andern haben, die man behalten will. Man kann daraus die allgemeine Regel gar leicht herleiten, nach welcher alle künſtliche Gedächtnißmittel zu erfinden und zu beurtheilen ſind. Man verbinde die Sache, die man behalten will, mit andern oft vorkommenden oder ähnlichen Vorſtellungen und Dingen, ſo geben dieſe insgeſammt mnemoniſche Mittel ab. Beurtheilt man darnach ſo viele erfundene künſtliche Gedächtnißmittel, ſo wird man finden, daß ein großer Theil derſelben dieſen Nahmen nicht verdiene.

Die

Die Alten hatten vornehmlich zwey künſtliche Mittel, das Gedächtniß zu verbeſſern; die Oerter und Bilder. Von beyden werde ich in möglichſter Kürze handeln, ohne mich bey allen den neuern, die oft ein ſchlechter Witz erdacht hat, aufzuhalten. **Das Gedächtniß vermittelſt des Ortes**, Memoria localis, beſteht darin, wenn wir uns der Sachen vermittelſt der Vorſtellung des Ortes erinnern, an welchem wir oder die Sachen waren, als wir ſahen, hörten oder empfanden. Man ſiehet, der Ort, eine ſo oft vorkommende Sache, war ein Theil der ganzen Vorſtellung, in welcher die Sache, die wir behalten wollten, mit enthalten war. So oft wir dieſen Theil wieder empfinden, ſo oft muß unſere Einbildungskraft auch die zu behaltende Sache in uns erneuen. Wir erinnern uns ihrer nach der Geſellſchaftsregel der Begriffe. Wir können uns der Oerter mit Nutzen bey dem Memoriren bedienen; doch wollte ich eben nicht rathen, ſich zu ſehr daran zu gewöhnen. Die natürlichen Mittel haben vor den künſtlichen einen großen Vorzug. Hat man ſich an dieſe gar zu ſehr gewöhnet, ſo geſchieht es gar leicht, daß man ohne ſie, etwas zu behalten unvermögend wird, wovon das Gedächtniß mehr Schaden als Nutzen hat.

Die Bilder (Imagines) können ebenfalls ein künſtliches Hülfsmittel des Gedächtniſſes abgeben. Sie ſind nichts anders, als Abdrücke der Merkmahle der vorgeſtellten Sache. Dinge, die einerley Unterſcheidungsmerkmahle haben, ſind einander ähnlich; folglich haben alle Bilder mit der vorgeſtellten Sache eine Aehnlichkeit. Dieſe Aehnlichkeit macht, daß bey ihrer Erblickung unſere Einbildungskraft die vorgeſtellte Sache uns wieder darſtellt. Wollen wir alſo dieſelbe behalten, ſo geben uns ihre Bilder die beſten Hülfs-Mittel darzu.

Wie leicht fällt es nicht einem Kinde, bey Erblickung der Bilderbibel uns alle die Begebenheiten zu erzählen, welche durch

Wohlstande zunehmen. **Ein Bienenstock gedeihet**, wenn er an Volk und Werk zunimmt, wofür man in Niedersachsen auch **wudeln** und **faseln** braucht. **Unrecht Gut gedeihet nicht.** 3) Gerathen, einen erwünschten Wachsthum und Fortgang haben. **Das Getreide würde gediehen seyn, wenn die Witterung nicht so naß gewesen wäre. Der Flachs ist vortrefflich gediehen. Das wird dir nicht gedeihen. Seine Anschläge gedeihen nicht. Gott muß das Gedeihen zu unserer Arbeit geben.** Im Mecklenburg. jahren. 4) Ausschlagen, zum Nutzen oder Schaden gereichen. **Es ist ihm übel gediehen**, bekommen. 5) Kommen, gerathen. **Die Sache ist auf das Aeußerste gediehen.**

Daher **Gedeihlich.** 1. Was das Gedeihen oder die Zunahme an körperlichem Umfange befördert. **Fische sind keine gedeihliche Speise**, nähren schlecht. **Das Stroh wird dieses mahl zur Viehfütterung nicht recht gedeihlich seyn.** 2. Heilsam, erwünscht, glücklich. **Einem alles gedeihliche Wohlergehen anwünschen.**

Gedenk-Blümlein, siehe **Veilchen.**

Gedeyen, siehe **Gedeihen.**

Gediegen, ist eigentlich das Mittelwort des Zeitwortes **gedeihen** nach einer härtern Aussprache, für **gediehen.** Es bedeutet dicht, derb, besonders im Bergbaue; Fr. massif. **Gediegenes Gold, gediegenes Silber, gediegenes Zinn** u. s. f. welches in reiner Gestalt von der Natur hervor gebracht worden, zum Unterschiede von dem Erze, oder vererzten Metallen, welche mit allerley fremdartigen Theilen vermischt sind; gewachsenes Gold, gewachsenes Silber, weil das Zeitwort **deihen** und **gedeihen** ehedem auch für wachsen gebraucht wurde. **Ein Leuchter von gediegenem Silber**, von massiven Silber, der durchaus von Silber ist. Nieders. **klamm.**

Ein gediegenes Erz, Metallum nativum, oder ein Metall, welches in den Gängen in der ihm eigenen Gestalt und Ansehen gefunden wird, kann ohne Reinigung im Feuer gebrauchet werden. Vom Golde ist man völlig gewiß, daß es gediegen, d. i. vollkommen rein, gefunden wird. Von den andern Metallen kann man die vollkommene Reinigkeit nicht darthun, indem das beste gediegene Silber, welches doch vor andern Metallen noch am ersten gediegen gebrauchet werden kann, nicht vollkommen rein, sondern mit ein wenig Arsenik, zum Theil auch mit etwas Schwefel vermengt befunden wird.

Gedinge (das), von dem Zeitworte dingen, der Vertrag über den Preis einer Waare oder einer Arbeit. **Ein Gedinge über eine Arbeit machen**, einem eine Arbeit im Ganzen verdingen, zum Unterschiede des Tage-Lohnes. **Der Arbeitslohn im Gedinge. Wegen des Hufschlages mit dem Schmid ein Gedinge machen**, ihm denselben auf ein ganzes Jahr verdingen.

Im Bergbaue bedeutet dieses Wort besonders einen Vertrag auf Gewinn und Verlust, und die auf solche Art verdungene Arbeit. **Sein Gedinge redlich auffahren**, die verdungene Arbeit redlich verrichten. **Sein Gedinge abgeben**, sie vollenden. Daher **Gedingarbeit**, oder **Gedingearbeit**, eine im Ganzen verdungene Arbeit; **Gedingebuch**, ein Rechnungs-Buch über die Gedingearbeit; **Gedingegeld**, der verglichene Lohn für eine verdungene Arbeit; **Gedingehäuer**, oder **Gedinghäuer**, ein Bergmann, der auf Gedinge, d. i. mit dem Geschwornen auf Gewinn und Verlust arbeitet, zum Unterschiede von einem **Lohnhäuer**; **Gedingestufe**, ein Zeichen, welches von dem Geschwornen bey der Verdingung in das Gestein gehauen wird.

Ehedem bedeutete dieses Wort noch: 1. Einen jeden Vertrag, er sey von welcher Art er wolle. 2. Eine Bedingung, in welchem Verstande es noch zuweilen im Oberdeutschen vorkommt. 3. Eine gedungene oder gemiethete Sache, in welcher Bedeutung es Apost. Gesch. 28, 30. von einer gemietheten Wohnung gebraucht wird. Paulus blieb zwey Jahr in seinem eigenen Gedinge. 4. Gehalt, Renten. **Ein jährliches**

Wohlstande zunehmen. Ein Bienenstock gedeihet, wenn er an Volk und Werk zunimmt, wofür man in Niedersachsen auch wudeln und faseln braucht. Unrecht Gut gedeihet nicht. 3) Gerathen, einen erwünschten Wachsthum und Fortgang haben. Das Getreide würde gediehen seyn, wenn die Witterung nicht so naß gewesen wäre. Der Flachs ist vortrefflich gediehen. Das wird dir nicht gedeihen. Seine Anschläge gedeihen nicht. Gott muß das Gedeihen zu unserer Arbeit geben. Im Mecklenburg. fahren. 4) Ausschlagen, zum Nutzen oder Schaden gereichen. Es ist ihm übel gediehen, bekommen. 5) Kommen, gerathen. Die Sache ist auf das Aeußerste gediehen.

Daher Gedeihlich. 1. Was das Gedeihen oder die Zunahme an körperlichem Umfange befördert. Fische sind keine gedeihliche Speise, nähren schlecht. Das Stroh wird dieses mahl zur Viehfütterung nicht recht gedeihlich seyn. 2. Heilsam, erwünscht, glücklich. Einem alles gedeihliche Wohlergehen anwünschen.

Gedenk-Blümlein, siehe Veilchen.

Gedeyen, siehe Gedeihen.

Gediegen, ist eigentlich das Mittelwort des Zeitwortes gedeihen nach einer härtern Aussprache, für gediehen. Es bedeutet dicht, derb, besonders im Bergbaue; Fr. massif. Gediegenes Gold, gediegenes Silber, gediegenes Zinn u. s. f. welches in reiner Gestalt von der Natur hervor gebracht worden, zum Unterschiede von dem Erze, oder vererzten Metallen, welche mit allerley fremdartigen Theilen vermischt sind; gewachsenes Gold, gewachsenes Silber, weil das Zeitwort dethen und gedeihen ehedem auch für wachsen gebraucht wurde. Ein Leuchter von gediegenem Silber, von massiven Silber, der durchaus von Silber ist. Nieders. klamm.

Geduld-Hahn, im Hildesheimischen, ein Hahn oder Huhn, so von Eheleuten, welche keine Kinder zeugen, dem Pfarrer jährlich gegeben werden muß, damit er wegen des Abganges an den Taufgebühren mit ihrer Schwachheit Geduld habe.

Gedunsen, siehe **Dunsen**.

Geelfink, Geelgöschen; siehe **Emmerling**.

Geere, siehe **Gehre**.

Geest (*) [die], in Niedersachsen, besonders in Schleßwig und Holstein, hohes oder erhabenes Land, welches daher sandig, trocken und unfruchtbar ist, **Geestland**, die **Heide**, im Gegensatze der **Marsch** oder des **Marschlandes**.

Observario von Geest und Masch, st. im 51 St. der Hannov. Beytr. z. N. und Vergn. v. J. 1759.

Geest-Land, siehe das Vorhergehende.

Gefährde (die), eine im Hochdeutschen größtentheils veraltete oberdeutsche Form des Wortes **Gefahr**. 1. Gefahr. 2. Arglist, vorsetzlicher Betrug im gesellschaftlichen Leben. In letzterm Verstande wird es noch im gem. Leben und in den Rechten gebraucht. **Treulich und ohne Gefährde**, ist eine bekannte Clausel in allen Verträgen und Verschreibungen, wodurch zu verstehen gegeben wird, daß solchergestalt alle arge List und Betriegerey völlig ausgeschlossen seyn solle. **Der Eid für die Gefährde, Gefährdeeid**, der Eid, daß man in dieser Sache keine wissentliche Ungerechtigkeit begehe, daß man eine gerechte Sache zu haben

(*) Dalin leitet dieses Wort, welches in Ostfriesland Gaste, in andern niedersächsischen Gegenden aber Göst, Göse, lautet, von dem alten Goya, die Erde, Griech. γη und γαια der, Popowitsch aber hält diese Abstammung für ungewiß. Allein es gehört wohl ohne Zweifel entweder zu dem Dithmarsischen gose, Schwed. gäst, Wallis. gwytte, und Nieders. güst, trocken, unfruchtbar, oder auch zu dem Lat. vastus, und deutschen wüst; zumahl da im mittlern Lat. auch Gestum sowohl ein unfruchtbares Land, als auch den Brachacker bedeutet. Siehe Güst. Geestknabbe ist in Niedersachsen ein Schaf von hohen Geestlande, ein Heideschaf.

ches Gedinge, Leibrenten, im Oberdeutſchen. 5. Die Hoffnung, in welchem Sinne der Giding, Keding, und gidingan hoffen, bey den ältern oberdeutſchen Schriftſtellern häufig ſind. 6. Eine Anwartſchaft, Expectanz, bey dem Beſold. 7. Das Gericht, die Gerichtsſtelle, die Gerichtsbarkeit; ſiehe Ding und Dingen.

Gedoppelt, hat mit dem einfachen **doppelt** einerley Bedeutung, und iſt ſtatt deſſelben, beſonders im Oberdeutſchen, imgleichen in der edlen und höhern Schreib-Art, üblich.

Gedrückt, iſt eigentlich dasjenige, was durch eine zu ſtark aufliegende Laſt aus ſeiner gewöhnlichen Form gekommen iſt. Man braucht aber das Wort **in der Baukunſt** in einem doppelten Sinne, als ein Kunſtwort. Man nennt **gedrückte Bogen** diejenigen, die entweder nur einen kleinen Theil des halben Zirkels, welcher der volle Bogen genannt wird, ausmachen, und folglich nur niedrig ſind, oder die eine niedrige elliptiſche Form haben (ſiehe auch Th. VI, S. 102, f.). Aber auch dasjenige wird bisweilen gedrückt genannt, was unter einem guten Verhältniß zu niedrig iſt, und alſo eingedrückt oder niedergedrückt ſcheinet.

Durch eben dieſen Ausdruck verſteht man auch einen Zufall **der Pferde**, der ihnen von einem ungeſchickten Sattel oder Kummet wiederfährt, welches nicht aller Orten gleich aufliegt, und an einem Orte zu weit, an dem andern aber zu enge iſt; Fr, Foulure, Mal ſur le garot; ſiehe **Satteldrücken**.

Gedruckte blaue Leinwand, ſiehe Th. V, S. 617.

Geduld. Dieſes Wort bedeutet unter andern auch, im gem. Leben, Schutz vor der Witterung. **Ein Baum ſtehet in der Geduld**, wenn er an einem Orte ſteht, wo ihn die Winde nicht treffen. **Dieß Zimmer liegt in der Geduld**, wenn es vor Wind und Wetter gedeckt iſt.

Gefälle (das), ein im gem. Leben in der dritten Haupt-Bedeutung des einfachen Fall (s. Th. XII, S. 152) übliches Wort, die Höhe zu bezeichnen, um wie viel ein flüssiger Körper fällt, d. i. um wie viel er an einem Orte dem Mittelpunct näher ist, als an dem andern. **Der Fluß hat auf hundert Ruthen vier Fuß Gefälle. Das Gefälle finden.**

Bey den Mühlen bezeichnet es die Höhe des Wasserfalles vor dem Mahlgerinne. **Hohe Gefälle erfordern oberschlächtige Mühlen.**

Im Hüttenbaue ist es der obere Theil des Planherdes, worauf der Schlamm aus den Schlammgerinnen und Sümpfen getrecket, Wasser zugeschlagen, und über dem Planherd gewaschen wird.

In weiterer Bedeutung ist in der Erdmeßkunst **das Gefälle**, die Höhe, um welche ein jeder gegebener Ort tiefer liegt, als ein anderer; welche Höhe vermittelst der Wasserwage gefunden wird.

In Niedersachsen sind **die Gefälle**, diejenigen Gegenden, wo die Bienen ihre Nahrung finden, in welchem Verstande es aber vermuthlich für **Gefilde** stehe.

Gefälle (die), L. Reditus, Fr. Rentes, Revenus, dasjenige, was von einem Grundstücke fällt, dessen Ertrag die Einkünfte von demselben, und in engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, die Abgaben, welche man dem Grundherrn oder der Obrigkeit von einem Gute oder von einer Sache entrichtet; **Herrengefälle. Die Gefälle entrichten.** In einigen oberdeutschen Gegenden ehedem nur Velle.

Vor diesem bedeutete es auch eine Erbschaft, die einem andern an- oder zufällt, und war alsdann auch in der einfachen Zahl üblich, **das Angefälle.**

Gefällig, von fallen, cadere, was da fällt, doch nur in einigen figürlichen Bedeutungen. **Das Geld, die Zinsen sind gefällig**, zahlbar, die Zahlungszeit derselben

ben ist vorhanden. Siehe Fällig. Das Fest ist morgen gefällig, fällt auf den morgenden Tag.

Gefängniß (das), L. Carcer, Custodia. Fr. Prison. 1. Der Zustand, da man ein Gefangener ist, die Gefangenschaft. Das babylonische Gefängniß In dieser Bedeutung, in welcher es in der deutschen Bibel mehrmahls vorkommt, ist es noch hin und wieder im Oberdeutschen, nicht aber im Hochdeutschen üblich, außer wenn es eine Strafe bezeichnet. Ein Verbrechen mit ewigem Gefängnisse bestrafen.

2. Der feste Ort, in welchem ein Beklagter in enger Verwahrung gehalten wird. Jemanden in das Gefängniß setzen, führen. Im Gefängnisse sitzen. Aus dem Gefängnisse entfliehen.

In der ersten Bedeutung lautet es schon im Schwabenspiegel vanknüzze, im Dän. Fängsel, und Fangehuus. Im Oberdeutschen ist es in beyden Bedeutungen weibliches Geschlechts, welches auch in Luthers Bibel in vielen Stellen aus ältern oberdeutschen Uebersetzungen beybehalten worden, obgleich in andern Stellen auch das ungewisse Geschlecht vorkommt. Es haben Einige daraus die Regel machen wollen, daß es in der ersten Bedeutung weibliches, in der zweyten aber nur ungewisses Geschlechtes sey; eine Regel, die höchst willkührlich, und im Hochdeutschen noch über dieses unnöthig ist, weil es in der Bedeutung der Gefangenschaft wenig mehr gebraucht wird. Uebrigens haben die Gefängnisse an verschiedenen Orten besondere Nahmen, welche zum Theil auf besondere Umstände beruhen. Dergleichen sind Frohnfeste, Temnitz, Gilnitz, Transt, Keuche, Kotter, Gras, Grashaus u. s. f.

Die Gefängnisse und Gefängnißstrafen gehören zu den Polizeyzuchtanstalten. Denn, die Freyheit nach Gefallen hin und her, aus dem Hause, aus einer Stadt zu gehen, diese und jene Gesellschaft anderer Menschen zu besuchen, dies und jenes zu seinem Nutzen vorzunehmen, seine Zeit nach Belieben anzuwenden, nach Gutdünken und mit Gemächlichkeit sich zu bewegen, zu sitzen, zu gehen, zu stehen, zu essen, zu trinken, zu schlafen, zu wachen, zu ruhen, zu arbeiten,

ten, zu reden, zu schweigen, ist eine Sache, worauf ein großer Theil der Bequemlichkeit unsers Lebens ankommt. Derjenige Zwang nun, welcher diese Freyheit, mehr oder weniger, vermittelst gewisser Anstalten an Häusern, Behältnissen, Zimmern, Befestigungen, Schloß und Banden, Wacht und Hut einschränket, wenn er nicht mit einem gewissen Grade der Schande verknüpft, oder mit großer, saurer und harter Arbeit, oder mit Hunger und Durst, verbunden, und nicht allzulange, oder gar Zeitlebens währet, heißt der enge und weite Polizeyarrest; und insonderheit in einigen Städten, ein Ort auf dem Rathhause oder oben über den Thoren, wo ungehorsame Bürger auf eine Zeitlang in Verhaft gesetzet werden, der Gehorsam, oder bürgerliche Gehorsam, (die Obedienzstube) und ist eine Strafe, die, nach Unterschied der Personen, bald empfindlicher, bald gelinder ist, als ein Block- oder Stockhaus, ein eigentlich so genanntes Zuchtgefängniß, oder ein tiefes finsteres Gefängniß für Uebelthäter, welches nach dem gemeinen Ausdrucke ein Loch, in der höhern Schreibart der Hochdeutschen aber ein Kerker (aus dem Lat. Carcer, so wie dieses aus dem Griech. καρκαρος), Fr. Cachot, genannt wird. Dazu aber gehören allerley Anstalten. Man braucht Festungen, Wachtstuben, Gehorsamsbehältnisse, geringere und schlechtere Verwahrungsörter, Wachten in eigenem oder in einem andern Hause, bewachte Stadtthore, und Ein- und Ausgänge, das Verboth diesen und jenen nicht heraus zu laßen, das bloße Verboth, daß jemand nicht aus dem Hause gehen soll ꝛc. zu dieser Art der Strafe. Endlich gehören hieher auch die Zuchthäuser, womit man insgemein hartes, ja ein Criminalgefängniß, schwere Arbeit und allerhand Schande verknüpft hat. Von letztern werde an seinem Orte besonders handeln.

Von

ben ist vorhanden. Siehe Fällig. Das Fest ist morgen gefällig, fällt auf den morgenden Tag.

Gefängniß (das), L. Carcer, Custodia, Fr. Prison. 1. Der Zustand, da man ein Gefangener ist, die Gefangenschaft. Das babylonische Gefängniß In dieser Bedeutung, in welcher es in der deutschen Bibel mehrmahls vorkommt, ist es noch hin und wieder im Oberdeutschen, nicht aber im Hochdeutschen üblich, außer wenn es eine Strafe bezeichnet. Ein Verbrechen mit ewigem Gefängnisse bestrafen.

2. Der feste Ort, in welchem ein Beklagter in enger Verwahrung gehalten wird. Jemanden in das Gefängniß setzen, führen. Im Gefängnisse sitzen. Aus dem Gefängnisse entfliehen.

In der ersten Bedeutung lautet es schon im Schwabenspiegel vanknüzze, im Dän. Fängsel, und Fangehuus. Im Oberdeutschen ist es in beyden Bedeutungen weibliches Geschlechts, welches auch in Luthers Bibel in vielen Stellen aus ältern oberdeutschen Uebersetzungen beybehalten worden, obgleich in andern Stellen auch das ungewisse Geschlecht vorkommt. Es haben Einige daraus die Regel machen wollen, daß es in der ersten Bedeutung weibliches, in der zweyten aber nur ungewisses Geschlechtes sey; eine Regel, die höchst willkührlich, und im Hochdeutschen noch über dieses unnöthig ist, weil es in der Bedeutung der Gefangenschaft wenig mehr gebraucht wird. Uebrigens haben die Gefängnisse an verschiedenen Orten besondere Nahmen, welche zum Theil auf besondere Umstände beruhen. Dergleichen sind Frohnfeste, Temnitz, Gilnitz, Transt, Keuche, Kotter, Gras, Grashaus u. s. f.

Die Gefängnisse und Gefängnißstrafen gehören zu den Polizeyzuchtanstalten. Denn, die Freyheit nach Gefallen hin und her, aus dem Hause, aus einer Stadt zu gehen, diese und jene Gesellschaft anderer Menschen zu besuchen, dies und jenes zu seinem Nuzzen vorzunehmen, seine Zeit nach Belieben anzuwenden, nach Gutdünken und mit Gemächlichkeit sich zu bewegen, zu sitzen, zu gehen, zu stehen, zu essen, zu trinken, zu schlafen, zu wachen, zu ruhen, zu arbeiten,

c, ein festes und aus tief eingegrabenen Säulen bestehendes Stockwerk, mit Anschließketten und starken eisernen Schellen und Ringen, zum Anschließen der Arrestanten;

d, ein Windofen, wodurch die Brandmauern, welche zwischen den hölzernen Wänden nicht zu befestigen sind; imgleichen die Feuermauern, wodurch Arrestanten ebenfalls echappiren können, vermieden und erspahret werden.

e, e, darte Gefängnisse für Inquisiten, jedes 3 Ellen lang, und 1½ E. breit, welche, da sie mit schmalen Oeffnungen versehen sind, durch die Stube mit geheitzet werden. Diese sind mit doppelt eingeschobenen, 10 Zoll dicken, Stücken von aneinander liegenden gezimmerten Holze, zwischen welche Staubsand gefüllet worden, damit bey den Versuchen der Inquisiten, dieselben, sowohl bey dem Rütteln an solchen Deckhölzern, durch den niederfallenden Staub incommodiret, als auch von allen Versuchen, welche zu Aufhebung der Deckhölzer gewaget werden, die Spuren durch den abfallenden Sand in den Gefängnissen täglich bemerket werden können, versehen. Alles rings umher, auch der Fußboden ist von gezimmerten und durch einander verbundenen starken Holze aufgeschroten.

f, f, Räume zwischen den Gefängnissen, welche mit Lehm ausgefüllet sind, damit die Arrestanten einander nicht sprechen und versiehen können.

g, Leidlicher Gehorsam für Unterthanen, Fröhner und Gesinde.

h, ein 6 Zoll starker Riegel von Eichenholz, welcher zur Nachtzeit zu, nach aller Vorsorge, vor die außerdem schon fest verschlossenen, und mit Thüren, welche von eichenen Pfosten, und mit dem stärksten eisernen Beschläge versehen sind, verwahrten Gefängnisse, durch das ganze Haus vor den Gefängnißthüren vorüber geschoben wird, und zur Tageszeit auf den Bänken ii ruhet, bey k aber durch einen Bügelhaken und Schloß verwahret wird.

Die übrige Anrichtung dieses Gefangenhauses oder Frohn-Feste, ist dergestalt beschaffen, daß 1) das ganze Gebäude aus lauter, ins Gevierte beschlagenen, starken Kiefernholze in allen Wänden über einander und zur Decke neben einander liegend, sonder Verwendung eines Bretes besteht. Auch ist 2) der Fuß-Boden aus eben dergleichen neben und an einander geschobenen, und mit den Wänden fest verbundenen starken Holze angerichtet. Ferner sind 3) die Fenster, wie mmm zeiget, nur aus schmalen Oeffnungen, wodurch kein Mensch entweichen kann, zwischen

Von Verwandlung der Gefängnißstrafe in eine Geldstrafe, siehe den Art. Geldstrafe.

Ein Mensch, der zum Gefängniß geliefert worden, ist nicht dahin gebracht, um Strafe zu leiden, sondern bis zu seiner Befreyung oder Bestrafung aufbewahret, und für Entweichung gesichert zu seyn. Das Gefängniß muß folglich der Gesundheit des Gefangenen nicht nachtheilig, und hiernächst so beschaffen seyn, daß er weder entweichen, noch mit Feuer, Schaden anrichten könne; auch müssen darin besondere Abtheilungen vorhanden seyn, damit man die Gefangenen absondern, und sie verhindern könne ihre Mitschuldige zu sprechen.

Blockhäuser, oder von ganzen in einander gefügten Bäumen errichtete Gefängnisse, sind die festesten und gesundesten. Andere werden mit starken Mauern aufgeführt, die Decken gewölbet, die Fenster klein, in der Höhe, und mit starken eisernen Stangen verwahret.

Die Anleg- und Errichtung eines festen und bequemen Gefängnisses, in Gegenden, wo es an Steinen mangelt, lehret Herr Kammerrath von Wichmannshausen, nach einer von ihm selbst auf seinem Gute angestellten Probe. Das aus starkem kiefernen Holze errichtete Gebäude, welches Derselbe, nach Beschaffenheit seiner Gerichtsumstände, von keiner sonderlichen Größe nöthig hatte, ist im Lichten 10 Ellen lang, und 8 Ellen breit, erbauet, und auf einen freyen Gemeindeplatz, unweit seiner Rittergutsgebäude, placirt worden. Aus dem Grundrisse, Fig. 860, ist dessen Bauart deutlicher zu ersehen.

a, der Hausraum, welcher 3 Ellen breit, und 6 ¾ Elle lang ist; dieser wird bey kaltem und regnerischem Wetter offen gehalten, damit die gewöhnlichen Dorfwächter zuweilen ihre Retirade daselbst nehmen können, wodurch dieselben abgehalten werden, in ihre oder andere Häuser einzukriechen, wo man sie weder zu suchen noch zu finden weis.

b, Wächter- und Arrestantenstube, 7 Ellen lang, und 6½ E. breit; worin auch die Folter (Tortur) vorgenommen werden kann; in welcher

c, ein

beſteht in Erſpahrung vieler Unterthanenwachten, immaßen ein einiger Wächter 3 Inquiſiten zu aller Zeit, ohne alle Beſorgniß hinlänglich beobachten kann. Hiernächſt aber kann auch unter dieſem Gefangenhauſe, wenn es an einem erhabenen Orte aufgeführet wird, wo ſich, des anliegenden tiefern Terreins wegen, füglich eine Abzucht anlegen läßt, eine Eisgrube mit vielem Vortheile angebracht werden; indem ſowohl wegen der ſtarken Wände, als auch inſonderheit wegen der Dachung von Erde, und übrigen Verwahrung, wenig Sonnenhitze in ein ſolches Haus wird eindringen können, und mithin das darunter zu verwahrende Eis ſich viel länger, als unter anderer Bedeckung, conſerviren laßen würde.

Oecon. Nachrichten, 7 Band. Lpz. 1755, 8. S. 748, fgg.

Faſt überall findet man, bey der Einrichtung der Gefängniſſe, Unbarmherzigkeiten, die man bey geſitteten Nationen, welche ſich ſo viel auf Menſchenfreundlichkeit zu gute thun, nicht erwarten ſollte. Leute, welche ſich geringer Vergehungen ſchuldig gemacht haben, lernen, ſtatt durch Einſamkeit und Unterricht zur Beſſerung gebracht zu werden, in Geſellſchaft der ärgſten Böſewichter, Uebelthaten begehen, deren ſie ſonſt nie fähig geworden wären. Ehe Gefangene verhört und verurtheilt ſind, leiden ſie Elend, was die geſetzmäßige Strafe weit übertrifft. Leute, welche zum Theil durch Noth, zu Vergehungen veranlaßt ſind, ſo gar Schuldner, müſſen, ohne durch Arbeit ſich und den Ihrigen etwas zu verdienen, auf Koſten des Staats darben, bis ſie endlich, nach Verluſt ihrer Geſundheit, frey gelaßen werden, und durch die aus den Gefängniſſen mitgebrachten Krankheiten die Ihrigen anſtecken. Was ihnen die Geſetze zum Unterhalt beſtimmt haben, wird ihnen nicht gereichet. Statt der geſetzlich verordneten Viſitationen, werden Gefangene aller Art, und faſt jedes Standes, Aufſehern aus dem geringſten Pöbel, die ſich von dem, was ſie den Unglücklichen abzwacken oder entwenden, bereichern, oder zum Theil ernähren müſſen, überlaßen.

Dünste in die Körper der Gefangenen auf mancherley Art eindringen, ihre Säfte anstecken, und daher viele Krankheiten verursachen, beweisen die Wirkungen deutlich genug. Und dieser Nachtheil läßt sich auch daraus noch mehr abnehmen, wenn man bedenkt, daß auch die Kleider und Betten von diesem Dunste voll werden, wodurch die Verderbniß der Luft beständig vermehret wird. Ist das Gefängniß trocken, so wird zwar die Luft nicht so schnell verdorben, und es entstehen auch nicht so gar schwere Krankheiten; diejenigen Gefängnisse hingegen, die unter der Erde nahe an Cloaken und Ableitungen von unreinen Wasser sich befinden, sind gemeiniglich höchstgefährlich, und den Gefangenen überaus nachtheilig.

Die Unreinlichkeit ist ebenfalls eine Quelle schlimmer Krankheiten. Denn, da die Wäsche und Kleider bey Gefangenen, entweder aus Nachläßigkeit nicht oft verändert werden, oder wegen Mangel und Armuth nicht verändert werden können, so vermehrt sich die Unreinigkeit auf der Haut von Tage zu Tage, und hierdurch erzeuget sich mancherley Ungeziefer, welches nicht allein den Schlaf verhindert, sondern auch den Körper dermaßen verdirbt, daß gar oft durch diesen einzigen Umstand mancher Gefangene jämmerlich umkommt.

Aber auch aus den Nahrungsmitteln, die man den Gefangenen gibt, entstehen viele Krankheiten. Die Nahrung derselben ist gemeiniglich roh, und schwerverdaulich. Wenn sie, wie zuweilen geschieht, bloß Wasser und Brod bekommen, so kann daraus nicht so viel guter Nahrungssaft zubereitet werden, als zur Stärkung und Erquickung des Körpers hinlänglich ist. Bekommen sie aber außer diesem noch Hülsenfrucht und Kraut, so sind auch diese wegen ihrer Härte und Zähigkeit nicht so gar sehr dem Körper zuträglich, weil aus denselben gemeiniglich ein zäher Schleim, theils im Magen und Gedärmen, theils aus diesen in andere

Canäle

Canäle angesammelt wird. Wird den Gefangenen aber Fleisch gegeben, wiewohl dieses sehr selten geschieht: so ist es meistentheils Schweinfleisch, oder ein anderes, in welchem wenig wirklich nahrhaftes steckt. Es mögen endlich auch die Gefangenen für eine Nahrung genießen, welche es sey, so wird doch allemahl die Verdauung geschwächt, der Zufluß des Speichels, welcher zur Verdauung unumgänglich nothwendig ist, gehindert, die Galle unwirksam gemacht, und andere Unordnung in dem Gedärme verursachet, durch welches alles die ordentliche Ausarbeitung eines guten Nahrungssaftes gehindert wird.

Die Fehler im Getränke verdienen ebenfalls bey solchen Personen in Betrachtung gezogen zu werden. Denn da ihnen außer Wasser auch dünnes Bier (Kofent), welches insgemein sauer und schlecht ist, gegeben wird, so wird dadurch der Körper keinesweges gestärket, sondern die Säure vermehret, und der Magen ungemein gereitzet. Die Gefangenen verlangen auch oft Branntwein, ohne welchen sie wegen der vorigen Gewohnheit kaum leben zu können scheinen. Und ob schon diese Getränke, besonders wenn sie über gewürzhafte und blähungstreibende Species gestanden, einige magenstärkende Kraft besitzen, und in diesem Stücke der Gewohnheit dieser Leute zuweilen etwas nachgegeben werden muß: so muß man ihnen doch dieses Getränk, so viel möglich, zu entziehen suchen, weil die Härte des Magens und die Verdickung der Säfte dadurch vermehret wird, um andern Uebeln vorzubeugen.

Den Nachtheil von dieser verkehrten Lebensart, in Absicht der Speisen und des Getränkes, wird man nicht allein bey zarten und zu einer weichlichen Lebensart gewöhnten Personen, sondern auch bey starken, und denen, die eine harte Lebensart geführt haben, gewahr. Denn eine harte und rohe Kost wird alsdenn zwar all-

mählich verdauet, und in eine wirksame Nahrung verwandelt, wenn der Körper und seine Glieder oft und stark beweget werden; allein, bey einer anhaltenden Ruhe des Körpers, in welcher Gefangene sich befinden, wo alle Theile des Körpers unthätig werden, wird nicht allein diese rohe Nahrung nicht verdauet, und verdirbt, sondern auch die Säfte, welche diese Nahrung auflösen sollen, werden bösartig.

Dieser Mangel der Bewegung wird solchen Leuten, die in einem Gefängniß stecken, besonders im Anfange ihrer Gefangenschaft oft beschwerlich. Alle Verrichtungen ihres Körpers fangen an zu sinken, und aller Umtrieb der Säfte und die davon abhangenden Absonderungen, und die fernere Ausarbeitung der nährenden Säfte werden gestöret. Und daraus besonders entspringen in den Schenkeln alle die übeln Empfindungen, welche mit einer anhaltenden stillsitzenden Lebensart verbunden sind. Denn die wässerige Geschwulst der Beine entsteht nicht allein aus der Feuchtigkeit des Gefängnisses, sondern auch am meisten aus der anhaltenden Ruhe; und die Knie nebst den übrigen Gelenken trocknen, weil die Gelenkfeuchtigkeit keinen freyen Zufluß hat, aus, und werden allmählich steif. Alle diese Zufalle aber sind denen weit beschwerlicher, die, so oft sie ihre Stelle verändern, eine Last von Fesseln und Ketten zu schleppen haben, so daß nicht selten die Gebeine wund werden, und Geschwüre an denselben entstehen. Gemeiniglich befreyet man sie nicht von dieser Last, wenn sie zu öffentlichen Arbeiten angehalten werden; und dieses ist die Ursache, daß sie, ob sie gleich die freye Luft genießen, doch von der Arbeit, welche durch die Last der Ketten erschweret wird, dermaßen abgemattet werden, daß sie durch die nächtliche Ruhe keine Erquickung bekommen. Hierzu kommt gemeiniglich noch der Umstand, daß man ihnen solche Arbeiten auflegt, die, wegen ihrer Schwere und der damit verbundenen Unreinig-

reinigkeit, der Gesundheit höchstnachtheilig sind. Doch scheinen diese glücklicher als jene zu seyn, welche Monathe und Jahre lang in engen Behältnissen unter der Erde mit großer Ansträngung der Muskeln das härteste Holz raspeln müssen.

Auch die Gemüthsaffecten können bey Gefangenen die Gesundheit gar sehr zerrütten. Diese Leute haben vorher sich ihren Lüsten übergeben, sind beständig ihren Vergnügungen nachgegangen, und haben die etwan erwachende Gewissensstimme sogleich unterdrückt. Wenn sie aber in der Einsamkeit des Gefängnisses über ihr vorher schändlich geführtes Leben nachdenken, so empfinden sie nicht nur eine heftige Reue in ihrer Seele, und wenn etwan auch noch die Furcht vor der zu erwartenden Strafe hinzu kommt, so entsteht große Angst und oft Verzweiflung. Die Langwierigkeit der Gefangenschaft lindert oft zwar diese traurige Vorstellungen, so daß diese Unglückselige gleichsam fühllos werden; aber auch hieraus entstehen Ursachen, welche ihre Gesundheit zerstören, oder die schon gegenwärtigen Krankheiten mehr und mehr schädlich machen.

Ueberfällt diese Leute ein leichtes Flußfieber, so geht die Krankheitsmaterie durch eine leichte Crisis nicht ab, sondern die lange angesammelten scharfen Säfte werden vielmehr zugleich mit entwickelt, und verzögern entweder den Abgang der Schärfe, oder erschweren denselben. Starke Personen bekommen zuweilen kalte Fieber; sie sind aber selten ordentlich, sondern verwandeln sich gemeiniglich in irreguläre doppelte Fieber. Die Gallenfieber sind bey den Gefangenen höchstgefährlich. Die Verderbniß der Säfte oder die wahre Fäulniß wird hier entwickelt, oder die Heftigkeit der Anfälle nimmt dergestalt die Kräfte mit, daß keine heilsame Resolution erfolgen kann, sondern die Krankheitsmaterie sehr oft krampfhafte Zufälle erregt. Schwache Personen hingegen fallen aus solchen unordentlichen Fiebern in lang-

mählich verdauet, und in eine wirksame Nahrung verwandelt, wenn der Körper und seine Glieder oft und stark beweget werden; allein, bey einer anhaltenden Ruhe des Körpers, in welcher Gefangene sich befinden, wo alle Theile des Körpers unthätig werden, wird nicht allein diese rohe Nahrung nicht verdauet, und verdirbt, sondern auch die Säfte, welche diese Nahrung auflösen sollen, werden bösartig.

Dieser Mangel der Bewegung wird solchen Leuten, die in einem Gefängniß stecken, besonders im Anfange ihrer Gefangenschaft oft beschwerlich. Alle Verrichtungen ihres Körpers fangen an zu sinken, und aller Umtrieb der Säfte und die davon abhangenden Absonderungen, und die fernere Ausarbeitung der nährenden Säfte werden gestöret. Und daraus besonders entspringen in den Schenkeln alle die übeln Empfindungen, welche mit einer anhaltenden stillsitzenden Lebensart verbunden sind. Denn die wässerige Geschwulst der Beine entsteht nicht allein aus der Feuchtigkeit des Gefängnisses, sondern auch am meisten aus der anhaltenden Ruhe; und die Knie nebst den übrigen Gelenken trocknen, weil die Gelenkfeuchtigkeit keinen freyen Zufluß hat, aus, und werden allmählich steif. Alle diese Zufalle aber sind denen weit beschwerlicher, die, so oft sie ihre Stelle verändern, eine Last von Fesseln und Ketten zu schleppen haben, so daß nicht selten die Gebeine wund werden, und Geschwüre an denselben entstehen. Gemeiniglich befreyet man sie nicht von dieser Last, wenn sie zu öffentlichen Arbeiten angehalten werden; und dieses ist die Ursache, daß sie, ob sie gleich die freye Luft genießen, doch von der Arbeit, welche durch die Last der Ketten erschweret wird, dermaßen abgemattet werden, daß sie durch die nächtliche Ruhe keine Erquickung bekommen. Hierzu kommt gemeiniglich noch der Umstand, daß man ihnen solche Arbeiten auflegt, die, wegen ihrer Schwere und der damit verbundenen Unreinig-

bey dem öffentlichen Verhör von Gefangenen aus solchen inficirten Gefängnissen, die Richter und Zuschauer angesteckt, und viele derselben in kurzer Zeit davon hingerissen worden sind. Hierbey ist zu bemerken, daß in den englischen Gefängnissen, welche überhaupt sehr schlecht und unsauber sind, die Gefangenen meistens beysammen in Einem Zimmer sich befinden. Durch die aus diesen Gefängnissen auf die Flotte geschickten Personen wird gemeiniglich die Ansteckung der Faul-Fieber mit dahin gebracht, welche oft, insonderheit wenn man solche geschwinde ausrüstet, auf denselben entsetzlichen Schaden gethan haben. Die erste englische Flotte, welche im letzten Kriege nach Amerika segelte, verlohr dadurch allein über zweytausend Mann.

Es herrschen in Ansehung dieses Fiebers gewisse Vorurtheile, welche leicht schädliche Folgen haben können. Man glaubt z. E. es sey in einem Gefängniß keine Ansteckung, wofern nicht dasjenige höchstbösartige Fieber schon wirklich sich darin zeigt, welches Pringle und Andere unter dem Nahmen des Hospital-Fiebers beschrieben haben. Lind aber hat unter 5000 Fieberpatienten, bey denen allen die Krankheit offenbar durch eine Ansteckung entstanden war, doch nur bey ungefähr 500 dergleichen bösartige Zufälle bemerkt. Es können zwar solche Fieber zuweilen sehr bösartig seyn; allein, diese Fälle sind nicht so häufig; ja, man hat viel Beyspiele, daß Personen an diesen bösartigen Krankheiten gestorben sind, ohne daß sich bey ihnen vorher die geringsten schlimmen Zufälle gezeigt hätten. Es läßt sich kein eigentliches Zeichen angeben, wodurch man dieses Fieber von allen andern unterscheiden könnte, sondern man muß nur auf die allgemeinen damit verknüpften Zufälle sehen. Diese sind: ein Fieber mit einem schwachen Puls, Durst und starker Hitze in der Haut, wobey oft im Anfange Frost ist; der Kopf leidet dabey allemahl, so daß Phantasieren oder eine Art von Unempfindlichkeit (Stupor) daraus erfolgen kann. In den gewöhnlichen Fällen gleicht es demjenigen, was die Schriftsteller unter dem Nahmen des Nervenfiebers beschreiben. Ungeachtet oft keine bösartige Zufälle damit verbunden sind, so ist es doch eine sehr gefährliche Krankheit, weil nicht nur viele daran sterben, sondern auch bey denen, welche davon genesen, die Stärke des ganzen Körpers gar sehr leidet, und diejenigen,

same, die denn gar bald den Tod befördern. In hizigen Fiebern erscheinen oft Friesel und andere bösartige Ausschläge auf der Haut.

Was die langwierigen (chronischen) Krankheiten betrifft, so werden die Gefangenen am meisten von der Krätze geplaget. Die Ursache dieses Uebels liegt theils in den verdorbenen Säften, theils in der Unreinlichkeit. Bey fetten und schwammigen Körpern findet man die feuchte, bey trocknen aber die dürre, welche nicht allein die Gliedmaßen einnimmt, sondern die ganze Oberfläche des Körpers angreift; und unter den dünnen Schuppen sieht man hin und wieder rothe Flecken, vermittelst welcher die scharfen Säfte sich immer weiter ausbreiten. Zuweilen entstehen daher Stockungen in dem zelligen Gewebe, und harte Knoten, welche zuweilen in Eiterung übergehen, und eine höchstschlimme Krätze verursachen. Der Scorbut, eine Krankheit, die dem Schiffsvolke so gemein ist, entsteht auch aus gleichen Ursachen bey Gefangenen. Diese an sich schon garstige Krankheit wird noch ärger, wenn, wie oft geschieht, auch etwas venerisches dabey im Körper ist. Bey allen beyden Krankheiten ist die Schärfe oder das Contagium so dünn und fein, daß es die lymphatischen Säfte verunreiniget, mit denselben sich verbreitet, und die härtesten Knochen erweichet.

Bey allen Gefangenen trifft man über den ganzen Körper eine aufgedunsene, blasse und gelbliche Geschwulst an. Auch die Füße schwellen, woraus, weil man im Anfange durch Bewegung dem Uebel nicht vorbeugen kann, die Wassersucht entsteht, wie sie denn auch allen Arten von Wassersucht unterworfen sind, die hier wegen der übrigen Beschaffenheit des Körpers und der Umstände so schwer zu heben sind.

Unter den Gefangenen in England, ist insonderheit das Gefängniß- oder Kerkerfieber, Fr. Jayl-fever, gewöhnlich, und dermaßen ansteckend, daß zuweilen

bey

Die Wärter müssen nicht mit starken Getränken oder mit Victualien handeln, wie in England erlaubt ist; auch müssen sie mit der Speisung der Gefangenen nichts zu thun haben. Diese müssen angehalten werden, zu gesetzter Zeit dem Gottesdienste beyzuwohnen. Im Gefängnisse muß eine Tafel aufgehangen seyn, worauf das, was jedem zukommt, oder was die Gesetze jedem vermachen, z. B. die Menge Brod u. s. w. angezeigt ist.

Endlich ist bey den Gefangenen noch dieses zu beobachten, daß man bey ihrer Gefangennehmung und während ihrer Gefangenschaft, ihnen alles dasjenige nehme und aus dem Wege räume, was oft ihren verzweifelten Anschlägen zu Hülfe kommen kann; hiernächst aber auch, daß man in ihren geist- und leiblichen Krankheiten ihnen den Beystand der leiblichen und geistlichen Aerzte nicht versage.

The state of the prisons in England and Wales, with preliminary observations, and an account of some foreign prisons. By *John Howard*. Warrington. 1777. 489 S. in gr. 4 Dieses Werk verdient eine vorzügliche Achtung, sowohl wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, der nur noch von Wenigen in Ueberlegung gezogen ist, als auch wegen der mühseligen, fast ekelhaften und gefährlichen Untersuchungen, die der Verf. deshalb angestellt hat, und vornehmlich wegen des Nutzens, den die daraus hergeleiteten Erinnerungen und Vorschläge stiften können. Der Verf. hatte, als Sherif von Bedford, Gelegenheit, den beklagenswürdigen Zustand der Gefängnisse zu bemerken. Er that Vorschläge zur Verbesserung; und als er dabey von verschiedenen billigen und vornehmen Männern unterstützt ward, so faßte er den Muth, nicht allein die Gefängnisse und Zuchthäuser der Hauptstadt, sondern auch der übrigen Städte in England zu untersuchen, ihre Fehler und Mängel, auch die vortheilhaften Einrichtungen, welche er finden würde, bekannt zu machen. So gar that er, in gleicher Absicht, eine Reise durch Frankreich, Flandern, Holland, die Schweiz und durch Deutschland. Er hat einen Riß von einem Gefängniß, wie es ihm am besten dünkt, gegeben. Auch findet man hier den Grundriß von la Maison de force zu Gent; einer Anstalt, die musterhaft heißen kann; imgleichen den Grundriß und Aufriß von Nemaate.

Da die sichere Aufbehaltung der Inquisiten und Missethäter auch ein Theil der innern Dorfpolizey ist, und die Wachen bey den Inquisiten mit zu den Schuldigkei-

digkeiten der Unterthanen gehören, so nehme ich die Gefängnisse auf dem Lande, und die Gefängnißstrafe der Bauern, zum Gegenstande meiner folgenden Betrachtungen. Nichts ist auf dem Lande lästiger, als die sichere Bewahrung der Inquisiten und Missethäter währender Inquisition. Die Gelegenheit, die man hierzu in den Städten hat, fehlt auf den Dörfern. Der gewöhnliche Ort zur Aufbehaltung der Uebelthäter ist der Schulzenhof, woselbst sie von den Einwohnern nach der Reihe bewachet werden müssen. Wie viele Beschwerden durch dergleichen Bewachungen, zumahl wenn die Inquisition länger, als es billig seyn sollte, verzögert wird, einer Gemeinde verursachet werden, und wie unsicher diese Art der Bewahrung der Inquisiten dem ungeachtet ist, fällt einem jeden von selbst in die Augen. Obgleich dergleichen peinliche Fälle sich auf dem Lande seltener, als in den Städten, eräugnen, so ist die Last eines einzigen Vorfalls von Wichtigkeit schon so beschaffen, daß Herrschaft und Gemeinden hierunter auf eine Abänderung zu denken wohl Ursache haben. Die Erbauung eines eigenen Gefängnisses ist der einzige Weg, ein Dorf von dieser öfters unerträglichen Last zu befreyen. Da die Gemeinde durch die Anlegung solcher Gefängnisse von den beschwerlichen Wachen erlediget wird, so ist es billig, daß sie zu den hierzu erforderlichen Kosten das ihrige mit beytrage. Die Gefängnisse auf dem Lande können auch in ihrem Anbau nur wenig lästig fallen, da ein Par in demselben befindliche abgesonderte Behältnisse hinreichend sind. In den königl. preußischen Landen ist dieserhalb vor einigen Jahren durch öffentliche Verordnungen der Antrag geschehen, daß die zu einem Kirchspiel gehörigen, oder sonst 2 oder 3 nahe bey einander gelegene Dorfschaften hierunter zusammen treten, und ein gemeinschaftliches Gefängniß anlegen möchten. Eine sehr weise, und zur Erspahrung der

Kosten

Kosten gereichende Verordnung! und es wäre zu wünschen, daß solche durchgehends in Erfüllung gesetzt würde. Inzwischen würden doch die Unterthanen dadurch von ihrer Last nicht völlig, sondern nur zum Theil befreyet werden, indem dergleichen Gefängnisse auf dem Lande nicht leicht auf solche Art anzubringen sind, daß nicht, wenigstens des Nachts, eine Wache dabey bestellet werden müßte.

Hiernächst bleibt es auch allemahl zweifelhaft, auf wessen Kosten solche Gefängnisse erbauet werden sollen. Die Grundherrschaft wird, wenn sie sonst nicht billig gegen ihre Unterthanen denken will, sich von den Kosten dieses Baues dadurch los zu machen suchen, daß die Unterthanen vorhin die Inquisiten zu bewahren verbunden gewesen. Da nun die zu erbauenden Gefängnisse ein Surrogatum der Wachen seyn sollen, so werden sie mit vielem Schein des Rechtes behaupten, daß auch die Unterthanen den Bau solcher Gefängnisse zu vollführen angehalten werden müßten. Beurtheilt man dieses nach der natürlichen Billigkeit, so würde es, meines Erachtens, dahin zu entscheiden seyn, daß, weil von der Herrschaft dergleichen Gefängnisse doch auch in solchen Fällen, wo die Unterthanen eigentlich zu keinen Wachen schuldig gewesen, z. B. bey Vergehungen gegen den Dienstzwang, gebrauchet werden können, sie die Materialien nebst dem Arbeitslohn dazu herzugeben, die Unterthanen aber die erforderlichen Fuhren und Handdienste dabey zu leisten schuldig wären.

Bey der neuen Einrichtung des Justitzwesens in West-Preußen und dem dazu gehörigen Netzedistrict, ist hierunter ein Muster und Beyspiel gegeben worden, welches allenthalben nachgeahmet und ebenfalls angenommen zu werden verdiente. Wegen des weiten Umfanges dieser neu acquirirten Provinz, sind, außer der zu Marienwerder niedergesetzten Regierung, verschiedene so genannte Landvogteygerichte angeordnet, welche in den unter ihren angewiesenen Bezirk liegenden Oertern die Justitzpflege in der ersten Instanz verwalten. Weil nun

nun der weise Minister, unter dessen Direction diese Einrichtung geschehen ist, einsah, wie beschwerlich den Patrimonialgerichten auf dem Lande, theils die Bewachung der Inquisiten, theils aber auch die Vollführung der Inquisition selbst, gemeiniglich falle: so ist denselben frey gegeben worden, daß sie bey entstehenden Criminalfällen ihre Inquisiten an die Landvogtey-Gerichte abliefern, und sie denselben, sowohl zur sichern Bewahrung, als auch Führung des Inquisitionsprozesses, überlaßen können. Von selbst versteht sich zwar, daß die Patrimonialgerichte, welche sich dieses Beneficii bedienen, den Landvogteygerichten die dadurch verursachten Kosten vergüten müssen; indessen ist doch, um hierin alle Uebersetzung zu verhüten, ausdrücklich verordnet, daß die Landvogteygerichte, dieser Kosten wegen, eine genaue Liquidation den geschlossenen Inquisitions-Acten beyfügen, und der Regierung zur Moderation vorlegen müssen.

Die Vortrefflichkeit dieser Einrichtung empfiehlt sich von selbst; und die adeligen Güterbesitzer in andern Ländern würden gewiß froh seyn, wenn sie eine solche Gelegenheit hätten, sich und ihre Unterthanen der vielen Beschwerlichkeiten, welche mit den auf dem Lande anzustellenden Inquisitionen verknüpft sind, auf eine so leichte Art zu entledigen. Diese Einrichtung ist um so vorzüglicher, als die Patrimonialgerichte nicht schlechterdings genöthigt sind, ihre Inquisiten an die Landvogteygerichte abzuliefern. Es hängt solches bloß von ihrem Willen ab, und es steht ihnen, wenn sie dieses nicht für gut befinden, allemahl frey, die Inquisiten auf ihren Gütern zu behalten, und daselbst den Prozeß gegen dieselben formiren zu laßen. Hierdurch ist also den Zweiflern aller Anschein eines Eingriffes in die Patrimonial-Jurisdiction gänzlich benommen worden. Bey den königlichen Aemtern in Westpreußen aber ist es als etwas ganz Besonderes anzusehen, daß dieselben von aller Criminal-Jurisdiction dispensirt sind, und mithin die darauf vorfallenden Inquisitionen schlechterdings zu den Landvogteygerichten gehören.

Oeconomia forensis, 1 Band, S. 76, f. und 5 B. S. 178, f.

Auch bey der Gefängnißstrafe der Bauern, ist die Menschlichkeit und die Sorge für die Gesundheit des Bestraften nie aus den Augen zu setzen. Tiefe und dumpfige Gefängnisse gehören auch hier zu den unerlaubten Straforten, indem, besonders wenn die

Verge-

Kosten gereichende Verordnung! und es wäre zu wünschen, daß solche durchgehends in Erfüllung gesetzt würde. Inzwischen würden doch die Unterthanen dadurch von ihrer Last nicht völlig, sondern nur zum Theil befreyet werden, indem dergleichen Gefängnisse auf dem Lande nicht leicht auf solche Art anzubringen sind, daß nicht, wenigstens des Nachts, eine Wache dabey bestellet werden müßte.

Hieraächst bleibt es auch allemahl zweifelhaft, auf wessen Kosten solche Gefängnisse erbauet werden sollen. Die Grundherrschaft wird, wenn sie sonst nicht billig gegen ihre Unterthanen denken will, sich von den Kosten dieses Baues dadurch los zu machen suchen, daß die Unterthanen vorhin die Inquisiten zu bewahren verbunden gewesen. Da nun die zu erbauenden Gefängnisse ein Surrogatum der Wachen seyn sollen, so werden sie mit vielem Schein des Rechtes behaupten, daß auch die Unterthanen den Bau solcher Gefängnisse zu vollführen angehalten werden müßten. Beurtheilt man dieses nach der natürlichen Billigkeit, so würde es, meines Erachtens, dahin zu entscheiden seyn, daß, weil von der Herrschaft dergleichen Gefängnisse doch auch in solchen Fällen, wo die Unterthanen eigentlich zu keinen Wachen schuldig gewesen, z. B. bey Vergehungen gegen den Dienstzwang, gebrauchet werden können, sie die Materialien nebst dem Arbeitslohn dazu herzugeben, die Unterthanen aber die erforderlichen Fuhren und Handdienste dabey zu leisten schuldig wären.

Bey der neuen Einrichtung des Justizwesens in West-Preußen und dem dazu gehörigen Netzedistrict, ist hierunter ein Muster und Beyspiel gegeben worden, welches allenthalben nachgeahmet und ebenfalls angenommen zu werden verdiente. Wegen des weiten Umfanges dieser neu acquirirten Provinz, sind, außer der zu Marienwerder niedergesetzten Regierung, verschiedene so genannte Landvogteygerichte angeordnet, welche in den unter ihren angewiesenen Bezirk liegenden Oertern die Justizpflege in der ersten Instanz verwalten. Weil nun

wohl versichert seyn. So sehr man aber sich auch eines Inquisiten in seinem Gefängniß zu vergewissern sucht, so kann die Vorsicht doch hierin nicht alles bewirken, indem, ohne noch der Untreue und Einfalt, auch wohl des unzeitigen Mitleidens der Gefangenwärter zu gedenken, mancher Missethäter sich der augenscheinlichsten Lebensgefahr unterzieht, sein verwirktes Leben zu retten, oder auch einer langwierigen Gefängnißstrafe zu entgehen. Eiserne Käfiche für alle verfertigen zu laßen, ist zu kostbar. Indessen würden unstreitig manche Ausbrüche der Bosheit dadurch gehindert werden, wenn solche äußerst Lasterhafte auch nicht die geringste Hoffnung vor sich sähen, der Gerechtigkeit zu entfliehen, und daß selbst ihre Entweichung aus dem Gefängniß und die ergriffene Flucht ihnen nicht zu statten kommen könnte, sich von den Strafen der Gesetze zu befreyen.

Man hat daher im 61 St. der **Hannov. gel. Anz.** v. J. 1751, S. 601, in der **neuen Stutg Realzeit.** v. J. 1765, S. 321, fgg. und im 2 B. des **Preuß. Sammlers**, Königsb. 1775, 8. S. 1625, f. eine Art eines Kleidungsstückes, oder eine **Inquisitentracht**, welche den ausgetretenen Gefangenen kennbar machen sollte, in Vorschlag gebracht; und geglaubt, daß man den Gefangenen das Entwischen dadurch schwerer oder gar unmöglich machen würde, wenn man sie durch eine ganz bizarre Art der Kleidung unterschiede, deren auf einmahl und mit wenigen Kosten für jedes Gefängniß einige, und so viele, als man nöthig fände, gemacht werden könnten.

Sobald diese Tracht als ein Unterscheidungszeichen gefangener Missethäter bekannt gemacht würde, so könnte dieser Boshafte bey seiner Entweichung sogleich erkannt und aufgegriffen werden. Es sey fast nicht vorher zu sehen, was die Zuverlaßigkeit dieses Mittels behindern dürfte, als etwa, daß der Gefangene sich

seiner

seiner Kleidung entledigen, und nacket davon laufen könnte; aber in solchem Falle würde er gewiß als ein Wahnsinniger angehalten werden. Und zu andern Kleidern, die er etwa stehlen könnte, würde er doch auch sobald nicht gelangen."

Dieser Vorschlag, einen aus dem Gefängniß entwichenen Gefangenen durch eine bizarre Kleidung einem Jeden, dem er nur begegnen möchte, kenntlich zu machen, ist so unrecht nicht, daß er nicht sollte befolget werden können. Allein, man müßte 1) auch dieses dabey beobachten, daß die Farbe der Kleider von einer hohen Farbe, z. E. gelb, roth oder weiß wäre, damit man einen solchen Burschen auf dem Felde auch schon von weitem erkennen könnte. 2) Die schwarze, braune, blaue und grüne Farbe sind deswegen zu verwerfen, weil die drey erstern so dunkel sind, daß solche von weitem nicht wohl von dem Erdreiche, wohinter sich ein solcher Missethäter verstecken möchte, zu unterscheiden sind, die letztere oder grüne Farbe aber einem solchen Kerl wohl gar beförderlich seyn könnte, sich in hohem Grase, in dem unreifen Korn, oder in einem Walde desto eher verbergen zu können. 3) Weil die Kleidung eines solchen Menschen bizarr oder seltsam, und also vor allen übrigen Kleidungen kenntlich seyn soll, so wäre es das beste, wenn man solche Leute in zweyerley Farben kleidete. So könnte man z. E. ein Kleid machen, welches auf der rechten Seite gelb, auf der linken aber roth wäre. Vorn müßten die Knopflöcher, hinten aber die Naht, den Unterschied einer jeden Farbe ausmachen. Auch die Beinkleider müßten auf solche Art von zweyerley Farben seyn; auch müßten die Strümpfe an dem rechten Fuße gelb, an dem linken aber roth gefärbt seyn. Kurz, ein solcher Kerl müßte auf der ganzen rechten Seite, vom Kopfe an bis auf die Füße, gelb, auf der linken aber roth, folglich wunderbar oder närrisch genug aussehen. 4) Von eben der Farbe, als das Kleid auf jeder Seite ist, muß auch das Futter seyn, damit sich ein solcher Kerl durch das Umwenden seiner Kleider nicht unkenntlich machen könne. 5) Was ich hier von Manns-Personen vorschlage, müßte auch bey Weibspersonen geschehen. 6) Daß eine solche Inquisitentracht diejenige Amtsstatt, welche den Inquisiten in Verwahrung hält, etwas Geld kosten würde, ist nicht zu läugnen. Wenn man aber bedenkt, daß eine ganze Gemeinde solche Kosten gar wohl verwinden, und man endlich dergleichen Tracht von alten, bereits abgetragenen Kleidern,

die

die man öfters bey Tröblern um ein geringes Geld habhaft wird, verfertigen könnte, es auch dem ganzen gemeinen Wesen nicht wenig daran gelegen ist, die Missethäter zu bestrafen: so würde dieses Hinderniß leicht aus dem Wege zu räumen seyn. 7) Eine solche Inquisitentracht müßte in dem ganzen Lande durch eine obrigkeitliche Verordnung gleichförmig eingeführet, die Farben ein für allemahl festgesetzet, und nicht mehr abgeändert, auch allen Unterthanen bekannt gemachet werden, so, daß sobald der einfältigste Bauer einen solchen Kerl ansichtig wird, er den Vogel an seinen Federn erkennen, solchen entweder handfest machen oder angeben, und ihm keinen Aufenthalt verstatten möge. 8) Wenn man einen Delinquent in dieser Kleidung aufhenkte, so könnte diese Inquisitentracht freylich am besten bekannt werden. Will man aber alle fernere Unkosten ersparen, so zieht man dem Inquisiten vor der Execution diese besondere Tracht aus, gibt ihm seine eigene Kleider wieder, und darin vollstreckt man das Urtheil an ihm.

Da dasjenige, was dergleichen Personen ad effectum eines Steckbriefes am Leibe tragen sollen, schlechterdings so beschaffen seyn muß, daß sie dessen, ohne eines andern Menschen behülfliche Handanlegung keinesweges los werden können: so hat Jemand, mit der Nahmensunterschrift Striembeca, zu Stade, im 91 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1764, Col. 1443, fgg. den Vorschlag gethan, daß gedachter Endzweck sich dadurch am füglichsten erreichen laßen dürfte, wenn bey den Criminalgerichten ein Vorrath von eisernen Halskragen in Bereitschaft gehalten, und davon jedem Inquisiten, sofort nach dem ersten Verhör, einer um den bloßen Hals angeleget würde. Ein solcher Kragen müßte etwa eines guten Strohhalms dick seyn, und eine Breite von 3 Zoll haben. In der einen Mitte der Peripherie müßte das von jeder Seite aus drey genau an einander schließenden Cardinibus feminis sich formirende Charnier seyn, dessen Nierstange an beyden Enden einen tüchtigen Kopf zum Schlusse hätte. Diesem Charnier gerade gegen über müßte ein angekröpftes, durch Einsteckung des einen Theiles in den andern, vermittelst

mittelst einer massiven Springfeder sich fest in einander klammerndes Schloß seyn, jedoch ohne auswendiges Schlüsselloch. Solchergestalt würde denn die Abfeilung eines Kopfes der vorerwähnten Nietstange, das einzige Mittel zu einer in Krankheiten und scharfer Befragung der Inquisiten etwa benöthigten Eröffnung eines solchen Halskragens bleiben. Damit aber doch dieser Halskragen durch Herstellung der Nietstange, nach cessirender Ursache der Abnehmung, noch bey demselben Inquisiten brauchbar bliebe, müßte erwähntes Schloß an der inwendigen Seite ein Schlüsselloch haben, um dasselbe, nach abgefeilter Ankröpfung des Nietes, durch eine Redintegrirung desselben wieder brauchbar zu machen. Um aber zu verhüten, daß dieses von dem Inquisiten selbst zu einer sonst practicablen Eröffnung des gedachten Halskragens nicht gemißbrauchet werden könne, müßte derselbe nicht geräumiger seyn, als die Beschaffenheit des damit zu umgebenden bloßen Halses erfordert. Auf der einen Hälfte des Kragens müßte der Nahme des Inquisiten, und auf der andern der Ort seiner Gefangenschaft auswärts eingegraben werden. Letzteres müßte insonderheit den Vortheil schaffen, daß diejenigen, die einen solchen bekragten Flüchtling ertappen, sofort wissen könnten, wohin sie ihn zu liefern hätten.

Bey diesem Vorschlage, einen entwichenen Gefangenen an einem eisernen Halskragen zu erkennen, kommen mir folgende Bedenklichkeiten vor. 1) Der Halskragen möge auch beschaffen seyn, wie er will, so kann solchen der Flüchtling dennoch mit einem Halstuche oder einer Binde bedecken und verbinden. 2) Durch einen solchen Kragen wird der Entwichene doch nicht so kenntbar, als durch ein Inquisitenkleid; wenigstens kann er in dem letztern Falle auch schon von ferne besser erkannt werden.

Im 10 St. des Hannov Magaz. v. J 1767, Col. 153, fgg. wird noch ein anderer Vorschlag eröffnet, daß man nähmlich einen Delinquenten, an dessen Bewahrung viel gelegen ist, und welcher der Flucht hal-

ber verdächtig seyn könnte, **mit einer hierzu dienlichen beitzenden Farbe im Gesichte einen breiten Strich von der Stirn bis an die Spitze der Nase machen soll.** „Man hat viele Farben, die nicht allein an sich unschädlich, sondern auch, wenn sie mit einem Firniß zubereitet werden, dermaßen dauerhaft sind, daß sie auf der Haut des Menschen etliche Tage, ja wohl eine ganze Woche und länger, halten. Die Buchdrucker-Schwärze kommt hier zu allererst in Betrachtung. Auch läßt sich vermittelst cypriſchen oder römiſchen Vitriols, eine blaue Farbe in die Haut beitzen, die nicht leicht wegzubringen ist. Mit dergleichen könnte ein Delinquent, am angezeigten Orte, bey seinem Eintritt in das Gefängniß von dem Gefangenwärter bestrichen werden, welches auch zum öftern zu wiederhohlen wäre. Wollte jener versuchen, die Farbe wegzuschaffen, so sind genugsame Mittel vorhanden, ihm dieses zu verhindern; und der erste Versuch, der sich bald wahrnehmen ließe, müßte ihm ein halb Schock Prügel zur Belohnung eintragen, um ihm die fernern Gedanken daran zu vertreiben. Entwiche er aber gleichwohl, so würde er sich durch diesen Strich im Gesichte selbst verrathen, und nach einem vorläufigen obrigkeitlichen Edict, worin diese Zeichnung bekannt gemacht würde, seinen selbsteigenen Steck-Brief im Lande und in der Nachbarschaft überall herum tragen. Mit eben dieser Farbe könnte auf der Schulter oder auf dem Rücken, wohin er mit seinen Händen nicht wohl langen kann, mit abgekürzten Buchstaben, der Ort woher er entlaufen, wie auch, nach Verschiedenheit der Farben, die Art seines Verbrechens, ob er ein Dieb, Mordbrenner, Mörder ꝛc. wäre, angezeiget werden. Man hat Mittel, solche Farben wieder wegzubringen; und diese würden alsdenn angewendet werden können, wenn der Gefangene wieder aus seinem Gefängniß entlaßen wer-

den, oder die Absicht, warum man ihn bezeichnet, aufhören sollte."

Auch dieses vorgeschlagene Mittel hat Einigen mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft zu seyn geschienen; indem diejenigen Missethäter, welche nur auf einige Jahre zur Gefängnißstrafe verurtheilt sind, durch den mit einer beitzenden Farbe von der Stirn bis über die Nase empfangenen Strich, auf Lebenslang in der menschlichen Gesellschaft würden ausgezeichnet werden, da dergleichen eingebeitztes Merkmahl kaum so vollkommen auszulöschen wäre, daß es nicht noch einige Spuhr zurück laßen sollte; und überdem könnte der Entwichene, dieses in das Fleisch eingedrungenen Zeichens ungeachtet, weit entfliehen, und Jahre lang manchen Unfug treiben, wenn er die Vorsicht beobachtete, seine Mütze oder Hut, die man den Gefangenen doch zu laßen pflegt, tief in das Gesicht herabgezogen zu tragen. Niemand würde ihn in Wirthshäusern oder an Stadtthoren erkennen, wofern solches nicht zufälliger Weise geschähe. Er könnte auch die etwan erfolgte Aufforderung, seine Mütze abzuziehen, durch das Vorgeben eines beschädigten und kranken Kopfes u. d. gl. von sich ablehnen.

Preußische Sammler, 2 Band, S. 1624, f.

Es werden solchergestalt die gewöhnlichen Mittel, sich eines Delinquenten in seinem Gefängniß zu vergewissern, z. E. der cölnische Stuhl; eine gewisse Art von Kasten, in welche man den Gefangenen gleichsam einpacket; die Ketten und Fußschellen ꝛc. noch ferner beyzubehalten seyn.

Gefäß [das]. 1. Von dem Zeitworte fassen, derjenige Theil eines Werkzeuges, womit man dasselbe anfasset, doch am häufigsten nur von diesem Theile eines Degens. Das Gefäß eines Degens, das Degen-Gefäß, s. Th. IX. S. 49 fgg. Das Gefäß eines Schwertes, Rappieres, Dolches u. s. f. Von andern Werkzeugen sind die Wörter Heft, Griff, Stiel, Handhabe u. s. f. üblich.

2. Von dem Worte Fas, in seiner weitesten Bedeutung, ein jedes hohles Werkzeug, einen andern Körper in demselben aufzubehalten; L. Vas Fr. Vase, Vaisseau. 1) Als ein Collectivum, mehrere zu

ähn.

ähnlichem Gebrauche bestimmte Gefäße zu bezeichnen. Daß die Summe alles Silbers am Gefäß (an den Schüsseln, Schalen und Löffeln) betrug u. s. f. 4 Mos. 7, 85. In welcher Gestalt es im Hochdeutschen wenig mehr gebraucht wird. 2) Von einzelnen Werkzeugen dieser Art. Ein Trinkgefäß, Küchengefäß. Braugefäße, so zum Brauen des Bieres nöthig sind; Kirchengefäße, welche in den Kirchen gebraucht werden; Weingefäße, allerley Fässer zu Aufbehaltung des Weines; Schiffsgefäße, allerley Arten von Fahrzeugen u. s. f. Goldene, silberne, irdene, hölzerne Gefäße. In der Zergliederungskunst sind die Gefäße in den thierischen Körpern Röhren, durch welche eine flüssige Materie beweget wird; dahin die Blutgefäße, Milchgefäße, Wassergefäße u. s. f. gehören. Uebrigens ist dieses Wort ein allgemeiner Ausdruck, der eine Menge besonderer Arten unter sich begreift, welche größtentheils auch besondere Nahmen haben. Siehe Faß, Geschirr und Vase.

Gefahr-Deich, in den niedersachsischen Marschländern, ein Deich, vor welchem sich kein Vorland, sondern nur Wasser befindet, welcher daher der Gefahr mehr ausgesetzt ist, als andere.

Gefahr-Zins, ein Zins, der, wenn er nicht zur bestimmten Zeit abgetragen wird, den Verlust des Zinsgutes nach sich zieht; siehe Fahr-Zins 1.

Gefangene, deren Krankheiten, und wie die Ursachen derselben zu heben, s. oben, S. 593, fgg.; deren Entweichen, und wie dasselbe beschwerlich und fruchtlos zu machen, S. 606, fgg.

Gefege [das]. 1. Ein anhaltendes oder wiederhohltes Fegen. 2. Bey den Jägern, die Haut, welche der Hirsch von dem neu gewachsenen Gehörne wieder abfeget, oder abschlägt; der Bast, das Dickmaaß; siehe Fegen.

Gefertigter, siehe Fertigen.

Geffer, siehe **Keffer**.

Gefieder [das], ein im Hochdeutschen nur in der höhern Schreibart übliches Collectivum von dem Worte **Feder**. 1. Mehrere Federn. **Das Gefieder eines Vogels. Das Gefieder eines Bettes**, im Oberdeutschen, welches daselbst auch das **Ingefieder** genannt wird. **Das Gefieder eines Pfeiles.** Ingleichen figürlich, **das Gefieder** oder **Ingefieder**, die stählernen Federn in einem Schlosse, oder Uhrwerke, gleichfalls nur im Oberdeutschen.

2. Mit Federn versehene Thiere, Vögel, **das Geflügel.**

Gefilde [das], in der edlen und dichterischen Schreibart der Hochdeutschen, ein ebner, flacher Theil der Erdkugel, von beträchtlicher Größe, wie **Feld** 1, besonders so fern er zum Ackerbau gebraucht wird.

Geflecht [das]. 1. Ein geflochtenes Ding, Flechtwerk. 2. Ein Geschwür auf der Haut; siehe **Flechte** I. 1. An einigen Orten wird die trockne Räude beym Rindvieh also genannt; siehe **Räude.**

Gefletz, siehe **Flötz.**

Gefluder [das], im Berg- und Hüttenbaue, ein breites Gerinne, wodurch das Wasser laufen kann; siehe **Fluder.**

Geflügel [das], oder **die Geflügel**, ein Collectivum, mehrere mit Flügeln versehene Thiere zu bezeichnen, Federvieh, Federwildbret, Flügelwerk, im Oberdeutschen das **Geflüg. Geflügel halten**, Federvieh. **Das Waldgeflügel, Hausgeflügel, Feldgeflügel, Wassergeflügel, Raubgeflügel.**

Geflügelt, was man bey Pflanzen also nennt; s. Th. XIV, S. 366.

Geflügelter Wald, s. Th. XIV, S. 365.

Gefräß [das], ein nur in den niedrigen Mundarten Ober- und Niederdeutschlandes übliches Wort. 1. Die Nah-

Nahrung, sowohl für Menschen als Thiere; mit einem andern eben so niedrigen Ausdrucke, der Fraß.

2. Das Maul und dessen Bildung, sowohl bey Menschen als Thieren, die Fresse.

Gefräßig, unmäßig im Essen, in der harten Sprechart. **Der Hecht ist ein sehr gefräßiges Thier.**

Merkwürdige Beyspiele einer außerordentlichen Gefräßigkeit der Menschen, findet man Th. XV, S. 15, fgg.

Gefreund, in den gemeinen Mundarten, besonders Oberdeutschlandes, befreundet, verwandt. **Mit einem gefreund seyn.**

Gefreund [der], die **Gefreundinn**, ein gleichfalls nur in den gemeinen besonders oberdeutschen Mundarten übliches Wort, einen **Freund** oder eine **Freundinn** zu bezeichnen, so fern dadurch Verwandte verstanden werden.

Gefrieren, ist in doppelter Gestalt üblich. 1. Mit dem Hülfsworte seyn, durch die Kalte seiner Flüssigkeit beraubt, in Eis verwandelt werden. **Das Wasser ist gefroren. Der Wein gefriert nicht leicht. Das Queckſilber zum Gefrieren bringen.**

2. Mit dem Hülfsworte **haben**, und als ein Imperſonale, zum Gefrieren bringen, in Eis verwandeln. **Es gefrieret ſtark. Es wird dieſe Nacht nicht gefrieren.**

Eigentlich ist dieses Wort das durch das oberdeutsche ge ohne Noth verlängerte Zeitwort frieren. Gefrieren wird in einigen oberdeutschen Gegenden auch wirklich in allen Fällen für frieren gebraucht. Einige Neuere haben im Hochdeutschen den Unterschied eingeführet, frieren nur für Frost empfinden, in den übrigen Fällen aber gefrieren zu gebrauchen. Indessen wird dieser Unterschied doch in den Zusammensetzungen abfrieren, ausfrieren u. s. f. noch von niemanden beobachtet. Siehe Frieren. Im Oberdeutschen ist Gefröre Frost oder Frostwetter.

Gefrornes, Fr. Glace, Neige, wird von den Conditors aus allerley Früchten und flüssigen Sachen gemacht, und vornehmlich im Sommer bey Collationen zur Erfrischung genossen. Im Winter verfertiget der Conditor das Gefrorne aus aufgehobenen Obstsäften, denen er durch das Kochen in Zucker eine Dauer ertheilt hat, und welche er beym Gebrauche, wenn sie zu süß sind, etwas durch Citronensaft verdünnet. Im Sommer nimmt er Säfte von frischem Obst, und versüßt sie mit Zucker. In beyden Fällen bringt er den Obstsaft in ein mit einem Deckel versehenes blechernes oder zinnernes, langes und cylindrisches Gefäß, die **Eisbüchse**, Fr. Sarboriére, genannt, Fig. 861, und setzt dieselbe in einen mit Eis angefüllten Kessel. Die Kälte des Eises wird durch beygemischtes Salz oder Salpeter verstärket. Die gefrornen Säfte werden wieder aus der Eisbüchse genommen, und entweder als Schnee in gläserne Trinkbecher (Fr. Gobelets à neiges) gethan und servirt; oder man gibt ihnen in einer kupfernen oder bleyernen Form die Gestalt desjenigen Obstes, von welchem der gefrorne Saft genommen ist. Das geformte Gefrorne wird endlich nach der Natur mit Farben ausgemahlet. Siehe **Anis-Gefrornes**, Th. II. S. 182; **Apricosen-Gefrornes**, Th. II. S. 444; **Gefrornes von Berberisbeeren**, Th. IV. S. 203; **Gefrornes von Erdbeeren**, Th. XI. S. 272; **Pomeranzen-Gefrornes**, Th. III. S. 132; **Pomeranzenblüthen-Gefrornes**, eb. das. S. 140.

Gefüge [das]. 1. Von Fug, so fern es ehedem die Bequemlichkeit oder das Bedürfniß bedeutete. **Sein Gefüge thun**, seine Nothdurft verrichten, im Ober-Deutschen.

2. Die sämmtlichen an einem Körper befindlichen Fugen, und figürlich auch der innere Bau, die Zusammensetzung eines Körpers, als ein Collectivum, beson-

ders

ders im Bergbaue. Das spathige Gefüge gewisser Eisensteine. Steinkohlen, welche dicht und fest in ihrem Gefüge sind.

Gefühl [das], ein bey den Jägern übliches Wort, als ein Collectivum, das Rauchwerk und diejenigen Theile zu bezeichnen, welche nutzbares Rauchwerk geben. Es hat in dieser Gegend viel Gefühl.

Es ist ein von Fell verderbtes Collectivum, eigentlich Gefell.

Gefüllsel, siehe Farße. Füllsel.

Gefürster, siehe Fürsten.

Gefüße, siehe Geschühe.

Gegen-Abdruck, siehe Gegen-Probe.

Gegen-Anschlag, siehe Th. II, S. 216.

Gegen-Buch, siehe Gegen-Schreiber.

Gegen-Copie, in der Mahlerey und Zeichnungskunst, eine Copie, in welcher eine andere Copie von hinten nachgezeichnet worden.

Um eine Gegencopie zu nehmen, Fr. contre-calquer, muß man zuerst die Zeichnung auf einem geöhlten Papiere abcopieren; hernach legt man die gezeichnete Seite über die Platte, und darzwischen rothes Papier; man fährt mit einer Spitze über alle Züge hin, welche sich über den Firniß der Platte abdrukken, und die Zeichnung des Gemähldes links vorstellen. Die Kupferblätter, welche davon herkommen, befinden sich dem Sinne der Mahlerey gemäß. Siehe auch Gegen-Probe.

Gegen-Druck, siehe Gegen-Probe.

Gegen-Geld, siehe Gegen-Vermächtniß.

Gegen-Gewicht, L. Aequipondium, Antipondium, Fr. Contre-balance, Contre-poids, dasjenige Gewicht, oder diejenige Last, welche einer andern entgegen gesetzt wird, sie aufzuheben, oder zu vernichten. Einem Körper ein Gegengewicht geben. Ihm das Gegengewicht halten. Dergleichen sind die Gegen-

Gewichte an Zugbrücken, Schlagbäumen ꝛc. Besonders wird dieses Wort von den gemeinen Wagen und Schnellwagen gebrauchet.

In der Seefahrt heißt das **Gegengewicht**, Fr. Estive, holl. Evenwigtigheid, wenn einem Schiffe auf jeder Seite gleiche Ladung gegeben wird, damit eine Seite nicht mehr beschweret werde, als die andere, welches den Lauf der Schiffe erleichtert.

Gegen-Gift, siehe im Art. Gift.

Gegen-Graben, siehe unter Graben.

Gegen-Gurt, siehe unter Gurt.

Gegen-Händler, siehe Gegen-Schreiber.

Gegen-Hang, Widerfall; siehe unter Abhang.

Gegen-Klage, siehe unter Klage.

Gegen-Lage, siehe Gegen-Vermächtniß.

Gegen-Latte, siehe unter Latte.

Gegen-Licht, siehe unter Licht.

Gegen-Mauer, siehe unter Mauer.

Gegen-Probe. 1. Im Bergbaue, die Probe eines Dritten, um zwischen zwey streitigen Proben den Ausspruch zu thun.

2. In der Zeichnungskunst und bey den Kupfer-Druckern, die Vorstellung einer Figur, welche von einer andern frisch gedruckten oder gezeichneten ist abgezogen worden, aber so, daß, was in dem frischen Abdruck oder in der frisch-gezeichneten Figur links war, sich rechts zeiget, so wie in der Originalzeichnung; der Gegenabdruck, Gegendruck, Fr. Contre-epreuve, Contrépreuve. **Eine Gegenprobe abziehen, einen Gegenabdruck machen**, einen Abdruck von einem andern Abdruck machen, Fr. contrépreuver.

Wenn man z. E. einen frisch gemachten Kupferabdruck, indem die Farbe noch naß ist, auf ein weißes angefeuchtetes Papier leget, und mit beyden noch einmahl durch die Presse fährt, so druckt sich von dem rechten Kupferblatt alles auf das andere Papier ab; wiewohl die Farbe in diesem Gegendruck viel schwächer wird,

wird, als sie in dem ersten von der Kupferplatte gemachten Abdruck war. Auf eben diese Weise kann man von einer mit Röthel oder fettem Bleystift gemachten Zeichnung einen Gegendruck machen, wenn man ein feuchtes Blatt Papier darauf leget. Auf diese Art kann man eine Zeichnung verdoppeln, ohne sie nachzuzeichnen.

Der Gegendruck stellt alles, in Vergleichung des Blattes, wovon er gemacht worden, verkehrt vor. Mithin sieht man in einem Gegendruck von einem Kupferblatt die Zeichnung so, wie sie auf der Kupferplatte ist. Er dient also dem Kupferstecher zu einer leichtern und geschwindern Vergleichung des Abdrucks mit der Platte, wodurch er untersucht, ob jeder Zug und Strich sich gehörig ausdrucke.

Es werden aber auch Gegendrücke auf die gegründeten Kupferplatten gemacht, damit der Kupferstecher nicht nöthig habe, auf den Grund zu zeichnen. Solche Gegendrücke kommen denen Kupferstechern, die in der Zeichnung selbst nicht stark genug sind, zu statten. Wenn man nähmlich auf einem mit venetianischen Firniß angemachten Papier die Umrisse gezeichnet, und seine Zeichnung copiert hat, nimmt man ein weißes Papier von eben der Größe, als die Zeichnung, welches Abends vorher, wie zum Abdrucke einer Kupferplatte, angefeuchtet worden ist; netzet diese Zeichnung von hinten mit einem etwas feuchten Schwamme, und verhütet, daß nichts von dem Wasser auf die gezeichnete Seite komme, weil es die Züge des Stifts verhindern würde, sich auf die Gegenprobe abzudrucken. Nachdem die Zeichnung also genetzt worden, nimmt man eine zum wenigsten eben so große Kupferplatte, als die Zeichnung; leget die Platte auf den Tisch der Presse, und bedeckt sie mit reinem und angefeuchtetem Papier, damit sie nicht durch ihren Schmutz der Zeichnung schade; leget hernach die Zeichnung auf das Kupfer, dergestalt, daß die gezeichnete Seite oben sey, und bedeckt sie mit dem weißen Papier, welches man zur Annehmung der Gegenprobe zubereitet hat; leget einige Bogen Maculatur oder graues Papier, welches ebenfalls genetzt seyn muß, darüber, und über alles das ganz sanft einige leinene Tücher, und läßt es alsdenn unter die Presse laufen. Solchergestalt druckt sich die Zeichnung

nung auf dem weißen Papiere ab. Dieſes friſch abgezogene Papier leget man ſogleich, ehe es trocken wird, auf die überfirnißte Kupferplatte, und drehet die Preſſe langſam und ſtark um, damit ſich die Züge deſto beſſer auf dem Firniſſe ausdrukken, welches die Gegenprobe auf das Kupfer bringt. Man ziedt die Platte nur einmahl unter der Preſſe durch, weil ſonſt die Züge ſich doppelt abdrucken könnten. Iſt man damit fertig, ſo findet man die Züge auf dem Kupfer eben ſo abgedruckt, wie man ſie nachgezeichnet hatte, und wie das Originalgemählde ſelbſt iſt.

Sollen ſich auf den Kupferblättern die Figuren von eben der Seite vorſtellen, von welcher ſie auf dem Originalgemählde, oder auf der Originalzeichnung, erſcheinen, welches alsdenn nöthig iſt, wenn Handlungen vorkommen, welche mit der rechten Hand geſchehen müſſen, und die auf den Kupferblättern mit der linken Hand verrichtet werden würden, wenn man ſie in das Kupfer eben ſo, wie das Original ſie zeigt, graben wollte: ſo muß man die Gegenprobe ſeiner Zeichnung ſogleich auf das Kupfer, und nicht zuvor auf ein weißes Papier, wie im obigen Falle geſchah, abziehen. In dieſem Falle kann man die Umriſſe mit Röthel zeichnen, welcher ſich deutlich genug auf den Firniß abdruckt, auf das Papier aber ſich nicht ſo deutlich abdrucken würde. Auf dieſe Weiſe fallen die Kupferblätter dem Sinne des Originals gemäß aus; allein, man muß alsdenn bey dem Graben ſich des Spiegels bedienen, wie man im Art. Spiegel ſehen wird.

Gegen-Proteſt, in Wechſelſachen; ſiehe **Proteſt**.

Gegen-Protocoll, ſiehe **Controle**.

Gegen-Rechnung, Fr. Décompte, Déconte, diejenige Rechnung, welche einer andern entgegen geſetzt iſt; oder wodurch die Rechnung eines Andern ganz oder zum Theil aufgehoben wird. Siehe **Compenſation** und **Scontriren**.

Gegen-Regiſter, ſiehe **Contra-Buch. Controle**.

Gegen-Schraffirung, ſiehe **Schraffiren**.

Gegen-Schreiber, bey verſchiedenen Caſſen, ein vereidigter Schreiber, welcher außer dem ordentlichen Schreiber ein Rechnungsbuch führet, welches das **Contra-** oder **Gegenbuch** genannt wird. Er wird mit einem franzöſiſchen Worte gemeiniglich **Controleur**,

troleur, im Oesterreichischen aber auch Gegenhändler oder Gegenhandler genannt. Siehe Contra-Buch und Controle.

Gegen-Schuld, siehe Schuld.

Gegen-Schwager, siehe Schwager.

Gegen-Siegel, siehe Siegel.

Gegen-Stellung, eine gerichtliche Handlung, da man einem die Zeugen vorstellt, die ihm die geläugnete That ins Gesicht sagen müssen; die Confrontation.

In der Mahlerey, heißt es die Mannichfaltigkeit der Farben, der Gegenstände, der Stellungen ꝛc. oder, was man sonst auch unter Contrast versteht. Die dunkle Gegenstellung, Fr. Répoussoir, wird von einer Schattenmasse auf dem Vorgrunde eines Gemähldes gesagt, deren Wirkung ist, die beleuchteten oder entfernten Partien zurückweichend zu machen. Oder, man versteht auch, im Gegentheile, darunter eine entfernte Schattenmasse, welche den lichten Vor-Grund erhöhet.

Gegen-Steuer, siehe Gegen-Vermächtniß.

Gegen-Stich, ein Stich, der einem andern entgegen gesetzet ist, von der andern Seite auf ihn geführet wird; z. B. in Landesvermessungen, bey Gräben u. s. f. ein Stich mit dem Grabscheite in die Erde, so mit dem ersten einen Winkel macht, und den Rasen löset.

Gegen-Strich, Fr. Contre fil, Contre poil, der Strich wider das Haar oder die Wolle an einem Tuche.

Gegen-Stücke, Fr. Regards, nennt man zwey Gemählde oder Kupferstiche, welche zwey verschiedene Bildnisse, zwo verschiedene Figuren vorstellen, oder einen verschiedenen Inhalt haben, die aber von gleicher Größe sind, und in denen die Stellung der Figuren so beschaffen ist, als wenn sie sich gegen einander betrachteten. Siehe auch Compagnons.

Gegen-Vermächtniß, ein Vermächtniß, oder eine Schenkung, welche der Ehemann, oder ein Anderer

in

in deſſen Nahmen, der Ehegattinn wegen ihres Braut-Schatzes und zu deſſen Sicherheit thut; das **Gegen-Geld**, die **Gegenlage**, die **Gegenſteuer**, die **Verbeſſerung**, die **Widerlage**, Antipherna, Donatio propter nuptias, Augmentum dotis, im mittlern Lat. Incontrum, Fr. Augment de dot, Donation à cauſe des nôces.

Eigentlich iſt das Gegenvermächtniß ein zwiſchen Eheleuten errichteter Contract, vermöge deſſen der Frau von dem Manne etwas gewiſſes an beweg- oder unbeweglichen Gütern, zur Sicherheit und Wiedervergeltung ihres Brautſchatzes (Heurathsgutes) ausgemacht wird. Währender Ehe hat die Frau keinen Nießbrauch (Vſus Fructus) daran; und wenn ſie vor dem Manne ſtirbt, ſo fällt das ganze Gegenvermächtniß dem Manne wieder heim. Bisweilen wird ſo gar ausgemacht, daß die Frau nur auf ihre Lebenszeit das Gegenvermächtniß behält, nach ihrem Abſterben aber es wieder an die rechtmäßigen Erben des Mannes zurück verfallen laßen muß.

Adelige Wittwen ſind, nach den gemeinen Rechten, außer ihrem Heurathsgut, auch das Gegenvermächtniß aus den Lehnen zurück zu fordern berechtigt. Das Gegenvermächtniß war ehedem nach den römiſchen Geſetzen eben ſo hoch, als das Heurathsgut beſtimmt, indem man daſſelbe bloß als ein zur Sicherheit der Ehegelder gegengeſetztes Quantum anſah. Nach der heutigen Gewohnheit aber fällt dieſer Grund hinweg, weil die Wittwen, indem ſie den Ehemann überleben, das wahre Eigenthum von einem ſolchen Gegenvermächtniß bekommen; daher iſt daſſelbe auch an den wenigſten Orten den Ehegeldern gleich geſetzt, ſondern es wird, zur Beſtimmung deſſelben, gemeiniglich nur der Betrag des halben Heurathsgutes angenommen.

Obgleich die Wittwen hierbey nichts verlieren, auch, wenn die Eheſtiftung von dem Lehensherrn und den Agnaten gehörig con-

consentirt worden, sich an das Lehen zu halten vollkommen berechtigt sind: so entsteht doch hierbey die Frage: Ob ein solches Gegenvermächtniß schlechterdings für ein *Onus mere feudale* anzusehen sey, oder, ob solches nur alsdenn, wenn kein zureichendes Allodialvermögen vorhanden ist, *in subsidium* aus dem Lehen bezahlet werden dürfe? Mit dem Gegenvermächtniß ist allemahl eine Verminderung des Lehens verknüpft. Die deshalb eingeführten Gewohnheiten sind nicht überall einerley, sondern es wird dabey auf verschiedene Weise gehalten, und die Bezahlung des Gegenvermächtnisses bald als ein Debitum per se feudale, bald aber auch wiederum nur als eine subsidiarische Lehenschuld angesehen. Sieht man dabey auf die ursprüngliche Natur und erste Absicht der Lehen zurück, so kann wohl nicht geläugnet werden, daß da, wo keine besondere Gesetze das Gegentheil festgesetzt haben, die Meinung, daß das Gegenvermächtniß vor allen Dingen aus dem Erbe genommen werden müsse, und nur erst alsdenn, wenn die Ehestiftung consentiret, oder doch wenigstens das Heurathsgut verhältnißmäßig eingerichtet worden, zu dessen Befriedigung aber kein Allodialvermögen vorhanden ist, aus dem Lehen bezahlet werden dürfe, Statt finden müsse. Denn auch bey der genauesten Verwendung der Ehegelder in die Lehen, müssen diese doch zuletzt gar sehr vermindert und verkürzet werden, wenn die häufig darauf versicherten Gegenvermächtnisse schlechterdings aus denselben genommen werden sollen. Die Versorgung der Wittwen ist eben so wenig eine ursprüngliche Schuldigkeit der Lehensfolger, als die Abfindung der Töchter. Beydes ist durch die nachherigen allgemeinen Gewohnheiten den Lehen nur deßhalb aufgebürdet worden, damit weder diese, noch jene, unversorgt bleiben, und der Familie zur Schande in Dürftigkeit leben möchten. Der Grund aber, worauf die eingeführten Gewohnheiten in beyden Fällen beruhen, fällt alsdenn offenbar hinweg, wenn ein Lehensbesitzer so viel an eigenthümlichem Vermögen hinterlaßen hat, daß daraus sowohl seine Wittwe gehörig versorget, als auch seine Töchter anständig ausgestatten werden können.

Man möge indessen das Gegenvermächtniß als ein Onus per se feudale, oder auch nur als eine in subsidium aus dem Lehen zu bezahlende Schuld ansehen: so bleibt doch allemahl vorausgesetzt, daß das Heurathsgut nicht allein wirklich inferiret, sondern auch zum wahren Nutzen und Besten des Lehens verwandt worden sey. Denn das Gegenvermächtniß hat schlechterdings

eine

eine Beziehung auf das Heurathsgut, und es kann jenes ohne dieses nicht gedacht werden. Ist also das versprochene Heurathsgut durch dessen wirkliche Verwendung dem Lehen nicht zu Nutzen gekommen, so kann, natürlicher Weise, auch aus dem Lehen kein Gegenvermächtniß, es möge in den Ehepacten versprochen seyn oder nicht, gezahlet werden. Auch kann in diesem Falle eine Wittwe nach den gemeinen Rechten kein Gegenvermächtniß fordern, obgleich der Lehensherr und die Agnaten die Ehestiftung, worin solches versprochen und festgesetzt worden, consentirt hätten. Denn bey einer Consentirung wird allemahl die stillschweigende Bedingung, wenn das stipulirte Heurathsgut wirklich eingebracht und zum Besten des Lehens verwandt worden, voraus gesetzet. Wird nun diese Bedingung nicht erfüllet, so können auch der Lehensherr und die Agnaten zur Erfüllung ihres Versprechens nicht angehalten werden.

In Pommern ist, durch die Lehensconstitution, v. J. 1694, Tit. 7, das den Wittwen aus den Lehen zu zahlende Gegenvermächtniß, auf die Hälfte des Heurathsguthes festgesetzt, wobey jedoch der Wittwe, die ihr sonst nach der Lehenconstitution, aus des Mannes Gütern zugebilligten Lucra noch überdem zuständig sind. Das Gegenvermächtniß bekommt die Wittwe, als ein Debitum per se feudale, es mögen Söhne oder Vettern succediren. Die Wittwen, welche an Heurathsgut nichts eingebracht haben, können auch keine Verbesserung desselben, oder kein Gegenvermächtniß, fordern; alle übrige Lucra nuptialia aber, die in der Lehnsconstitution festgesetzt sind, bekommt dieselbe dem ungrachtet.

In dem Herzogthum Magdeburg, kann, nach Vorschrift der dortigen Polizeyordnung, v. J. 1688. Cap. 38. §. 4. das Gegenvermächtniß auf eben so hoch, als das Heurathsgut beträgt, verschrieben werden. Wer aber ein höheres Gegen-Vermächtniß verschreibt, der muß so viel an Strafe, als das Gegenvermächtniß das Duplum des Heurathsgutes überschreitet, erlegen. Uebrigens fällt das Gegenvermächtniß, nach dem Tode der Wittwe, im Fall sie keine Kinder hinterläßt, wieder an das Lehn zurück.

In der Alt- und Churmark, ist die Lehnsconstitution v. 1 Jun. 1723, dasjenige Gesetz, nach welchem die Abfindung der Wittwen reguliret werden muß. Nach dem 7§. derselben wird ein Unterschied gemachet, ob eine Ehestiftung errichtet worden sey, oder nicht. Sind Ehepacten vorhanden, und selbige von den nächsten Agnaten consentirt, so hat es dabey

sein

ſein Bewenden, und es muß alles dasjenige, was darin verſprochen, und der Wittwe ausgeſetzt worden, von den Beſitzern der Güter ohne Widerrede erfüllet werden. Iſt aber keine Ehe-Stiftung vorhanden, ſo kommt es hauptſächlich auf den Beweis, daß die Wittwe ein gewiſſes Heurathsgut eingebracht habe, an. Iſt dieſer geführt worden, ſo darf weiter nicht bewieſen werden, daß die Ehegelder auch wirklich in das Gut verwandt wären, weil dieſes ſchon aus der Ratione rechtlich vermuthet wird; jedoch iſt dabey den Agnaten, das Gegentheil zu beweiſen, nachgelaßen. In beyden Fällen bekommt die Wittwe nicht allein ihr Heurathsgut wieder zurück, ſondern auch das entweder verſprochene oder geſetzmäßige Augmentum dotis. Das geſetzmäßige beträgt die Hälfte der eingebrachten Ehegelder. Dergleichen Verbeſſerung erwirbt die Wittwe eigenthümlich, und ſie darf ſolche niemahls wieder zurück geben. An denen Orten, wo den Wittwen noch überdem Alimente auszuſetzen gewöhnlich iſt, müſſen dieſe Alimente zwar pro dignitate des verſtorbenen Ehemannes, und pro conditione facultatum eingerichtet, dabey aber darauf, daß ſie das Eigenthum von dem Gegenvermächtniß bekommt, zurück geſehen werden.

In der Neumark, haben, nach der dortigen Lehnsconſtitution, v. 14 Aug. 1724, die Wittwen die Wiedererſtattung ihres eingebrachten Ehegeldes, und demnächſt noch halb ſo viel, als dieſe Ehegelder betragen, als ein Augmentum dotis, aus den adeligen Gütern, ohne Weigerung zu fordern. Das Gegenvermächtniß muß jederzeit aus den Gütern genommen werden, und kann der gemeinen Erbſchaft niemahls zur Laſt fallen. Das Recht der Verbeſſerung gewinnen die Wittwen in der Neumark pleno jure, und es fällt ſolches niemahls in das Lehen wieder zurück.

Oeconomia forenſis, 4 Band, S. 426, f. 436, 439, 445, 446.

Gegen-Zeichen, Bey- oder Neben-Zeichen, Fr. Contre-marque, ein Zeichen auf goldenen, ſilbernen ꝛc. Gefäßen, zur Verſicherung, daß ſie die gehörige innere Güte haben. Auch nennt man Gegenzeichen die zweyte Marque auf Waarenballen der Kaufleute.

Gegend (*) [die], L. Regio, Fr. Contrée, Endroit, Environ. 1. Ein beträchtlicher Theil der Erdfläche von unbestimmter Größe. **Die Gegend um die Stadt. In dieser Gegend halten sich wilde Thiere auf. Das Gut liegt in einer fruchtbaren Gegend. Die Gegend an der See.** In weiterer Bedeutung oft auch ein jeder Theil eines Raumes. **In der vornehmsten Gegend der Stadt wohnen. Das Buch liegt in dieser Gegend,** nähmlich des Tisches. 2. In der Astronomie und Geographie, derjenige Punct in der Fläche der Himmelskugel, worin sich die gerade Linie endiget, welche in Gedanken aus dem Auge mit dem Horizonte parallel gezogen wird; **die Himmelsgegend,** L. Plaga. In diesem Verstande hat man vier **Haupt- oder Cardinalgegenden** angenommen, Morgen, Abend, Mittag und Mitternacht, und 28 **Nebengegenden. Aus welcher Gegend kommt der Wind?**

In der Mahlerey scheint dieses Wort einen besondern Theil einer Landschaft auszudrücken, der sich durch einen eigenen Character unterscheidet. Man sagt: **eine wilde, rauhe, einsame Gegend.** Die Landschaft würde aus mehrern Gegenständen bestehen können; die Gegend selbst aber würde bloß aus ihren einzelen Theilen, als: Felsen, Bäumen ꝛc. bestehen. Von den Gemählden, die man Landschaften nennt, würden nur also diejenigen den Nahmen der Gegenden tragen, die eingeschränkte und bloß dergleichen einzele Scenen vorstellen, die wir Gegenden nennen, als: Wasserfälle, von Felsen eingeschlossene Plätze u. d. gl.; diejenigen aber, die weitere Aussichten von verschiedenen Gründen vorstellen,

(*) Dieses Wort lautet im Oberdeutschen nur Gegne, Gegene, im Nieders. Jegene, und im Dän. Ege, welches letztere zu Ecke zu gehören scheint. Es stammet von dem Vorworte gegen ab, und bezeichnet eigentlich den Theil der Erdfläche, welcher gegen uns oder einen andern bestimmten Körper, d. i. vor demselben, lieget.

ſtellen, würden den Nahmen **Landſchaften** im eigentlichen Sinn behalten. In dieſem Verſtande würde man ſagen: Berghem, Teiniers, Waterloo, haben meiſtentheils Gegenden; Breugel, Claude Lorrain, Swaneveldt, haben meiſtentheils Landſchaften gemahlt.

Gegenden, wenn ſie gut gewählt und mit gehöriger Kunſt gemahlt ſind, haben etwas ſtark anziehendes; und in der lebloſen Natur iſt nichts, das uns intereſſanter vorkommt. Jede Gegend iſt einſam; aber bey dieſem allgemeinen Character kann eine große Verſchiedenheit des Empfindſamen Statt haben. Es gibt fürchterliche, ſchreckliche, melancholiſche, fantaſtiſche, reizende, bezaubernde Gegenden. Eine gemahlte Gegend kann demnach mancherley und große äſthetiſche Kraft haben. Wer etwa eine kleine ſittliche Scene vorſtellen will, und dazu eine dem Character des Stücks gemäße Scene ausgeſucht hat, der kann dadurch Gemählde von großer Kraft erhalten.

Die Kenntniß ſeltſamer, intereſſanter und wohl characteriſirter Gegenden, dient auch zu der Gartenkunſt, weil die Anbringung ſolcher Scenen den Gärten die größte Schönheit gibt.

Gegitter, ſiehe **Gitter**.

Gegler, eine Benennung des **Bergfinken**; ſ. Th. XIII, S. 419.

Gehackte Speiſe, Gehäck; ſiehe **Farße**.

Gehäbe, iſt im Hochdeutſchen ungewöhnlich, kommt aber noch zuweilen im Oberdeutſchen vor; von dem Zeitworte **haben**, ſo fern es halten bedeutet. **Ein Gefäß iſt gehäbe**, wenn es dicht iſt, keine Ritzen hat. **Ein gehäbes Faß**. Imgleichen für enge, feſt, gedränge. **Die Garben gehäbe an einander legen.** Daher der Gegenſatz **ungehäbe**, was Ritzen hat, lokker iſt.

Für gehäbe hat man im Oberdeutſchen auch die Wörter häbig, behäb, behäbig, in eben dem Verſtande.

Gehäge [das]. 1. Ein ungehägter, d. i. mit einem Hage oder Zaune umſchloſſener Ort, Fr. Clos, Clôture, Enclos; und beſonders ein Bezirk, in welchem das Wildbret gehäget wird; ein Jagdrevier, wo niemand jagen darf, Fr. Chaſſe défendu, Reſerve. **Ein Ge-**

häge anrichten. Ein Fasanengehäge, Hasengehäge u. s. f. Daher Gehägeaufseher, der Aufseher über ein Gehäge der niedern Jagd; und Gehägebereiter, diejenigen Forstbedienten, welche die Gehäge oder Jagdgränzen bereiten; im gem. Leben Hägereiter. Einen Schlag ins Gehäge legen, im Forstwesen, einen Schlag oder Gehau mit Hägewischen abstecken, zum Zeichen, daß er gehäget werden soll; siehe Forst-Cameralwesen, Hag, und die mit Häge zusammen gesetzten Wörter. Einem in das Gehäge kommen oder gehen, figürlich im gem. Leben, in dessen Amt greifen, imgleichen sich etwas anmaßen, worauf nur der Andere ein Recht zu haben glaubt; Fr. aller sur les brisées de quelcun. Auch ein gehägtes Wasser, d. i. ein Bach, Fluß oder See, wo nicht ein jeder fischen darf, wird ein Gehäge genannt; siehe Hag und Hägen.

2. Ein Hag oder Zaun, und in weiterer Bedeutung zuweilen eine jede Einfriedigung. Ein Gehäge um den Berg machen, 2 Mos. 19, 12. 23.

Gehänge [das], von dem Zeitworte hängen. 1. Dasjenige, was hänget, in einigen besondern Fällen. 1) Der abhängige Theil eines Berges, ja einer jeden Fläche, besonders im Bergbaue, wo man es auch das Hangende nennet. 2) Die Kunststangen des Feldgestänges, wenn sie an ein Gelenk hängen, im Bergbaue, als ein Collectivum. 3) Herabhangende Zierrathen, besonders in den Zusammensetzungen Halsgehänge, Ohrengehänge u. s. f. 4) Das Eingeweide, im gem. Leben einiger Gegenden. Das Gehänge von Schweinen. Als ein Collectivum. Siehe Geschlinge. 5) Die herab hangenden Ohren der Jagdhunde, so auch das Gelappe genannt werden, bey den Jägern gleichfalls als ein Collectivum.

2. Dasjenige, woran etwas hanget. So wird bey den Jägern das Jägerzeug, woran das Hiefhorn hanget,

hanget, das Gehänge genannt. Siehe Gehenk, welches in dieser Bedeutung üblicher ist.

Gehäse [das], so nur bey den Jägern in den Zusammensetzungen Vordergehäse und Hintergehäse üblich ist, wovon jenes den vordern, dieses aber den hintern Theil eines Hasen bedeutet.

Gehäuse [das], ein Wort, welches ehedem sowohl für das einfache Haus, als auch collective von mehrern Häusern gebraucht wurde. Jetzt ist es im Hochdeutschen nur figürlich von verschiedenen Arten von Behältnissen üblich, welche gewissen Dingen statt eines Hauses dienen. Das Gehäuse einer Uhr, die äußere Kapsel oder Bekleidung derselben. Bey den Uhrmachern führen auch die beyden Platten, welche durch Pfeiler mit einander verbunden sind, und das Räder-Werk enthalten, diesen Nahmen. Das Gehäuse oder Kerngehäuse des Kernobstes, das Kern- oder Samenbehältniß derselben; siehe Griebs. Etwas uneigentlicher heißt der massive Theil eines Degengefäßes zwischen dem Stichblatte und Griffe, so auch das Kreutz genannt wird, bey den Schwertfegern das Gehäuse. Es begreift die Parierstange nebst dem Bügel in sich; siehe Th. IX S. 51.

Gehalt [der], ist für das einfache Halt im Hochdeutschen üblich, besonders in folgenden Fällen.

1. Der körperliche Inhalt, was ein Raum enthalten kann. Ein Faß von hundert Kannen Gehalt. Ein Haus hat vielen Gehalt, bequemen Raum, im gem. Leben auch Gelaß.

2. Dasjenige, was ein Körper von andern Dingen enthält, was ihm von andern Dingen beygemischt ist. Den Gehalt oder Halt eines Gesundbrunnens untersuchen, was für mineralische Theile er enthält. Besonders von Erzen und Münzen, von den ihrer Masse beygemischten edlen Metallen; Fr. Alloi. Der Gehalt der Erze. Eine Silbermünze von gutem Gehalte,

welche die gehörige Menge Silbers enthält. **Silber, welches an Gehalt zwölflöthig ist.** Da dieser Gehalt, welcher auch das **Korn** genannt wird, eigentlich den Werth der Münzen ausmacht, so wird auch das Wort **Werth**, Fr. Valeur, in diesem Verstande gebraucht.

3. Die Besoldung, Fr. Pension. Es bezeichnet eigentlich die Summe, für welche man jemanden zu seinen Diensten hält oder unterhält, und könnte also eine allgemeine Benennung seyn; man braucht es aber am meisten nur von Wittwen, die eine Gnadenpension genießen, von Hofmeistern der Kinder, von Haushof-Meistern und Kammerdienern: zum Unterschiede von **Besoldung**, welches man von vornehmen Personen oder öffentlichen Bedienten, von Personen die in öffentlichen Aemtern stehen; von **Sold** oder **Löhnung**, welches man von den Soldaten, und von **Lohn**, welches man von der geringsten Art der Bedienten sagt.

Einige halten das Wort Gehalt in dieser dritten Bedeutung für ein Neutrum, das Gehalt; vielleicht nur, weil es in einigen Gegenden in diesem Geschlechte üblich ist. Der Hochdeutsche Sprachgebrauch ist sowohl in dem einfachen Halt, als auch in dem zusammen gesetzten Gehalt für das männliche.

Gehau [das], im Forstwesen, derjenige Theil eines Waldes, wo Holz geschlagen oder gehauen wird, imgleichen, wo es geschlagen werden soll, auch, wo es ehedem geschlagen worden. **Einen Wald in zehen Gehaue eintheilen. Ein junges Gehau**, wo junges Laubholz anfliegen soll. Statt dieses Wortes ist in andern Gegenden auch **Hau, Gehauig, Hauung, Hieb, Schlag, Holzschlag, Meiß, Kabel** u. s. f. üblich. Siehe Th. XIV, S. 562, und 678.

Gehebe, siehe **Gehäbe**.

Geheck [das], bey den Jägern, ein Nest voll Vögel, so viel Vögel auf einmahl **gehecket** oder ausgebrütet werden, eine **Hecke**, ein **Flug**. Besonders die Jungen einer wilden Gans oder wilden Aente, ein **Zug**.

Geheim, verborgen, unbekannt, was verborgen ist, oder doch verborgen seyn soll, im gem. Leben heimlich, und im Gegensatze des öffentlichen. **Ein geheimer Ort. Eine geheime Treppe. Ein geheimer Gang. Eine geheime Zusammenkunft. Eine geheime Schreibart. Etwas vor einem andern geheim halten.**

In engerm Verstande, was nahe um den Fürsten ist, denselben und die innersten Landessachen betrifft. Daher ein **geheimer Rath**, oder **der geheime Rath**, die vornehmste Art von Räthen, welche überhaupt das, was zur Erhaltung eines Staates gehöret, besorgen; wenn anders ihre Würde nicht ein bloßer Titel ist. **Das geheime Siegel**, dessen sich der Fürst in seinen geheimen Ausfertigungen bedient. **Der geheime Staatsrath, geheimer Justizrath, geheimer Kammerrath, geheimer Kriegsrath** u. s. f. welche von höherer Würde sind, als die ordentlichen Staats-, Justiz-, Kammer-, Kriegs-Räthe. **In geheim**, auf eine geheime Art. **In geheim mit jemanden sprechen. In geheim nachforschen.**

Es ist nicht ganz richtig, daß geheim nur in gutem Verstande und bloß von wichtigen Dingen, gebraucht werde, wie Hr. Stosch will. Er würde sich richtiger ausgedruckt haben, wenn er gesagt hätte, daß heimlich mehr im gem. Leben, geheim aber vorzüglich in der anständigen und edlen Schreibart üblich ist, weil es zunächst aus dem Oberdeutschen herstammet. Viele sehen die Benennung geheimer Rath als ein zusammengesetztes Wort an, und schreiben es Geheimerrath; so aber unrichtig ist, weil ein Beywort, wenn es mit einem Haupt-Worte zusammen gezogen wird, allemahl eine Sylbe am Ende verlieret. Wäre es eine wahre Zusammensetzung, so müßte es Geheimrath heißen, wie man Geheimbuch und Geheim-Schreiber sagt. Mit mehrerm Rechte kann man es, wenn es eine Würde bezeichnet, mit einem großen G schreiben; Geheimer Rath. Das d, welches sich so gern dem m nachschleicht, geheimd, für geheim, ist im Hochdeutschen veraltet.

Geheim-Buch, apartes Buch, geheime Conto, Secretbuch, bey den Kaufleuten, ein geheimes Buch,

in welches sie ihre geheimsten Angelegenheiten verzeichnen, und es daher gern vor andern verborgen halten.

Es ist dieses Buch eines von den Hülfs- oder Nebenbüchern bey einer Proper- oder Eigenthumshandlung, und eigentlich dasjenige Inventarium, welches der Handlungspatron für sich allein führet, und darein er mit eigener Hand seine Handlungsgeheimnisse oder dasjenige einschreibt, was zwar seine Handlung mit angeht, seine Leute aber nicht wissen sollen, als da sind: die unbeweglichen Güter, die Kleinodien, Schaustücke ꝛc. imgleichen seine Passivschulden, was er für geheimen Aufwand und Ausgaben habe u. d. gl. Ein solches Buch wird allein von denjenigen Kaufleuten gebrauchet, die nicht selbst ihre Bücher führen, und gleichwohl ihrem Buchhalter oder Diener den eigentlichen Zustand ihres ganzen Vermögens nicht entdecken wollen.

Die Einrichtung besteht in Debet und Credit. Unter Debet bringt man sein ganzes Vermögen, als: Häuser, Gärten, Land-Güter, Mobilien, Barschaften, Waaren, Schulden, Zinsen, und alles, was man in Besitz hat. In Credit hingegen kommt die Gegenschuld, oder an wen man zu zahlen schuldig ist. Hierauf nun beruhet die ganze Handlung, indem der Patron alle seine Rechnungen und Facit gewiß darauf gründen kann. Denn, wenn eins von dem andern abgezogen wird, so erscheint das Netto-Capital, oder, was man mehr schuldig ist, als die Effecten zustrecken. Ob aber gleich solchergestalt ein Kaufmann sein Vermögen geheim halten kann, und nicht nöthig hat, die Rechnungen von Häusern, Landgütern, Mobilien ꝛc. den Handelsbüchern einzuverleiben: so können doch andere Rechnungen, die zur Handlung gehören, als: Cassaconto, Waarenconto, Personenrechnungen, Schiffsparten u. d. gl. mehr, nicht ausgelaßen werden, immaßen darin täglich ab- und zugeschrieben wird. Indessen können auch solche Rechnungen dem Hauptbuche einverleibet werden, ohne selbige Summen zu nennen, wodurch man denn seinen Zustand völlig verbirgt; und der Saldo kommt dennoch richtig heraus, indem bey solchen Umständen die Summe auch in dem Capitalconto ausgelaßen, und an dessen Statt ein Strich gezogen wird.

Geheim-

Geheim-Schreiber, eine in einigen oberdeutſchen Gegenden übliche Benennung eines Secretärs. In eben dieſen Gegenden wird auch eine Kanzelley, die Geheimſchreiberey, und archivaliſche Urkunden Geheimſchriften genannt.

Von der Geheimſchreiberey, oder Geheim-Schrift, den geheimen Schreibarten, werde im Art. Schreiben handeln.

Geheimniß, L. Arcanum, Myſterium, Fr. Myſtère, Secret. 1. Der Zuſtand, da eine Sache geheim iſt. **Das Geheimniß hört auf, ſo bald mehrere um die Sache wiſſen.**

2. Eine geheime, unbekannte Sache, vornehmlich in folgenden Fällen. 1) Ein geheimes, andern unbekanntes Kunſtſtück oder Hülfsmittel. **Das Geheimniß Gold zu machen. Ein Geheimniß** (geheimes Arzeneymittel) **wider das Podagra.** 2) Bey den Steinſetzern und Beſichtigern der Gränzen, werden die unverweslichen Stücke, welche auf eine geheime und nur ihnen bekannte Art unter die Gränzſteine geleget werden, Geheimniſſe genannt.

3. Was verſchwiegen oder unbekannt iſt oder bleiben ſoll. **Ein Geheimniß aus etwas machen. Die Abſicht ſeiner Reiſe iſt noch ein Geheimniß. Ein Geheimniß verrathen, ausplaudern.** Auch kleine und nachtheilige Umſtände, von welchen, wenn ſie bekannt werden ſollten, Nachtheil zu befürchten iſt.

Von den Geheimniſſen, d. i. Vortheilen und Kunſt-Stücken **der Kauf- und Handelsleute**, ſiehe Handlungs-Geheimniß.

Gehen. Ich habe oben, im Art. Gang, S. 4, fgg. von dem Gange der vierfüßigen Thiere, und inſonderheit der Pferde, gehandelt, von dem Gange des Menſchen aber in dem gegenwärtigen Artikel zu handeln verſprochen.

Der Mensch ist unter allen Creaturen die einzige, welche sehr langsam zum Gehen und zum Gebrauche der Gliedmaßen gelanget. Ein Vieh bequemt sich in etlichen Stunden nach der Geburt auf die Beine zu kommen; einige wenige befinden sich in etlichen Tagen dazu geschickt, und das Federvieh ist auch bald vermögend, durch Laufen oder Fliegen seine Nahrung zu suchen; der einzige vernünftige Mensch will Zeit und Wartung haben, ehe er auf die Beine kommt, und mit vielem Unterricht die Jahre erlangt, seine Glieder zur Bereitung seiner Nahrung anwenden zu können. Eine Ursache, daß ein Kind spät gehen lernt, ist unter andern auch diese, weil es den Leib aufrecht tragen, und nur auf zwey Füße sich stützen soll, wozu denn Zeit gehört, ehe es denselben in einem Gleichgewichte tragen lernt. Man wird auch an neugebornen Kindern noch in etlichen Wochen nicht gewahr, daß sie vermögend seyn, nur den Kopf in die Höhe zu halten; und gleichwohl müssen durch die Wärterinnen, von der Zeit an, Vorbereitungen und Anstalten zum Gehen nach und nach gemacht werden.

Man trägt sie erstlich gewickelt im Mantel, damit sie den Kopf in die Höhe halten lernen; darauf müssen sie sich zum Sitzen auf den Armen bequemen; endlich kommen sie, etwa nach Verlauf eines halben Jahres, zum Sitzen auf einem Tische oder auf der Erde. Gemeiner Leute Kinder werden, auf dem Boden sitzend, mit Küssen eine Zeitlang umstopfet, daß sie nicht um- oder vor sich auf das Gesicht fallen können. Mittelmäßiger Leute Kinder werden in kleinen Stühlen zum Sitzen gewöhnet. Dergleichen Stühle müssen, wenn ein Kind geneigt ist, einen in die Achseln eingesunkenen Hals zu bekommen, keine Armlehnen haben, weil diese die Achseln in die Höhe treiben, und dadurch der Hals in den Schultern bleibt. Vornehme Kinder haben den Schooß ihrer Ammen und Wärterinnen zur Lehr-

Schule.

Schule. Ueberhaupt aber erfordern sowohl vornehmer als gemeiner Leute Kinder, um diese Zeit genaue und beständige Aufsicht, wenn sie nicht Schaden leiden sollen. Sitzen müssen sie zwar lernen, und dazu gewöhnet werden; werden sie aber vom Anfange zu lange dazu angehalten, so wird bey ihnen gar leicht der Grund zu allerhand kränklichen Beschwerungen dadurch geleget, indem die Eingeweide des Unterleibes gepresset, und die Rücken- und Lenden-Muskeln zu lange in einerley Stellung bleiben müssen, wodurch sie leicht zu Krampf und Schmerzen geneigt werden. Kinder, welche gesund bleiben sollen, müssen, außer der Schlafzeit, in beständiger Bewegung, und in Veränderungen der Bewegung erhalten werden. Vom Sitzen gewöhnen sich gemeiner Leute Kinder zum Fortkriechen, welches sie zum Theil auf Händen und Füßen, zum Theil auf den Hinterbacken und einem Beine, mit Beyhülfe der Hände, thun. Die erstern pflegen sich nach dem Kriechen bald zum Gehen zu gewöhnen; die letztern aber pflegen lange bey ihrer Gewohnheit zu bleiben, weil sie in solcher Stellung geschwinde fortkommen können. Vornehmer Leute Kinder hingegen, denen es an hinlänglicher Wartung nicht fehlt, pflegen, außer den Stühlchen, sich weder an Sitzen noch Fortrutschen zu gewöhnen, sondern wollen so lange getragen seyn, bis sie endlich so weit kommen, daß sie an Gängelbändern, oder unter die Arme gezogenen Windeln, geleitet werden können.

Die Zeit, da ein Kind zu gehen anfängt, kann nicht auf einen gewissen Monath bestimmet werden; denn einige kommen auf die Beine, ehe sie noch ein Jahr alt werden; und von diesen sagt man, daß sie ihrem Jahre entgegen laufen. Andere aber bringen wohl anderthalb oder zwey Jahre hin, ehe sie sich wagen, allein durch die Stube zu gehen; in welchem Falle auch vieles auf die erbliche Disposition ankommt.

Je

Je länger aber das Gehen ausbleibt, je mehr Ursache hat man, auf eine verborgene Krankheit, insonderheit aber auf die Dürrsucht, die englische oder eine andere Krankheit, Verdacht zu haben. Indessen aber darf man sie nicht zu frühzeitig oder mit Gewalt zum Gehen ansträngen, indem bey vielen, welche zur englischen Krankheit geneigt sind, die Krankheit beym Anfange des Gehens ausbricht. Doch kann man solches Ansträngen zum Gehen nicht für die Haupt- sondern nur gelegentliche Ursache erkennen und annehmen; und reißt diese Krankheit bey einem Kinde einmahl ein, so verlernt es das schon angefangene Gehen wieder; und die Aeltern haben sich gewiß darauf zu versehen, daß es vor dem dritten Jahre nicht wieder auf die Beine kommt; ja bisweilen lernen solche Kinder wohl gar vor dem siebenten Jahre weder gehen noch reden.

Sollen gesunde Kinder das Gehen bald und wohl lernen, so müssen sie anfänglich an Windeln gehalten werden, daß sie nur schwebend die Füße zum Gehen gewöhnen. Warum der Gebrauch der Gangelbänder und Gängelwagen zu verwerfen sey, habe im XV Th. S. 626, fgg. gezeigt. Besser ist noch eine Gängel-Bank. Am besten aber, wenn man die Kinder in einen großen weiten Korb setzt, und ihnen Küssen unterleget. Hier lernen sie bald, sich am Rande des Korbes aufheben, und sich wieder niedersetzen. Sie gehen rund im Korbe herum, und können sich, wenn sie ja fallen, keinen Schaden thun. Es ist viel daran gelegen, daß man sich, wenn ein Kind auch fällt, alsdenn gar nicht darnach umsieht; dadurch werden sie dreist, und zugleich behutsam, und lernen sich in die Höhe heben. Nach Verlauf eines Jahres leitet man sie entweder an der Hand, oder stellt sie, sich selbst überlaßen, gegen Stühle, jedoch dergestalt, daß die Wärterinn beständig zur Hand bleibe, um selbige, wenn sie etwan gleiten sollten, halten zu können. Endlich läßt man

sie

ſie allein gehen, jedoch unter beſtändiger Aufſicht, weil, wenn ſie zumahl auf eine Seite fallen, ſie leicht die Füße oder Hüfte verrenken können, und hernach auf Lebenslang lahm bleiben müſſen. Man verwahrt ihnen auch, um dieſe Zeit, bis in das dritte oder vierte Jahr, den Kopf mit einem Fallhut, zumahl wenn es hurtige und muntere Kinder ſind, damit ſie das Geſicht nicht mit Narben verſchänden, oder der Hirnſchale oder dem Gehirne durch Fallen Schaden thun. Was ſonſt bey dem Gebrauche der Fallhüte zu bemerken iſt, findet man Th. XII. S. 155. Aus den Augen der Wärterinnen dürfen Kinder um dieſe Zeit nicht gelaßen werden, damit, wenn ſie fallen, man doch gleich gewahr werden könne, was für ein Glied verletzt oder beſchädigt ſey; anderer Gefahr, welche ihnen um dieſe Zeit von Fallen, Stürzen, Erſaufen oder ſonſt begegnen kann, nicht zu gedenken.

Gleichwie die Aerzte im 16 und 17ten Jahrhundert überall einen Ueberfluß an Arzeneymitteln geſucht und erfunden: alſo haben ſie auch in Anſehung des Gehens der Kinder ihre Vorſorge bewieſen, indem ſie, die Beine und Gliedmaßen zu befeſtigen und zu ſtärken, allerley Nerven-Salben und Spiritus vorgeſchlagen haben. Allein, wenn die Kinder ſonſt von geſunder Conſtitution ſind, ſo hat man dergleichen Hülfsmittel gar nicht nöthig; und merkt man ja eine Schwäche der Glieder, zum Gehen, bey ihnen, ſo unterſuche man die Urſachen derſelben, und erforſche, ob nicht etwan die engliſche Krankheit, die Dürrſucht, oder eine andere Krankheit dahinter ſey, ſo wird man auch leicht Mittel finden, ſolche Schwäche zu heben, oder ſie, bis zur gehörigen Zeit, mit Geduld an ihnen ertragen.

Ich gedenke noch einiger Arten eines fehlerhaften Ganges. 1. Manche Perſonen gehen wacke nd. Dieſes Gebrechen, wenn keine üble Gewohnheit, oder irgend ein Zufall, Schuld daran iſt, rührt von einer

Schwäche

Schwäche der Hüften her. Verschiedene junge Personen nehmen diese Ungestalt an, und behalten sie oft die ganze Lebenszeit. Die gewöhnliche Ursache liegt an den Ammen oder Wärterinnen, welche ihre Kinder allein, und ohne Hülfe, gehen laßen, ehe die Theile, welche die Last des Körpers tragen sollen, die gehörige Festigkeit erlangt haben. Um die hiervon entstandene Ungestalt zu verbessern, muß man zu Gürteln, welche den ganzen Umfang des Unterleibes zusammendrücken, und gegen die Seiten der Hüften wohl staffiert sind, seine Zuflucht nehmen. Dieses Zusammendrücken gibt im Gehen Dreistigkeit und Stärke, indem es die Hüften befestiget. Um diese Absicht noch mehr zu erreichen, kann man dieselben zugleich, einige Monathe über, Morgens und Abends mit einem Decoct von Feldrosen und Granatschalen, in gemeinen rothen Wein gesotten, waschen. Man thut in 2 Pfund rothen Wein, 1 Handvoll Feldrosen, 2 Loth Granatschalen, und die Hälfte von einer mittelmäßigen Quitte, und läßt es zusammen ungefähr eine Viertelstunde kochen. Dieses Mittel, wenn es bey Zeiten und fleißig gebraucht wird, thut große Wirkung.

2. **Andere haben einen plumpen und schweren Gang.** Dieses Gebrechen kommt gemeiniglich daher, daß, da man die Kinder mit sich gehen läßt, man sich nicht genug nach ihrem Gange richtet, sondern geschwinder geht, als die Kinder gehen können, ohne sich zu zwingen. Die Sache ist von äußerster Wichtigkeit. Die Schenkel sind, wenn man geht, ein mehr oder weniger geöffneter Zirkel. Da nun die Schenkel eines Kindes viel kürzer, als einer erwachsenen Person ihre, sind: so öffnet das Kind, welches den Gang derjenigen, mit denen es geht, annehmen will, den Zirkel seiner Schenkel über das Maß, welches ihm ihre Kürze gemächlich zu thun erlaubt; welches denn dasselbe zu großen Schritten gewöhnet, und ihm denjenigen

plum-

plümpen und schweren Gang gibt, welchen es hernach behält, wofern man nicht dafür sorgt, es von dieser Gewohnheit abzubringen, welches aber sehr schwer ist. Nicht zu gedenken, daß viele Kinder, wenn sie auf diese Art im Gehen wenig geschonet werden, kurzathemig und lungensüchtig werden können.

Das Gehen ist eigentlich ein abwechselndes Stehen auf einem Fuße, wenn man es in so fern betrachtet, als der Körper dabey in einer gewissen Stellung anhaltend bleibt. Daher greifen diejenigen, welche ihr Brod mit Gehen verdienen müssen, ihre Füße und Gelenke auf eben die Weise an, wie diejenigen, welche beständig stehen; nur daß ihnen die beständige Umwechselung der Füße und die Leibesübung dabey zu gute kommen. Die steifen Knie, bebenden Füße, und Reißen in denselben, sind gemeine Krankheiten der alten abgelebten Fußbothen.

Geh-Werk, in den Räderuhren, dasjenige Räderwerk, welches das Gehen der Uhr hervorbringt, im Gegen-Satze des Schlagewerkes.

Gehenk [das]. 1. Verschiedene Arten von Zierrathen, welche angehänget, oder angehenket werden; Nieders. Hängsel. Ein Halsgehenk, Ohrengehenk u. s. f. Siehe Gehänge.

2. Dasjenige, woran ein anderer Körper gehenket wird; besonders ein Gürtel, in und an welchen der Degen gehenket wird; das Degengehenk; siehe Th. IX. S. 55.

Gehirn (*) [das], L. Cerebrum, Fr. Cerveau. 1. Eigentlich dasjenige weiche weiße Wesen in der Höhle der Hirn-

(*) Im Oberdeutschen lautet dieses Wort nur Hirn, bey dem Stryck er Hiern, im Dänischen Hierne, Schwed. Hiaerne. Das Ge scheint eine bloße müßige Verlängerung zu seyn, weil auch das einfache in collectiven Verstande von der ganzen Masse dieses Wesens gebraucht wird. Dieses ist auch im Hochdeutschen nicht ganz fremd, wenigstens bey den Dichtern nicht. In den Zusammensetzungen aber ist Hirn beynahe noch üblicher

Schwäche der Hüften her. Verschiedene junge Personen nehmen diese Ungestalt an, und behalten sie oft die ganze Lebenszeit. Die gewöhnliche Ursache liegt an den Ammen oder Wärterinnen, welche ihre Kinder allein, und ohne Hülfe, gehen laßen, ehe die Theile, welche die Last des Körpers tragen sollen, die gehörige Festigkeit erlangt haben. Um die hiervon entstandene Ungestalt zu verbessern, muß man zu Gürteln, welche den ganzen Umfang des Unterleibes zusammendrücken, und gegen die Seiten der Hüften wohl staffiert sind, seine Zuflucht nehmen. Dieses Zusammendrücken gibt im Gehen Dreistigkeit und Stärke, indem es die Hüften befestiget. Um diese Absicht noch mehr zu erreichen, kann man dieselben zugleich, einige Monathe über, Morgens und Abends mit einem Decoct von Feldrosen und Granatschalen, in gemeinen rothen Wein gesotten, waschen. Man thut in 2 Pfund rothen Wein, 1 Handvoll Feldrosen, 2 Loth Granatschalen, und die Hälfte von einer mittelmäßigen Quitte, und läßt es zusammen ungefähr eine Viertelstunde kochen. Dieses Mittel, wenn es bey Zeiten und fleißig gebraucht wird, thut große Wirkung.

2. **Andere haben einen plumpen und schweren Gang.** Dieses Gebrechen kommt gemeiniglich daher, daß, da man die Kinder mit sich gehen läßt, man sich nicht genug nach ihrem Gange richtet, sondern geschwinder geht, als die Kinder gehen können, ohne sich zu zwingen. Die Sache ist von äußerster Wichtigkeit. Die Schenkel sind, wenn man geht, ein mehr oder weniger geöffneter Zirkel. Da nun die Schenkel eines Kindes viel kürzer, als einer erwachsenen Person ihre, sind: so öffnet das Kind, welches den Gang derjenigen, mit denen es geht, annehmen will, den Zirkel seiner Schenkel über das Maß, welches ihm ihre Kürze gemächlich zu thun erlaubt; welches denn daſſelbe zu großen Schritten gewöhnet, und ihm denjenigen

plum-

plumpen und schweren Gang gibt, welchen es hernach behält, wofern man nicht dafür sorgt, es von dieser Gewohnheit abzubringen, welches aber sehr schwer ist. Nicht zu gedenken, daß viele Kinder, wenn sie auf diese Art im Gehen wenig geschonet werden, kurzathemig und lungensüchtig werden können.

Das Gehen ist eigentlich ein abwechselndes Stehen auf einem Fuße, wenn man es in so fern betrachtet, als der Körper dabey in einer gewissen Stellung anhaltend bleibt. Daher greifen diejenigen, welche ihr Brod mit Gehen verdienen müssen, ihre Füße und Gelenke auf eben die Weise an, wie diejenigen, welche beständig stehen; nur daß ihnen die beständige Umwechselung der Füße und die Leibesübung dabey zu gute kommen. Die steifen Knie, bebenden Füße, und Reißen in denselben, sind gemeine Krankheiten der alten abgelebten Fußbothen.

Geh-Werk, in den Räderuhren, dasjenige Räderwerk, welches das Gehen der Uhr hervorbringt, im Gegen-Satze des Schlagewerkes.

Gehenk [das]. 1. Verschiedene Arten von Zierrathen, welche angehänget, oder angehenket werden; Nieders. Hängsel. Ein Halsgehenk, Ohrengehenk u. s. f. Siehe Gehänge.

2. Dasjenige, woran ein anderer Körper gehenket wird; besonders ein Gürtel, in und an welchen der Degen gehenket wird; das Degengehenk; siehe Th. IX. S. 55.

Gehirn (*) [das], L. Cerebrum, Fr. Cerveau. 1. Eigentlich dasjenige weiche weiße Wesen in der Höhle der Hirn-

(*) Im Oberdeutschen lautet dieses Wort nur Zirn, bey dem Stryker Hiern, im Dänischen Hierne, Schwed. Hiaerne. Das Ge scheint eine bloße müßige Verlängerung zu seyn, weil auch das einfache in collectiven Verstande von der ganzen Masse dieses Wesens gebraucht wird. Dieses ist auch im Hochdeutschen nicht ganz fremd, wenigstens bey den Dichtern nicht. In den Zusammensetzungen aber ist Zirn beynahe noch üblicher

Hirnschale, welches aus zwey Kugeln besteht, wovon die größere im engern Verstande das **Gehirn**, die kleinere aber das **Gehirnlein** oder **Hirnlein**, L. Cerebellum, Fr. Cervelet, genannt wird. Daher die figürlichen, doch nur im verächtlichen Verstande und im gem. Leben üblichen Redensarten: **kein Gehirn im Kopfe haben**, wenig Verstandeskräfte; **ein leeres Gehirn haben**, wenig Einsichten, wenig Verstand haben; **das kommt nicht aus seinem Gehirne**, aus seiner Einsicht, von seiner Erfindung; **im Gehirne nicht wohl verwahret seyn**, nicht bey gesundem Verstande seyn u. s. f. weil man das Gehirn gemeiniglich für den Sitz und die Werkstätte der Seele hält.

2. Figürlich, ein Mensch, eine Person, in Beziehung auf seine Verstandeskräfte, doch nur im Scherze und verächtlichen Verstande.

Aus der Zergliederung sowohl des Gehirnes überhaupt, als auch seiner einzelnen Theile insbesondere, welche man in den zur Anatomie und Physiologie gehörigen Werken findet, erhellet, daß die schöpferische Natur in keinem andern Eingeweide, als in diesem, einen größern Vorrath der feinsten und zartesten Werkzeuge, welche zusammen genommen, das Ganze desselben ausmachen, angebracht habe, und daß selbst die regelmäßige Ordnung und künstliche Verbindung derselben so fein und sauber geschehen, daß so gar, der mühsamsten Untersuchungen ungeachtet, dieselbe eben so wenig ganz aufgelöset, als die eigentliche Bestimmung eines jeden noch zur Zeit genau entdecket werden können. In Ansehung

cher als Gehirn. Es scheint dieses Wort eigentlich zu Horn, Angelf. Hyrn, zu gehören, welches ehedem von einem weit größern Umfange der Bedeutung war, als jetzt. Die Niedersachsen nennen das Gehirn den Brägen, Engl. Brain, Angelf. Bregen, Holländ. Bregne, welches eigentlich auch dessen Behältniß, die Hirnschale, bedeutet, und in diesem Verstande mit dem Griech. βρεγμα, das Vorderhaupt, übereinkommt.

ſehung der Blutgefäße ereignet ſich hier der ganz beſondere und eigene Fall, daß deren mehrere, ſowohl zu- als abführende Gefäße, als ſonſt irgendwo, in dem Gehirne angetroffen werden, daher man denn ſchon aus der häufigen Menge Blutes, welche durch vier bis fünf große Pulsader-Aeſte dahin gebracht wird, abnehmen kann, daß in dieſem Eingeweide die Abſonderung eines ſehr gemeinnützigen und edlen Saftes geſchehen müſſe. Dieſes iſt denn nun eigentlich der Gehirngeiſtige Nervenſaft, Fluidum nerveum ſpirituoſum welcher in der äußerſt zarten und feinen Gehirnmaſſe von dem Blute abgezogen und geläutert, und ſofort in die hohlen Nervenfibern, die auch alle darum aus dem Gehirne ſelbſt entſpringen, abgeleitet wird; und auf ſolche Weiſe wird hier der erſte und unmittelbare Grund theils zu der Empfindung, theils zu der Bewegung, als der unterſcheidenden Eigenſchaft eines thieriſchen Körpers, geleget, weshalb man es auch den Sammelplatz der Empfindungen, Senſorium commune, zu nennen pfleget.

Unter dieſe höchſt nützliche und allgemeine Vortheile, welche ſich von dem Gehirne auf alle Theile und übrige Verrichtungen des Körpers erſtrecken, gehört auch noch der erhabene Vorzug, daß die Seele ſelbſt in dieſem Eingeweide ihren wahren und beſondern Sitz habe, auch deswegen alle eigentliche Seelenhandlungen in demſelben urſprünglich entſtehen. Je reitzbarer nun ein Thier iſt, und je ſtärker und feiner ſeine Empfindungen ſind, deſto größer iſt auch ſein Gehirn. Es hat daher der Menſch unter allen Thieren das größte Gehirn; bey den Vögeln iſt es kleiner, als bey den vierfüßigen Thieren, aber verhältnißmäßig größer als bey den Amphibien und Fiſchen; und ſo nimmt daſſelbe an Größe und Gewicht ſtuffenweiſe nach und nach auch bey den übrigen Thieren ab. Das Gehirn der vierfüßigen Thiere kommt, den jetzt angeführten Unterſchied

schied der Größe ausgenommen, in Ansehung seines Baues, äußerlichen Gestalt und übrigen Einrichtung, mit dem Menschengehirne ziemlich überein. Unter dieser Art Thiere selbst aber äußert sich darin einige Verschiedenheit, daß die fleischfressigen und wilden Thiere ein kleineres, diejenigen hingegen, welche sich vom Grase nähren, vor jenen ein größeres Gehirn haben. Ungeachtet man in dem Gehirne der Vögel einen und andern innerlichen Theil vermisset, so hat es doch, gegen den übrigen Körper gerechnet, einigermaßen noch immer einen ziemlich weitläuftigen Umfang und ein ansehnliches Gewicht. Bey den Amphibien und Fischen ist das Gehirn, gegen den Kopf und den übrigen Körper gerechnet, sehr klein, nicht so gewölbt und rund, wie bey den vorigen, sondern mehr flach und zusammengedrückt, und richtet sich überhaupt nach der Gestalt des Kopfes. Es hat eine aschgraue, mit weißen Puncten und Strichen vermischte Farbe, und ist gleichsam in drey Lappen, nähmlich zwey vordere und einen hintern, welcher letztere das Hirnlein vorstellt, unterschieden. Uebrigens ist die Masse desselben nicht so fest, wie bey andern Thieren, und es ist äußerlich mit einem schaumigen Schleime umgeben. Bey den Insecten und Würmern ist es ein sehr geringer, einfacher und fast unmerklicher Theil, welcher aufs höchste nur einen halbgespaltenen Knoten vorstellt, welcher sich in einen langen Rückenmarkfaden, der ebenfalls hin und wieder knotige Absätze hat, verlängert, wie denn auch die Zergliederer diesen Thieren insgesammt das Hirnlein absprechen.

Gleichwie man nun in allen Thieren, welche Kopf und Augen haben, entweder ein vollkommenes Gehirn mit allen seinen Theilen, oder ein unvollkommenes, oder doch wenigstens einen ähnlichen Abdruck und eine Spur desselben antrifft: so fehlt dagegen dieses Haupt-Eingeweide allen kleinern Gewürmen, Polypen, Wasser-

ſerthierchen, Mikroſkopthierchen, Zoophyten, Meernesſeln, Bandwürmern u. d. gl. man müßte denn einen von den langen weißen Streifen oder Fäden, welche ſich wenigſtens an den letztern durchaus, nähmlich vom Anfange bis zu Ende, mitten durch ihren Körper der Länge nach wahrnehmen laßen, gleichſam als eine ähnliche Vorſtellung und als ein Gegenbild eines Rükkenmarkes anſehen, ohne dabey weiter auf die Nothwendigkeit eines wirklichen Gehirnes zu ſchließen.

Außer dem Gehirne findet ſonſt gar keine Empfindung Statt. Wenn es daher verletzt oder beſchädiget wird, ſo leidet die Empfindung im ganzen Körper; ja der Menſch oder Thier kann ſogar davon ſterben.

Was den diätetiſchen Gebrauch der Gehirne betrifft, ſo wird das Gehirn von Vögeln, weil es etwas trockener und dichter iſt, für geſunder, als das von vierfüßigen Thieren gehalten. Das Gehirn in einem gebratenen Hammel- und Lammskopfe wird am häufigſten verſpeiſet, doch wegen ſeines ſüßlichen Geſchmackes insgemein mit allerley Gewürze gut zugerichtet, und auf die in Butter geröſteten Semmelſchnittchen aufgeſtrichen. Auch iſt das Mark im Kalbskopfe beliebt, den man gekocht, und, wegen der Weichlichkeit ſeines Fleiſches, mit einer ſauern Brühe zu eſſen pfleget. Das Gehirn von Ochſen, Schafen und Schweinen iſt ſchlechter am Geſchmacke. Das Gehirn der Haſen und Kaninchen ſoll, nach dem Bruyerin, das Gedächtniß ſchwächen; ich bin aber einem Jeden gegen dieſes Unglück Bürge, wenn er dieſe Speiſe verdauen kann. Denn das iſt bey dem Gehirne und Rükkenmarke aller vierfüßigen Thiere kein geringer Umſtand, daß es feucht und ſchleimig, und daher ſchwerverdaulich iſt. Man kann nicht viel davon ohne Ekel genießen, und es verdirbt leicht in unſerm Magen, drückt denſelben, und verurſachet Sodbrennen, Magenweh und Coliken. Daher muß man es mit Ge-

würzen oder sauern Brühen zugerichtet, oder gebraten, mit Pfeffer und Salz essen. Eben deswegen hielt Pythagoras das Gehirn und Mark der Thiere für eben so schädlich als die Bohnen, und verboth dessen Genuß seinen Schülern eben so nachdrücklich. Unter den Gehirnen der Vögel, haben, nach dem Elsholz das Gehirn der Hühner, Repphühner, Fasanen und Pfauen, den Vorzug.

Man pflegt auch kleine Kuchen mit Gehirne von Thieren zu füllen, welche Hirnküchlein genannt werden; auch Würste mit Schweinsgehirne zu füllen, welche Hirn- oder Gehirn-Würste heißen; wovon im Art. Wurst ein Mehreres vorkommen wird.

Gehirn-Entzündung bey dem Rindvieh. Die Gegenwart dieser Krankheit erkennt man daran, wenn die Haut des ganzen Leibes, und die Hörner an jener Stelle zunächst am Kopfe sehr heiß und trocken befunden werden; wenn die Augen roth, feurig, entzündet sind, und das Licht nicht ertragen können; wenn die Zunge trocken und mit einem zähen Schleim überzogen ist, welche aber bey einem höhern Grade der Krankheit ganz schwarz wird. Das Fieber ist dabey sehr heftig, mit großer Unruhe, Ekel vor allem Futter, dagegen aber mit unersättlichem Durst begleitet; doch hat man auch zuweilen beobachtet, daß das Trinken dabey gänzlich verabscheuet worden. Im Anfange ist das Vieh gemeiniglich schläfrig, und beuget den Kopf tief zur Erde, den es aber im Fortgange der Krankheit in die Höhe hält. So sind sie auch im Anfange sehr wild, schlagen den Kopf wider die Wände, und brüllen zuweilen fürchterlich. Wenn aber, bey dem Fortgange der Krankheit, die Entzündung in den Brand übergegangen ist, so läßt der Schmerz nach, sie werden ruhig, legen sich nieder, die Augen werden trübe, und es fließt aus diesen und aus der Nase eine zähe Materie, welche häßlich riecht; Anzeigen, daß in diesem letztern Zustande

ſtande das Uebel ganz unheilbar ſey, und ein baldiger Tod erfolgen werde.

Die Entzündung des Gehirns iſt zweyerley; ſie entſteht nähmlich entweder als eine Krankheit für ſich, oder ſie äußert ſich bey andern vorhergegangenen und gegenwärtigen Krankheiten, und begleitet alſo dieſe als ein Nebenzufall; wie man ſolches inſonderheit bey der Viehſeuche faſt beſtändig beobachtet. Die Urſache der für ſich entſtehenden Gehirnentzündung iſt gemeiniglich eine heftige Wirkung der Sonnenhitze, der das Vieh zum öftern auf der Weide, bey dem Zuge, und auf Straßen bloß geſtellt iſt. Sie entſteht aber auch von ſtarker und lange anhaltender Erhitzung des Leibes, beſonders wenn das Vieh zugleich Mangel an Trinken leidet; denn hierdurch vertrocknen die Gefäße, das Blut wird dick, und es erzeugt ſich eine wahre Entzündung in den Häuten des Gehirns, welche zuweilen in ſehr kurzer Zeit in den Brand, und ſchnellen Tod, übergehen. Was aber bey dieſer Krankheit am unglaublichſten ſcheinen ſollte, iſt, daß auch hier das Uebel nicht ſelten in eine wirkliche Verhärtung der Theile übergeht.

Das erſte und wirkſamſte Heilungsmittel bey dieſer Krankheit, iſt ein frühzeitiger und ſehr ſtarker Aderlaß, den man an der Halsader anſtellt, und jeden Tag zweymahl ſo lange wiederhohlt, bis ſich das Entzündungsfieber merklich gelinder zeigt; welches man an dem verminderten Durſte, geringern Hitze und langſamern Pulsſchlage abnehmen kann. Zugleich gebe man innerlich unausgeſetzt, alle zwo Stunden, einen Eß-Löffel voll von dem oben, S. 522, beſchriebenen Pulver, welches man vorher mit friſchem Waſſer oder dem gewöhnlichen Getränke abgerührt hat. Das gekochte Waſſer (ſiehe eb. daſ. No 2.) muß entweder allein, oder mit der Hälfte Molken (Serum lactis) vermiſcht, zum allgemeinen und beſtändigen Getränke, je mehr

je beſſer, kalt zu ſaufen gegeben werden. Hiernächſt iſt auch nöthig, daß man alle Morgen und Abend ein aus 2 Pfund Molken und 2 Loth Salpeter beſtehendes Klyſtier gebe. Ueber die Stirn, das Genick und die Schläfe, leget man leinene Tücher, welche täglich dreymahl mit dem warm gemachten Mittel No. 3 (*) befeuchtet werden. Es iſt auch nützlich, den warmen Dampf von eben dieſem Mittel öfters in die Naſe ziehen zu laßen, oder auch zugleich etwas davon laulich in dieſe Theile einzuſpritzen. Alle 4 Füße umwickelt man von den Klauen an, bis zu dem mittlern Gelenke, mit einem Pflaſter von Sauerteig, der mit etwas Salz vermiſcht, und mit einer hinlänglichen Quantität Eſſig verdünnet worden, und erneuert dieſes Pflaſter alle Abend mit einem friſchen.

Von dem Verhalten mit der Fütterung bey der Gehirnentzündung, iſt hier deswegen keine Vorſchrift nöthig, weil das Vieh bey dieſer Krankheit ohnehin alle Nahrungsmittel verabſcheuet. Im Fall aber hierzu eine Luſt verſpühret würde, ſo hat man ſich nach der im XI Th. S. 94, gegebenen Anweiſung zu verhalten. Die Luft, in welcher das kranke Vieh ſteht, muß weder zu warm noch zu kalt ſeyn.

Die Cur, der von andern Krankheiten entſtehenden Hirnentzündung, kommt mit der jetzt beſchriebenen Heilart, in Abſicht auf die äußerlichen Mittel, überein; die innerlichen Mittel aber muß man dabey ſtets nach der Hauptkrankheit und deren Urſache, wodurch die Hirnentzündung hervorgebracht worden iſt, einrichten, wozu man in den davon handelnden Artikeln die gehörige Anweiſung finden wird.

Ge-

(*) Mittel No. 3. Friſches Waſſer, 4 Pfund; Weins Eſſig, 1 Pfund; Campher, ½ Loth. Der Campher wird zuerſt mit einem Löffel voll Brannt-Wein abgerieben, und hernach mit dem Eſſig und Waſſer vermiſcht.

Gehirn-Saft, siehe oben, S. 641.

Gehirn-Schale, siehe Hirn-Schale.

Gehirn-Wurst, siehe oben, S. 644.

Gehöft [das], ein vorzüglich im Niedersächsischen übliches Wort, alle zu einem Ackerhofe gehörigen Gebäude zu bezeichnen, ein Hof. **Ein Dorf von dreyßig Gehöften.** Im mittlern Lat. Hoffata.

Gehölz [das]. 1. Eine Sammlung von Holz, d. i. Bäumen, ohne deſſen Größe zu beſtimmen, ein Wald, im gem. Leben auch ein Holz, eine Holzung. In manchen Gegenden iſt dieſes Wort nur von kleinern, in manchen aber nur von größern Wäldern üblich. Siehe Holz.

2. Das an einem Dinge befindliche Holzwerk.

Gehör [das], von dem Zeitworte hören, den Schall empfinden. 1. Das Vermögen, die Fähigkeit, zu hören, oder den Schall zu empfinden, L. Auditus, Fr. Ouïe. **Ein gutes, ein ſcharfes, ein leiſes Gehör haben.** Fr. avoir l'ouïe fine. In engerem Verſtande zuweilen auch ein gutes, richtiges Gehör. **Wer Stimme und Gehör hat, hat Anlage zum Singen.**

2. Der Zuſtand, da man etwas höret oder anhöret. 1) Eigentlich, doch nur in einigen Fällen. **Etwas aus dem Gehöre haben,** es gehöret haben, von Hörenſagen haben. 2) In weiterer und figürlicher Bedeutung. (a) **Einem Gehör geben,** ihn anhören; L. Audientia, Fr. donner audience. **Einem das Gehör verſagen,** ihn nicht anhören wollen. **Der Geſandte wurde zum Gehör gelaßen, bekam Gehör, erlangte Gehör,** d. i. Audienz. (b) Die Befolgung des Gehörten, die Beſtimmung ſeines Verhaltens nach denſelben. **Einer Bitte Gehör geben,** ſie erfüllen.

3. Das Werkzeug des Gehöres, die Ohren, in welchem Verſtande die Jäger die Ohren der Sauen das Gehör zu nennen pflegen.

Eine Erklärung, wie das Hören geschieht, hat man in physiologischen Werken zu suchen; eine Belehrung aber, wie Kinder und junge Leute zum Rechthören gehörig anzuweisen seyn, wird, als ein wichtiger Theil der Erziehungskunst, der Absicht gegenwärtigen Werkes gemäß seyn. Das Hören bemerkt man bey Kindern gemeiniglich später als das Sehen; dagegen aber ist auch das Ohr unter allen Gliedmaßen dasjenige, dessen Verrichtungen bey dem Menschen stärker und länger, als der übrigen ihre, währen. Wenn sich nun bey Kindern das Gehör nach und nach völlig eingefunden hat, und man merkt, daß sie auch leise Töne hören, so muß man sie durch Locken und Drohen, durch Befehlen und Verbiethen ꝛc. erst im Hören üben. Indessen geht es mit dem Gehör fast wie mit dem Sehen. Die Kinder hören wohl; man merkt aber doch auch oft, daß sie vieles nur obenhin hören, oder verhören. Man muß daher erst eine gute Zeit verfließen, und sie in der Sprache eine gewisse Fertigkeit erlangen laßen, ehe man sie zum Rechthören anweisen, und über ihre Fehler in diesem Stücke bedeuten kann. Bey eigentlichen Ohrenfehlern kommt es auf eine Cur an, die man Aerzten überlaßen muß. Vorausgesetzt also, daß Kinder so weit sind, daß man eine ordentliche Anweisung hierin bey ihnen anbringen kann: so muß man hier einen Unterschied machen, sie in flatterhafte, stupide und gesetzte eintheilen, und jede Gattung auf eine für sie angemessene Art behandeln.

Die flatterhaften Kinder haben die Art, daß sie, wenn man mit ihnen spricht, theils allerhand fremde Dinge im Kopfe haben, theils sich die geringsten Kleinigkeiten, die ihnen etwa vor das Auge oder Ohr kommen, im Zuhören hindern laßen. Das macht sie oft so verwirrt, daß sie beynahe nichts von dem, was man mit ihnen spricht, hören. Wenn sie aber ja auch etwas hören, so sind es ein Par Sylben und Wörter,

wor-

woraus sie sich, indem sie sich allerley dazu denken, Begriffe formiren, die gerade diejenigen nicht sind, welche sie sich aus der völlig angehörten Rede hätten formiren können und sollen. So verwechseln sie auch öfters Wörter mit andern, die etwa im Laut etwas ähnliches haben, und meinen daher Sachen gehört zu haben, woran man nicht gedacht hat. Wenn man ihnen nicht bey Zeiten diesen Fehler abgewöhnet, so hängt er ihnen, wenn sie hernach erwachsen, auf beständig an, und es werden Leute aus ihnen, mit denen eben dieses Fehlers wegen nicht viel anzufangen ist. Man spricht von einem solchen Menschen: er hört nur halb. Flatterhafte Kinder haben sonst manches gute und schätzbare in ihrem übrigen Character. Sie wollen gern gebraucht seyn, und freuen sich, wenn man ihnen etwas auszurichten gibt. Sie sind überaus willig zu allem, sie greifen sich dabey an, und sind sehr eifrig und emsig, daß man sich darüber freuen muß. Allein, ihr hastiges Wesen, welches sie zugleich an sich haben, und welches bloß von ihrer Faselhaftigkeit herkommt, verdirbt alles dieses Gute. Ihre vorschnelle Art läßt sie nicht dazu kommen, daß sie nur aushörten, was man von ihnen eigentlich haben will; es wird ihnen Zeit und Weile lang, wenn sie zuhören sollen; es ist ihnen alles zu weitläuftig, was man mit ihnen spricht; sie haben alles, ihrer Meinung nach, völlig verstanden; sie stehen immer auf dem Sprunge, und möchten lieber eine Sache schon ausgerichtet haben, ehe sie noch wissen, was sie ausrichten sollen. Wie? wenn ich liese? ist der faselhaften Kinder, besonders wenn sie es in einem hohen Grade sind, ihr Symbolum. Was man ihnen alsdenn sagt, davon verstehen sie nur höchstens die ersten Worte, die übrigen hören sie unter dem Laufen entweder gar nicht, oder doch nur obenhin, so, daß sie davon in ihrem Ohre keine weitere Empfindung haben mögen, als die man sonst etwan von einem rauschenden Was-

ser hat, wobey man nichts distinctes denken kann. Man muß Kindern auch diese Unart abgewöhnen, denn sie hindert dieselben sehr, dasjenige, was sie hören, recht zu hören; ja, sie pflegen bey diesem ihren hastigen Wesen und Rennen öfters auch so gar das wenige, was sie gehört, auch wohl recht gehört haben, wieder zu vergessen, kommen alsdenn wieder, und wissen nicht das geringste mehr von demjenigen, was man gesagt hat. Man muß also diese Kinder nicht laufen laßen; man nehme sie, wenn es nicht anders seyn kann, bey dem Arme, und halte sie fest, oder befehle ihnen, da zu bleiben, und was man ihnen zu sagen hat, völlig auszuhören. Sie bloß zu fragen: hast du mich verstanden? ist nicht genug, denn sie sind mit dem Ja gleich fertig, und werden niemahls Nein sprechen, denn sie bilden sich immer ein, alles recht gehört und wohl verstanden zu haben. Man sage ihnen also eine Sache zwey oder drey mahl, damit sie dasjenige, was sie beym ersten mahle verhört haben, doch auf das zweyte oder dritte mahl fassen. Man kann sie auch nach dem Inhalt des Gesprochenen fragen. Wie man bey einem Rechen-Exempel so genannte Proben macht, um zu sehen, ob man recht gerechnet habe: so ist die verlangte Wiederhohlung des Gesagten vom Kinde gleichsam eine Art von Probe, woraus man abnehmen kann, ob sie recht gehört haben. Wissen sie nichts mehr, so sage man es ihnen, nach vorher gegebener Erinnerung, aufmerksam zu seyn, noch einmahl, bestehe aber zugleich auf gedachte Wiederhohlung dessen, was sie gehört haben. Auf diese Art kann man auch zugleich erfahren, ob die Schuld wirklich am Nichtrechthören der Kinder, oder an etwas anders, liege, wenn die Wirkungen von unsern Reden an die Kinder nicht diejenigen sind, die wir erwarten. Gleichwie man etwas lesen, und den Buchstaben nach recht lesen kann, ohne das Gelesene zu verstehen: also kann auch ein Kind manches hören,

auch

auch wohl recht hören, ohne deswegen das Gehörte sogleich zu verstehen.

Eine Hauptmaxime, wenn man faselhafte Kinder zum Rechthören bringen will, ist auch diese, daß man ihnen wenigstens Anfangs nicht mehrerley auf einmahl zu hören gibt; denn sie vergessen entweder eins über dem andern, oder sie verwechseln eins mit dem andern. Es thun dieses auch sehr oft erwachsene Leute, die im Rechthören in ihrer Kindheit nicht geübt worden sind; und diese Verwechselung mehrerer auf einmahl gehörter Dinge ist die Ursache mancher komischen Vorfälle im gemeinen Leben, die man in den so genannte Vademecum, Jocoseriis und dergleichen historischen Büchern zu sammeln, und damit Leser zu belustigen pflegt, die an dergleichen Dingen Geschmack finden. Man gewöhne also Kinder dazu, daß sie erstlich nur einen einfachen Auftrag recht hören, und wenn sie mit der Ausrichtung desselben fertig sind, gebe man ihnen einen andern. Wenn man sie darin fleißig geübt hat, so kann man ihnen mit der Zeit, und nach und nach auch mehrere und verschiedene Sachen auftragen, bis man ihnen endlich 4, 5, 6 Sachen auf einmahl befehlen kann, die sie eins nach dem andern, ohne eins über dem andern zu vergessen, oder manches darunter verkehrt auszurichten, ins Werk setzen sollen. Die Uebung thut hierbey viel.

Es geschieht auch wohl sehr oft, daß Kinder, besonders, wenn man ihnen etwas befiehlt, zwar hören, auch wohl recht hören, aber sich dabey stellen, als ob sie es nicht hörten, oder doch nicht recht gehört hätten. Hier liegt die Schuld an ihrem Willen. Es ist, mit Einem Worte, Ungehorsam, welcher freylich auch eine Art von Nichtrechthören ist. Hierher gehört das Sprüchelchen: Wenn ein Kind nicht hört, muß es fühlen. Und ich setze noch hinzu: Wenn ein Kind nicht recht hört, muß es recht fühlen. Schläge mit der flachen Hand, auch derbe Schläge von dieser Art, sind taube Schläge; sie fruchten nichts, und man kann Kindern an ihrer Gesundheit damit schaden. Ich rechne besonders dahin die so genannten Maulschellen und Ohrfeigen. Ich halte nicht viel von Aeltern und Lehrern, die sich mit dergleichen Strafen abgeben. Die Birke ist eigentlich für dergleichen Kinder gewachsen.

Manche Aeltern scheinen sonst in der Meinung zu stehen, je stärker sie, wenn sie etwas gebiethen oder verbiethen, in die Kinder hinein schreyen, je besser müßten sie es hören. Allein, die Erfahrung lehrt gerade das Gegentheil. Kinder gewöhnen

sich

ſich ſo daran, daß, wenn man ihnen etwas befiehlt, ſie nicht einmahl darauf merken, wenn man nicht aus vollem Halſe ſchreyet; und auch alsdenn beſinnen ſie ſich doch noch wohl, ob ſie es hören wollen. Ich bin gerade der entgegen geſetzten Meinung. Je gelaßener und ruhiger man mit Kindern ſpricht, man möge ihnen zu befehlen oder ſonſt was mit ihnen zu ſprechen haben, je beſſer hören ſie. Wenn demnach beyde Aeltern mit einander darin übereinkommen, ihre Kinder in dieſem Stükke egal zu behandeln, ſo werden ſie alsdenn flatterhafte und haſtige Kinder durch ihr Beyſpiel nicht nur ebenfalls zu einer Art von gelaßenem Weſen, ſondern auch in kurzer Zeit zum Recht-Hören bringen.

Ich will noch etwas weniges von der **Behandlung ſtupider ſowohl als geſetzter Kinder in Abſicht des Rechthörens** hinzu fügen. Der erſten Gattung von Kindern mag es meiſtentheils nicht ſowohl am Rechthören, als vielmehr daran fehlen, daß ſie das Gehörte nicht faſſen können. Es iſt hierbey nichts zu thun, als daß man ſich bemühe, mit ihnen ſo zu ſprechen, daß es ihnen faßlich und verſtändlich ſey. Ich ſage nicht nur, faßlich überhaupt, ſondern: ihnen faßlich. Man muß daher die Schuld des Nichtrechthörens, und mithin auch des Nichtrechtfaſſens der Kinder nicht immer in den Kindern, ſondern öfters auch in ſich ſelbſt ſuchen. Man thut manchen Kindern Unrecht, wenn man ſie für ſtupide ausgibt, da eigentlich der Vortrag für ſie zu hoch iſt. Der Satz: was mir verſtändlich iſt, iſt auch einem Kinde verſtändlich; iſt gewiß ein höchſt falſcher Satz. Man muß erſt mit Kindern recht reden können; alsdenn werden, cæteris paribus, auch die Kinder, ſelbſt ſtupide ausgenommen, recht hören, folglich auch das Gehörte faſſen lernen.

Bey geſetzten Kindern bedarf es nicht viele Anweiſung, dasjenige, was ſie hören, recht zu hören. Ermunterungen zur Aufmerkſamkeit kann man wohl dann und wann bey ihnen anbringen; allein, auch dieſe ſind nicht nöthig, wenn der Vortrag ſonſt angenehm iſt, und mit einer freundlichen Miene begleitet wird.

Das

Das Rechthören findet sich alsdenn bey ihnen von selbst. Eines solchen Vortrages müssen sich Lehrer insonderheit befleißigen. Kinder von dieser Art haben auch die gute Eigenschaft an sich, daß, wenn man ihnen etwas aufträgt, sie nicht sogleich laufen und rennen, sondern stehen bleiben, und alles, was man zu sagen hat, völlig aushören. Verstehen sie etwan eins und das andere von dem Gehörten nicht, so thun sie allerhand Fragen deswegen, und ruhen nicht eher, als bis sie alles völlig gefaßt haben; sie hören also mit Verstande und Ueberlegung, mithin recht. Daß sie auch das Nichtverstandene gewissermaßen recht gehört haben, sieht man daraus, weil sie darüber weitern und nähern Unterricht begehren. Ihre Fragen muß man ihnen, wenn man kann, beantworten. Ich sage: wenn man kann; denn sie thun oft Fragen, wobey man nicht weis, was man antworten soll. In diesem Falle muß man sich auf eine Wendung besinnen, wodurch man den Antworten entgeht; oder, wenn einem nichts einfallen will, muß man es wenigstens machen, wie es Hr. Prof. Basedow in seinem Elementarbuche für Kinder macht; Kinder! spricht er daselbst einmahl übers andere: Kinder! das will ich euch ein andermahl sagen. Auf diese Art kommt man doch wenigstens für dieses mahl vom Antworten los. Man wird auch bemerken, daß diese Gattung von Kindern, wenn man ihnen etwas erzählt oder beschreibt, das über ihren Horizont ist, frey heraus sagen: das verstehe ich nicht; da hingegen flatterhafte sich einbilden, es auch wohl sagen, daß sie alles verstanden hätten, stupide Kinder aber gemeiniglich in dergleichen Falle stille zu schweigen pflegen.

54 und 55 St. des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1773.

Vielerley äuß- und innerliche Zufälle können das Gehör schwächen, oder gar wegnehmen. Im letztern Falle ist wenig Hülfe; im erstern aber kann man sich verschiedener, sowohl Arzeney- als mechanischen Mittel bedienen.

Zu

Zu den Arzeneymitteln wider ein schweres und übles Gehör, gehören insonderheit folgende. Man rührt einen kleinen Theelöffel voll Ingber, mit eben so viel Salz, und etwas von einem gebratenen Apfel durch einander, und leget es jeden Abend frisch auf die Schläfe, nimmt es aber des Morgens wieder ab. Man hat Erfahrungen, daß dieses Hausmittel den in einer schweren hitzigen Krankheit erlittenen Verlust des Gehörs, welcher sehr lange gedauert, und wogegen andere Mittel nicht helfen wollen, curirt habe.

Leipz. Sammlungen, 7 Band, S. 203, f.

Im 7 St. der Hannov. nützl. Sammlungen, v. J. 1757, Col. 111, wird folgendes Mittel wider das üble Gehör, und Sausen und Brausen der Ohren bekannt gemacht. Man soll von Weidenbäumen, die im Frühlinge geköpft worden, die jungen Ausspröslinge nehmen, aus solchen den Saft pressen, und denselben täglich in die Ohren tröpfeln.

Oder: Man nehme süße Milch, welche vorher abgerahmt ist, eine Tasse voll, und ein Stück Knoblauch, und laße beydes in einem neuen irdenen Topfe ein Par mahl aufkochen; sodenn gieße man es durch, nehme von der dünnen lauwarmen Milch einen Theelöffel voll, und gieße solche in das schadhafte Ohr. Wenn sie kalt zu werden anfängt, wird der Kopf auf die Seite gehalten, damit die Milch heraus laufe. Dieses muß des Tages dreymahl geschehen. Des Abends nimmt man, bey dem Schlafengehen, ein wenig Baumwolle, tunket diese in frisch ausgepreßtes süßes Mandelöhl, und leget sie in das Ohr. Hiermit continuirt man so lange, bis der Effect davon verspühret wird.

37 St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1757, Col. 591.

Oder: Man nimmt einen alten Oehlkrug, der nicht rein gemacht ist, sondern worin noch Oehl kleber, wickelt ihn in rohen Brodteig ein, macht von eben demselben Teige einen Pfropf darauf und läßt ihn im Backofen backen. Sodenn wird der Pfropf weggethan, und man

läßt

läßt den Dunſt, ſo heiß als es zu leiden iſt, in das Ohr. Dieſes Mittel muß aber einige Zeit lang, wöchentlich verſchiedene mahl, gebrauchet werden.

9 St. des Leipz. Int. Bl. v. J. 1768, S. 89.
Fränkiſche oekonomiſch-landwirthſchaftl. Mannigfaltigkeiten, 1 B. 6 St. Schwab. 1777, 4. S. 20.

Ein berühmter Medicus in Breslau hat wider das ſchwere Gehör folgendes Pulver angerühmt. Man ſchälet wilde Kaſtanien, ſchneidet ſie in Stücken, läßt ſie trocknen, ſtampfet ſie in einem Mörſer, und treibt ſie durch ein feines Haarſieb. Dieſes Pulver ſchnupfet man ein. Man kann es auch mit andern Schnupftoback, oder mit Majoran, vermiſchen.

S. M. v. Rohr oeconomiſche Reliquien, 1 Zehend. Bresl. 1769, gr. 8. S. 18, f.

Zuweilen entſteht ein ſchwaches Gehör, oder gar der Verluſt deſſelben, von dem in den Ohren, wegen unterlaßener fleißiger Reinigung derſelben, verhärteten Schmalze. In dieſem Falle ſoll man, zur Reſolution deſſelben, durch eine Feder oder Pfeiffenſtiel zum öftern Tobacksrauch hinein blaſen.

7 St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1757, Col. 112.
Eine, aus dem 1 Th. des 49 B. der Philoſ. Tranſact. a. d. J. 1755, Art. 35, S. 213—221, von mir überſetzte Abhandlung des Hrn. Jonath. Wathen über die Wiederherſtellung des Gehörs bey Verſtopfung des innern Gehör-Ganges, oder der Euſtachianiſchen Trompete, ſ. im 12 St. des neuen Hamb. Magaz. 1767, 8. S. 561—575; und eine andere Ueberſetzung davon, im 33 St. des Wittenb. Wochenbl. a. d. J. 1771, S. 269—273.

Was die mechaniſchen Mittel und Werkzeuge, wodurch der Mangel des Gehörs größtentheils erſetzt wird, als: Gehörhörner, Gehörröhrchen, Sprachtrichter für Harthörige (Fr. Cornet), und andere ſo genannte Gehörmaſchinen (Inſtrumenta acuſtica), betrifft, ſo hat man mancherley Erfindungen davon. Ich werde die vornehmſten, mir bekannt gewordenen beſchreiben.

Einige, deren Gehör schwächer geworden ist, erleichtern sich das Hören dadurch, daß sie ihre hohle Hand an die Ohren halten, indem solcher gestalt der Schall in das Ohr hinein geleitet wird.

Einige behelfen sich mit einem **Gehörhorne** von Silber oder Messing, welches sie mit dem Mundstücke dicht auf das Ohr setzen, und dadurch auch ganz leise gesprochene Worte hören können. Ein solches Werkzeug, Fig. 862, sieht wie ein kleines Posthorn, oder wie eine gewundene Schnecke, aus, welche gegen die Mitte immer enger wird, um einen kleinen Platz einzunehmen. Aus dem Mittelpuncte geht eine fast gerade enge Röhre, a, in das Ohr, und der Redende spricht indessen in das weite Ende b.

Das Gehörhörn, welches Hr. v. Uffenbach in dem Cabinet des Hrn. D. Wolfarth zu Cassel gesehen hat, und welches er im 1 Th. seiner **Reisen**, Frf. und Leipz. 1753, gr. 8. S. 29, beschreibt, (siehe Fig. 863) hat ebenfalls eine weite Oeffnung, und geht unten ganz spitzig zu, wovon das spitzige Ende wie eine Schnecke gedrehet ist. Unten hat es einen langen Stiel mit einer Handhabe, damit es bequem getragen, und beständig mit der Spitze in das Ohr gehalten werden könne. Auswendig war es mit schwarzen Leder überzogen, und inwendig von Messing.

Eine Gehörröhre mit einem Trichter, nach der Angabe des Hrn. Abt Nollet, im 3 Bande seiner **Kunst physikalische Versuche anzustellen**, Lpz. 1771, 8. S. 46, findet man Fig. 864 a) abgebildet. a ist ungefähr ein paraboliſcher Trichter, welcher drittehalb Zoll in der Oeffnung hat, in dessen Grunde sich ein rundes Loch von 7 bis 8 Linien im Durchmesser befindet. An dem Rande dieses Loches ist auswendig ein Ring gelöthet, welcher 6 bis 7 Lin. lang ist, und ein wenig schräg abgeht, damit er genau und straff auf das gebogene Ende der Röhre b c passe. Diese beide Stücke

kann

kann man aus einander nehmen und in der Taſche tragen; und wenn man Gebrauch davon machen will, füget man ſie zuſammen, und leget das Ende b in das Ohr, indem man die Oeffnung des Trichters der Perſon, welche redet und welche man hören will, gegen über wendet.

In dem Cabinet des Hrn. Abt Schmid zu Helmſtädt, hat Hr. v. Uffenbach einen Tubum acuſticum von Glas geſehen, deſſen unterſte Spitze, die ins Ohr geſteckt wird, von Meſſing iſt. Siehe Fig. 864 b).

Eine andere Erfindung von Gehörmaſchinen, welche ſich aus Holland herſchreibt, und wovon der gelehrte Hr. D. Schäffer in Dortmund mir eine Nachricht und Zeichnung mitzutheilen die Geneigtheit gehabt hat, ſtellt Fig. 865 dar. Die cylinderförmige Röhre, von a bis c, iſt 21 ¾ Zoll lang, und beſteht aus 2 Stücken, welche in a und b über einander geſchoben werden. In d iſt ein Knöpfchen von Elfenbein angebracht, welches in das Ohr geſteckt wird. Die Oeffnung dieſes Knöpfchens iſt ungefähr vom Diameter einer mittelmäßigen Erbſe. Daß die Röhre aus mehrern Stücken beſtehe, welche in einander geſchoben werden, iſt nicht allein darum, damit man die Maſchine ſtückweiſe in der Taſche bequem überall bey ſich tragen könne, ſondern auch in a deswegen vorzüglich nöthig, damit man der Maſchine eine verſchiedene Richtung geben könne. Denn, wenn AB nach dem Orte, wo der Schall herkommt, gerichtet wird, ſo fällt er in gerader Linie auf die durchlöcherte Platte AB, und wird nothwendig dadurch verſtärkt; alsdenn ſammelt ſich die in Bewegung geſetzte Luft in der Ründung CDE, wird von da zurück in die glockenförmige Röhre n. 1. deren Baſis nur an zween Orten in C und D durch ein ganz dünnes ſchmales Plättchen befeſtigt und angelötet iſt, reflectirt und aufgenommen, und dringt weiter noch durch wiederhohlte Reflexionen in der Röhre abcd bis in das Ohr. Vielleicht

leicht wirkt auch die Ründung CDE auf eine ähnliche Art, wie ein Sprachgewölbe. Die ganze Maschine ist von Blech, und mit einem Firniß überzogen, ausgenommen die Krümmung von c bis d, welches Stück von Messing gemacht ist. Der Diameter der siebförmigen und horizontal laufenden Platte AB, beträgt $4\frac{3}{4}$; die Länge von A bis C, und von B bis D, wo die Ründung anfängt, $3\frac{1}{4}$; und der Diameter von CD, ebenfalls $3\frac{1}{2}$ Zoll.

Gemeiniglich macht man die bisher beschriebenen Gehör-Hörner und Gehörröhren von Blech oder Messingblättern; am besten aber wäre es, wenn man sie von dünnem Silber verfertigen ließe, weil zugleich durch die Resonanz der Schall noch mehr verstärket werden würde. Sonst kann man sie auch von Buchs-Baum, oder von Elfenbein drechseln laßen. Aus was für Materie man sie aber auch machen möge, so muß allemahl die innere Fläche hart, regulär und recht glatt seyn.

Hierher gehören auch die von Hrn. du Quet, im 2 Th. der Machines & Inventions, approuvées par l'Acad. R. d. Sc. publiées par Mr. *Gallon*, à Par. 1735, gr. 4. No 110—116, S. 119—129, beschriebenen Gehörmaschinen. Siehe Fig. 866—871.

Fig. 866. AB ist ein Trichter von weißem Blech, von Kupfer oder Silber, an welchen eine gebogene Röhre von eben derselben Materie, BCD, angelötet ist. Der Deckel BE, welcher mit sehr kleinen und dicht an einander stehenden Löchern durchbohrt ist, wird nach der Seite des Schalles, den man deutlich vernehmen will, hingekehret. Die innere Structur einer solchen Maschine, welche bey FG vorgestellet wird, begreift ein Becken GHI in sich, welches beynahe nach einer Parabel-Linie gekrümmt ist. Der Focus davon befindet sich auf dem Trichter BE. Die Seite des Beckens HG erstreckt sich bis an den Rand der Röhre BG, in welche der Schall geleitet worden.

Die Wirkung einer solchen Maschine läßt sich auf folgende Art erklären. Wenn man die in dem Deckel des Trichters BE befindlichen Löcher, gleichsam als eben so viele Oeffnungen eines Sprachrohrs betrachtet, wird der Schall dadurch zusammen gezogen, so, daß er sich in einer geringern Quantität der zu das Sprachrohr eingeschlossenen Luft befindet, da denn eine

solche geringe Quantität der Luft, wenn sie stärker in Bewegung gesetzt wird, den Schall desto empfindlicher machet. Die Krümme des Beckens HG kann vieles beytragen, daß der Schall der Stimme besser fortgetrieben und deutlicher gemachet wird. Wenn nun die in der Röhre BC eingeschlossene Luft, durch die Stimme in eine starke Bewegung gesetzt worden, so theilt sie hernach ihre Bewegung dem Ohre mit, welches an D angeleget wird. Solchergestalt bekommt das Ohr einen weit stärkern Eindruck von einer vernehmlichen Stimme in EB, oder auch in einem jeden äußerlichen Puncte, wenn er nur nicht zu weit von dem Sprachtrichter entfernt ist.

Ein paraboloidisches Becken, wenn es bey Laternen angebracht wird, wirft die Strahlen des Lichts mit der Axe parallel zurück, so daß sich dem Becken nichts entgegen setzt. Hier aber kann die Stimme, wenn sie zurück prallt, keinen Ausgang finden, weil ihr nicht nur der Deckel entgegen steht, sondern auch die äußere Luft sie treibt und nöthigt, daß sie längst den Seiten von dem Becken fortlaufen muß, wo sie alsdenn einen Ausgang findet, der sie bis an den, an der Oeffnung des Ohres angelegten, Knopf hergeleitet. Diese Maschine kann in BC aus einander genommen werden, um sie desto bequemer in die Tasche zu stecken und mit sich führen zu können.

Fig. 867. AB ist ein Sprachtrichter, welcher dem vorher beschriebenen in Fig. 866 ähnlich ist. Diese Gehörmaschine ist hier an ein in Gestalt einer Krücke formirtes Rohr befestigt. Das Rohr durchschneidet aber nicht den Trichter, sondern sein oberer hohler Theil CD ist auf der großen Platte AE, so wie dessen unterer Theil auf gleiche Weise an dem Boden BF befestigt. Der Trichter begreift ein Becken GHI in sich, welches dem in der vorhergehenden Gehörmaschine ähnlich, und gleichsam dem Boden nach fast paraboloidisch ist. Dieser Boden behält beständig einerley Figur. Ein Theil von seinen Enden geht über seinen Focus, um eine gebogene Röhre LMN zu formiren, deren Schaft LM senkrecht steht, und in den Schaft CD eingeschlossen ist. Dieser reicht bis an den kleinen Schaft F, welcher, da er mit einem Loche durchbohrt ist, an das Ohr gehalten wird, und den Schall, der sich um dasselbe hören läßt, deutlich zu vernehmen gibt.

OSR, ist eine Gehörmaschine, welche von jener nur darin unterschieden ist, daß man sie auf einen Hut setzen kann. Die Spitze P befindet sich vorn; die Flügel rechter und linker Hand sind an die Seiten SR und OS befestigt. An den Enden O und R

ſind Knöpfe, welche den bey andern Gehörmaſchinen angebrachten Knöpfen ähnlich ſind. Dieſe gehen in die Löcher, welche nach der Form eines Hutes gemacht ſind, und gelangen bis an die Ohren. Der obere Theil S iſt gleichfalls mit vielen Löchern durchbohrt, auf welche ſich die Oeffnung des Beckens TVX beziehet. Dieſes Becken hat eine Figur, die dem äußern Ohre ſehr nahe kommt, ſo, daß die Seiten, die am Rande ſtehen, ſich an die Knöpfe O und R erſtrecken.

Fig. 868. AB iſt ein Sprachtrichter, wie die in beyden vorhergehenden Maſchinen. Auf dem äußern Theile iſt eine halbe Plattmütze oder ein eiſernes Hutkreutz BCD, welches an den halben Umfang des Trichters und an die Röhre EF zur rechten Seite C angelötet iſt. Der Nutzen dieſes Hutkreutzes beſteht darin, daß man eine größere Menge Luft ſammeln kann, die, wenn ſie geſchlagen und in Bewegung geſetzt wird, in den Trichter vermöge der über DEB gemachten Löcher zurück ſtößt. Inwendig in dem Trichter befindet ſich ein Becken HILM, welches denen in vorbeſchriebenen Maſchinen ähnlich, und von einer faſt paraboloidiſchen Geſtalt iſt, wo die Luft, wenn ſie auf den Boden zurück prallt, durch die Röhre M in die äußere Röhre EFG geleitet wird, deren Knopf G bis an die Oeffnung des Ohres gelanget. Dieſe Art Maſchine iſt eigentlich für Weibsperſonen, um unter der Haube getragen zu werden, beſtimmt. Der Theil CAED richtet ſich nach der Form der Stirn, und die Arme CF, BG gehen längſt den Seiten vom Kopfe herab, und begleiten die Knöpfe bis an die Ohren. Oben darüber wird die Haube aufgeſetzt. Der Druck der Luft geſchieht oben bey CED, wo viele Löcher durchbohrt ſind; daſelbſt findet auch keine Bedeckung Statt.

Dieſe Gehörmaſchine beſteht aus 2 Theilen. Was den Theil H betrifft, ſo hat man die Vorderſeite abgenommen, damit die innere Einrichtung zu ſehen ſey. Es befindet ſich daſelbſt ein Blatt von weißem Blech, welches nach der äußerlichen Figur durchſchnitten iſt. Dieſes Blatt iſt oben angelötet, und ergreift die Krümme LM, welche die Stimme in die Oeffnung N der Röhre treibt, durch welche ſie der Länge nach fortläuft und bis an den Knopf gelanget.

Die Maſchine OP gehört für Mannsperſonen, iſt nach der Form einer Plattmütze gemacht, und beſteht aus 2 Theilen. Sie findet ihren Platz unter der Perrücke, und bekommt den Eindruck des Schalles von unten hinauf, wie ſolches in RQ vorgeſtellt iſt. ST zeigt die gewölbte, und OP die hohle Seite.

Fig.

Fig. 869. AB iſt die Spitze von der Gehörmaſchine, welche man in die Oeffnung des Ohres ſtecket. Der Schaft BCDE iſt der Canal, welcher den Schall bis zur Spitze A bringt. Der Körper der Maſchine kommt an die rechte Seite der Bruſt zu liegen. Der vordere Theil ILGH, welcher nach dem Schall gerichtet wird, iſt mit vielen Löchern durchbohrt. Inwendig befindet ſich ein krummgebogenes Holz, dem man eine ſolche Figur geben muß, die am beſten den Schall zurück prellet. Der Schall aber geht in das Ohr durch den Canal IE, welcher in DC gekrümmt iſt, damit er über die Schulter, und von da weiter bis an das Ohr dringen könne, ohne daß etwas davon zu bemerken iſt. Man kann dem krummgebogenen Holze eine paraboliſche Figur geben, damit die Stimme recht zurück pralle, und im Ohre beſſer vernommen werden möge.

Fig 870. Der Sprachtrichter AB, iſt von denen bey vorhergehenden Gehörmaſchinen weiter nicht unterſchieden, als daß der Boden C oben weit und unten enge iſt, ſo, daß er beynahe eine paraboloidiſche Linie formiret. Die Platte A iſt mit vielen Löchern durchbohrt. Mitten auf dieſer Platte ſteht der Schaft DE; an demſelben befindet ſich der Aufſatz EF, welchen man in die Oeffnung des Ohres ſtecket. Dieſer Schaft, welchen man eine Röhre nennen kann, iſt verlängert. Inwendig in dem Trichter befindet ſich noch ein anderer Trichter GH, deſſen größte Oeffnung über der Ründung der Maſchine iſt. Hierdurch geſchieht nun, daß die Luft, wenn ſie von dem Schalle beweget wird, ſich in den Sprachtrichter begibt, und nach der Länge der äußern Seiten des andern Trichters herum läuft. Hierauf aber, wenn ſie ſich in dem Focus der paraboliſchen Linie, auf welchen ſie prallt, wieder ſammelt, wird ſie in denſelben (nähmlich in den kleinern Trichter) verwieſen. Letztere Erfindung kommt der oben, S. 657 beſchriebenen, und Fig. 865 abgebildeten, am meiſten bey.

Fig 871, ſtellt einen von Hrn. du Quet erfundenen Arm-Stuhl für Harthörige und Taube dar. Man füget an einen ordinären Armſtuhl AB, zwo Gehörmaſchinen, auf jede Seite eine, und zwar ſolche, die einigen der oben beſchriebenen ähnlich ſind. Die Oberfläche CD, welche mit vielen Löchern durchbohrt iſt, iſt in einen hervorragenden Theil eingefaßt, der auf der äußern Seite des Armſtuhles zu einem Eingange EF beſtimmt iſt. Wenn nun die Perſon, welche da ſitzet, etwas hören und vernehmen ſoll, ſo redet man an dieſer Stelle. Die Röhre der Maſchine GH iſt in der Breite des Backens an dem

Stuhl zwischen dem Futter bey IL enthalten. Der Knopf M geht in das Innere N dieses Stuhles, so daß derjenige, der auf der Seite OP gesehen wird, dem ersten EF entgegen steht.

Die Maschine CDR enthält in dem innern Grunde des Trichters R ein Becken S, welches inwendig der Gehörmaschine, Fig. 866, ähnlich ist. Dieses Becken ist beynahe von einer Parabel-Linie. Einer von den Rändern formirt den Anfang einer Röhre T, welche gekrümmt ist, und deren Spitze V sich in H mit der Röhre der Maschine vereiniget. Die sitzende Person kann ihr Ohr auf die eine sowohl als auf die andere Seite wenden. Hält man z. E. das Ohr auf die Seite OP zu dem Knopf, den man sehen kann, so wird man, wenn man den Knopf in die Oeffnung des Ohres stecket, dasjenige, was an der äußern Seite des Stuhles gesprochen wird, gar leicht vernehmen.

Noch bequemer ist ein **künstliches Ohr**, oder ein von dünnem Bleche in Gestalt eines Ohres gemachtes Gefäß, welches an das Ohr gehänget und unvermerkt getragen werden kann. Dergleichen beschreibt Herr v. Uffenbach, a. ang. O. S. 257, wie er sie in dem Cabinet des Hrn. Abt Schmid zu Helmstädt gesehen hat. Siehe Fig. 872 a) und b). Diese Maschinen sind darin vor andern sehr nützlich und bequem, weil man sich ihrer bedienen kann, ohne daß ein Anderer sehen könne, daß man einen Mangel am Gehör habe, indem sie so klein gemacht werden können, daß man sie ohne Hinderniß und Uebelstand unter der Perrücke oder den Haaren unvermerkt tragen kann. Die erste, Fig. 872 a) war ein dünnes messingenes Blech, in Gestalt eines Ohres, dessen Enden umgebogen waren, so daß der Rand des Ohres darein passet. Auswendig war es nach der Mitte ein wenig eingebogen, und hatte an dem tiefsten Orte eine kleine Oeffnung, wodurch der Schall mehr angeschlagen, und also weiter und stärker getrieben wird. Das zweyte Instrument, Fig. 872 b) wurde von dem Hrn. Abt besonders gerühmt, und für das beste gehalten. Es war dasselbe gleichfalls von dünnem Messingblech, und fast wie ein Schirm, oder Schein des Ohres, gebildet. Der eine Rand war ein wenig eingebogen, und der andere stand herauswärts, und paßte genau um das Ohr; daß also selbiges um so viel vergrößert und breiter wurde, damit

mit es den Schall vollkommen auffangen, und nach dem Innern des Ohres reflectiren könne.

Von Schärfung des Gehörs durch Sprach-Rohre, siehe den Art. Sprachrohr.

* * *

Unter allen Thieren, ist es insbesondere bey Pferden unangenehm und schädlich, wenn das Gehör entweder bey ihnen geschwächt oder gar völlig unterdrückt ist; denn taube oder schwer hörende Pferde sind gemeiniglich scheu, und setzen ihre Reiter in Lebens-Gefahr.

Eine Beschädigung der innern Gehörwerkzeuge; eine Unempfindlichkeit der Nerven, welche zu den Ohren gehen; ein Fluß in den Ohren; Ohrenschmalz, welches sich in so großer Menge angesammelt und den Gehörgang verstopft hat, können das Gehör schwer machen, oder auch eine gänzliche und wahre Taubheit verursachen. In den erstern Fällen ist nicht viel Hoffnung zur Cur. Bey einem Flusse kann man sich den Gebrauch eines Haarseiles am Halse, oder eines Fontanelles, empfohlen seyn laßen. Sind die Ohren durch Ohrenschmalz verstopft, so muß man dieses herausbringen, und es, in dieser Absicht, allenfalls wenn es verhärtet ist, vorher durch Mandelöhl, welches man in die Ohren hinein tröpfelt, erweichen.

Gehör-Hörner,
Gehör-Maschinen,
Gehör-Röhrchen,
} siehe oben, S. 655, fgg.

Gehörn [das], bey den Jägern, die Stangen mit ihren Enden an den Hirschen und Rehböcken, welche bey den erstern auch das Geweih heißen; als ein Collectivum.

Gehorsam [der]. 1. Die Bereitwilligkeit, und in engerer Bedeutung, die Fertigkeit, sein Verhalten nach den Befehlen eines andern zu bestimmen; L. Obedientia,

Fr. Obeïssance. **Widerspenstige Unterthanen wieder zum Gehorsam bringen. Der Obrigkeit allen Gehorsam aufsagen, ihr den schuldigen Gehorsam versagen.**

Der **Gehorsam** gegen die Befehle, Gesetze und Verordnungen des Regenten, ist die wesentliche Pflicht aller Unterthanen, ohne welche die Verfassung einer Republik unmöglich bestehen kann. Denn, indem sie zu Beförderung ihrer Glückseligkeit eine höchste Gewalt über sich gesetzt haben, so ist der Mangel des Gehorsams den hauptsächlichen Endzwecken einer Republik gerade zuwider. Der Regent ist, die Ursache seiner Befehle anzuzeigen, nicht allemahl schuldig, weil die Geheimnisse des Staats und der Regierung ohne Nachtheil nicht entdecket werden können. Der Gehorsam der Unterthanen darf sich daher nicht auf die Güte und Nützlichkeit der Gesetze und Befehle gründen, sondern ein jeder Unterthan muß zu der obersten Gewalt das Vertrauen haben, daß sie keine Befehle geben werde, welche nicht der Glückseligkeit des Staats gemäß sind. Auch in eingeschränkten Regierungsformen ist der Gehorsam niemahls zu verweigern, gesetzt, daß auch die Befehle wider die Freyheit der Unterthanen zu laufen scheinen. Denn die Wohlfahrt des Staates ist das höchste Gesetz in demselben, und die Unterthanen können die geheimen Ursachen des Regenten einzusehen nicht verlangen. Es kann auch in zweifelhaften Fällen die Entscheidung bey ihnen keinesweges beruhen. Hingegen ist gewiß, daß der Mangel des Gehorsams die wesentlichste Pflicht der Unterthanen und die Wohlfahrt des Staates über den Haufen wirft. Gesetzt auch, daß ein Regent durch seine Gesetze und Verordnungen die Gränzen seiner Macht überschritte, und die Freyheit der Stände und Unterthanen wirklich verletzte: so dürfen doch vernünftige Unterthanen, außer beweglichen Vorstellungen, ihrer Pflicht und Gehorsam zuwi-

der

der nichts unternehmen, weil die Entbrechung des Gehorsams nur ihr größeres Unglück, innerliche Kriege und den Untergang der Republik verursachet.

2. In einigen Städten, ein Ort auf dem Rathhause, wo entweder ungehorsame Bürger und widerspenstige Unterthanen auf eine Zeitlang in Verhaft gesetzet, und zu Beobachtung ihrer Schuldigkeit, oder auch saumselige Schuldner zur Bezahlung dessen, was sie schuldig sind, angehalten werden; siehe oben, S. 587.

Gehr-Hobel, } siehe **Gehren** 2. 1).
Gehr-Maß, }

1. **Gehre** [die], ein nur in einigen Gegenden, z. B. in der Mark Brandenburg, übliches Wort, die Wachs-Scheiben in einem Bienenstocke zu bezeichnen, welche in Niedersachsen **Mahrten**, an andern Orten **Waben**, das **Rooß** u. s. f. heißen.

Dieses Wort hat eine sehr deutliche Aehnlichkeit mit dem Lat. Cera und Cerae, so wie Wabe mit Favus. Da aber nicht glaublich ist, daß die Deutschen die Bienenzucht von den Italienern sollten erlernet haben, so erhellet auch hieraus die ältere Uebereinkunft dieser Sprachen, welche nur allein in einer gemeinschaftlichen Abstammung von einer weit ältern Mutter-Sprache ihren Grund haben kann.

2. **Gehre** [die]. 1. Eine schräge Richtung, die Richtung eines Körpers, nach welcher er mit dem Horizonte einen spitzigen Winkel macht; nur bey den Werkleuten, welche dieses Wort auch **Göhr**, **Göhre** sprechen. Daher **gehrig**, eine **Gehre** oder schiefe Fläche habend. **Gehrig geschnittene Leisten, Armzwickel** u. s. f. Siehe **Gehren** 2, 1).

2. Verschiedene Arten spitziger Werkzeuge, Keile, schräge oder spitzig zulaufende Körper u. s. f. Siehe **Gehren** 1.

Gehren [der] oder die **Gehre**, ein altes, nur noch in den gemeinen Mundarten in mancherley Bedeutungen übliches Wort.

1. Eigentlich, ein spitziges Werkzeug, ein Pfeil, Spieß, Gabel u. s. f. welcher bereits sehr alte Gebrauch noch in verschiedenen Gegenden Ober- und Nieder-Deutschlandes vorhanden ist. In dem alten Fragmente eines Gedichts auf den Krieg mit den Saracenen bey dem Schilter kommt Der Ger und Gar, mehrmahls für einen Wurfspieß vor. In der Schweitz ist die Geere eine Gabel, mit welcher die Fische gestochen werden. **Ein rothes Geereneisen mit zwey Widerhaken**, Bluntschli, welche Bedeutung auch das Holländ. Gheer hat. Daher der **Gehrungskolben**, bey den Glasern, ein spitzig zulaufender Kolben, die Ecken des Fensterbleyes damit zu verlöthen.

2. Figürlich, verschiedene schief oder spitzig zulaufende Arten von Flächen zu bezeichnen.

1) Bey den Tischern und Zimmerleuten, eine nach der Diagonal-Linie eines rechtwinkeligen Viereckes gehende Fläche oder Fuge, eine Fläche, welche mit der horizontalen Fläche einen Winkel von 45 Grad macht; wo es auch die Gehre, die Göhre, die Göhrung (und nach einer verdorbenen Aussprache Kehrung) lautet. **Ein Loch nach der Gehrung hauen**, bey den Zimmerleuten. Daher **Gehrhobel**, bey den Tischern, ein Hobel, vermittelst dessen die Gehrung hervorgebracht wird; und **Gehrmaß**, bey den Holzarbeitern, ein Lineal, welches am Ende ein schiefes Bretchen unter einem Winkel von 45 Grad hat, die Gehrung darnach zu bestimmen, das **Schrägemaß**, im gem. Leben auch das **Göhrmaß**.

2) In der Landwirthschaft einiger Gegenden, z. B. in Meißen, Thüringen und Niedersachsen ist der **Gehren** ein Stück Landes, welches an einem oder beyden Enden spitzig zuläuft. **Der Gehren gibt und nimmt**, eine bekannte Bauerregel, welche so viel sagen will: wenn die regulären Stücke Ackers nicht die gewöhnliche und hergebrachte Breite haben (siehe Strichel, Sortel,

tel, Gerte) so ist der Gehren zu breit geackert worden, und er muß das Fehlende abgeben, und so auch umgekehrt; weil man voraus setzt, daß bey der anfänglichen Vertheilung der Grundstücke lauter reguläre Antheile von bestimmter Größe gemacht worden, da denn der irreguläre Ueberrest unter dem Nahmen eines Gehrens übrig geblieben. In einer halberstädtischen Urkunde von 1179 heißt ein solcher Gehren Geroris; im Nieders. eine Gere, im Hannöverischen aber ein Gard. Daher wird derjenige Zehend, welcher von einem Gehren gegeben wird, der Gehrenzehend genannt.

3) Bey den Nähterinnen, ein dreyeckiges oder keilförmiges Stück in den Hemden, besonders in den Weiberhemden, ein Keil, Zwickel; Fr. Gousset. Im Niedersächsischen auch der Keil oder Zwickel in einem Strumpfe, welcher Engl. Goar, oder Gore heißt. Ja im gem. Leben einiger Gegenden, eine jede spitzig zulaufende Fläche, ein jeder keilförmiger Streifen, wo es auch im weiblichen Geschlechte, die Gehre üblich ist. Dahin gehört auch dasjenige Stück Leinwand, welches unten an die Segel geheftet wird, um sie breiter zu machen, und gleichfalls ein Gehren heißt.

4) Die Falte in einem Kleide, wegen der äußern Aehnlichkeit mit einem Keile, und nach einer noch weitern Figur auch der weite Theil eines Kleides, welcher die meisten Falten wirft, oder vielleicht auch durch die in den ehemahligen langen Kleidern angebrachten Falten verursacht wurde, da es denn bald von der Schleppe, bald aber auch von dem Schooße der langen Kleider gebraucht wird, und bald die Gehre bald der Gehren lautet. Da breitete ich meinen Geren über dich, Ezech. 16, 8. Wenn jemand heilig Fleisch trüge in seines Kleides Geren, und rührete darnach mit seinem Geren Brod, Gemüse, Wein u. s. f. Hagg. 2, 13. In welchen Stellen Luther dieses Wort aus ältern

tern oberdeutſchen Ueberſetzungen beybehalten hat, indem es in einigen Gegenden Oberdeutſchlandes noch jetzt üblich iſt.

Bey den ſchwäbiſchen Dichtern lautet es in dieſem Verſtande Gere, im Ital. Gerone, Gherone, im Franz. Giron, im Holländ. Gheren, im Schwed. Gere, im Engl. Garde, im mittlern Lat. Gyro und Giro. du Fresne, Ihre und Andere leiten es in dieſem Verſtande von Gyrus, ein Kreis, her; allein, da dieſer Theil der ehemahligen weiten Kleider vermittelſt der Falten ſo weit gemacht wurde, und dieſe allemahl ſpitzig zulaufen, ſo iſt die hier angegebene Abſtammung weit wahrſcheinlicher. Sie wird auch dadurch beſtätiget, daß im mittlern Lateine dieſer Theil der Kleider mehrmahls Sagitta genannt wird, welches eine buchſtäbliche Ueberſetzung des deutſchen Wortes Gehren iſt. Subtus circa pedes tunica debet eſſe rotunda qualitate menſurata, *ſagittas* vero vel *gerones* tantum habeat, vt iter gradientes vel ſuperfluitate, vel parcitate non impediat, Guid. Farf. B. 2. bey dem du Fresne.

Gehrig, ſiehe oben, S. 665.

Gehrung, } ſiehe oben, S. 666.
Gehrungs-Kolben, }

Geier, ſiehe Geyer.

Geifer (*) [der], ein Wort, welches ehedem einen jeden etwas zähen flüſſigen Körper bedeuter zu haben ſcheint, jetzt aber nur noch in verächtlichem Verſtande von dem Speichel gebraucht wird, beſonders ſo fern er dem Menſchen in außerordentlichen Fällen, dergleichen heftige Leidenſchaften, gewiſſe Arten von Krankheiten u. ſ. f. ſind, oder auch aus Schwachheit unwillkührlich aus dem Munde fließt; Fr. Bave. **David verſtellete ſeine Geberde — und ſein Geifer floß ihm in den Bart**, 1 Sam. 21, 13. Einem Menſchen der mit

(*) Im Niederſ. iſt dafür Sabber, Sever, Seiber, im Holländ. Zabber und Engl. Slaver üblich. Da der Uebergang der Gaumenbuchſtaben in den Ziſchlaut ſehr gewöhnlich iſt, ſo ſiehet man leicht, daß Geifer mit den jetzt angeführten Wörtern zu dem Geſchlechte des Hochdeutſchen Saft, oder auch zu ſeihen, ſeigen, Tropfenweiſe fließen, gehöret.

mit der fallenden Sucht behaftet ist, steht der Geifer vor dem Munde. Auch die Feuchtigkeit, welche zarten Kindern aus dem Munde zu fließen pflegt, führt den Nahmen des Geifers, daher man dieses Wort mit Hrn. Stosch nicht bloß auf Krankheiten und Leidenschaften einschränken kann.

Daher geifern (*), den Geifer fließen laßen, Fr. baver. Das Kind geifert. Vor Zorn geifern.

Geifer-Bart, in der niedrigen Sprechart, eine verächtliche Benennung einer Person, welcher der Geifer aus dem Munde fließet, auch wohl im Scherze von einem geifernden Kinde; das Geifermaul (**), Fr. Baveur.

Geifer-Läppchen, oder **Geifer-Lätzchen**, ein kleines Tuch, welches man zarten Kindern unter dem Kinne zu befestigen pflegt, den Geifer aufzufangen, das Geifertuch, Geifertüchlein (***), Fr. Bavette.

Geifer-Maul, siehe Geifer-Bart.

Geifer-Tuch, siehe Geifer-Läppchen.

Geifer-Wurz, Speichelwurz, Pyrethrum; siehe Bertram.

Geige (†) [die]. 1. Im gem. Leben und in der vertraulichen Sprechart, dasjenige musikalische Saiten-Instrument, welches am häufigsten eine Violine, und in den niedrigen Sprecharten eine Fiedel genannt wird.

Auf

(*) Niederf. sabbern, severn, Schwed. sagla, Dän. sigle. Im Osnabrück. ist dafür quielen, und im Bremischen quielen üblich, wo auch Quiel den Geifer bedeutet, welches mit dem Lat. Saliva verwandt zu seyn scheint.

(**) Niederf. Sabbebart, Sabbelbart, Severbart.

(***) Niederf. Slabken, Drabbeldok.

(†) Im Niederf. Gigel, im Schwed. Giga, im Engl. Gig, im Ital. Giga, im mittlern Lat. Giga. Wachter leitet es von einem veralteten geigen, reiben, ab, so wie Fiedel, von fiedeln und feilen, hin und her reiben, abzustammen scheint. Ihre hält es für ein ausländisches Wort, zumahl da den Griechen und Römern schon ein ähnliches Werkzeug bekannt war, welches bey ihnen Chelys hieß.

Auf der Geige ſpielen, die Geige ſpielen. Eine gute Geige ſpielen, im gem. Leben, die Geige gut ſpielen. **Da hängt der Himmel voller Geigen,** figürlich im gem. L. dort empfindet man nichts als Freude. **Der Himmel hängt nicht ſtets voll Geigen,** die Freude wird oft unterbrochen. Daher **geigen,** auf der Geige ſpielen. **Wer die Wahrheit geigt, dem ſchlägt man den Fiedelbogen um den Kopf,** figürlich im gem. Leben.

2. Figürlich wird wegen einiger Aehnlichkeit, auch dasjenige mit Filz oder Tuch überzogene Werkzeug, worauf die Kammmacher die Kämme polieren, die **Filzgeige** oder **Geige** genannt.

In den Hutmanufacturen, inſonderheit in Frankreich, verſteht man unter **Geige,** Fr. Violon, ein Inſtrument von 16 Schnüren, deſſen man ſich ſtatt der Schlageſtöcke bedienet, womit man die Mengſel der Haare und Wolle, welche man zur Verfertigung der Hüte anwenden will, ſchlägt. Siehe Fig. 873. Die Schnüre, deren jede 8 Fuß lang iſt, ſind, jede 2 Zoll weit von der andern, an dem einen Ende an ein viereckiges Stück Holz, a b, welches 2 Fuß lang, 2 Zoll dick, und beynahe eben ſo breit iſt, und vermittelſt zwey Haken c d, unten an die Wand der Werkſtatt feſt hält, an dem andern Ende aber in einem krummen Stücke Holz e f, befeſtigt. Letzteres iſt nur 1 Fuß lang, daher auch die Schnüre an dieſem Ende noch einmahl ſo nahe, als an dem andern ſind; und es hat daſſelbe einen, ungefähr 2 Fuß langen, Stiel, den eine aufgerichtete Mannsperſon in beyden Händen vor ſich hält, damit er die Schnüre zu wiederhohlten mahlen auf den Haufen Haare, welcher auf die Erde gebreitet iſt, ſchlagen könne.

Imgleichen ein hölzernes Werkzeug, welches leichtfertigen Perſonen zur Strafe um den Hals und um die Hände geleget wird; eine **Fiedel. Jemanden die Geige anſchlagen, oder in die Fiedel ſpannen.**

Es iſt dieſes nur eine Strafe für gemeine Weibsperſonen, Mägde ꝛc. wobey der mit der Fiedel, eine oder mehrere Stunden ſang, vor dem Rathhauſe, vor der Hauptwache, auf freyem

em Markte, oder an andern öffentlichen Orten, ausgeſtellten Perſon, ein Papier auf die Bruſt geheftet wird, worauf ihr Verbrechen mit großen Buchſtaben geſchrieben ſteht.

Geigen-Baum, ſiehe **Geigen-Holz**.

Geigen-Bohrer, Fiedelbohrer, ein Bohrer verſchiedener Künſtler, welcher vermittelſt einer an einem Stocke geſpannten Sehne, ſo einem Geigenbogen gleicht, in Bewegung geſetzt wird; ſiehe Th. VI, S. 160 und 167.

Geigen-Harz, Colophonium; ſiehe Th. I, S. 87, und Th. VIII, S. 239.

Geigen-Holz, Geigenholzbaum, Geigenbaum, Citharexylon, Citharexylum, Citharæxylon, iſt bey Linné, Ludwig, Böhmern, Adanſon, Plukenet, Jacquin, Brown und Millern, eine Gattung Pflanzen mit zwey ungleich langen Paren Staubfaden, mit bedecktem Samen, deren Blumenkelch fünf Zähne hat, und glockenförmig, deren Blumenkrone trichter- oder radförmig iſt, und deren Beere 2 zweyfächerige Samen enthält. Linné hat nur zwo Arten davon, welche beyde einen holzigen Stamm haben.

1. **Aſchgraues Geigenholz; gemeiner amerikaniſcher Geigenholzbaum**, Citharexylon cinereum, ramis teretibus, calycibus dentatis *Linn.* Citharexylon arbor laurifera americana, foliorum venis late candicantibus *Pluk.* Citharexylum cinereum, ramis angulatis, foliis ovato-lanceolatis, venis candicantibus *Mill.* Dieſe Art wächſt in dem mittägigen Amerika. Ihr Stamm wird an 60 Schuh hoch, und treibt auf allen Seiten Aeſte, welche nach der Länge verſchiedene Zweige haben. Ihre Blätter ſtehen zu drey an jedem Gelenke auf kurzen Stielen, und ſind eyrund-lanzenförmig, glänzend grün, tief eingeſchnitten, und weißaderig. Ihre Blumen kommen an der Seite und an dem Gipfel der Aeſte zum Vorſchein. Sie behält ihre Blätter das ganze Jahr hindurch. Man kann ſie entwe-

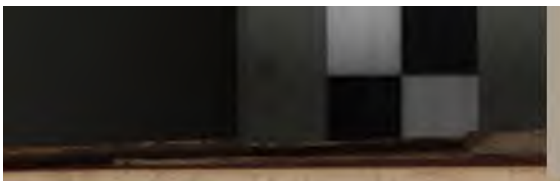
entweder aus abgeschnittenen Zweigen, oder noch besser aus dem Samen ziehen. Man säet nähmlich diesen bald im Frühling in kleine Töpfe, die man in ein frisches Lohbeet einsenket, und behandelt ihn wie andere Samen aus warmen Ländern. Ungefähr nach 10 Wochen, wenn die Pflanzen stark genug sind, sondert man sie sorgfältig von einander ab, und setzt sie einzeln in kleine Töpfe, welche mit leichter frischer Erde angefüllt sind, in ein Mistbeet gegraben, und, bis sie Wurzeln haben, im Schatten erhalten werden, gibt ihnen bey warmem Wetter viel frische Luft und Wasser; setzt sie den ersten Winter in ein Lohglashaus, und hernach in ein trocknes Glashaus, im Sommer aber einige Monathe lang an die freye Luft an einen warmen Ort. Bey dieser Wartung wachsen die Pflanzen weit besser, als wenn man sie zu hart erzieht. Wenn man Steck-Reiser von diesen Bäumen während der Sommermonathe in kleine Töpfe setzt, und diese in ein mäßig heißes Treibebeet einsenket, schlagen sie Wurzeln, und können hernach, wie die aus dem Samen gezogenen Pflanzen, behandelt werden.

Diese Art liefert, weil sie eine große Höhe erlanget, einen sehr ansehnlichen Zimmerbaum, und man schätzt dieses Holz, wegen seiner Dauer, zum Bauen sehr hoch.

2. **Geschwänztes Geigenholz**, Cytharexylon caudatum, ramis teretibus, calycibus truncatis *Linn.* Dieser Baum wächst in Jamaika, hat ovale Blätter, rundliche Aeste, und abgestumpfte Blumenkelche. Die Amerikaner halten das Holz desselben, seiner Dauerhaftigkeit wegen, ebenfalls sehr hoch.

Geil. 1. Eigentlich, fett (*), von dem Fleische der Thiere, in welchem Verstande es nur noch im gem. Leben

(*) So fern dieses Wort fett bedeutet, gehört es, allem Ansehen nach, zu dem Worte gelb, Niederf. gäl, weil doch das mehreste Fett eine weißgelbliche Farbe hat; zumahl da geil, am häu-



ben von einem ekelhaften, widrigen Geſchmacke und Geruche des Fettes üblich iſt. **Das Fleiſch, das Fett ſchmeckt zu geil.**

2. Figürlich. 1) Von dem Erdboden, wenn er überflüſſigen Dünger hat, imgleichen von Gewächſen, wenn ſie zu vielen Nahrungsſaft haben, und daher zu ſchnell wachſen, oder überflüſſige Blätter und Zweige treiben; im gem. Leben verſchiedener Gegenden. **Ein geiler Boden,** der ſehr ſtark treibt; Fr. Terre graſſe. **Die Saat wächſt zu geil,** zu ſchnell und zu dick. **Die Bäume wachſen zu geil,** wenn ſie zu viele Blätter und Zweige treiben. **Geile Flecke im Getreide,** welche ſich durch ihren ſtarken und dicken Wuchs von der andern Saat unterſcheiden, in Meißen **Maſtflecke,** in andern Gegenden **Geilhorſte.**

In weiterer Bedeutung in einigen Gegenden auch überhaupt für fruchtbar, tragbar. **Die alten Felder aufreißen und zu geilem Felde machen,** in Oberſachſen. Siehe 2. **Geile.**

2) Von einem ekelhaft ſüßen Geruche und Geſchmacke, im gem. Leben. **Geil ſchmecken,** widrig ſüß.

3) Von verſchiedenen Beſchaffenheiten des Gemüthes, welche ihren Grund zunächſt in einer überflüſſigen Nahrung des Körpers haben. (a) Figürlich, munter, im guten Verſtande, eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung. (b) Muthig, kühn, auch im guten Verſtande, in welchem es aber gleichfalls veraltet iſt. (c) Muthwillig, üppig, ausgelaſſen, übermüthig, in welchem Verſtande es noch hin und wieder in den niedrigen Sprecharten gehöret wird. **Da er aber fett und**

häufigſten von verdorbenem Fette gebraucht wird, welches noch mehr in das Gelbe fällt. Schon im Hebr. war חלב, das Fett, imgleichen Milch, im Griech. iſt αλειφας und αλοιφη, Oehl, Schmeer, γαλα die Milch, und bey den älteſten Galliern bedeutet galba fett, wohl gemäſtet. Im Albaniſchen iſt Gialpa Butter. Siehe Gelb.

und ſatt ward, ward er geil, 5 Moſ. 32, 15. (d) Fertigkeit beſitzend, Reitzungen zum unrechtmäßigen Beyſchlafe zu ſuchen und zu unterhalten; ein harter Ausdruck, der ſo widrig iſt als die Sache ſelbſt, daher man ihn auch nur braucht, wenn man von dieſer Gemüths-Verfaſſung mit Nachdruck zu reden genöthigt iſt. **Ein geiles Weib.** Imgleichen was dieſe Gemüthsart verräth und befördert. **Geile Schriften, ein geiles Lied, ein geiles Betragen.**

Daher **Geilheit**, der Zuſtand, da eine Perſon oder Sache geil iſt, in den unter 2, 1); 3) (c) und (d) angeführten Bedeutungen; L. Lascivia, Salacitas, Fr. Lasciveté. Unter den Thieren wird die Geilheit im letztern Verſtande inſonderheit dem Affen, Bock, Sperling ꝛc. zugeſchrieben. Siehe auch 2. **Geile.**

Geil-Horſt, ſiehe im vorhergeh. Artikel 2, 1).

1. **Geile** (*) [die], die kugelförmigen Samenbehältniſſe der Zeugungsglieder bey dem männlichen Geſchlechte der Menſchen und Thiere. **Einem Thiere die Geilen ausſchneiden.** Siehe **Hode.** Auch bey dem weiblichen Geſchlechte die ſo genannten Eyerſtöcke, welche auch **Geburtsgeilen** genannt werden.

In dem gemeinen Sprachgebrauche der Hochdeutſchen kommt dieſes Wort nicht vor, wohl aber zuweilen in Schriften. Im Oberdeutſchen ſcheint es üblicher zu ſeyn. Siehe 1. **Geilen.**

2. **Geile** [die], das Abſtractum von dem Worte **geil**, welches ehedem in deſſen ſämmtlichen Bedeutungen üblich war, jetzt aber nur noch im gem. Leben in einigen Gegenden üblich iſt.

1. Die geile Beſchaffenheit einer Perſon oder Sache, wo es nur noch zuweilen von der überflüſſigen Fettigkeit des Bodens, und dem dadurch verurſachten allzu ſtar-

(*) Im Schwed. Gäll, im Walliſ. Caill, im Franz. Couillon, im Ital. Coglione, im Lat. Coleus und Coles; nicht ſo wohl von dem vorigen Worte geil, als vielmehr von der runden kugelförmigen Geſtalt. Siehe Gallapfel, Galle 1. und Kugel.

ſtarken Triebe der Gewächſe gebraucht wird, wofür an andern Oertern auch Geilheit üblich iſt.

2. Was dem Boden Fettigkeit gibt, der Dünger, in der Landwirthſchaft einiger Gegenden. Geile und Gare, Dünger und Miſt. In einigen Gegenden auch die Geilung.

1. Geilen, der Geilen berauben, caſtriren, verſchneiden; ein im Hochdeutſchen veraltetes Wort, wofür auch entgeilen, und nach einer gelindern Ausſprache heilen, üblich war. Siehe Verſchneiden.

Bey den Römern hieß ein verſchnittener Prieſter der Cybele Gallus, und Matthefius nennet einen Caſtraten noch Ohngeil. Im Schwed. iſt gnella gleichfalls verſchneiden. Wenn dieſes Wort nicht von Geile, die Hode, abſtammet, ſo hat es ohne Zweifel ehedem ſchneiden überhaupt bedeutet, wovon noch verſchiedene Spuren üblich ſind. Siehe Galle 2, Th. XV, S. 720.

2. Geilen, mit dem Hülfsworte haben, auf eine unverſchämte Art, mit gällender Stimme um etwas betteln; ein im Hochdeutſchen veraltetes Wort. So wird er doch um ſeines unverſchämten Geilens willen aufſtehen, und ihm geben, wie viel er bedarf, Luc. 11, 8. Um Brod, um ein Amt geilen, im Oberdeutſchen, wo auch Geiler von einem Bettler, und ergeilen, durch unverſchämtes Betteln erhalten, üblich ſind. In Hamburg iſt geilen und im Bremiſchen galſtern, gleichfalls unverſchämt betteln.

Es gehört zu dem Niederſ. gillen, ein durchdringendes pfeifendes Geſchrey machen, von welchem unſer gällen das Neutrum iſt.

3. Geilen, von dem Worte geil, ſo im Hochdeutſchen veraltet iſt, ehedem aber in doppelter Geſtalt üblich war.

1) Als ein Neutrum. (a) Sich freuen, fröhlich ſeyn, in guter Bedeutung. (b) Muthwillig ſeyn, vor Freuden ſpringen. (c) Im Ueberfluſſe leben. (d) Der Geilheit nachgehen.

2) Als ein Activum. (a) Reichlich segnen, Ueberfluß verschaffen. (b) Düngen, den Acker fett machen; in welchem Verstande man noch in einigen Gegenden den Acker geilet, oder begeilet. (c) Das Reciprocum sich geilen scheint ehedem auch für einwurzeln, fest setzen, oder doch in einem ähnlichen Verstande gebraucht zu seyn.

Geilheit, siehe oben, S. 674 u. 675.

Geilung, siehe oben, S. 675.

Geiße (*) [die], eine nur im Oberdeutschen übliche Benennung sowohl einer Ziege, als auch der Rehe, welche letztere auch die Rehziege, im gem. Leben die Ricke oder Rücke genannt wird. In beyden Fällen ist es zuweilen eine allgemeine Benennung des ganzen Ziegen- und Rehegeschlechtes; am häufigsten aber wird es nur von den weiblichen Geschlechtern derselben gebraucht.

Geiß-Bart, eine oberdeutsche Benennung verschiedener Pflanzen, welche wegen der haarigen Gestalt ihrer Blumen oder Blätter, einem Geiß- oder Ziegenbarte gleichen.

1. Einer Art der Spierstaude mit gefiederten Blättern, der einfach gefiederte Geißbart, Geißwedel, Blutkrautwurz, Krampfwurzel, Medesüß, Mehlkraut, Wiesenbocksbart, Wiesenwedel, Wurmkraut, Barba capræ floribus compactis; Vlmaria;

(*) Die oberdeutsche Mundart pflegt gern das e am Ende zu verbeißen, die Geiß oder Geitß. Von einer Ziege lautet dieses Wort im Schwabenspiegel Gaizze, bey dem Willeram Geizzo, im Angels. Gar, im Schwed. Ger, im Dän. Geed, im Türk. Geitzi, im Griech. αἴξ, αἰγός, im Lat. aegis. Im gemeinen Leben, selbst Niedersachsens, pflegt man eine junge Ziege wohl eine Itze, oder Itzchen zu nennen. Ehedem bedeutete es auch den Bock, und war alsdenn männliches Geschlechtes. Wachter leitet diesen Nahmen von Geitz, Begierde, her, Ihre aber glaubt, daß Geiße und Ziege durch Versetzung der Buchstaben aus einander entstanden sind. Doch das Wort ist zu alt, selbst für Muthmaßungen zu alt.

maria; Spiræa Vlmaria, foliis pinnatis, impari majore lobato, floribus cymosis *Linn.* Aegopogon pratense, wächst in ganz Europa an moraſtigen und andern feuchten Orten, in naſſen ſchattigen Gebüſchen und um die Gräben häufig wild. Es iſt das größte unter den Wieſengewächſen, daher es auch Wieſen-Königinn, Regina prati, Reine des prés, genannt wird. Man findet es auch gemeiniglich um die Erlen-Bäume herum, und zwar fetter und größer, als auf der freyen Wieſe. Es blühet um den Johannistag, und heißt daher auch Johannis-Wedel (verderbt Johannis-Wendel). Es wächſt aus einer dauerhaften, fingersdicken, mit röthlichen Fäſerchen beſetzten, auswendig braunſchwärzlichen, inwendig röthlichen, knotigen Wurzel. Der Stängel wird 4 bis 5 Fuß hoch, und iſt oberwärts in kleine Zweige abgetheilt; die daran ſitzenden kleinen, weißen, wohlriechenden Blumen ſtellen eine verlängerte Dolde vor. Die Blätter ſind einfach gefiedert, und beſtehen aus großen und kleinen, einander gegen über geſtellten Blättchen, welche insgeſammt am Rande ausgezackt und unterwärts weißlich ſind. Das letzte ungepaarte Blättchen iſt das größte, und in 3 oder 5 Lappen zerſchnitten. Die Frucht beſteht aus 6 und mehrern Behältniſſen, welche ſich bey der völligen Reife ſchneckenförmig winden. In den Gärten zieht man eine Spiel-Art mit gefleckten Blättern, und eine andere mit gefüllten Blumen, welche letztere auf den Luſtſtücken ſehr lange blühet, einen angenehmen Geruch und ein ſchönes Anſehen hat, und durch die Theilung der Wurzel leicht vermehret, auch ohne alle Wartung im freyen Lande erhalten werden kann. Nur will ſie viel Waſſer und Platz haben ſich auszubreiten.

Die Wurzel hat eine zuſammenziehende und trocknende Eigenſchaft, und wurde ehedem bey der Ruhr und andern Blutflüſſen, auch bey Verwundungen und

Beinbrüchen angerühmet. Das Bruchpflaster, welches Felix Würz in die Apotheken eingeführt hat, wurde vorzüglich wegen dieser Wurzel gelobet. Jetzt wird selten von dergleichen Mitteln Gebrauch gemacht. In der Schweitz wird von den Blumen ein Wasser abgezogen, und in Krankheiten, wo ein Ausschlag zu befördern ist, verordnet. Die Russen pflegen im Früh-Jahr die Blätter und Stängel zu essen. Die Wein-Händler sollen sich der Blüthen bedienen, um dem Weine, insonderheit dem Malvasier, einen lieblichen Geruch und angenehmen Geschmack mitzutheilen. An einigen Orten pflegen die Landleute mit dieser Pflanze, weil sie einen starken angenehmen Geruch hat, ihre Fußböden an feyerlichen Tagen zu bestreuen. Die Bienen tragen Wachs und Honig aus den Blumen. Die Roßärzte kochen die Wurzel nebst dem Kraute in Wasser oder Bier, und geben dieses den Pferden wider die Würmer. Es wird von jedem Vieh gefressen, und gibt ein gesundes und gelinden Schweiß treibendes Futter ab. Insonderheit ist es den Ziegen eine angenehme Speise. Hätte es nicht so gar lange und harte Stängel, welche sonderlich im Heue dem Viehe sehr zuwider sind, so wäre es ganz untadelhaft. Weil die Pflanze in allen ihren Theilen einen herben Geschmack besitzt, so kann sie, nach Hrn. Prof. Gleditsch Urtheil, zum Gärben des Leders gebraucht werden.

Der zusammenziehende Geschmack und besondere Geruch, welchen dieses Kraut, wenn es frisch ist, besitzt, hat den gelehrten Hrn. D. Sieffert veranlaßt, einige Versuche zur Färberey damit anzustellen.

In dieser Absicht war das Kraut schon im May, noch vor der Blüthe gesammelt, und an einem Orte, den die Sonne einige Stunden des Tages bescheinen konnte, getrocknet worden. Im Anfange des Herbstmonaths wurden 2 Pfund trocknes und kleingeschnittenes Kraut, erst mit kaltem Wasser erweichet, und darauf mit siedendem ausgezogen. Nachdem es kalt geworden

worden war, ward die Brühe abgegoſſen, das in der Kraut-Maſſe noch ſteckende ausgepreßt, zur vorigen Brühe gegoſſen, und, da ſich das Trübe niedergeſetzt hatte, die hellere Brühe von dem auf dem Boden liegenden Schlamme noch einmahl abgegoſſen. Dieſes betrug 17 ℔ 26 Loth. Es ſah ſehr dunkel, in Tropfen aber grünlichgelb aus, ſchmeckte anfänglich etwas ſcharf, und hinten nach mäßig bitter. Der wollene Zeug ward von dieſer Brühe nur gelblich gefärbt.

1. Ein Theil kauſtiſche Lauge unter 8 Theile von der vorhin beſchriebenen Brühe gemiſcht, färbte ſie dunkler gelblich-braun. Der wollene Zeug, der vorher 2 Stunden in der Brühe gelegen, da die kauſtiſche Lauge zugeſetzt ward, und nach der Vermiſchung noch 12 Stunden in dem Mengſel liegen blieb, behielt nach dem Waſchen eine matte gelbe Farbe.

   In den folgenden Verſuchen, wo keine Zeit, wie lange der wollene Zeug vorher in der Brühe, und nachher noch im Mengſel liegen ſoll, beſonders angezeiget wird, iſt die hier angegebene zu verſtehen.

2. Ein Theil der mit Fanlbaumrinde gemachten erſten Laugenbrühe, mit 8 Theilen Geißbartbrühe vermiſcht, gab ein rothes Mengſel, davon aber der wollene Zeug nach dem Waſchen nur röthlich gefärbt blieb.

3. Ein Theil Alaunlauge, und 8 Theile Brühe, behielt eben die Farbe, wie ſie die Brühe vor ſich hatte; allein bald nach der Vermiſchung ward dieſes Mengſel trübe. Die Farbe, welche der Zeug davon angenommen hatte, ließ ſich mehr auswaſchen, als die vorigen mit laugenſalzigen Zuſätzen, und ſahe ſchmutzig hellgelb aus.

4. Ein Theil weinſteinige Grünſpanlauge, unter 4 Theile Brühe, ward ein grünes trübes Mengſel, welches bald nach der Vermiſchung grünlichen Niederſchlag fallen ließ, und den wollenen Zeug, der im Waſchen weniger, als die vorigen, von ſeiner Farbe verlohr, hellgelblichgrün ohne Glanz färbte.

5. Ein Theil Lauge von gereinigtem Eiſenvitriol, und 4 Theile Brühe, ward ſchwarz, trübe, und ließ bald Niederſchlag fallen. Der Zeug verlohr im Waſchen nichts merkliches von ſeiner Farbe, und blieb ſchwarzgrau.

6. Ein Theil weinſteinige Eiſenlauge mit 4 Theilen Brühe, färbte ſie dunkelbraunroth, ohne Niederſchlag, und den Zeug aſchgrau, mit einigem Glanz.

7. Ein Theil gemischte Eisenlauge unter 8 Theile Brühe, gab ein bräunliches durchsichtiges Mengsel, wovon der Zeug eine helle gelblichfahle Farbe behielt.
8. Das Mengsel aus 1 Th. gelber Kobaltlauge und 4 Th. Brühe, ward schwarzbraun, und färbte den Zeug dunkler, aber schlechter grau, als das mit der weinsteinigen Eisen-Lauge.
9. Die mit der Brühe vermischte weinsteinige Arseniklauge, veränderte ihre Farbe gar nicht, und der Zeug ward von diesem Mengsel auch sehr schwarz gefärbt.
10. Ein Theil weinsteinige Ocherlauge mit 8 Th. Brühe, ward dunkelbraunroth, nicht trübe. Der Zeug blieb nach dem Waschen etwas dunkler grau und matter, als der mit der weinsteinigen Eisenlauge.
11. Die mit der Brühe vermischten Laugen von Salpeter, Kochsalz, Salmiak und vitriolisirten Weinsteinsalz, machten die Brühe etwas dunkler, und färbten den Zeug kaum etwas stärker, als die Brühe vor sich. Eben so wenig wirkte der Vitriolgeist in diese Brühe.
12. Ein Theil Schwefellauge und 8 Th. Brühe, ward ein bräunlich trübes Mengsel, welches übel (wie faule Eyer) roch. Der Zeug ward davon, wie der von der kaustischen Lauge, gefärbt.
13. Zwey Theile weinsteinige Eisenlauge und halb so viel Kochsalzlauge unter einander gemischt, und davon 1 Th. unter 4 Th. Brühe, ward braunroth, nicht trübe, und der Zeug von diesem Mengsel etwas bräunlichgrau gefärbt.
14. Gleiche Theile von der Lauge vom weißen Vitriol, und von Alaun unter einander gegossen, und davon 1 Th. unter 4 Th. Brühe gemischt, ward bräunlichgelb, und gleich nach der Vermischung trübe. Der Zeug bekam von diesem Mengsel fast eben die Farbe, die der unter No. 1 hatte.
15. Wenn das Mengsel No. 4 mit den eingeweichten Stükken 12 Stunden gestanden hat, und man setzt alsdenn eben so viel kaustische Lauge zu, als vorher Grünspanlauge hineingekommen, so wird der grünliche Niederschlag, den es in dieser Zeit häufig abgesetzt hat, wieder aufgelöset, und das Mengsel nun viel dunkler grün. Bald darauf aber wird es von neuem trübe, und läßt nun gelben Niederschlag fallen. Drey Stunden nach der zugesetzten kaustischen Lauge war der Zeug schon ganz dunkel schwarzgrau, und die Leinwand grünlich gelb. So färbt dieser Mengsel dunkler und stär-

ſtärker, oder heller, je länger die eingeweichten Stücke darin bleiben, oder je eher ſie heraus genommen werden.

16. Wird dem Mengſel No. 5, nachdem es mit den eingelegten Stücken 12 Stunden geſtanden hat, ſo viel von der mit Faulbaumrinde gemachten erſten Laugenbrühe zugeſetzt, als vorhin Eiſenvitriollauge hinein gekommen war, ſo wird es nun ſchlammicht, und der Zeug hat nach 3 Stunden eine dunkle bräunlichſchwarze Farbe davon angenommen.

17. Wenn man wollenen Zeug mit weinſteiniger Eiſenlauge ſo vorbereitet hat, daß man ihn 12 Stunden in dieſer Lauge liegen, und, nachdem er ſtark ausgedrückt worden, wieder abtrocknen läßt, und bringt ihn ſo in das Mengſel No. 2, nimmt ihn nach 12 Stunden wieder heraus, ſo behält er eine helle zimmetbraune Farbe, die ins Röthliche ſchielt.

In der Sonne waren unter denen Farben, welche die Brühe von dieſem Kraute gegeben hatte, No. 3, 4, auch die aſchgrauen, No. 6 und 10, und endlich No. 15 doch nur auf der Leinwand, (denn auf der Wolle war dieſe etwas blaſſer geworden) No. 16 unverändert geblieben. Außer dieſen waren die unter No. 5, 14 und 17 nur wenig verſchoſſen, und dunkler geworden. Die übrigen hatten mehr gelitten, und ſahen zum Theil blaſſer, wenn ſie laugenſalzige Zuſätze; zum Theil dunkler, wenn ſie ſaure Salze bekommen hatten, aus; doch war keine bis zum unkenntlichen von ihrer vorigen Geſtalt abgewichen.

Siefferts Verſuche mit einheimiſchen Farbematerien, zum Nutzen der Färberey, 2 St. Altenb. 1776, gr. 8. S. 219, fgg.

2. **Der dreyfach gefiederte Geißbart, Berggeißwedel, Waldbart, Waldbocksbart,** Barba capræ floribus oblongis; Drymopogon; Spiræa Aruncus, foliis ſupradecompoſitis, ſpicis paniculatis, floribus dioicis *Linn.* wächſt in Auvergne, in der Schweitz, Oeſterreich, Schleſien ꝛc. in Wäldern und auf Bergen wild, blüht im May und Junius, und hat einen angenehmen Geruch. Die Wurzel iſt perennirend, groß, hart und holzig. Der Stängel wird bis 6 Fuß hoch. Die großen breiten Blätter ſind dreyfach gefiedert. Es theilt ſich nähmlich der Stiel erſtlich in 5 Aeſte, und jeder wiederum in 3 andere, welche ſich mit einem einfachen endigen. Alle Blättchen ſind eyförmig zugeſpitzt, und ſcharf eingekerbt. Die Zweige

treiben lange, dichte, äſtige, weiße Blumenähren. Die Blumen ſind gemeiniglich dem Geſchlechte nach unterſchieden. Manche Stöcke tragen nur männliche, andere hingegen weibliche; doch trifft man auch zuweilen auf Einem Stocke männ- und weibliche Aehren zugleich an. Die Frucht beſteht aus drey Behältniſſen.

Dieſer Geißbart läßt ſich ſehr leicht durch die Theilung der Wurzeln vermehren, und taugt zu grünen Hecken unter andern Stauden, welche höher wachſen. Seine Wurzel hat mit den Wurzeln des Johannisweedels gleiche Kräfte. Das Kraut kann zum Gärben des Leders gebraucht werden; und aus den Blumen entlehnen die Bienen Stoff zu Wachs.

3. Imgleichen der **Bockobart**, Tragopogon *Linn.* ſiehe **Hafer-Wurzel**.

4. Ein eßbarer Schwamm, deſſen eine Art gelb, die andere aber roth iſt, und zu dem Korallenkeul-Schwamm, Clauaria coralloides *Linn.* gehört; Barba caprina flaua und rubra *Schäff.*

Geiß-Baum, eine in einigen oberdeutſchen Gegenden übliche Benennung des **gemeinen Ahornes**, Acer Pſeudoplatanus *Linn.* vielleicht weil die Geißen oder Ziegen lüſtern darnach ſind.

Geißbaum-Aeſche, ſiehe Th. XI, S. 515.

Geiß-Blatt, L. Caprifolium, Fr. Chèvre-feuille, ein Pflanzengeſchlecht, deſſen bekannteſte Arten folgende ſind.

1. **Deutſches Geißblatt, wildes gemeines Geiß-Blatt, Baumlilie, Geißlilie, Je länger je lieber, Lilienfurcht, Roſe von Jericho, gemeine Specklilie, Waldlilie, Waldrebe, Waldwinde, Zaunlilie**, Caprifolium germanicum non perfoliatum *C. B.* Lonicera Caprifolium germanicum *Dod.* Lonicera Periclymenum, capitulis ouatis imbricatis terminalibus, foliis omnibus diſtinctis *Linn.* Chèvrefeuille d'Allemagne, Moire ſauvage, Pantacouſte ſauvage, wächſt in Eng-

land

land, Deutschland, in der Schweiß, und überhaupt in verschiedenen Provinzen des mittlern Europa in den Vorhölzern, Feldbüschen, an Hecken und Zäunen, unter dem feuchten mosigen Gesträuche, auch an den Felsen und in den Roll-Steinhaufen, insonderheit in dickem und hohem Ellerngebüsche, unter Fichten, und an allerley Orten, wohin es die Vögel und andere Zufälle, gleich dem Spargel, in Samen zu bringen, im Stande sind, sehr häufig. Die faserige Wurzel läuft flach und weit aus. Stängel und Aeste klettern an Bäumen, Zäunen oder beygesteckten Stangen in die Höhe; wenn sie aber in den Waldungen keinen Stamm erreichen können, ranken und wurzeln sie weit und breit auf dem Boden, und überziehen ihn dergestalt, daß der Durchgang beschwerlich gemacht, auch das Gras und der junge Anflug darunter erstickt wird. Von dem Stamme schälen sich die äußern Lagen der Schale beständig ab, oder laßen sich leicht abziehen. Zweige und Blätter sind haaricht. Diese stehen einander gegen über, und die obersten sind nicht, wie bey den folgenden Arten, unter einander verwachsen. Ihre Gestalt ist länglichoval, ihr Rand völlig ganz, und die Unterfläche weißgraulich. An den Spitzen der Zweige sitzen sechs, auch mehr Fruchtkeime, welche ein längliches Köpfchen, und die darauf stehenden Blumen gleichsam eine Dolde vorstellen. Der Monath Julius ist die gewöhnliche Blüthzeit. Das Blumenblatt ist weißröthlich auch gelblich, und die fünf Einschnitte sind einander fast gleich. Die Blumenröhre enthält am Boden vielen süßen Saft, und die Blumen haben einen sehr angenehmen Geruch, welcher insonderheit des Abends sehr weit sich verbreitet. Die Beere wird roth, und enthält gemeiniglich 2 platte Samen. Das Laub fällt spät ab, und zeigt sich sehr früh wieder in den Knospen. Man pflegt solches aus der Wildniß in die Gärten zu verpflanzen, auch durch Einleger und Schnittlinge zu ver-

Ableger und Zweige vermehret. Sie taugt insonderheit sehr gut zu Lauberhütten; nur ist es Schade, daß die spanischen Fliegen das Laub in der schönsten Jahrs-Zeit zuweilen ganz verzehren, und noch überdem durch ihren Gestank beschwerlich werden; daher man dieses Gewächs durch Schwefeldampf davor in Sicherheit stellen muß. Aus den Blumen sammlen die Bienen Stoff zu Honig.

3. **Immergrünendes virginisches Geißblatt, geruchloses durchstochenes Je länger je lieber,** Periclymenum Virginianum; Lonicera semperuirens, verticillis aphyllis terminalibus, foliis summis connato-perfoliatis *Linn.* Diese Art ist aus Virginien und Neuspanien in unsere Gärten gekommen; hat festere, und weniger, auch nicht so hoch kletternde Zweige, breitere und mehr ovale, oberwärts glänzende, hellgrüne, unterwärts bläulich angelaufene Blätter, davon die obern, wie bey der zweyten Art, völlig mit einander verwachsen sind; und treibt vom Julius bis August Blumenköpfe, welche aber von keinem verwachsenen Blatt in der Nähe umgeben sind. Das Blumenblatt ist auswendig hellroth, inwendig gelblich, und in 5, kaum merklich ungleiche Einschnitte getheilt. Der Geruch fehlt gänzlich. Es dauert zwar diese Art bey uns im freyen Lande einige Jahre aus, doch wirft sie alsdenn die Blätter im Winter ab; welche sie hingegen behält, wenn sie im Glashause aufbehalten wird. Man thut allemahl wohl, einen Stock im Geschirre zu halten, und im Winter zu verwahren, damit man sie nicht bey starkem Froste verliere, zumahl sie sich nicht so leicht und häufig, wie die vorigen Arten, vermehrt. Am besten geschieht solches durch Ab- oder Einleger. Reife Samen erhalten wir niemahls. Bey dieser Art findet das Beschneiden, vornehmlich mit der Scheere, selten statt; desto mehr aber bey den andern, wie man

denn

ſind, auch ſpäter blühet, und röthliche Blumen trägt. Miller gibt ſie für eine beſondere Art aus; du Roi aber hält dieſelbe mit Linné für eine Varietät, vornehmlich weil die Blätter im übrigen mit der erſten Art übereinkommen.

2. **Durchwachſenes italieniſches Geißblatt, wälſches Geißblatt, wälſche Specklilie, wohlriechendes verwachſenes Je länger je lieber, Durchwachs,** Caprifolium italicum perfoliatum præcox *C. B.* Lonicera Caprifolium floribus verticillatis terminalibus ſeſſilibus, foliis ſummis connato-perfoliatis *Linn.* Chèvrefeuille d'Italie, wächſt in Italien und andern wärmern Ländern Europens, und verhält ſich im Wachsthum wie die vorige Art, iſt aber ſowohl den Blättern, als den Blumen nach, davon merklich unterſchieden. Die untern länglichrunden, hellgrünen, und auf beyden Seiten glatten Blätter ſind mit einander nicht wirklich, die obern aber gänzlich verwachſen, ſo daß der gemeinſchaftliche Blumenſtiel mitten durch zwey verwachſene Blätter geht, oder ſolche durchbohret. An den jungen, im Sommer getriebenen Zweigen, welche öfters gegen den October blühen, ſind die Blätter nicht verwachſen, ſondern nur parweiſe geſtellt. Dieſe junge Reben ſind vorwärts blau, und hinterwärts meergrün. Die Blumen erſcheinen im Junius; und 6, 8 bis 12 machen einen Kopf aus. Das Blumenblatt iſt gelbröthlich, und in zwo Lippen getheilt, davon die obere 4 zurück geſchlagene Einſchnitte und zwar in der Mitte 2 etwas kürzere, an den Seiten 2 längere zeiget, die untere aber einfach, ſchmal und faſt länger, als der übrige Theil der Röhre iſt. Nur wenige Fruchtkeime eines Köpfchens verwandeln ſich in eine Beere. Es iſt eine überaus dauerhafte Pflanze, und wird, wegen des angenehmen Liliengeruches, den man hiervon zeitiger und länger, als von andern Arten, genießen kann, und welcher beſonders des Nachts und Morgens ſtärker iſt, häufig in den Gärten unterhalten, auch leicht durch

Ab-

ten, daß sie beständig schreibe. Sie hat vor den andern die Eigenschaft, daß man die zartesten Linien damit ziehen kann, dergleichen insonderheit zu saubern architectonischen Rissen erfordert werden.

3. Ein Stück des sogenannten **Kehlzeuges der Stellmacher**, siehe Kehle.

Geiß=Haar, Ziegenhaar; siehe unter Ziege.

Geiß=Haare, nennen die Wollkämmer diejenigen spitzigen harten und rauhen Haare, welche sich unter der abgeschornen Wolle befinden, und sonst auch **Flocken** genannt werden. Die ungarische Wolle ist am meisten damit angefüllt, daher man auch nichts anders, als grobe Decken, daraus machen kann. Wenn sie mit der andern Wolle verarbeitet werden, so geben sie die gröbsten Tücher, welche man auch Flockentücher nennet. Uebrigens pflegt man sie von der guten Wolle vermittelst Stäbe abzusondern und auszuschlagen, damit sie rein und zart werde. **Becher**, in seiner **närrischen Weisheit**, gibt ein Instrument an, wie ein Junge 100 Pfund Wolle in Einem Tage von den Geißhaaren scheiden könne. Siehe auch **Flocken**.

Geiß=Hirsch, Capricerua; siehe Gazelle.

Geiß=Hülsen, eine oberdeutsche Benennung des Ligustrum vulgare *Linn.* siehe Hartriegel.

Geiß=Klee, Cytisus *Linn.* siehe unter Klee.

Geiß=Lilie, siehe Geiß=Blatt.

Geiß=Melker, eine Art großer Schwalben; siehe Nacht=Rabe.

Geiß=Raute, Ziegenraute, ein hülsentragendes Pflanzengeschlecht, wovon Linné zehn Arten erwähnet. Wir bemerken davon nur folgende drey.

1. **Gemeine Geißraute mit blauen Blumen, Fleckenkraut, Pestilenzkraut, Pestilenzwurz, Petechienkraut, Pockenraute, Suchtkraut**, Caprago; Galega s. Ruta capraria *Matth.* & *Gesn.* Galega vulgaris *Clus.* & *C. B.* Galega vulgaris floribus coeruleis *Tourn.*

Galega

Galega officinalis, leguminibus ſtrictis erectis, foliolis lanceolatis ſtriatis nudis. Fr. Galègue, Rue de chèvre. Die holzige, faſerige Wurzel treibt, 2 Ellen hohe und in viele Aeſte abgetheilte, geſtreifte, hohle Stängel. Die gefiederten Blätter beſtehen aus 6 bis 7 Paren lanzenförmiger geſtreifter Blättchen, welche ſich mit einem dünnen, kleinen Fortſatze oder ſchwachen Stachel endigen; das letzte Blättchen iſt ungepart. Aus dem Blätterwinkel treiben aufgerichtete Blumenähren. Die Blumen ſelbſt hangen abwärts, und fallen aus dem Weißen ins Bläuliche, ſind auch bisweilen ganz weiß oder grau. Die Hülſen ſtehen ſenkrecht. Sie wächſt in Africa, Spanien und Italien wild; ſie ſoll auch bey Schaffhauſen und in Graubünden wachſen; und blüht in unſern Gärten im Jun. und Julius. Ihre Samen werden zu Ende des Auguſtes reif. Die Wurzel dauert gemeiniglich 2, ſelten 3 Jahre. Von den ausgefallenen Samen ſchlagen jährlich neue Pflanzen auf, und dieſe erfordern keine beſondere Wartung. Vorher aber muß es freylich vom Samen gezogen werden, den man im Frühlinge oder Herbſte auf ein Beet in eine offene Lage ausſäet; ſind die Pflanzen aufgegangen, ſo muß man ſie fleißig vom Unkraute reinigen, und wenn ſie ſtark genug ſind, in ein Stück Landes, welches man zuvor wohl umgegraben und von allem Unkraute geſäubert hat, ſorgfältig, 1 Fuß weit von einander, in Reihen, welche 1 ½ Fuß weit von einander ſtehen, ſetzen und wohl begießen, hernach den Boden zwiſchen den Pflanzen fleißig auflockern, und alle Frühling zwiſchen den Wurzeln umgraben. Man kann dieſe Pflanze entweder zu kleinen Hecken in Gärten anwenden, oder an die Zäune, um ſie zu befeſtigen, oder an die Ränder der Wieſen ausſäen.

Was den Nutzen der Geißraute betrifft, ſo werden ihre Blumen von den Bienen nicht ſonderlich geachtet; dagegen empfiehlt ſie ſich als ein ſehr vorzügliches Fut-

terkraut. Alle Arten von Vieh, insonderheit Ziegen und Schafe, fressen sie gern, und werden in kurzer Zeit fett davon. Man vermischt dieses Kraut mit Gras, oder anderm grünen Futter, und da es bis in den späten Herbst dauert, alsdenn mit Kohl- oder Rübenblättern. Gibt man sie dem Viehe allein, so überfrißt es sich leicht davon, oder frißt hernach nicht gern mehr ander grün Futter. Man muß die Geißraute des Jahrs wenigstens drey bis vier mahl beschneiden; sie wächst bald wieder nach. Binnen dieser Zeit bedient man sich der zarten Stängel und Blätter zur Fütterung; denn wenn die Stängel und Aeste zu holzig werden, verschmäht sie das Vieh. Am Ende des vierten Jahres gräbt man den holzig gewordenen Stock aus, verbrennt ihn, und säet neuen Samen aus. Der größte Vortheil, dieses Kraut zu nutzen, ist, daß man es nie zur Blüthe kommen läßt, sondern es beständig unter dem Schnitt hält. Wenn das Kraut den Hühnern zu fressen gegeben, oder untergestreuet wird, sollen sie viel Eyer legen; welches fabelhaft klingt.

Man hielt diese Pflanze ehedem für ein Gegengift, suchte dadurch den Schweiß zu befördern, und rühmte sie wider Fleck- und andere anhaltende Fieber. Auch war sie wider die fallende Sucht und Würmer bekannt. Man gebraucht die getrocknete Pflanze im Pulver, oder die damit abgekochten Tränke in Brühen, und auch das abgezogene Wasser. Die Blätter haben einen schleimigen, bitterlichen Geschmack; jetzt machen die Aerzte selten einigen Gebrauch davon. Aus dem Samen wird ein Oehl bereitet; es ist aber derselbe aus den dünnen runden Schötlein schwer heraus zu bringen. Wer daher solchen in Menge verlanget, muß ihn, wenn die Schoten recht trocken sind, vermittelst einer Breche, wie man den Flachs zu brechen pflegt, heraus zu bringen suchen.

2. **Purpurrothe Geißraute**, Galega purpurea, leguminibus ſtrictis adſcendentibus glabris racemoſis terminalibus, ſtipulis ſubulatis, foliolis oblongis glabris *Linn.* Sie wächſt in Zeylon. Die Wurzel iſt jährig; der Stängel grasartig und ungefähr 2 Fuß hoch; die Blätter beſtehen aus 8 bis 9 Paren länglicher, glatter Blättlein, nebſt einem ungeparten; an dem Stiele ſitzen pfriemenartige Blattanſätze. Die langen, lockern, aufgerichteten, purpurrothen Blumenähren ſizzen an den Enden der Aeſte, zeigen ſich im Hermonathe, und verwandeln ſich in ſenkrecht ſtehende glatte Hülſen. Man kann ſie aus dem Samen ziehen, den man bald im Frühlinge auf ein Miſtbeet ſaet. Wenn die Pflanzen aufgegangen, und ſtark genug ſind, ſetzt man ſie einzeln in beſondere Töpfe, die man in ein Loh-Beet einſenket, und im Schatten erhält, hernach aber wie andere jährige zarte Gewächſe wartet.

3. **Färber-Geißraute**, Galega tinctoria, ſpicis lateralibus pedunculatis, leguminibus ſtrictis pendulis, foliolis emarginatis ſubtus villoſis *Linn.* Die Blättchen ſind eingekerbt und auf der untern Fläche rauch; die Blumenähren ſtehen auf Stielen zur Seite des Stammes, und die ſenkrechten Hülſen hängen unter ſich. Sie wächſt ebenfalls in Zeylon, und die Einwohner verfertigen daraus eine hellblaue Farbe. Es iſt dieſes eine dauernde Pflanze.

Geiß-Wedel, Spiræa vlmaria *L.*; ſiehe **Geiß-Bart**, No. 1.

— — — (Berg-) Spiræa aruncus *L.*; ſ. **Geiß-Bart**, No. 2.

Geißel (*) [der], überhaupt ein jeder, der mit ſeinem Leibe für etwas Bürge wird, ehedem auch ein Leib-

(*) Bey dem Stryck er und andern alten oberdeutſchen Schriftſtellern heißt ein ſolcher Geißel Giſel, Geiſel, Giſele, im mittlern Lat. Giſilis und Hoſpes, im alten Franz. Hoſte, ein Gaſt, im Niederſ. Giſel, Giſeler, Gyßler und Geißler, im Angelſ. Giſel

Bürge. In dieser allgemeinen Bedeutung ist es im Deutschen veraltet, wo man es nur noch in engerm Verstande, von Leibbürgen brauchet, welche im Kriege zur Sicherheit sowohl anderer Personen als auch gethaner Versprechen, gegeben und genommen werden, da es denn in der mehrern Zahl am üblichsten ist, ohne doch die erste auszuschließen; L. Obles, Fr. Otage. **Einander Geißel geben**, donner des otages. **Jemanden als Geißel, oder zum Geißel behalten.** In bürgerlichen Sachen ist das Wort **Bürge** üblicher. Daher die **Geißelschaft**, der Zustand, da jemand ein Geißel ist; ein Wort, welches ehedem häufiger war als jetzt, wo man es auch überhaupt für eine jede Bürgschaft gebrauchte.

Bey Capitulationen, Vergleich- und Friedenshandlungen, pflegen gewisse Personen als Geißel zu dem Ende

Gisel und Gisle, im Isländ. Gisl, Gisling, im Schwed. Gissel, Gisle, im Dän. Gidsel. Die Abstammung dieses Wortes ist noch ungewiß. Diererich von Strade leitet es von sellan, übergeben, ab, welches aber um deswillen nicht statt findet, weil der auf der ersten Sylbe liegende Ton deutlich genug erweiset, daß nur sie die Stammsylbe ist, el aber als die gewöhnliche Endung angesehen werden muß, welche eine handelnde Person oder ein Werkzeug bedeutet. Wachters Ableitung vom Angels. gyse, Engl. yes, ja, ist noch unwahrscheinlicher. Frisch läßt es von gis, oder ger, begehren, Ihre von gaeta, bewahren, Gäsla, Gisla, der Verhaft, und des Bremisch-Niedersächsische Wörterbuch von dem alten gilen, können, vermögen, abstammen. Man muß dabey merken, daß dieses Wort ehedem in einem sehr weiten Umfange der Bedeutung genommen wurde, indem es bey den Longobarden nicht nur einen Zeugen bedeutete, sondern auch in neuern Schriften von einem jeden Unterpfande gebraucht wird, daher bey dem Serarius auch Geißelschlösser vorkommen, Schlösser, die man zum Unterpfande gibt. In der Bedeutung eines Leibbürgens waren statt dieses Wortes ehedem auch die Benennungen Leistbürge und Pfandmann üblich. Die dieses Wort mit einem ſ, Geisel schreiben, wollen es dadurch vermuthlich von dem folgenden Worte unterscheiden, sündigen aber wider die unläugbare Aussprache, welche sehr deutlich ein ſ hören läßt. Es scheint, daß dieses Wort auch bey einigen im weiblichen Geschlechte gebraucht werde.

Ende gegeben zu werden, damit ein jeder Theil um so viel mehr versichert sey, daß den eingegangenen Puncten nachgelebet werden soll. Wenn solches geschehen ist, werden die Geißel gegen einander wieder ausgewechselt.

In Kriegszeiten werden von den feindlichen Parteyen, die auf Contribution ausgewesen, die vornehmsten Personen eines Ortes oder Landes als solche mit fortgeschleppet, die andern dadurch zu Abführung der Brandschatzungen zu zwingen. Mithin sind dieselben nichts anders, als körperliche oder Leib-Bürgen, d. i. welche die Bürgschaft oder Gewähr wegen Ausrichtung und Erfüllung des versprochenen mit ihrem Körper leisten müssen.

Die Geißel sind entweder 1) **gezwungene**, welche vom Feinde hinweg geführet und so lange aufbehalten werden, bis er seine Intention durch dieselben erreichet. Zu den gezwungenen gehören aber nicht diejenigen, welche ein Landesherr zwingt, daß sie sich als Geißel gebrauchen laßen; weil ein Landesherr das Recht hat, seine Unterthanen zum gemeinen Besten als Geißel auch wider ihren Willen zu geben. Oder 2) **freywillig gegebene**, welche als ein Unterpfand bey Accorden, Waffenstillstand, Friedensschlüssen ꝛc. damit sie unverbrüchlich gehalten werden, gegeben werden.

Zu Geißeln werden gemeiniglich die Söhne der Vornehmsten gegeben. Wenn die Anverwandten derjenigen Personen, welche zu Geißeln gegeben werden, Schaden von der Abwesenheit derselben leiden, so ist derjenige, der die Geißel gibt, den Schaden zu ersetzen schuldig.

Wenn die Geißel freywillig gegeben worden sind, so dürfen sie nicht entfliehen; wenn sie es thun, und wieder ertappet werden, so werden sie am Leben gestraft. Es darf auch derjenige Kriegsherr, welcher sie abgeschickt hat, wenn sie davon laufen, und zu ihm kom-

kommen, dieselben nicht annehmen, sondern muß sie wieder zurück schicken. Alles dieses aber cessirt, wenn die Geißel mit Gewalt weggenommen worden sind, weil in diesem Falle, keine Verbindlichkeit, da zu bleiben, Statt findet. Wenn einer von den Geißeln, oder alle sterben, so ist derjenige, der sie gegeben hat, schuldig, andere von gleicher Qualität zu liefern.

Die Geißel, wenn die Principale derselben wider Treue und Glauben handeln, mit Leibesstrafe zu belegen, oder gar zu tödten, ist zwar nach dem Völkerrechte erlaubt, weil sonst der Endzweck, warum sie gegeben worden, cessirt; allein, es ist billig, daß man in diesem Falle einen Unterschied mache, ob die Principale und Geißel zugleich wider die gegebene Treue gehandelt haben, oder die Principale allein, die Geißel aber unschuldig seyn. Im erstern Falle ist kein Zweifel, daß sie gestraft und getödtet werden können, im letztern aber nicht; doch werden sie schärfer gehalten, damit die Anverwandten derselben bewogen werden, den Principal derselben anzutreiben, seinem Versprechen Genüge zu leisten.

Dasjenige, was zwischen den kriegenden Theilen in Ansehung der Geißel ausgemacht wird, ist strictæ interpretationis. Heut zu Tage verändern die Geißel ihren Stand nicht mehr, wie bey den Römern, werden keine Gefangene, sie können auch testiren, und ihre Güter fallen nicht mehr dem Fiscus anheim.

J. G. F. Koch allgem. europäisches Land- und See-Kriegs-Recht, Frf. und L. 1778, 8. S. 161, fgg.

Es geschieht zuweilen, daß die Pachter von dem Feinde in gefängliche Haft genommen, und als Geißel weggeführet werden; wobey denn die Frage entstehen kann, ob sie von ihren Verpächtern einige Entschädigung verlangen können, indem sie nicht nur hierdurch an der Besorgung der Wirthschaft im Gute verhindert zu werden scheinen, sondern auch gemeiniglich auf der Reise, und sonst, Kosten aufzuwenden haben. Es kann,

meines

meines Erachtens, ihr Gesuch nicht Statt finden. Denn, obwohl dem Verpachter obliegt, seinen Pachter die Pachtzeit über vor aller fremden, auch der feindlichen, Gewalt, sicher zu stellen, welche ihn an dem Gebrauche des verpachteten Gutes verhindern könnte: so ist dieses doch nur von dem Gebrauche des ihm überlassenen Gutes zu verstehen, keinesweges aber auch auf des Pachters eigene Person zu erstrecken, als wovon die Gesetze nichts verordnen; vielmehr wollen sie, daß ein Jeder den seiner Person zugestoßenen Unglücksfall auch für sich selbst ertrage. Kann doch ein Pachter von seinem Verpachter keinen Erlaß vom Pachtgelde fordern, wenn er auf Befehl seines Landesherrn verreisen muß, oder dieser, gewisser Ursachen wegen, seiner Person sich versichert, als worin alle Rechtslehrer einig sind; warum soll er besser daran seyn, wenn ihm ein solches Unglück von den Feinden wiederfährt? Was aber die Besorgung der Wirthschaft auf dem erpachteten Gute betrifft, so wird er dieselbe unterdessen gar füglich durch einen Andern verrichten laßen, auch, wenn er etwas dafür bezahlet, solches unter dem zu Erhebung der Früchte nöthigen Aufwande mit in Rechnung bringen können. Solchergestalt wird es einerley seyn, und er in keinem Falle einige Vergütung fordern können, er möge nun als Geißel wegen dessen, was das ganze Land, oder ein gewisser Bezirk, Stadt oder Dorf rückständig ist, oder für die dem erpachteten Gute auferlegten Beschwerungen, oder endlich in Ansehung dessen, was er selbst zu leisten und zu geben hat, weggeführet werden. Denn in dem erstern Falle ist es billig, daß ihn das ganze Land oder der Bezirk, und Ort, um welches willen er leidet, entschädige; in dem letztern hingegen, imgleichen, wenn der abwesende Verpachter die Grund-Beschwerungen nicht hat entrichten können, ist der Pachter durch die Unterlaßung dessen, was er hätte thun sollen, selbst Schuld daran. Solchemnach bleibt

der einzige Fall übrig, wenn der Verpachter zugegen, oder nicht weit entfernt gewesen ist, auch die dem Grundstücke auferlegten Beschwerungen gewußt, gleichwohl aber selbige nicht abgeführt hat. Denn, wenn die Feinde alsdenn um deswillen den Pachter als Geißel wegführen, so ist kein Zweifel, daß jener ihn diesfalls zu entschädigen verbunden sey.

D. Carl Gottfr Winklers rechtliche Abhandlung von Kriegs-Schäden der Pachter und Miethleute. Leipz. 1762, gr. 8. S. 401, f.

Geißel [die], L. Flagellum, Fr. Foüet, im Oberdeutschen und der höhern Schreibart der Hochdeutschen, eine Art von Riemen oder Schnüren zusammen geflochtener, und auch wohl am Ende derselben mit Knötchen oder eisernen Drahtspitzen und Sternchen, wie an den Spornen, versehener Peitschen, welche ehedem als eine besondere Züchtigung oder Leibesstrafe gebraucht wurden, heut zu Tage aber unter uns Christen wenig mehr im Gebrauche sind, außer was etwan noch in der römischen Kirche zur Kasteyung und Büßung für die Sünden geschieht.

Heut zu Tage ist die Strafe der Geißelung unter andern noch in Ostindien gebräuchlich. Die Maldiver gebrauchen hierzu lederne Riemen, eines Armes lang, 4 Finger breit, und 2 dick, davon man 5 bis 6 an einen hölzernen Stiel befestiget. Die Streiche sind hart, und gar oft tödtlich. Es ist dieses die gewöhnliche Strafe für große Verbrechen, als: unnatürliche Unzucht, Blutschande und Ehebruch. An andern Orten bedient man sich hierzu einer Geißel, welche 4 Schnüre, und an jeder kleine Eisen, wie Spornensterne, hat, daß also jeder Hieb gemeiniglich vier Wunden machet.

Geißel der Schwarzen, Scleria (Flagellum Nigrorum) culmo articulato scabro, pedunculis axillaribus paniculatis, floribus pedicellatis *Bergii*; Schoenus (secans) culmo triquetro folioso denticulato, panicula villosa, seminibus globosis, foliis trifariam denticulatis *LINN. Syst. Nat.* 10. p. 865. *Amoen.* 5. p. 391*. Schoenus (Lithospermus) *Linn. Sp. pl.* 2. p. 65. Gremen

men cyperoides ſyluaticum maximum geniculatum aſperius, ſemine milii ſolis *Sloan.* Carex tenuior altiſſime ſcandens *Brown.* eine Art Riethgras, welche in den amerikaniſchen Ländern, nicht allein in Surinam, ſondern auch in Jamaika und anderswo, wächſt. Sein Halm iſt dünn und ſchwach, wird aber doch unter Gebüſchen und Bäumen 15 Fuß hoch. Seine Blätter ſind ſehr lang, und am Rande und der Rückenſchärfe mit ſehr kleinen ſchneidenden Stacheln beſetzt. Der Same iſt ſteinhart, und gleicht dem Samen des Stein-Samens (Lithoſpermum); er glänzt auch wie Perlen. Nach Rolanders Berichte iſt dieſes Gras eine große Plage für die armen Sclaven in Surinam, weil es ihre nackten Leiber mit ſeinen ſcharfen Zacken verwundet, ſo oft ſie durch die dichten und unwegſamen Wälder gehen müſſen. Ja außerdem ſoll auch zuweilen, nach Silanders Berichte, dieſes Gras, in Bündel gebunden, wie Ruthen zu Abſtrafung der Sclaven gebraucht werden, wenn ſie etwas großes begangen haben, daher die Holländer es in Surinam die Geeſſel voor die Nigers nennen. Eine ſolche Geißelung iſt ſo blutig und ſchmerzend, als die Grauſamkeit ſie nur erfinden kann.

Eine ausführlichere botaniſche Beſchreibung nebſt einer Abbildung dieſes Graſes, von Hrn. Pet. Jonas Bergius, findet man im 27 B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. der Wiſſ. a. d. J. 1765, S. 148, fgg.

Geißel-Hofleute, oder **Geißel-Leute**, nennet man, inſonderheit in der Schweitz, diejenigen Dienſtleute, welche ſich bey einem Andern, zu Bebauung deſſen Güter, auf einige Jahre verdingen, und an ſtatt des Lohnes und der Beköſtigung, auf Deputat und Gehalt zu eigener Verpflegung ſitzen. Sie bekommen freye Wohnung, nöthigen Garten zu Gemüſe, Futter für 1 oder 2 Kühe, und ſo viel Rinder, welche ſie nur gewiſſe Zeit ſtehen, hernach aber für eine Kuh ſich anrechnen laßen müſſen; ferner die Erlaubniß, eine gewiſſe

3. Ein feines, flüſſiges Weſen, welches von verſchiedenen Aerzten und Zergliederern in den Nerven der Menſchen und Thiere angenommen wird, und die wirkende Urſache oder doch wenigſtens das erſte und vornehmſte Hülfsmittel nicht nur aller Bewegungen, ſondern auch aller Empfindungen ſeyn ſoll, und auch der **Nervenſaft**, Fluidum nerveum, imgleichen die **Lebensgeiſter**, Spiritus vitales, genannt wird. In dieſer Bedeutung iſt es nur im Plural üblich. **Seine Geiſter waren durch das frühe Aufſtehen ganz erſchöpft.** Imgleichen nach einer noch weitern Figur,

4. Das Leben, die Lebenskraft.

5. Die mit dem menſchlichen Körper verbundene einfache Subſtanz, welche mit der Kraft zu denken und zu wollen begabt iſt, die **Seele**.

6. Ein jedes einfaches Weſen, welches die Kraft zu denken und zu wollen beſitzt. 1) Ueberhaupt. **Gott iſt ein Geiſt. Die erſchaffenen** oder **endlichen Geiſter**, zum Unterſchiede von Gott dem **unerſchaffenen** oder **unendlichen Geiſte. Swedenborg glaubte in einem vertrauten Umgange mit den Geiſtern zu ſtehen.** 2) Beſonders, verſchiedene Arten derſelben. **Die guten Geiſter**, die guten Engel, zum Unterſchiede von den **böſen**, oder Teufeln. Im gemeinen Leben druckt man mit dem Worte **Geiſt** oft ein ſolches Weſen höherer Art aus, ohne eben zu beſtimmen, ob es zu den guten oder böſen Geiſtern gehöre. **Es läßt ſich ein Geiſt ſehen**, ein Geſpenſt. **Es iſt ihm ein Geiſt erſchienen.**

Geiſtig, L. Spirituoſus, Fr. Spiritueux. Geiſt habend, in verſchiedenen Bedeutungen dieſes Wortes; inſonderheit, viele flüchtige wirkſame Theile habend, von verſchiedenen Körpern. **Ein geiſtiger Wein**, ein geiſtreicher Wein. **Die Scheidekunſt zieht aus groben irdiſchen Materien das Wirkſame und Geiſtige heraus.**

Geißler, ſiehe Th. XIV, S. 177, in der Anmerkung.

Geiſt, L. Spiritus, Fr. Esprit, ein buchſtäblich nach dem Lateiniſchen gebildetes Wort, von welchem es auch ſeine Bedeutungen entlehnt hat, von denen ich nur diejenigen, welche in dieſes Werk gehören, anführe.

1. Der Wind, und in weiterer Bedeutung auch der Athem, der Hauch, welches die erſte Bedeutung, ſowohl dieſes Wortes als auch des Lat. Spiritus, des Griech. πνευμα, des Hebr. Ruach u. ſ. f. iſt, und eine Nachahmung des Schalles iſt, welcher durch den Wind und Athem in vielen Fällen verurſacht wird. **Der Geiſt geiſtet, wo er will**, Kaiſersb. d. i. der Wind bläſet, wo er will.

Im Angelſächſ. bedeutet guſt gleichfalls blaſen, und im Schwed. iſt Guſt und im Iſländ. Gioſte, das Blaſen. Im Hochdeutſchen iſt es in dieſer Bedeutung längſt veraltet. Siehe Gäſcht.

2. Ein flüſſiges, flüchtiges, wirkſames, und mit dem Waſſer miſchbares Weſen, welches theils in der Gährung entwickelt, theils auch durch die Deſtillation aus verſchiedenen Körpern gezogen wird, und die wirkſamſten Theile derſelben enthält.

1) Eigentlich. **Der Wein, das Bier hat vielen Geiſt**, viele flüchtige wirkſame Theile. **Salpeter-Geiſt, Vitriolgeiſt, Weingeiſt** u. ſ. f. **Flüchtige Geiſter**, Spiritus volatiles, welche in ein wenig Oehl verwickelt ſind, welches ſie mit ſich fortführen. **Feſte oder feuerbeſtändige Geiſter**, Spiritus fixi, welche mit Salzen verbunden ſind, die ihre Flüchtigkeit zurück halten, dergleichen die ſauren Geiſter des Vitriols, Alaunes und Salzes ſind. Doch iſt bey vielen in dieſer ganzen Bedeutung das Lat. **Spiritus** üblicher.

2) Figürlich, bey einigen Neuern, das Beſte, Weſentlichſte, Wirkſamſte aus einem Buche oder aus einer Schrift, der Kern, nach dem franzöſ. Esprit. **Der Geiſt des Weltweiſen zu Sans-Souci.**

3. Ein

derſelben iſt der menſchlichen Klugheit überlaßen werden. Der erſten Jünger Chriſti waren zwölf; als hierauf die Gläubigen zunahmen, ſo wurden noch zwey und ſiebenzig andere gewählet. Das Chriſtenthum breitete ſich aus, und die Nothwendigkeit mehr Diener des göttlichen Wortes und der Sacramente zu haben, wuchs ebenfalls. Es iſt alſo eine gewiſſe Regel in Anſehung ihrer Anzahl; und dieſe iſt die Nothdurft der Völker. Es können ihrer, ohne Nachtheil und Unordnung, weder viel wenigere, noch viel mehrere, ſeyn. Sind ihrer zu wenig, ſo bleiben die Menſchen in demjenigen, was ihnen am meiſten zu wiſſen nöthig iſt, unwiſſend. Sind ihrer zu viel, ſo müſſen ſie, außer daß ſie müßig bleiben, und dem Staate unnützer Weiſe beſchwerlich fallen, nothwendig durch die Ehrſucht und durch den Geitz gereitzet werden, ſo, daß ſie, an ſtatt ihre Pflicht zu thun, Aergerniß geben und Kriege erregen.

Man könnte von der jüdiſchen Republik, d. i. von den Geſetzen Gottes ſelbſt, eine Regel zur Beſtimmung der Anzahl der Geiſtlichen in einem Staate nehmen. Moſes beſtimmte von den zwölf Stämmen nur einen einzigen zum Dienſte Gottes. Wir wollen annehmen, es ſey den andern an der Zahl gleich geweſen: ſo werden wir jetzt den zwölften Theil des Staates haben, der ſich mit dem Altardienſte beſchäftiget. Da aber die Weibsperſonen davon ausgeſchloſſen waren, welche überall von denen, die geboren werden, die Hälfte ausmachen: ſo folgt, daß die Hälfte des zwölften Theiles, d. i. der 24ſte Theil des Ganzen, den geiſtlichen Bedürfniſſen gewidmet war. Allein, zu dem geiſtlichen Dienſte wurde ein geſetztes Alter erfordert; und folglich muß man die Knaben davon ausſchließen. Dieſes ſey der ſechste Theil. Mithin wurde kaum der 30ſte Theil des Staates zum Prieſterthume gebrauchet. Hierzu kamen aber nur die Erſtgebornen, d. i. der fünfte Theil von der Familie. Wenn man nun die 12 Stämme mit 5 multiplicieret, ſo iſt das Product 60. Folglich wurde der 60ſte Theil dieſes Staates zum Dienſte des Altars gebrauchet. In einem Lande, welches 3,500,000 Seelen in ſich faſſete, würden, nach dem moſaiſchen Geſetze, die dem Altar gewidmeten etwas über

60,000

Geiſtliche, L. Clerici oder Eccleſiaſtici, die zur Verrichtung oder Beſorgung des öffentlichen Gottesdienſtes beſtellten Perſonen. Die Geſellſchaft ſolcher Perſonen und ihr Stand wird der **geiſtliche Stand**, und die ſämmtlichen Geiſtlichen, als ein Collectivum, die **Geiſtlichkeit**, in der römiſchen Kirche die **Cleriſey**, L. Clerus, Fr. Clergé, genannt. In der römiſchkatholiſchen ſowohl, als einigen proteſtantiſchen Kirchen, werden in demſelben verſchiedene Würden und Stuffen behalten, als da ſind: der Erz- und Biſchöfe, Aebte, Pröpſte, Pfarrer, Prieſter, Capellanen u. ſ. f. und die gemeine Cleriſey in der römiſchen, wie auch griechiſchen Kirche wird ferner in die **weltliche Prieſterſchaft** und Ordensleute unterſchieden. Sonſt aber werden auch noch alle Profeſſores auf Univerſitäten und Gymnaſien, imgleichen alle Schulbediente in den niedern Schulen, nicht weniger die gemeinen Dorfſchulmeiſter, Küſter oder Glöckner ꝛc. ebenfalls mit zum geiſtlichen Stande im weitläuftigern Verſtande gerechnet.

Die in einem Staate wohnende, und Schutz genießende Geiſtlichkeit, ſie gehöre zu welcher Religion ſie wolle, ſind als wahre und vollkommene Unterthanen des Staates zu betrachten, und als ſolche zu behandeln. Der Stifter der chriſtlichen Religion hat niemahls Statum in Statu zu formiren verlangt, ſondern durch ſeine Handlungen eine vollkommene Unterwürfigkeit gegen die weltliche Obrigkeit bewieſen; ſo wie es auch wider das Weſen eines Staates ſtreitet, eine beſondere, der oberſten Gewalt nicht unterworfene Herrſchaft, darin zu geſtatten. Und obgleich dieſe monſtröſe Vermiſchung der oberſten Gewalt, welche eine erſtaunende Menge von Uebeln geſtiftet hat, in Deutſchland noch nicht ganz ausgeſtorben iſt, ſo ſcheint ſie doch in letzten Zügen zu liegen.

Die Geiſtlichen und Kirchendiener rühren bey uns von einer göttlichen Stiftung her; allein die Anzahl der-

in Ansehung ihrer Anzahl; und dies
der Völker. Es können ihrer, ob
Unordnung, weder viel wenigere,
seyn. Sind ihrer zu wenig, so blei
in demjenigen, was ihnen am meiste
ist, unwissend. Sind ihrer zu viel,
ßer daß sie müßig bleiben, und den
Weise beschwerlich fallen, nothwen
sucht und durch den Geitz gereitzet w
an statt ihre Pflicht zu thun, Ae
Kriege erregen.

Man könnte von der jüdischen Republ
setzen Gottes selbst, eine Regel zur Bestim
Geistlichen in einem Staate nehmen.
den zwölf Stämmen nur einen einzigen
Wir wollen annehmen, es sey den andern
wesen: so werden wir jetzt den zwölfte
haben, der sich mit dem Altardienste b
die Weibspersonen davon ausgeschlossen
von denen, die geboren werden, die H
folgt, daß die Hälfte des zwölften Theile
des Ganzen, den geistlichen Bedürfnissen
lein, zu dem geistlichen Dienste wurde ei
dert; und folglich muß man die Knab
Dieses sey der sechste Theil. Mithin
Theil des Staates zum Priesterthume ge

60,000 ſeyn, und gleichwohl glaube ich, daß man mit 30,000 Perſonen ganz bequem 4,000,000 Seelen in den Pflichten der Religion erziehen könnte, wenn man ſie zu wählen wüßte, und ſie ihre Pflicht thun ließe.

Des Abts Ant. Genoveſi Grundſätze der bürgerl. Oekonomie, 1 Th. Lpz. 1776, gr. 8. S. 188, f.

Zum Wohl des Staates iſt es nöthig und wichtig, daß der geiſtliche Stand verehret und hochgeſchätzet werde. Allein, er muß deswegen nicht blenden. Der Landesherr iſt ihm keine blinde Gefälligkeit ſchuldig. Die geiſtlichen Perſonen ſind, wie bereits erwähnt worden, Unterthanen wie die andern, und müſſen von allen ihren bürgerlichen Handlungen dem Landesherrn, oder dem Obergerichte, welches die höchſte Gerechtigkeit in ſeinem Nahmen ausübet, Rechenſchaft geben. Da die Geiſtlichen, Herren der Gewiſſen ſind, ſo ſind ſie es wirklich auch von allen Vorurtheilen der Menſchen, denen ſie ſolche Richtungen zu geben wiſſen, als ſie nur wollen. Sie müſſen ſich alſo niemahls in weltliche Dinge miſchen, welche ſie nur von der Seelſorge abhalten würden. In dieſem Stücke herrſchen noch viele Mißbräuche in einigen Ländern von Europa. Die Eheſachen, die doch bloß bürgerliche Verträge ſind; das Bauen oder Erhalten einer Kirche; die Austheilung der Almoſen, und das meiſte, was unter dem Nahmen der Ephoralien und Conſiſtorialien begriffen wird, gehören nicht für das Kirchengebieth. Daß alle Perſonen geiſtlichen Standes, nach den Regeln einer geſunden Staatsklugheit, von Verwaltung öffentlicher Geſchäfte auszuſchließen ſeyn, werde im Art. Miniſter beweiſen. So ſehr aber der Einfluß der Geiſtlichen in das Weltliche zu vermindern iſt: ſo ſehr ſollte man ihre Ehre und Einkünfte vermehren. Luther, und noch mehr Calvin, haben in dieſem Stücke zu viel abgeſchnitten. In einem Amte, wo man ſo geſchickte Leute nöthig hat, muß man auch Nacheifer und Aufmunterung laßen; und ich billige hier ſehr die Gebräu-

che

Was die Kirchenzucht,

die Lebensart der Diener des Evang

ſetzen ihres Glaubensbekenntniſſes,

natürlich, ſich nach denen Satzun

che in jeder chriſtlichen Gemeinſcha

ſind. Dieſes iſt eine Art von K

Einrichtung einer beſondern Com

werden muß, die aus verſchiedenen

chen Obrigkeit, und aus den Vo

lichkeit, unter dem Vorſitze eines

und der Kirchen-Rath (Depar

eccleſiaſtiques) genannt wird. D

dere Aufſicht über alle Gegenſtän

Religion, den Gottesdienſt, die

ruf und die Ordination der Predig

lichen Perſonen betreffen. Dieſ

um, oder Ober-Conſiſtoriu

ſonſt nennen will, muß, unter d

desherrn, die Kirche und ihre R

handhaben, welche die Grundleh

und die Grundgeſetze jedes Lande

ben. Siehe auch die Art. Kir

Prediger.

Des Freyherrn von Bielfeld Leh

1 Th. Bresl. und L. 1777, gr. 8. S

Unwillkürliches Geſchenk der

Von der Unentbehrlichkeit einer klugen Haushaltung der Geiſtlichen zur geſegneten Führung ihres Predigtamtes, ſiehe im Art. Prediger.

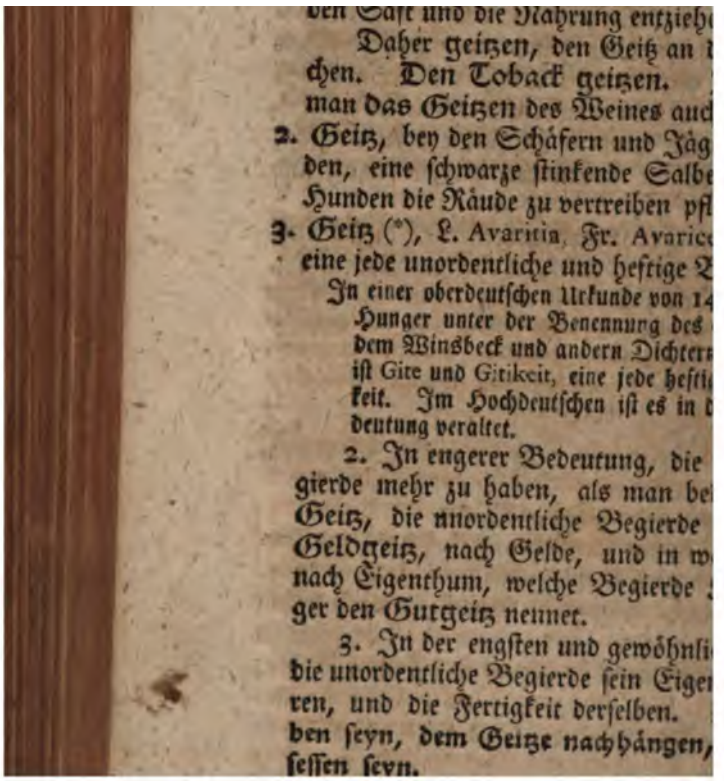
Geiſtreich, Fr. Spirituël, plein d'esprit, reich an Geiſt, in einigen Bedeutungen dieſes Hauptwortes; **geiſtvoll**. Ein **geiſtreicher Wein**, der viele wirkſame flüchtige Theile hat. Ein **geiſtreicher** oder **geiſtvoller Pinſel**, welcher kecke Pinſeldrucke mit Freyheit am rechten Orte anzubringen weiß, und dadurch den Figuren Geiſt und Leben ertheilet. Dieſen geiſtreichen Pinſel bemerkt man in Miniaturarbeiten nicht, weil eine allzu fleißige Arbeit den Pinſel froſtig und matt machet.

Man braucht auch bey dem Kupferſtechen, dieſen Ausdruck ein **geiſtreicher Pinſel**, in eben der Bedeutung. Um ein radiertes Werk geiſtreich zu machen, muß man auf dem Vorgrunde öfters die Nadeln abwechſeln; und um den Sachen, bey welchen es möglich iſt, mehrern Character zu geben, muß man ſie mit kurzen, halbflachen, und längſt den Muskeln oder den Gewändern feſt abgebrochenen Schnitten vorſtellen; denn die langen und dichten Schnitte machen ein Feines, welches froſtig und geſchmacklos iſt. Dieſes verſteht ſich von radierten Kupfern im Kleinen.

Geithayner Bier, ſiehe Th. V, S. 22.

1. **Geitz** (*) [der], in der Landwirthſchaft Ober- und Niederdeutſchlandes, eine Benennung verſchiedener Auswüchſe des Pflanzenreiches. Beſonders der an den Spitzen der fruchtbaren Zweige zwiſchen den Stielen der Blätter des Weinſtockes hervor ſproſſenden Keime; im-

(*) Obgleich die Abſtammung dieſes und des folgenden Wortes noch dunkel iſt, ſo iſt es doch nicht wahrſcheinlich, daß es zu Geitz, avaritia, gehören ſollte. Im Schwed. bedeutet Gödſel, Zuwachs, Verbeſſerung, imgleichen Dünger, von göda, verbeſſern, düngen, mäſten, und god, gut. Vielleicht liegt hierin der Grund der Benennung, weil dergleichen Auswüchſe, aus überflüſſiger Nahrung des Bodens herrühren. Oder gehört es, wie wahrſcheinlicher zu ſeyn ſcheint, etwa zu gäten, Schwed, gäta, ausraufen, weil dergleichen Auswüchſe gegeitet, d. i. abgebrochen zu werden pflegen?



den Saft und die Nahrung entzieh

Daher geitzen, den Geitz an

chen. Den Toback geitzen.

man das Geitzen des Weines auc

2. Geitz, bey den Schäfern und Jäg

den, eine schwarze stinkende Salb

Hunden die Räude zu vertreiben pf

3. Geitz (*), L. Avaritia, Fr. Avaric

eine jede unordentliche und heftige

In einer oberdeutschen Urkunde von 1

Hunger unter der Benennung des

dem Winsbeck und andern Dichter

ist Gite und Gitikeit, eine jede hefti

keit. Im Hochdeutschen ist es in

deutung veraltet.

2. In engerer Bedeutung, die

gierde mehr zu haben, als man be

Geitz, die unordentliche Begierde

Geldgeitz, nach Gelde, und in w

nach Eigenthum, welche Begierde

ger den Gutgeitz nennet.

3. In der engsten und gewöhnli

die unordentliche Begierde sein Eige

ren, und die Fertigkeit derselben.

ben seyn, dem Geitze nachhängen,

sessen seyn.

Daher **geitzig**, Geitz habend, in den sämmtlichen Bedeutungen des Hauptwortes. 1. In der ersten und zweyten, von einer jeden heftigen, besonders unordentlichen Begierde. So heißt im Oberdeutschen ein **geitziger Wolf**, so viel als ein gieriger oder freßbegieriger Wolf. Im Hochdeutschen ist es in dieser weitern Bedeutung nur in der höhern Schreibart üblich. **Geitzig nach Ehre, nach Ruhm.** 2. Am häufigsten in der dritten Bedeutung, eine unordentliche Begierde besitzend, sein Eigenthum zu vermehren. **Ein Geitziger**, mit einer verächtlichen Benennung **ein Geitzhals**, im Angels. Gyrsere, im Nieders. **Gitzer, Giezsnauer, Gier, Giersmage.**

In den gemeinen Sprecharten hat man eine Menge verächtlicher, zum Theil possierlicher Ausdrücke, einen Geitzhals zu bezeichnen. Dahin gehören das Nieders. Gorteteller (Grütz-Zähler), Huzpott, von dem Goth. Huzd, ein Schatz, Täsekensöker, Täbekensöker, Neefke, (bey dem Ottfried ist Nefkiri der Geitz,) Lusknicker, Prüller, Hüpennig, u. s. f. und die Hoch- und Niederdeutschen Filz, Lauser, Knicker, Knauser, Pfennigfuchser u. s. f.

Da die gesellschaftlichen Tugenden und Laster ein Hauptgegenstand dieses Werkes sind, so wird man hier mit Recht von mir erwarten, daß ich den Geitzigen nach seinen Hauptzügen schildere, und die schädlichen Folgen, welche dieses Laster für die menschliche Gesellschaft nach sich zieht, und womit es zum Theil sich selbst bestraft, darstelle.

Man muß den Geitz nicht mit der Frugalität (s. Th. XV, S. 325, fgg.) und Sparsamkeit verwechseln. Hohe und lasterhafte Grade der Frugalität und Sparsamkeit, sind die Kargheit, die Genauigkeit, die Gewinnsucht, die Habsucht und der Geitz. Die **Kargheit**, wovon die **Genauigkeit** ein geringerer Grad ist, geht auf die Erspahrung, so wie die **Gewinnsucht**, die **Habsucht** ꝛc. auf den Gewinn und Besitz, der **Geitz** aber auf beyde.

Auch keinen wahren Freund. Se
gegen alle ſanfte und edle Empfi
und ſein Aeußerliches iſt insgemein
ſeiner Seele. Aus Liebe zum Vo
kann er bis zur Ausſchweifung nie
chend ſeyn. Bey allen möglich
höchſten Grade argwöhniſch, au
ſten Grund. Er ſucht ſich beſtänd
Art zu verſtellen; verſchweigt und
dern mit Hinterliſt die unſchuldi
ſchwärzeſten Lügen, Unwahrheiten
ſtehen ihm immer zu Gebothe; e
dienſtfertig und undankbar; er m
lange als er nur kann, und wenn
für ihn etwas thut, ſo geſchieht
dern deſto mehr in Athem zu ſe
ſam, unſchlüſſig und wankelmüth
genſchaften fühllos und gleichgült
des Andern ſauerſehend und neidi
Unglücke lieblos; bey ſeinem eige
lich, mürriſch und zänkiſch; in
höflich und grob, und ein dummd
Wer eine ſolche unangenehme Mi
der mag es thun. Auch ein Ge

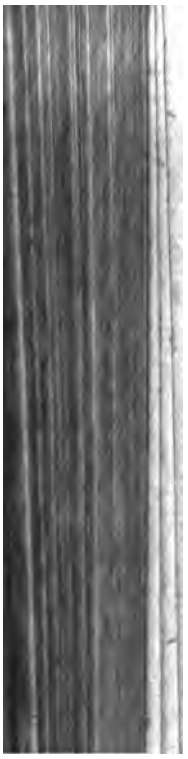
viel Geräthe, viel Galanterien, viel Kaffe und Wein, viel Aufwand in der Küche, und das alles viel Geld. Sie versäumen die Arbeit, das Amt, die Berufsgeschäfte, die Wirthschaft, die Aufsicht über Kinder und Bediente, und das alles den Vortheil und das Geld. Der Geitzige liebt die Einsamkeit, und verrostet in der Einsamkeit. Seine Gesellschaft sind Jüdisch- und Wechslergesinnte; und der einzige Umgang, den er sucht und liebt, sind Leute, von denen er etwas gewinnen kann; und hier ist ihm ein jeder willkommen, er mag seyn wer er will, der Edelmann und der Bürger, der Arme und der Reiche, der Jude und der Christ; von jedem ist er ein Knecht und ein Sclave. — Was sollte er auch in der Gesellschaft machen? Er hat selbst lange Weile, und er verursacht Andern lange Weile. Die Dinge, die eine Gesellschaft angenehm und interessant machen, sind ihm gleichgültig und unverständlich. Wohlanständigkeit, gute Sitten, vernünftige Munterkeit rühren ihn nicht; bey ernsthaften und unterrichtenden Unterredungen gähnt er laut und runzelt die Stirn. Sein Kopf rechnet, und seine Gespräche sind eintönig und einförmig. Er spricht von Procenten und Bankerotten, von Leihen und Spahren, von guten Messen und schlechten Aernden; und klagt über die schweren und nahrlosen Zeiten, über das viele Geben und wenige Einnehmen, über Accise und Kopf-Geld, über Lottospiel und Kleiderstaat, über geringe Kornpreise und Neid der Leute; und wenn dieses Capitel abgesprochen ist, so gähnt er wieder, und macht die Gesellschaft auch gähnen. Für die Liebe zum Frauenzimmer warnet er ernstlich, und er ist durch die Erfahrung aller Jahrhunderte überzeugt, daß jede verliebte Gemeinschaft mit dem andern Geschlechte für den Geldbeutel gefahrlich, und insgemein dem Glücke nachtheilig sey. Liebt er aber, so liebt er eigennützig, und

dige Arbeiten ſind ſein tägliches Fu
den Händen des Geitzigen, ſind
Händen. Wenn nur etwas dabe
plagt und quält er ſich Tag und
möge noch ſo klein, ſo niedrig, ſo
ſtändig ſeyn; genug, ſie bringt e
es auch nur eine Kleinigkeit. D
mer einen guten Geruch, und we
Miſthaufen käme. Der Bedie
Geitzigen muß ein ſclaviſches Laſ
aber die Sache keinen Vortheil
ſich lieber aus, es möge Pflicht o
keit darunter leiden.

Was die **Ordnung** betrifft,
höchſt accurat und pünctlich, auch
ten. Bey ihm findet ſich jede S
möglich, zu rechter Zeit und am re
te ſie ſonſt verlieren, oder davo
Er wird nicht leicht aus ſeiner
noch von dem vorgeſchriebenen A
nen Bahn abweichen. Auch ſei
Schulden wird er richtig bezahl
ſeyn, daß er durch die verzögerte

In seinem Aufwande ist der Geizige ein Knicker, bis zur schändlichsten Niederträchtigkeit und Ungerechtigkeit. Seine Regel ist: Schone und Spahre! Man muß sich über alle mögliche Ausgaben und Kosten hinweg setzen, und was nicht zu ändern steht, aufs allergenaueste einschränken. Wohlstand, Ehre, Gutherzigkeit, sind geldfressende Hirngespinnste, die man den Verschwendern laßen muß. Jeder Pfennig muß zehnmahl umgekehret werden, ehe man ihn ausgibt. Jede Elle Waare muß aufs allerkärglichste bedungen und betrödelt; jedem armen Handwerksmanne müssen von der billigsten Rechnung wenigstens einige Groschen herunter gehandelt und abgezwacket werden. Die Sorgsamkeit und Aengstlichkeit des Geizigen geht über alles. Vor Sorgen und Angst vergißt er Ruhe und Schlaf, Essen und Trinken, Weib und Kind. Schaden und Verlust verursachen ihm Herzgespann, Bleichsucht und graue Haare, und ziehen ihm das Mark aus den Beinen. Tröste Gott seine Bedienten, wenn sie ihm eine Sache zu wohlfeil verkauft, oder in der Haushaltung etwas verdorben haben! Und ist der Verlust, den er leidet, von einiger Beträchtlichkeit, so greift er wohl nach Strick und Dolch.

Was Kleider und Moden betrifft, so kleidet sich der Geizige simpel, schlecht, schmutzig, säuisch. Er nutzt seine Kleider und Meublen so lange ab, als sie nur zusammenhalten wollen. Gegen die neuen Moden hat er einen unversöhnlichen Haß. Eine antike Perrucke und ein altväterisch Kleid bleiben noch würdige Stücke in seiner Garderobe; und man findet in seinen Zimmern noch wohl Geräthschaften aus dem vorigen Jahrhundert. Man vermißt an ihm überhaupt Wohlanständigkeit und Geschmack; und es entfährt ihm immer ein heimlicher mit Neid und Galle vermischter Seufzer, so oft er den übertriebenen Kleiderstaat und

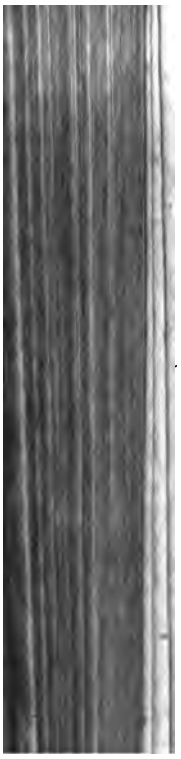


wird nicht Hungers ſterben
ſeinem Hauſe ein Gaſtmahl.
verdauliche und verdorbene
dirbt und ſeine Geſundheit
gelegen. Wer durch die A
wohnt werden, und inſon
ſeyn. Aber auch an ſeiner
nicht einmahl ſatt; viel e
heit. Er faſtet nicht allein,
Geſinde nicht ſatt zu eſſen.
Andern Tiſch, ſo weiß er ſi
denn ſchmeckt ihm jedes gut
und er läßt an der größten
gehen, wovon er nicht mit
te Portion verzehrte. S
geben, iſt ſeine Sache nicht
über kommen kann, verhüt
aber nicht Umgang haben,
mahl, obgleich mit ſchwe
Tag mit.

So unmöglich es iſt,
der unſinnigen Lebensart,
Verſchwendung führt, ei
Glück genießen kann: ſo

kann dem Menschen zum Theil ein wahres Glück in diesem Leben verschaffen. Die Güte des höchsten Wesens hat für alle Menschen gesorgt. Der Reiche, welcher tausendmahl mehr als viele Andere besitzt, und mit seinem Ueberflusse sich alles verschaffen kann, was sein Auge und Herz gelüstet, ist deswegen in seinem Leben nicht glücklicher, als der gemeinste Taglöhner, es sey denn daß er denselben auf eine seiner Bestimmung gemäße edle Weise mit täglichen Gutthaten gegen Bedürftige, mit der Erhaltung armer Kranken und Unvermögenden, und zur Beförderung des allgemeinen Besten, anwende. Bey einer jeden solchen Anwendung des Reichthums, muß nothwendig in der Seele des Menschen ein weit reineres und dauerhafteres Vergnügen, als von dem eigenen Genusse desselben für seine Nothdurft und von allen sinnlichen Ergetzlichkeiten, die man sich damit verschaffen kann, entstehen. Auf was für andere Weise er immer seinen Reichthum anwendet, hat er dennoch dabey gewißlich keinen Vorzug an wahrem Glücke vor dem gemeinen Manne, der mit saurer Arbeit für seine und der Seinigen Bedürfnisse täglich sorgen muß. Gebraucht er hingegen denselben zur Wollust, so stiftet er sich selbst das größte Unglück damit, weil unendlich viel Laster die Folgen davon sind; macht er aber gar keinen Gebrauch davon, wie es der Geitzige thut, so handelt er noch weit strafbarer; denn von Jenem erlangen Einige bisweilen noch etwas Vortheil und Beystand in der Noth, ehe er sein Gut völlig verschwendet hat; der Geitzige aber behält alles für sich, lebt für sich allein in der Welt, sorgt für nichts als die Vermehrung seines Reichthums, und wie er denselben in eine vollkommene Sicherheit setzen könne.

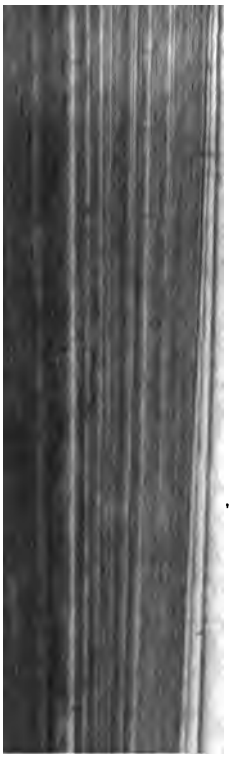
Der Geitz ist eins der abscheulichsten Laster der Seele, und kann mit Recht die Wurzel alles Uebels genannt werden. Es unterdrückt nach und nach in dem



Nächſten, ſeine Obrigkeit u
gen. Er beneidet alle die,
Wohlſtand erblickt, und ſpo
Beyſpiel, Geld zu erlangen,
Keine Handlung iſt für ihn
des Gewinſtes willen nicht
erſärtliche Begierde ſeiner S
che alle ſeine Sinne aufs ſtä
fähig, an etwas anders mi
nicht dahin abzielt. So
gleich an nachzuforſchen,
ſein Gut um etwas vermehr
wozu ihn bisweilen ſein St
ohne Belohnung für die M
dern zu dürfen, verbindet,
che Laſt, und die Zeit, die
loren. Erreicht er hingege
Kleinen oder Großen, ſo
und hat einen ſolchen Tag
um der kurzen Freude von
dringt zugleich eine neue
Seele, welche der Gedanke,
auf die ſicherſte und eint
Sünde erweckt; denn ſein

sie mit keiner Arbeit und Sorge ihr Gut vermehren können, so schränken sie alle Bedürfnisse ihres Lebens so genau ein, daß sie oft, in der Hoffnung, dadurch ihre Wünsche erfüllen zu können, beynahe vor Hunger sterben, und lieber alle andere Vergnügungen, die sie mit geringem Gelde erkaufen könnten, fahren laßen, als ihre Begierde nach Reichthum mäßigen.

Was für Beystand und Nutzen soll die menschliche Gesellschaft von einem solchen Menschen hoffen können, der sich selbst um des Geldes willen auf die abscheulichste Weise mißhandelt, seine Kinder aus Mangel rechtschaffener Verpflegung und vor Hunger halb umkommen läßt, für ihre Erziehung und für ihr künftiges wahres Glück nicht das geringste anwendet, sondern vielmehr durch seine schändliche Beyspiele und mit Zwang sie in seine lasterhafte Denkungsart einführt. Man setze ihn, in welche Stelle des menschlichen Lebens man wolle; man wird finden, daß er allenthalben gleich unnütz ist, und stets lasterhaft denkt und handelt. Die meisten Laster verschwinden endlich mit den abnehmenden Kräften des Menschen, daß er am Ende seiner Tage tugendhaft und ganz verehrungswürdig der Welt vorkommt; wiewohl dieses weder Tugend noch Verdienst an ihm ist, wenn er nicht mehr sündiget, sondern eine Unempfindlichkeit in gewissen Fibern seines Körpers, wobey der Reitz von jenen wollüstigen Dingen der Seele nicht mehr mit der ehemahligen Kraft und Lebhaftigkeit beygebracht werden kann. Das Laster des Geitzes aber, weil es seinen Sitz größtentheils in der Seele hat, wächst mit dem Abnehmen des Körpers beständig fort, und behält seine ganze Stärke in den gefährlichsten und schmerzhaftesten Krankheiten des Leibes, ja selbst im Tode. Man sieht dieses ganz offenbar bey dem Hinscheiden der Geitzigen. Man versichert ihn, daß er in wenigen Stunden die Welt verlaßen muß; er spührt es auch an dem starken Abnehmen



ſchen zu großem Vortheil
muß er doppelt ſterben;
nur ſeine Seele von dem
Gelde und Gute, welche

Geizhals, ſiehe oben, G

Geizjahn, ſiehe Th. XI,

Gekelter, ſiehe Keltern.

Gekörnt, ſiehe Körnen.

Gekröhrne, ſiehe im Art.

Gekoppelt, ſiehe Koppel

Gekräz [das], alles was
ler von den Metallen abg
im Bergbaue, was bey
ſpringt, und hernach zuſa
zu gute gemacht wird; ſie

Gekreuzt, ſiehe Kreuzen

Gekröpft, ſiehe Kröpfen.

Gekröſe (*) [das], ein je
hendes Ding. In dieſen
runden krauſen Kragen,
gen Orten die Prediger t
häufigſten führt dieſen
Haut, an welcher ſämm

Zwölffingerdarme befeſtigt ſind, L. Meſenterium. Dieſe Haut iſt als eine Verlängerung des Darmfelles anzuſehen, und beſteht aus zwo Schichten, zwiſchen welchen noch ein zellichtes Gewebe liegt. Es befeſtigt ſich das Gekröſe vermittelſt des einen und obern Randes, an die drey oberſten Lendenwirbel, vermittelſt des untern Randes aber an die Gedärme ſelbſt, denen es nicht nur gleichſam ihre äußere Haut mittheilt, ſondern wo es auch noch in beſondere krauſe Falten eingetheilt iſt, welche eine große Aehnlichkeit mit dem bekannten Hand-Putz der Manſchetten haben. Zwiſchen den beyden Schichten des Gekröſes liegt noch, außer dem erwähnten zellichten Weſen, ein häufiges Fett, durch welches theils allerhand Arten Blutgefäße, Nerven, Milch- und lymphatiſche Gefäße hindurch laufen, in welchem aber auch theils eine große Menge kleiner Drüſen gleichſam eingewickelt ſind und aufbehalten werden. Dieſe Drüſen ſind, in Anſehung ihrer Anzahl, Größe und Lage, ſehr unterſchieden; denn in den Hunden und einigen andern Thieren trifft man ſie gemeiniglich nur einfach, und größer als im menſchlichen Körper. Ungefähr in der Mitte des Gekröſes bemerkt man eine etwas enge zuſammengezogene Stelle, welche daſſelbe gleichſam in zwey beſondere Theile abtheilt. Der eine hiervon, welcher zu den dünnen Därmen gehört, iſt der breiteſte, und am meiſten kraus und gefalten, der andere aber iſt länger, und gehört zu den dicken Gedärmen. Das dünne **Gekröſe**, Meſaræum, fängt bey der letzten Krümmung des Zwölffingerdarmes an, geht ſchief an den Lendenwirbeln hinunter, und befeſtigt ſich theils am Leer- theils am Krummdarme. Bey dem Ende dieſes Darmes wird daſſelbe wieder ſchmal, und gibt daher den zweyten Theil des Gekröſes oder das **dicke Gekröſe**, Meſocolon, welches beſonders den Grimmdarm in ſeinem ganzen Fortgange begleitet. Endlich bemerkt man auch noch ein einzeles und beſon-

deres

deres Gekröse, Mesorectum, welches an dem Mastdarme befestigt ist. Es hat eigentlich mit dem vorigen keine Gemeinschaft, sondern entsteht von den besondern Verlängerungen des Darmfelles. Das Gekröse scheint nun besonders dazu bestimmt zu seyn, theils die Gedärme unter sich zu verbinden und im Schweben zu erhalten, theils die dahin kommenden Blut- und Milch-Gefäße durchzulaßen, und vornehmlich den Milch- und Wassergefäßen einen desto bequemern Weg gegen das Milchbehältniß (Cisterna lactea) hin zu bahnen.

Das das Gekröse eine Quelle schleichender und auszehrender Fieber, sowohl bey Jungen als Alten, sey, siehe Th. XIII, S. 314, f.

In weiterer Bedeutung, pflegt man, besonders in den Küchen, unter Gekröse auch das kleine krause dünne Gedärm, ja zuweilen auch den Magen mit darunter zu verstehen; das Geschlinge, das Inster, besonders von den Kälbern und Lämmern, Fr. Fraise, das Kälbergekröse oder Kalbskröse, in Baiern das Wöst oder West, der Kressen oder die Kresse, welches letztere eine verderbte Aussprache des Wortes Krös oder Kröse ist, wie es in einigen Gegenden auch noch lautet. Von der Zubereitung des Kälbergekröses zum Essen, siehe unter Kalb. In dem Ausdrucke Gänsegekröse bedeutet dieses Wort sehr uneigentlich den Magen, das Herz, die Leber, die Flügel und Füße einer Gans; siehe oben, S. 59.

Gekuppelte Säulen, siehe Kuppeln.

Gelach [das], im Oberdeutschen und bey den Jägern für das Hochdeutsche Lache, ein Sumpf, besonders ein solcher, worin sich die Hirsche und wilden Schweine abzukühlen pflegen, und auch eine Sulache, eine Sohle, ein Sudel, oder Prudel genannt wird.

Gelände [das], ein oberdeutsches im Hochdeutschen ungewöhnliches Wort für Land, Länderey. Das Gut hat 148 Morgen Gelände, d. i. Länderey, an Acker, Weide

Weide und Gehölz. Ein schönes, fruchtbares Geländ, Bluntschli, für Land. Bey dem Notker, Gelende.

Geländer (*) [das], ein erhöhetes Werk, theils das Herunterfallen anderer Körper zu verhüten, und sich daran zu lehnen, theils auch Gewächse daran zu befestigen, damit sie von dem Winde nicht umgeworfen werden.

In der Baukunst ist das **Geländer**, L. Fulcimentum, Pluteus oder Podium, Fr. Appui, Acoudoir, Balustrade, Cloison, Ital. Balustrata, Poggio, eine von Holz, Steinen oder Eisen gemachte Art Verzäunung oder Einfassung hoher oder abgesonderter Plätze in den Gebäuden, damit man nicht über eine gewisse Stelle hinaustrete. Die Oerter, welche mit Geländern umgeben werden, sind freye Gallerien auf Dächern über den Gebälken der Gebäude, Balcons, Fensteröffnungen, die bis auf den Boden herunter gehen, und auch

(*) Gemeiniglich leitet man dieses Wort mit Wachtern von lehnen ab, weil doch das Anlehnen die Hauptabsicht eines Geländers ist. Wenn diese Abstammung gewiß wäre, so würde man der zweyten Sylbe richtiger ein e als ein ä geben. Allein, wenn man den Gebrauch dieses Wortes in den verwandten Sprachen und Mundarten erwäget, so wird die Abstammung von lehnen ziemlich unwahrscheinlich. Im Nieders. heißt ein Geländer Land, Läne, Glind, im Holländ. Glend, in der Schweitz Lander, in andern oberdeutschen Gegenden Lande, Lende, im mittlern Lat. Glandis. Im Mecklenb. ist Glinde nicht nur ein bretternes Geländer, sondern auch die Flügel einer Windmühle und ähnliche bretterne Arbeiten. Fronsberg zählet die Landen, Lunden und Latten unter das Zimmer-Holz, welches in einem Zeughause vorräthig seyn soll. Es scheint daher, daß dieses Wort zu dem Deutschen Latte, oder nach dem Frisch mit Lende zu dem Lat. Latus, die Seite, gehört, wo das n, wie in vielen andern Fällen nur um des Wohllautes eingeschaltet worden. Indessen verdient auch das Schwed. und Isländ. Linda, das Holländ. Lint, ein Gürtel, eine Binde, in Betrachtung gezogen zu werden. Die Sylbe Ge hat hier eine collective Bedeutung, und zeiget an, daß ein Geländer aus mehrern einzelen Stücken bestehe, wodurch es denn von einer Lehne an einem Stuhle u. s. f. hinlänglich unterschieden ist, ungeachtet in den gemeinen Sprecharten Lehne auch häufig von einem Geländer gebraucht wird.

dem übrigen Raume des Zimm
chen vor Alkoven. An allen
Geländer zwar zur Verwahrun
ſchließen, aber auch zugleich
neuern Baumeiſter ihre Beſch
der Baukunſt beſtimmt haben.
ley Art Geländer, nähmlich
Baluſtraden, und Stab
Laub-Geländer, die insge
werden. Dieſe werden haup
vor die Balkons gebraucht.
ſtehen aus ſteinernen oder hölz
ſtri, Baluſtri, oder Columella
terzwiſchen geſetzten Poſtement
gehenden Fuß oder Plinte ge
bedeckt. Weil ſie hauptſächl
das Herunterfallen dienen, ſo
Fuß hoch ſeyn, an hohen O
ein gutes Verhältniß zum G
höher. Wenn ſie um ein D
nen die Höhe des Gebälkes,
noch $\frac{1}{7}$ darüber geben. Die
kommt hauptſächlich auf die P
ſen alſo nicht zu weit aus eina

Theile, nicht über Oeffnungen, sondern über Pfeilern oder ganzen Mauern stehen. Sonst darf man, in Ansehung ihrer Weite aus einander eben nicht die genaueste Sorge tragen, wenn man nur nicht weniger als 5, und nicht mehr als 15 Docken, zwischen zwey Postemente setzt. Oft wird ein Theil des Geländers massiv, oder aus an einander stoßenden Postementen gemacht, welches insonderheit in sehr massiven Gebäuden geschieht. Auf diese Postemente werden, zur Vermehrung der Pracht, Vasen oder gehauene Bilder gesetzt; doch läßt man sie sehr oft auch ohne solchen Aufsatz. Die Docken selbst werden auf verschiedene Art gemacht. Im IX Th. S. 350, f. findet man neunerley Arten beschrieben, und Fig. 491—499, abgebildet; und Fig. 500 a — e die 5 Arten für die 5 Säulenordnungen. Die ganze Höhe des Geländers kann füglich in 9 Theile getheilet werden, davon 4 Theile zum Fuß (wenn nähmlich das Geländer über einem großen Gebälke steht), 4 Theile zu der Höhe der Docken, und einer zur Höhe des Gesimses genommen werden können. Man setzt sie so weit aus einander, daß zwischen zweyen, wo sie am dicksten sind, wenigstens so viel Leeres sey, als die Dicke des Halses einer Docke beträgt. Diese Geländer verstecken das Dach eines Gebäudes, und geben ihm daher ein besseres Ansehen. Man findet sie an keinen antiken Gebäuden; und Vitruv gedenkt ihrer nicht. Die flachen Dächer der Alten machten dieselben auch nicht so nothwendig, als sie uns sind. Vermuthlich haben die Alten zur Verwahrung gegen das Herunter-Fallen von Dächern massive Brustwehren gemacht.

Bisweilen werden die Geländer ohne gedachte Säulchen oder Docken, und nur aus mancherley zierlich in einander geschlungenen Zügen gemacht, welche den vorigen an Schönheit gar nichts nachgeben. Wenn diese Geländerzüge wie Irrwege, geschlungene Binden und verzogenes Schnitzwerk ausgearbeitet sind,

deres Gekröse, Mesorectum, welches an dem Mastdarme befestigt ist. Es hat eigentlich mit dem vorigen keine Gemeinschaft, sondern entsteht von den besondern Verlängerungen des Darmfelles. Das Gekröse scheint nun besonders dazu bestimmt zu seyn, theils die Gedärme unter sich zu verbinden und im Schweben zu erhalten, theils die dahin kommenden Blut- und Milch-Gefäße durchzulaßen, und vornehmlich den Milch- und Wassergefäßen einen desto bequemern Weg gegen das Milchbehältniß (Cisterna lactea) hin zu bahnen.

Das das Gekröse eine Quelle schleichender und auszehrender Fieber, sowohl bey Jungen als Alten, sey, siehe Th. XIII, S. 314, f.

In weiterer Bedeutung, pflegt man, besonders in den Küchen, unter **Gekröse** auch das kleine krause dünne Gedärm, ja zuweilen auch den Magen mit darunter zu verstehen; das **Geschlinge**, das **Inster**, besonders von den Kälbern und Lämmern, Fr. Frause, das **Kälbergekröse** oder **Kalbskröse**, in Baiern das **Wöst** oder **West**, der **Kressen** oder die **Kresse**, welches letztere eine verderbte Aussprache des Wortes **Krös** oder **Kröse** ist, wie es in einigen Gegenden auch noch lautet. Von der Zubereitung des Kälbergekröses zum Essen, siehe unter Kalb. In dem Ausdrucke **Gänsegekröse** bedeutet dieses Wort sehr uneigentlich den Magen, das Herz, die Leber, die Flügel und Füße einer Gans; siehe oben, S. 59.

Gekuppelte Säulen, siehe **Kuppeln**.

Gelach [das], im Oberdeutschen und bey den Jägern für das Hochdeutsche **Lache**, ein Sumpf, besonders ein solcher, worin sich die Hirsche und wilden Schweine abzukühlen pflegen, und auch eine **Sulache**, eine **Sohle**, ein **Sudel**, oder **Prudel** genannt wird.

Gelände [das], ein oberdeutsches im Hochdeutschen ungewöhnliches Wort für **Land**, **Länderey**. Das Gut hat 148 **Morgen Gelände**, d. i. Länderey, an Acker, Weide

Von den aus Eisen und allerley Gitterwerk zubereiteten Geländern, werde im Art. Gitter handeln.

Eine Brücke bekommt an den Seiten ein Geländer, damit niemand in den Fluß falle, Fr. Garde-fou, s. Th. VII, S. 62; und in gleicher Absicht wird zuweilen auch ein Brunnen mit einem Geländer umgeben.

Das Gerüst von schwachen Latten oder Stangen in den Gärten und Weinbergen, woran man die Weinstöcke und andere Gewächse befestiget, heißt gleichfalls ein Geländer; siehe Spalier.

Geländer-Docke, siehe Th. IX, S. 350, f.

Geländer-Fenster, siehe Th. XII, S. 578.

Geländer-Säule, siehe Th. IX, S. 350, f.

Geländer-Züge, siehe oben, S. 721.

Gelänge [das], in der Landwirthschaft, ein jedes Stück Feldes von beträchtlicher Länge. In engerer Bedeutung wird ein Stück Acker von unbestimmter Länge, so aber 4 Ruthen breit ist, ein Gelänge genannt; zum Unterschiede von einer Dreygerte, einem Strichel, und einem Sottel. Eben dieses scheint auch das mittlere Lat. Furlongus zu bedeuten.

Geläppe [das], bey den Jägern die Ohren der Hunde, als ein Collectivum; das Gehänge. Siehe Lappen.

Geläut [das]. 1. Das Läuten mit Glocken oder Schellen, der dadurch verursachte Schall. Das Trauer-Geläut, das Läuten der Glocken zum Zeichen der Trauer. Das Geläut bezahlen. Das Schellengeläut, oder auch nur das Geläut, der Klang der Schellen an einem Schellenschlitten.

2. Die Glocken oder Schellen selbst, als ein Collectivum. Diese Kirche hat ein schönes Geläut.

Gelag (*) [das]. 1. Eine jede Gesellschaft, deren Glieder durch gemeinschaftliche Gesetze mit einander verbun-

(*) Im Nieders. Gelag, Gelack, Lag. Im Dän. bedeutet Laug, eine Zunft, Innung. Das einfache Lag hatte ehedem sehr vielerley

auch Treppen, in der Absicht, daß man sich daran halten und stellen könne, ohne Gefahr herunter zu fallen. Sie werden aber auch gebraucht, gewisse Plätze von andern daran stoßenden abzusondern. In dieser Absicht braucht man sie in Kirchen, die Chöre von dem Schiffe abzusondern, vor Altären, in Sählen, die Plätze der Throne, Richterstühle oder Lehrstühle von dem übrigen Raume des Zimmers abzusondern, imgleichen vor Alkoven. An allen diesen Orten dienen die Geländer zwar zur Verwahrung der Plätze, die sie einschließen, aber auch zugleich zur Zierrath, daher die neuern Baumeister ihre Beschaffenheit aus den Regeln der Baukunst bestimmt haben. Es gibt aber zweyerley Art Geländer, nähmlich **Dockengeländer** oder **Balustraden**, und **Stab- oder Blumen- und Laub-Geländer**, die insgemein von Eisen gemacht werden. Diese werden hauptsächlich zu Treppen und vor die Balkons gebraucht. Die Dockengeländer bestehen aus steinernen oder hölzernen Säulchen, Balaustri, Balustri, oder Columellæ Fr. Balostres mit unterzwischen gesetzten Postementen, alles auf einen durchgehenden Fuß oder Plinte gesetzt, und einem Gesimse bedeckt. Weil sie hauptsächlich zur Sicherheit gegen das Herunterfallen dienen, so müssen sie wenigstens $2\frac{1}{2}$ Fuß hoch seyn, an hohen Orten aber werden sie, um ein gutes Verhältniß zum Ganzen zu haben, oft weit höher. Wenn sie um ein Dach gehen, kann man ihnen die Höhe des Gebälkes, oder wie Blondel will, noch $\frac{1}{6}$ darüber geben. Die Festigkeit dieser Geländer kommt hauptsächlich auf die Postemente an; diese müssen also nicht zu weit aus einander stehen. Wenn das Geländer über einem Gebälke steht, welches von Säulen unterstützt wird, so ist die Austheilung der Postemente natürlicher Weise so, daß gerade über jeder Säule ein Postement stehe. Hat man keine Säulen, so muß man sie dergestalt richten, daß sie, als schwerere

Thei-

nen bekommt, da es denn den Gewandfall und Haupt-Fall unter ſich begreift, oft aber auch für eines von beyden, imgleichen für das Recht, dieſen Nachlaß zu fordern, gebraucht wird.

So fern laßen auch für ausſehen, von der äußern Geſtalt, und der Art, wie dieſelbe in die Augen fällt, gebraucht wird, bedeutet das Gelaß, bey den ſchwäbiſchen Dichtern Geleſſe, im Niederſ. Gelaat, auch die äußere Geſtalt einer Perſon und Sache, beſonders der erſtern; in welchem Verſtande es aber im Hochdeutſchen ungewöhnlich iſt.

Gelatina ſiehe **Gallerte.**

Gelaut [das], bey den Jägern, beſonders Oberdeutſchlandes, das Bellen der Hunde; ſiehe **Laut.**

Gelb (*), L. Flauus, Luteus, eine Benennung einer ſehr lichten Hauptfarbe, welche nach der weißen Farbe das meiſte Licht hat, und bey der Brechung des Lichtſtrahles durch das Prisma zwiſchen der rothen und grünen Farbe zum Vorſchein kommt. Im gemeinen Leben pflegt man auch die von der Sonne verbrannte Haut des Geſichts und der Hände gelb zu nennen.

Die verſchiedenen Abänderungen der gelben Farbe werden durch allerley Zuſammenſetzungen ausgedruckt: als: **Aurorfarbe, Blättergelb** (dunkelgelb, faſt wie dürre Blätter, Fr. Feuille morte, , **Citronen-** (Fr. Citrin, Couleur de citron, oder ſchlechtweg citron,) **Dotter-** (der gelben Farbe des Eydotters gleich), **Gold-** (Fr. Jaune doré bey den Färbern **Königs-Gelb** und **Prinzenfarbe,** Couleur de roi, Couleur de prince), **Pomeranzen-** (**Orange-**), **Quitten-, Schwefel-, Stroh-, Wachs-gelb.**

Die Farbematerialien, mit denen dieſe Farbe gegeben wird, ſind, nach Verſchiedenheit der zu färbenden

(*) In den gemeinen Mundarten Ober- und Nieder-Deutſchlandes lautet dieſes Wort gäl, gel, welches letztere mehrmahls in der deutſchen Bibel vorkommt; im Dän. gul, im Engl. yellow, im Ital giallo, im Schwed. gul, im Isländ gulur, im Angelſ gealuve, im Franz jaune, im Polx. zolty, im Lat. gilvus und heluus, im mittlern Lat. eluus, faluus, giallus, im Wallach. galbenu, bey den ſchleſiſchen Bauern galloſch.

thun sie eine gute Wirkung, insonderheit an Treppen, weil sie sich bequem nach dem Abhange richten. Man findet sie zuweilen nur mit ganz einzelen, glatten, und geschlungenen Streifen; bisweilen sind sie überdieß mit Blättern oder Blumenstäben geziert; theils sind sie nur hin und wieder durchbrochen, und der Raum dazwischen ist mit zarten halberhabenen Werk ausgeschnitzt. Hierher gehören auch die mit Zügen zusammengehängten Docken. Fig. 874 stellt einige der besten Muster von moderner Art dar.

A. Eyrunde Kettenzüge an Geländern, Fr. *Entre-las ovales.*
B. Viereckige, *Entre-las quarrez.*
C. Geschlungene, oder Kettenzüge als Irrwege mit zartem Schnitzwerk, *Entre-las avec culots.*
D. Königlicher Kettenzug, *Entre-las royal.*
E. Runder Kettenzug, *Entre-las rond.*
F. Geschlungener Binsenzug, *Entre-las a jonc.*
G. Kettenzug von glatten Bändern, *Entre-las de plates bandes.*
H. I. Verschlungene Geländerdocken, *Entre-las de balustres.*

Diese Geländer müssen, eben wie die Docken, von harten und zarten Stein seyn; es muß aber das durchbrochene Feld von einem Pfeiler bis an den andern, nebst seinem Fuße und Gesimse, zusammen aus Einer Tafel gehauen werden. Die Glieder an dem Gesimse muß man nicht weit vorstehend, und wenig machen, weil diese Arbeit keine dicke Steinstücke erfordert. Man findet hier, um wählen zu können, verschiedene Gesimse vorgestellt.

Die gothische Art solcher Geländer sind wie kleine Gänge und Kleeblätter gebildet; sie dienen auf die Thürme, und unten um die spitzigen Dächer der Glockenthürme, zu den Gewölben oder Lauben in den Kirchen, wie auch zu den Gängen, die an den modernen und gothischen Kirchen, an den Giebeln oder Auflagen der Dächer, durch die Strebepfeiler herum gehen. Die Baumeister selbiger Zeit pflegten auch solche Geländer vorn auf die Kränze zu setzen, wie man noch an den alten Basteyen und ihren oben herum ausgekragten Geländern mit Schießscharten an alten Schlössern sehen kann.

Von

S. 374; und das geſchlagene Gold oder Metall. Das neapolitaniſche Gelb, Ital. Giallino, Fr. Jaune de Naples, iſt eine Farbe, deren Bereitung ſelbſt in Neapel wenig bekannt iſt, indem nur ein jetzt ſchon bejahrter Mann dieſelbe weiß, und zu ſeinem Vortheile ganz geheim hält; und man vermuthet, die ganze Kunſt werde mit ihm ausſterben. Dieſes veranlaßte den Herrn Fougeroux de Bondaroy, dieſes Product genauer zu unterſuchen, und durch chemiſche Verſuche die Bereitung zu entdecken, welcher Vorſatz ihm auch völlig geglückt iſt. Seine Abhandlung davon ſteht in den Memoires de l'Acad. R. d. Sc. à Paris, a. d. J. 1766, S. 303. Vor ihm haben die Meiſten dieſes Gelb für ein Mineral, Einige für einen Ocher, Andere für eine Art Bolus, noch Andere für ein Product des Veſuvs gehalten; nur Pott iſt der Wahrheit am nächſten gekommen, indem er es für einen durch heftiges Feuer hervorgebrachten Körper gehalten hat.

Das neapolitaniſche Gelb, ſo wie man es gemeiniglich bey den Materialiſten findet, ſcheint eine Kruſte zu ſeyn, die etwa 3 oder 4 Lin. breit iſt, aus einem körnichten Weſen beſteht, und eine große Schwere hat. Zuweilen ſieht man noch Spuhren vom Gefäße, worin dieſes Gelb bereitet worden. Man kann es aber auch von Neapel als ein feines Pulver kommen laſſen. Die Farbe zieht keine Feuchtigkeit an ſich, auch zerfällt ſie nicht an der Luft; im Waſſer vertheilt ſie ſich eine Zeitlang, fällt aber hernach, wie andere Magiſteria, zu Boden; ſie brauſet nicht, und das Waſſer, worin man ſie aufgelöſet hat, gibt einen Selenit und ein Salz. Mit Glasfritte gibt dieſes Gelb ein milchweißes Glas, weswegen es nicht martialiſch ſeyn kann; ja, das geringſte beygemiſchte Eiſen verdirbt das ſchöne Gelb gänzlich. Mit brennbaren Dingen verſetzt, gibt es einen König (Regulus), welcher leicht ſchmilzt. Dieſer beweiſet ſeine Abkunft vom Bleye dadurch, daß er Glätte gibt, und ſich verglaſet, weswegen kein Zinn da ſeyn kann. Auch Eiſen iſt nicht da, weil das Vitriolſauer unwirkſam iſt. Nach einigen Verſuchen zeigte ſich, daß man wahres neapolitaniſches Gelb erhält, wenn man 10 Unzen Bleyweiß, 1 Unze Alaun, 1 Unze Salmiak, und 3 Unzen Spießglaskalk (Antimonium diaphoreticum)

reticum) genau mischet, und solches in einem offenen Gefäße in ein nicht starkes, aber anhaltendes Feuer bringt. Von dem Kalke des Spießglases und von der Alaunerde leitet Fougeroux die Dauerhaftigkeit dieser Farbe, die es vor andern bleyischen Bereitungen hat, her. Die Vorschrift, welche de la Lande, zur Bereitung dieser Farbe, vom Prinzen Severo erhalten hat, (s. den 6 Th. der Voyages d'un François en Italie, S. 397.) kommt mit der obigen in der Hauptsache überein.

Das neapolitanische Gelb wird zur Miniatur und Schmelz-Mahlerey gebraucht, wo es ein weit angenehmeres, höheres Gelb gibt, als Operment, Massicot und Ocher, auch sich besser mit andern Materialien, und mit Gummi, Oehl und Wachs zur Enkaustik mischen läßt; auch ist sie an der Luft standhaft. Man muß es auf einem marmornen Reibestein abreiben, und mit einem elfenbeinernen Messer zusammen streichen; denn ein gemeiner Reibestein und der Stahl machen die Farbe grünlich.

Hrn. Prof. Beckmann phys. oekonom. Bibliothek, 3 B. 3 St. S. 330. f.
Eb. Dess. Anleit. zur Technologie, S. 207.
Volkmanns Nachrichten von Italien, 3 Band, S. 181.
Watin Staffirmahler, S. 21.

Die gelbe Farbe gibt aber auch, mit andern zusammen gesetzt oder vermischt, verschiedene zusammengesetzte Farben. Also entsteht aus der Vermischung des blauen und gelben, grün; aus gelb und roth erhält man Aurorfarbe; gelb und schwarz erzeuget ein gewisses in das Gelbe fallendes Grau; gelb mit blau und roth vermischt, gibt röthliche Olivenfarbe, oder grünlich-grau, nachdem die Proportion ihrer Vermischung beschaffen ist; blau, gelb und schwarz, gibt braune Olivenfarben, und auch grünlich-grau; roth, braun und gelb, imgleichen roth, gelb und schwarz, geben allerley Fleischfarben, Zimmetfarben, Tobacksfarben, auch Rindshaar- und Bärenfarben ꝛc.

Gelbe Farbe zum Emailmahlen, s. Th. X. S. 778.
Gelbe Farbe zum Frescomahlen, s. Th. XV. S. 12.
Gelbfärben der Federn, siehe Th. XII. S. 388.
Gelbfärben der Garne zum Federwildbret, siehe oben, S. 139.

Gelb-

Gelbfärben der Pferdehaare zu Angelruthen, siehe Th. XIII, S. 553.

Gelbe Farbe zum Kattundrucken. 1 Pfund trockne Kreutzbeeren, und 4½ Loth Pomeranzenschalen, werden 2 Stunden in reinem Wasser gekocht; nachher werden 4 Loth Alaun in ¼ Quart Essig aufgelöset, in die gekochte Brühe gethan, und diese mit Gummi verdicket.

Ein anderes dauerhaftes Gelb zum Drucken. Man leget Eisenfeilstaub an die Luft, damit er roste, nachdem man ihn vorher durch fünf- bis sechsmahliges Waschen sorgfältig gereinigt hat, begießt ihn zuweilen mit Häringslake, oder, in deren Ermangelung, mit Harn. Wenn er auf der einen Seite recht geröstet ist, wendet man ihn um, und begießt ihn ebenfalls, bis er auch auf dieser Seite geröstet ist. Alsdenn stößt man ihn ein wenig. Von dem auf diese Art zubereiteten Eisenfeilstaub nimmt man eine beliebige Quantität, thut ihn in ein Faß, und schüttet zu jedem Pfunde, 3 Maß guten Weinessig, ½ Unze vom gelbsten Operment, ½ Unze Grünspan, und so viel Saffran, als man mit 2 bis 3 Fingern fassen kann. Man reibet dieses alles mit Essig wohl an, und läßt es 6 Wochen lang einweichen, indem man den Liquor täglich 3 bis 4 mahl abzapfet, und wieder darauf gießt. Alsdenn läßt man diese Farbe kochen und schaumen, und gummirt sie.

Andere Art von Gelb, zum Auftragen mit einem Pinsel. Man thut 2 Unzen gestoßene Kreutzbeeren, 1 Unze Campecheholz, 1 Unze Pomeranzenschalen, und 1 Unze Granatapfelschalen in 1½ Maß Fluß- oder Regenwasser, läßt es zuerst 24 Stunden einweichen, und alsdenn 2 Stunden lang kochen; thut ½ Pfund zerstoßenen und besonders zerlaßenen Alaun, und endlich die gehörige Quantität Gummi hinzu. Will man es mehr Jonquillengelb haben, vermischt man es mit ein wenig von Steinsalz oder von ungelöschten Kalk abgezogenem Scheidewasser.

Gelbe Farbe, für den Grund. Man läßt 1 ℔ zerstoßene Galläpfel in ½ Eimer Wasser weichen, stellet einen Kessel mit 5 Eimer Wasser auf das Feuer, gießt das Galläpfelwasser hinein, thut noch 20 ℔ Campechenholz, und 10 ℔ zerstoßene Kreutzbeeren hinzu, läßt alles dieses bis zur Hälfte einkochen, vermischt es sodenn mit einer Solution von 3 ℔ Alaun, seihet es durch ein Sieb, und gummiret es.

Dinge, ebenfalls unterschieden. Wolle, Seide, flächsen und hänfen Garn, Baumwolle, Haare ꝛc. und die daraus bereiteten Tücher, Zeuge, Leinwand ꝛc. werden von den Schön- und Schlechtfärbern durch Farbematerialien aus dem Gewächsreiche, als: Hölzer, Wurzeln oder Kräuter, welche gelbe Blumen tragen, gefärbet. Die gebräuchlichsten darunter sind: das Gelbholz, das Streichkraut oder der Wau, die Scharte oder der Ginst, das Pfriemenkraut, die Saturey, das griechische Heu (Bockshornkraut), die grünen Nußschalen, der Rocou (Orlean), die getrockneten Kreußbeeren (Grains d'Avignon), und die Gelbwurz ꝛc. wiewohl auch alle Blätter, Schalen und Wurzeln, bey denen man, wenn man sie kauet, etwas Zusammenziehendes bemerkt, gelbe Farben geben, als: das Lycopodium; verschiedene Arten der Flechte (Lichen), s. Th. XIV, S. 68; die Blätter der gemeinen Flockenblume (Centaurea Jacea *L.*), s. Th. XIV, S. 277; des gelinden sowohl als scharfen Flöhkrautes (Pulicaria mitis und acris), s. Th. XIV, S. 281, f. 283; der schmalblätterigen Goldruthe aus Canada (Solidago canadensis *L.*); die Wurzel des Helleborus trifolius u. a. m. Es geben aber diese Farbematerialien nicht alle ein Gelb von gleicher Güte und Dauerhaftigkeit, und auch nicht von gleicher Schönheit, wiewohl es dabey viel mit auf die Zeit, da man sie im Sude läßt, und auf die Proportion des Alauns und Weinsteins, welche mit in den Sud genommen werden, ankommt, indem der Alaun die gelbe Farbe erhöhet, der Weinstein hingegen sie vertiefet.

Versuche mit färbenden Materien, die bey Manufacturen zur gelben Farbe gebraucht werden, und besonders mit Solidago Canadensis, von Pet Adr. Gadd, st im 29 B. der übers. Abhandl. der kön schwed Akad d Wiss. a. d. J 1767. S. 141—152.

Die Mahler gebrauchen zu ihrem Gelben meistentheils Berggelb (Ocher), Bleygelb (Massicot), siehe Th. V, S. 695; Gummigutt, Lackgelb, neapolitanisch Gelb, Rauschgelb, Schüttgelb, s. Th. V, S. 374;

klare Lauge des Aſchenbades in die Farbe, rührt alles wohl um, hängt die Seide aufs neue hinein, und wendet ſie darin um. Hiernach wird die Farbe goldgelb. Setzt man noch mehr Weinſteinaſche hinzu, ſo wird die Farbe erhöhet. Noch ſtärker fällt dieſelbe in das Gold-Gelb, wenn man zu dem Weinſtein auch etwas Rocou hinzuſetzt. Zu den hellgelben Schattierungen, als: Citronengelb ꝛc. muß die Seide ſehr weiß gekochet, und nicht alaunet werden. Man netzt ſie hierauf in einem mit Waſſer verdünnten Streichkrautbade, und ſetzt etwas weniger Küpenblau zu der Brühe, wenn die Farbe in das Grünliche fallen ſoll.

Der Rocou bringt zwar, unvermiſcht, eine ziegelrothe Farbe hervor, allein, dieſe Farbe wird durch eine Beymiſchung der Weinſteinaſche gelb. Hierdurch entſtehen verſchiedene Schattierungen der gelben Farbe, welche zwar ſchön, aber nicht beſtändig ſind. Man ſchneidet den Rocou in Stücke, thut ihn in einen kupfernen Durchſchlag mit 2 Handhaben, ſetzt dieſen in einen Keſſel mit heißem Waſſer, reibt den Rocou in dem Durchſchlag mit einer hölzernen Keule, und läßt die zerriebene Farbe in das Waſſer fließen. Auf gleiche Art verfährt man auch mit der Weinſteinaſche, wovon man höchſtens eben ſo viel, wie von dem Rocou, nimmt. Man rührt das Bad um, läßt es ein Par mahl aufkochen, ſchreckt es mit kaltem Waſſer, und läßt das Feuer abgehen. Fällt die Farbe noch in das Ziegelrothe, ſo wird mehr Weinſteinaſche hinzugefüget, bis ſie gelb iſt.

Soll die Seide **Aurorfarbe** und **Orange** werden, ſo müſſen 100 Pfund Seide in 10 Pfund Seife gekocht werden; nach dem Kochen und Auswaſchen wird die Seide aufgewunden, und auf einen Haſpel gethan. Man läßt einen zur Hälfte mit Flußwaſſer gefüllten Keſſel erwärmen, thut einen Theil der aufgelöſeten Rocoufarbe hinein, läßt die Miſchung bis zum Kochen heiß

reticum) genau mischet, und solches in einem offenen Gefäße in ein nicht starkes, aber anhaltendes Feuer bringt. Von dem Kalke des Spießglases und von der Alaunerde leitet Fougeroux die Dauerhaftigkeit dieser Farbe, die es vor andern bleyischen Bereitungen hat, her. Die Vorschrift, welche de la Lande, zur Bereitung dieser Farbe, vom Prinzen Severo erhalten hat, (s. den 6 Th. der Voyages d'un François en Italie, S. 397.) kommt mit der obigen in der Hauptsache überein.

Das neapolitanische Gelb wird zur Miniatur und Schmelz-Mahlerey gebraucht, wo es ein weit angenehmeres, höheres Gelb gibt, als Operment, Massicot und Ocher, auch sich besser mit andern Materialien, und mit Gummi, Oehl und Wachs zur Enkaustik mischen läßt; auch ist sie an der Luft standhaft. Man muß es auf einem marmornen Reibestein abreiben, und mit einem elfenbeinernen Messer zusammen streichen; denn ein gemeiner Reibestein und der Stahl machen die Farbe grünlich.

Hrn. Prof. Beckmann phys. oekonom. Bibliothek, 3 B. 3 St. S. 330. f.
Eb. Dess. Anleit. zur Technologie, S. 207.
Volkmanns Nachrichten von Italien, 3 Band, S. 181.
Watin Staffirmahler, S. 21.

Die gelbe Farbe gibt aber auch, mit andern zusammen gesetzt oder vermischt, verschiedene zusammengesetzte Farben. Also entsteht aus der Vermischung des blauen und gelben, grün; aus gelb und roth erhält man Aurorfarbe; gelb und schwarz erzeuget ein gewisses in das Gelbe fallendes Grau; gelb mit blau und roth vermischt, gibt röthliche Olivenfarbe, oder grünlich-grau, nachdem die Proportion ihrer Vermischung beschaffen ist; blau, gelb und schwarz, gibt braune Olivenfarben, und auch grünlich-grau; roth, braun und gelb, imgleichen roth, gelb und schwarz, geben allerley Fleischfarben, Zimmetfarben, Tobacksfarben, auch Rindshaar- und Bärenfarben ꝛc.

Gelbe Farbe zum Emailmahlen, s. Th. X. S. 778.
Gelbe Farbe zum Frescomahlen, s. Th. XV. S. 12.
Gelbfärben der Federn, siehe Th. XII. S. 388.
Gelbfarben der Garne zum Federwildbret, siehe oben, S. 139.

nen zum Färben der Seide. So färbet z. E. eine Solution von Silberblättern in gefälltem Scheidewaſſer, weiße ſeidene Bänder, wenn man ſie darin tauchet, und hernach trocknen läßt, mit dem ſchönſten und lebhafteſten Schwefelgelb. Die Zinnſolution in Königswaſſer gibt ein ſchönes, doch nicht gar feuriges Gelb. Das lebhafteſte Citronengelb aber bekommt man durch die Goldſolution; es müſſen aber die damit genetzten Bänder in einer gelinden Wärme getrocknet werden.

Bernerisches Magazin der Natur, Kunſt und Wiſſensch. 1 B. 1 St. Bern 1775, 8 S. 107, f.

Zum Gelbfärben des wollenen Zeuges, werden inſonderheit Wau und Gelbholz gebrauchet. Zum Abſieden kocht man 8 Loth Alaun, und 2 Loth Weinſtein. Zur Farbe ſelbſt nimmt man 6 Loth Wau, auf ein Pfund Zeug. Man vermiſcht auch zuweilen Scharte, Pfriemenkraut, und griechiſches Heu, nachdem man die Farben hell oder dunkel haben will. Mehr Alaun nähert ſich dem Franzgelben des Wau; viel Weinſtein vertieft bis zur Orangefarbe. Curcume verſchießt in Cochenillen-Scharlach; wird ſie aber mit Meerſalz zum Gelbfärben befeſtiget, ſo verſchießt ſie weniger. Die Kirgiſen färben die Wolle mit Rhabarber.

Zu Bau- und mathematiſchen Riſſen, ſchickt ſich zur gelben Farbe am beſten Gummigutt; ſie gleicht an Schönheit der Jonquille, und iſt leicht zuzubereiten. Man läßt dieſes Gummi in einem gläſernen Schälchen in gemeinem Waſſer zergehen, da man, wenn es darin trocken geworden iſt, gar bald, wenn Waſſer dazu gethan, und mit einem Pinſel umgerührt wird, eine Partie ſolcher Farbe zum Gebrauche vorräthig haben kann. Man braucht ſie bey Bauriſſen zwar ſo gar ſtark nicht, außer die Secret-Canäle und Stichlöcher damit anzudeuten, oder eine Magnetroſe damit anzulegen,

heiß werden, rührt das Bad um, netzt hierin die Seide, und spühlt sie zuletzt. Netzt man die auf diese Art gefärbte Seide noch in einer Brühe von Gelbholz und Vitriol, so entstehen die hellen Schattierungen der **Mordoreefarbe**; und die dunkeln Schattierungen erhält der Färber, wenn er zu der letztern Brühe noch indianisches Holz nimmt. Wird die Seide in einer Rocoubrühe, die bereits zur Aurorfarbe genutzt ist, genetzet: so entsteht das **Goldgelb** und die **Isabelifarbe**. Die Orangefarbe ist dunkler, als die Aurorfarbe; und daher muß man dem Rocou wieder etwas von seiner natürlichen Farbe geben. Die Seide wird daher zwar eben so, wie bey der Aurorfarbe, gefärbet, man zieht sie aber durch Weinessig oder Citronensaft, wenn die Schattierungen der Orange hell seyn sollen, durch Alaunwasser aber, wenn dieselben dunkel seyn sollen.

Macquers Kunst der Seidenfärberey, im 3 B. des Schaupl. der Künste und Handwerke, S. 301, fgg.
Sprengels Handwerke und Künste, 15 Samml. Berl. 1777, 8. S. 276, fgg.
(Pfeifers) Lehrbegriff sämmtl. ökonom. und Cameralwiss. 3 B. 1 Th. Mannh. 1777, 4. S. 515, fgg.

Eine schöne chinesische gelbe Farbe, Seide, Papier und andere Sachen damit zu färben. Man nimmt ½ Pfund Acacienblumen, ehe sie ganz aufgegangen, wenn sich eben die Blätter ausbreiten wollen; trocknet sie über einem gelinden Feuer, in einer reinen kupfernen Pfanne, und rührt sie beständig geschwind um. Wenn sie gelb zu werden anfangen, gießt man ein wenig Wasser darauf, und läßt es kochen, bis es anfängt dick zu werden und eine stärkere Farbe zu bekommen. Darauf seihet man alles mit einander durch ein grobes Seidentuch. In den durchgeseihten Liquor thut man ½ Unze Alaun, und 1 Unze calcinirte und fein gepülverte Austerschalen. Nachdem alles wohl vermischt ist, gibt es eine sehr feine gelbe Farbe.

Gentlem. Magaz. Jun. 1749, S. 252.
Brem. Magaz. 3 B. S. 48.
Neue Stuttg. Realzeit. v. J. 1765, S. 747.
Wiener Realzeitung, v. J. 1774, S. 456.

An statt der Farbematerialien aus dem Gewächs-Reiche, dienen auch verschiedene **metallische Solutionen**

ſucht gleichfalls durch beſtändiges Schlagen und Kneten dieſes durch einander zu miſchen und zu vereinigen. Wenn endlich die Maſſe durch das Vitriolwaſſer dergeſtalt verdünnet worden, daß ſie ſich bequem mit einem Mauerpinſel auffaſſen läßt, ſo verſucht man durch einen Strich auf einer weißen Mauer, ob die Farbe hell oder dunkel genug ſey, und ob ſie ſich feſt genug an den Grund hänge. Am rathſamſten iſt, wenn man bey der hellen Farbe bleibt, indem die damit angeſtrichenen Sachen mit der Zeit eher dunkler, als heller werden. Will man ja die Farbe etwas brechen, und nicht ſo gelb haben, ſo ſtreuet man, ehe zum erſten mahl Vitriolwaſſer hinzu gegoſſen wird, zerſtoßene, zerriebene und durchgeſiebte Kohlen dazwiſchen. Die leichte, wohlfeile und nützliche Farbe hat überdem noch die gute Eigenſchaft, daß ſie ſich nie von der Wand trennet, ſondern vielmehr der beworfenen Wand mit dem Mörtel, ja auch dem Holze, eine dauerhafte Feſtigkeit ertheilt.

12 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1768, Col. 189 — 192.
29 St. der Mindiſchen Beytr. z. N. und Verga. v. J. —. Col. 225 — 227.

Gelbe Glaſur auf Porzellan und Thongefäße, ſiehe unter Glaſur.

Gelb, (Berg-) ſiehe Ocher.
— (Blätter-) ſiehe oben, S. 725.
— (Bley-) ſiehe Th. V, S. 695.
— (Citronen-) } ſiehe oben, S. 725.
— (Dotter-) }
— (Gold-) }
— (Lack-) ſiehe oben, S. 726.
— (Neapolitaniſch) ſiehe oben
— (Pomeranzen-) } ſiehe oben
— (Quitten-) }
— (Rauſch-) ſ. in R.
— (Schürt-) ſiehe Th.
— (Schwefel-)

legen, oder einen Rand um einen Riß, wie auf den Landkarten geschieht, damit auszuzieren; zu Vermischung der Farben aber thut sie vortreffliche Dienste. Man kann auch aus Saffran gar bald eine gelbe Farbe erhalten, wenn man denselben auf dem Ofen etwas trocknet, hernach klein stößt, und Wasser darauf gießt, welches denn zu einer goldgelben durchsichtigen Farbe wird. Gelber Ocher, gelber Lack, Schüttgelb und Bleygelb, werden mit Wasser, Auripigment mit Branntwein, das Neapolitaner Gelb aber mit Urin, welcher lange gestanden hat, abgerieben, und mit Gummiwasser angemacht. Es läßt sich auch durch die Mischung der Hauptfarben verschiedenes Gelb bekommen. Das **Goldgelb** mischet man aus Gelb, Roth und ein wenig Bleyweiß; das **Citronengelb** aus Bleyweiß, Schütt-Gelb und Auripigment; das **Dottergelb** aus Bley-Weiß, viel Neapolitaner Gelb, und ein wenig Zinnober.

Zum Anstreichen der Häuser, der Mauern und Wände an steinernen Gebäuden, nimmt man gemeiniglich Ocher, und vermischt ihn in größerer oder kleinerer Quantität mit Kalk, nachdem die Farbe entweder lichter oder dunkler werden soll. Da aber diese Farbe viel Arbeit zu stoßen und zu sichten kostet, auch mit der Zeit ganz ins Weiße ausbleichet: so will ich hier eine leichte und eben so wenig kostbare Art angeben, steinerne Gebäude und deren Wände gelb zu färben, wobey die Farbe länger dauert, und schöner ins Auge fällt, als bey der vorgedachten. Man löset grünen Vitriol in Wasser auf, entweder durch vorsichtiges Kochen oder langsames Schmelzen. Zugleich vermischet man Kalk mit etwas Wasser, und arbeitet ihn mit einer Mauerkelle dergestalt durch, daß alle Kalkklumpen zergehen und recht fein werden. Wenn dieses hinreichend geschehen ist, gießt man zu dieser Masse nach und nach von dem Vitriolwasser hinzu, und

ley Geräthschaften aus Kupfer gießen, auch beyder Professionisten ihre Werkzeuge wenig unterschieden sind; hiernächst auch einige Waaren von dem einen sowohl als von dem andern verfertiget zu werden pflegen: so ist doch ein wesentlicher Unterschied unter diesen zweyen Handwerkern. Derselbe besteht darin, daß der Gelb-Gießer in Sand gießt, der Rothgießer aber sich der Lehmformen bedienet; daß jener sich mit sehr großen Stücken, z. E. großen Glocken, nicht abgibt, wie dieser; und daß viele Gelbgießer sich auf das Kunstdrechseln legen, und hierdurch die Rothgießer in kleinen künstlichen Stücken übertreffen.

Hr. v. Justi in seiner Abhandlung von den Manufacturen und Fabriken, 2 Th. S. 295, setzt den Unterschied zwischen diesen beyden Handwerkern darin, daß die Materie, aus welcher sie ihre Waaren verfertigen, bey den Gelbgießern Messing, bey den Rothgießern aber Kupfer ist. Nun hat zwar dieses in der Hauptsache seine Richtigkeit, und von der Farbe dieser beyden Metalle mögen diese Fabrikanten auch wohl ihre Benennung erhalten haben; unterdessen aber verfertigen doch die Rothschmiede auch viele Waaren aus Messing.

Hiernächst kommt den Gelbgießern nach ihren alten Rechten (worauf jedoch in manchen Gegenden, wie z. E. in der Mark Brandenburg, nicht geachtet wird,) das Hohlgießen ausschließungsweise zu. Unter diesem Ausdruck wird nicht das Gießen hohler Arbeiten, sondern solcher Stücke verstanden, wobey das Modell ein Blech ist, welches man getrieben oder ausgehöhlt hat. Die wichtigste Arbeit dieser Art ist die messingene Verzierung eines Pferdegeschirres. Unter denen Arbeiten, welche beyde Handwerker gießen und verfertigen, sind insonderheit die messingenen Feuerspritzen. Eben der Umstand, daß die Gelbgießer verschiedene Waaren verfertigen, welche auch die Rothgießer machen, ist wahrscheinlich die Ursache, daß letztere die erstern nicht gern an einem Orte neben sich aufkommen laßen, sondern ihnen hierin hinderlich sind,

Gelb, (Stroh-) } siehe oben, S. 725.
— (Wachs-) }

Gelb-Ammer, eine Benennung, welche an einigen Orten auch die Ammer, oder der Aemmerling, (s. Th. X. S. 784, fgg.) wegen ihrer schönen gelben Brust führet; Niederſ. Geelemmerken.

Gelb-Beere, die gelben Beeren des Rhamnus infectorius *Linn.* welche in Avignon getrocknet werden, da sie denn in Frankreich Graines d'Avignon heißen, und von den Mahlern zur gelben Farbe gebraucht werden. Siehe Kreuzbeerstrauch.

Gelb-Bein, oder das Gelbbeinchen, eine Art Strand-Läufer mit gelben Füßen, welche in den Küchen mit unter die Schnepfen gerechnet wird; an andern Orten Gelbfuß, Schmiering; Glareola 3. *Klein.* & *Schwenkf.*

Gelb-Brüstchen, Oberd. Gelbbrüstel, ein Vogel, der nach dem Klein zu den Nachtigallen oder Grasmücken gehört, eine gelbe Brust und gelben Hals, und dunkelbraunen Kopf und Rücken hat, und in Bahama einheimisch ist: Luscinia pectore flavo *Klein.*

Gelb-Fink, eine Benennung der Gelb- oder Gold-Ammer; siehe Emmerling.

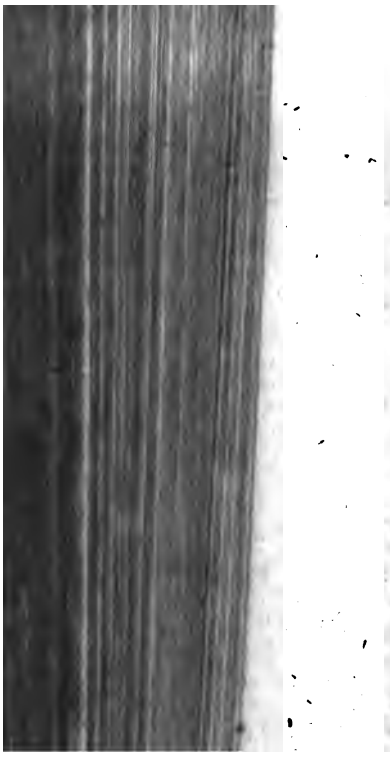
Gelb-Fuß, siehe Gelb-Bein.

Gelb-Gießer, Niederſ. Geelgeter, ein Handwerks-Mann, welcher aus Messing und andern damit vermischten Metallen allerley Geräthschaften zum häuslichen Gebrauch gießt und verfertigt, als z. E. kleine Glocken und Schellen, metallene Mörser, Gewichte, Kron- und andere Leuchter, Löffel, Messerstiele, Spritzenröhren, Ventile, Bierzapfen oder Hähne, Plätteisen, Wachsscheeren, Knöpfe, und viele andere dergleichen Geräthschaften, imgleichen allerley Beschläge zu Thüren, Kasten, Schränken, auf Pferdegeschirre ꝛc.

Ungeachtet die Gelbgießer fast eben diejenigen Materalien gebrauchen, als die Rothgießer, welche allerley

bloßen Guß und gelben Ausmachung der gegossenen Arbeit lediglich begnügen.

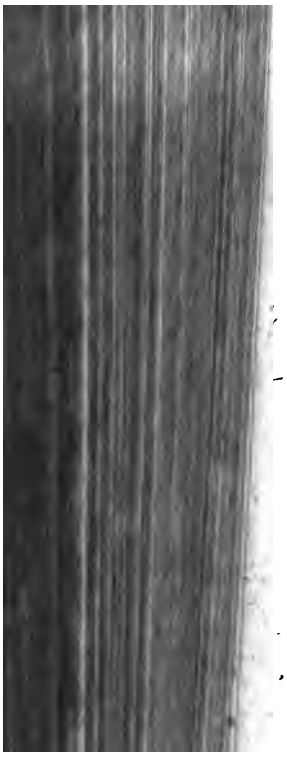
Was die Polizey in Ansehung der Gelbgießer zu beobachten hat, dürfte hauptsächlich in folgenden Stücken bestehen. 1) Da der Debit der Gelbgießerwaaren sehr groß ist: so muß die Landespolizey nicht unterlaßen, für die Einführung dieser Fabricatur Vorsorge zu tragen. Diese Vorsorge und die Ansetzung dieser Professionisten ist alsdenn für den Staat desto nöthiger und nützlicher, wenn sich im Lande Messinghütten befinden. 2) Weil, wie vorher erwähnt worden, die Gelbgießer, Rothgießer und Gürtler verschiedene Waaren von einerley Art verfertigen: so sollte man die Gränzen eines jeden Handwerkes, und diejenigen Arbeiten, die ein jedes zu machen befugt seyn soll, auf das genaueste in den Innungsartikeln bestimmen, um dadurch den Prozessen unter ihnen, welche weder ihnen selbst, noch dem guten Zusammenhange des Nahrungsstandes überhaupt, zuträglich sind, nach Möglichkeit vorzubeugen. 3) Da die Gelbgießer sesten unterlaßen, einen Zusatz von Zinn und andern Metallen, insonderheit von Glockenspeise, unter das Messing zu nehmen, woraus eine große Sprödigkeit und Zerbrechlichkeit der Waaren und Geräthschaften, welche dem gemeinen Wesen allerdings nachtheilig ist, erfolgt: so sollte den Gelbgießern nicht erlaubt werden, zu ihrem Messing, Zinn oder Bley oder Glockenspeise zuzusetzen. Der Zusatz von Zinn ist zwar bey ihnen nicht so stark, als bey den Glockengießern; allein, Zinn und Bley geben dem Messing, auch in geringer Proportion, eine außerordentliche Sprödigkeit. Zink und Wismuth ist noch schädlicher; allein, die Gelbgießer enthalten sich dessen wegen des theuern Preises ohnedieß. Die Gelbgießer sollten ihre Waaren aus reinem Messing gießen und verfertigen. 4) Auch hängt die Dauerhaftigkeit der Gelbgießerwaaren sehr von der Art der Löthung ab, wodurch die Gelbgie-



Acht laßen, ſonder
Gürtlern in ihren
ments, darüber
maßen, die Dauer
mithin der Vorthe
darauf beruhet.
durch ſehr unterſtüt
ſiſchen Landen, ſo
ſings, als die Einf
gänzlich verbothen,
her Impoſt geleget
Die Gelbgießer
Ihre Lehrburſche w
gen, nach 5 Jahre
ſie 7 Jahre lernen.
wandern. Das gen
Leuchter und ein G
obachtet hierbey alle
ker, die auf keine M
lin beſtand, zu End
ßergewerk in 24 Mei
General-Privilegi
Gewerks in der
ſonderheit in Be

Da man bey verschiedenen Künstlern und Handwerkern gewisse ihnen eigenthümliche Krankheiten beobachtet, welche insgemein Folgen ihrer Hanthierung sind, oder wozu einige Gegenstände, womit sie sich beschäftigen, Gelegenheit geben: so findet sich auch bey den Gelbgießern, welche mit dem Schmelzen und Gießen des Messings zu thun haben, gemeiniglich ein gewisses Fieber ein, dessen Ursache und Zufälle sich aus den Bestandtheilen dieses Metalles gar füglich erklären laßen.

Das Messing wird, wie an seinem Orte ausführlicher zeigen werde, durch eine Verbindung des Galmeyes mit dem Kupfer zuwege gebracht. Der Galmey ist, wie im XV Th. S. 806, fgg. umständlich erklärt worden, ein mineralisches, theils erd- theils aber auch steinartiges Product, welches vermuthlich durch die Zerstörung der Blende oder eines andern Zinkerzes entsteht. Die Verbindung dieser beyden Dinge bringt in dem Ofen, worin das Messing verfertiget wird, verschiedene Producte hervor, welche ihren Ursprung größtentheils von dem Galmey haben. Diese sind: der aus dem Galmey zusammengeflossene Zink, unter seiner halbmetallischen Gestalt; verschiedene Arten des so genannten Ofenbruches; die Tutia, und das weiße Nicht. Alle diese Dinge legen, in Ansehung der Beschaffenheit ihrer Bestandtheile, einen deutlichen Beweis an den Tag, daß sie von Galmey ihren Ursprung genommen; wie sie denn insgesammt eben so gut, wie der Galmey selbst, zur Verfertigung des Messings können angewendet werden. Insonderheit aber kommen die aus dem Zinke, vermittelst einer Sublimation im offenen Feuer, zubereiteten so genannten Zinkblumen, mit der staubichten weißen Materie, oder dem weißen Nicht, völlig überein, welche man in denen Oefen, worin das Messing gemacht wird, zu finden pfleget, außer daß die erstern unter einer flockichten und federich-

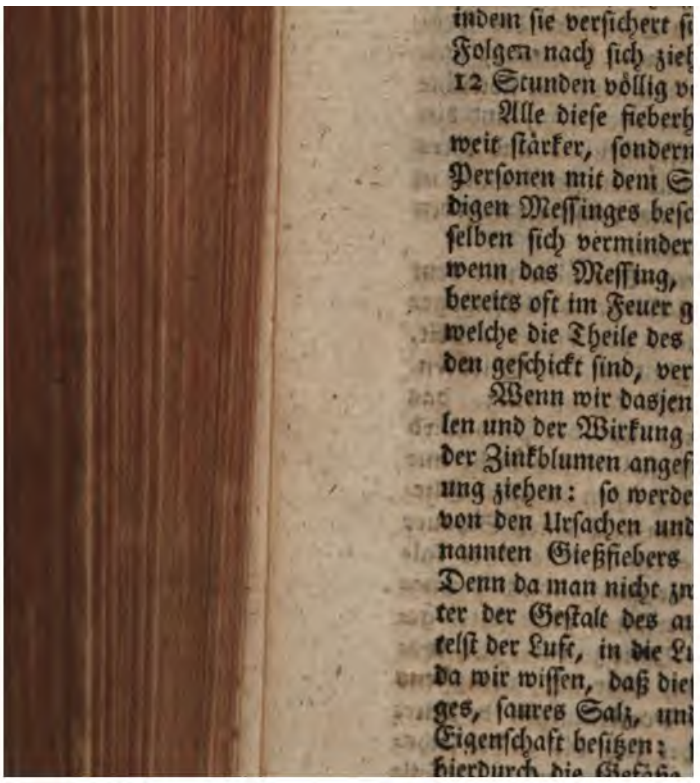


wenn man d
Betrachtung zieht,
Röſtens und einige
zubereitete Vitriol,
lichen Theil ſeiner
denn ſowohl die Z
nen ſehr merklichen
Geſchmack auf der
ihre Wirkung, die
Entzündung der Au
Gründen herleiten k
der dem Kupfer zuge
ers, unter verſchied
dert: ſo wird man
falls bey dem wieder
erfolgen müſſe.

Diejenigen Küns
dem Schmelzen dieſe
ſer Abſicht einen groſ
angemerkt. Sie ha
jenige, welches ſie a
ches nicht oft geſchmo
ſchmeidiges Meſſing
und Rauch von ſich a

werden mit einem weißen, mehlichten Staube überzogen, und die Schmelztiegel mit einer flockichten und federichten, weißen Materie bedeckt und angefüllet; ja, man sieht, bey dem Ausgießen dieses Messinges, so gar weiße Stücke, wie Schneeflocken, in der Luft herum fliegen. Alles dieses beobachtet man, in weit geringerm Verhältnisse, bey dem Schmelzen des spröden Messinges. Wenn man den weißen Staub, welcher sich an die Zangen anleget, wie auch die flockichte Materie aus den Schmelztiegeln untersucht, und dieselben, in Ansehung ihrer Beschaffenheit und ihres Geschmackes, mit dem Nicht und den Zinkblumen in Vergleichung zieht, wird man unter denselben nicht den geringsten Unterschied wahrnehmen.

Wenn die Gelbgießer den Tag über mit dem Schmelzen und Gießen des Messinges beschäftigt gewesen: so empfinden sie, nach geendigter Arbeit, insgemein eine große Mattigkeit in allen Gliedern. Die Brust wird beklemmt, der Athem kurz, das Herz fängt stark zu schlagen an, und der Puls wird ungemein schwach. Hierauf stellen sich nicht nur gewaltige Kopfschmerzen und Reißen in allen Gliedern ein, sondern sie bemerken auch einen Schauer und Frost, wie bey einem starken Anfalle eines kalten Fiebers. Diese Zufälle nehmen endlich dermaßen überhand, daß solche Personen nicht selten genöthiget werden, sich in das Bette zu verfügen, wobey sich eine Unruhe einfindet, oder doch wenigstens der Schlaf mit ängstlichen Vorstellungen begleitet wird. Alles dieses vermehrt sich bis zu der sechsten oder achten Stunde, nach dem ersten Anfalle dieser Krankheit, worauf ein gelinder Schweiß diesen Zufällen ein Ende machet, und zwar dergestalt, daß man am folgenden Tage nicht das geringste Merkmahl hiervon spühret, und solche Personen ihre Arbeit ungehindert fortsetzen können; ja, einige



indem ſie verſichert ſi
Folgen nach ſich zie
12 Stunden völlig v
Alle dieſe fieberh
weit ſtärker, ſondern
Perſonen mit dem S
digen Meſſinges beſc
ſelben ſich vermindert
wenn das Meſſing,
bereits oft im Feuer g
welche die Theile des
den geſchickt ſind, ver
Wenn wir dasjen
len und der Wirkung
der Zinkblumen angef
ung ziehen: ſo werde
von den Urſachen und
nannten Gießfiebers
Denn da man nicht zu
ter der Geſtalt des a
telſt der Luft, in die L
da wir wiſſen, daß die
ges, ſaures Salz, uni
Eigenſchaft beſitzen;
hierdurch die Gefäße

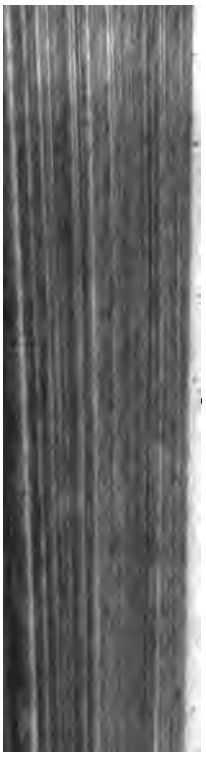
einen Widerſtand, wodurch die natürliche Bewegung deſſelben gehindert wird. Da nun aber das Blut, welches durch die große Pulsader zu allen übrigen Theilen des Leibes geführet werden ſollte, aus eben dieſen Urſachen in wenigerer Menge aus der Lunge zu dem Herzen gelanget: ſo kann nichts anders erfolgen, als daß die Schläge aller Pulsadern kleiner und ſchwächer, die Blutadern und Bluthöhlen hingegen insgeſammt mit allzuvielem Blute angefüllet werden, welches nicht nur eine Mattigkeit und Trägheit, ſondern auch einen Mangel der Wärme nach ſich ziehen muß. Auf dieſe Art werden ſich aus der gehemmten Bewegung des Blutes durch die Lunge alle Zufälle, die ſich bey dieſem Fieber einſtellen, gar füglich erklären laßen.

Dieſes Fieber ſcheint, in Anſehung ſeiner Beſchaffenheit und Dauer, denjenigen ſehr gleich zu kommen, welche mit einem einzigen Anfalle ihre Endſchaft erreichen, und die man insgemein, entweder nach der unterbrochenen Ausdünſtung, oder nach einer krampfigen Zuſammenziehung der kleinſten Blutgefäße, bey feuchter und kalter Witterung, zu verſpühren pflegt.

Neue geſellſchaftl. Erzählungen, 2 Th. Lpz. 1759, gr. 8. S. 136, fgg.

Gelb-Holz. Dieſe Benennung führen zweyerley Arten von Holz, welche insgemein mit einander verwechſelt werden.

I. Diejenige Art, welche unſere Färber in großer Menge verbrauchen, und welche auch **Juſtikholz**, bey den Spaniern Morita, bey den Holländern Stockviſchhout, Engl. Fuſtik-wood, genannt wird, kommt von einem Baume, den man in Jamaika und Braſilien wild findet. Morus fructu viridi, ligno ſulphureo tinctorio, *Sloane* & *Raj.* Morus lactescens, foliis oblongis acutis, paginis exterioribus productioribus, ligno citrino *Brown.* Morus, quæ Tata-iba *Plumier.* Morus tinctoria, foliis oblongis hinc productioribus, ſpinis axillaribus *Linn.* Morus tinctoria, foliis oblique cordatis acuminatis hirſutis *Mill.* Dieſer Baum

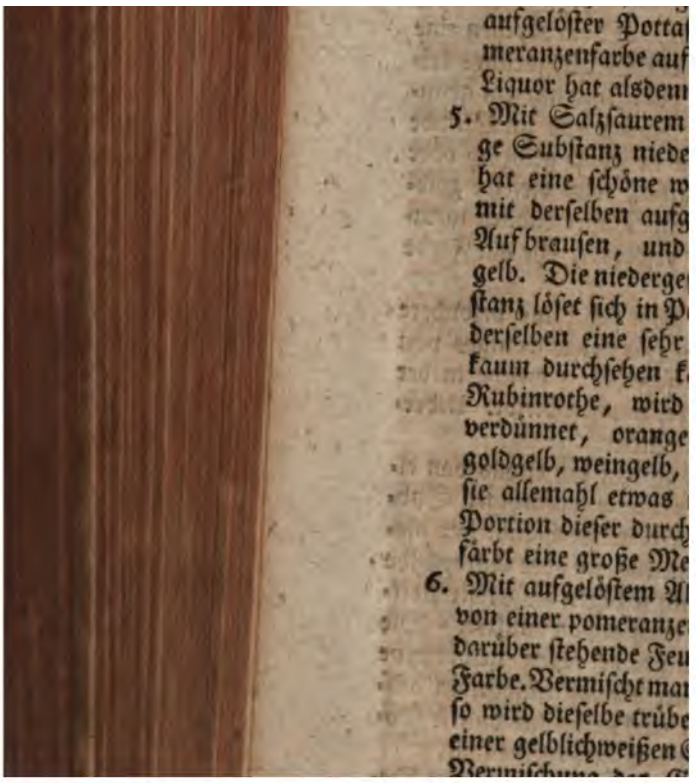


ihrer Basis offen, und an
ſie zugerundet ſind; doch
andere, ſo daß ſie gegen
Sie nehmen ſtuffenweiſe
ſen Spitzen. Sie ſind,
beerblättern, rauh, haben
ſtehen auf kurzen Stielen
gen Zweige zu, kommen
ne bleiche grasartige Far
Theilen eben dieſes Zweig
zen Stielen. Sie iſt vor
Nuß, rundlich, und voll
nen Maulbeeren, in- un
wenn ſie reif iſt, einen eke

Dieſer Baum iſt der
nicht fortkommt, wofern
Glashauſe gehalten wird.
Miſtbeeten gern auf; und
ſetzen tüchtig geworden,
dere, mit friſcher Erde a
Lohbeet einſenken und im
friſche Wurzeln geſchlagen
ſie eben ſo behandeln, wi
heißen Ländern; man m

damit dieſelben ſich nicht an die Waare hängen, und dieſelbe zerreißen oder ſchadhaft machen. Die Beſchaffenheit der färbenden Subſtanz dieſes Holzes, wie auch die Wirkung derſelben auf Wolle und Baumwolle, erhellet aus folgenden, vom Hrn. Bergrath D. Pörner damit angeſtellten Verſuchen.

1. Gelbholz mit Waſſer gekocht, und im Kochen eine halbe Stunde erhalten, gibt ein Decoct, welches keinen Geruch und Geſchmack hat, und nur ein gelindes Zuſammenziehen auf der Zunge und im Munde erregt. Die Farbe deſſelben iſt ſchön gelbroth oder feuergelb; mit Waſſer verdünnt, wird dieſelbe goldgelb, und mit noch mehrerm Waſſer endlich weingelb. Es wird viel Waſſer erfordert, ehe alle Farbe unſcheinbar wird.
2. Mit aufgelöſtem Kochſalz zeigt ſich keine beſondere Veränderung, außer, daß ſich etwas weniges von einer weißlichen Subſtanz ſcheidet, welche in der Feuchtigkeit, wie eine Wolke, hängen bleibt. Ueberdieß wird die Farbe etwas dunkler.
3. Mit aufgelöſtem Salmiak ſchlägt ſich etwas von einer bräunlichgelben oder pomeranzenfarbigen Subſtanz nieder. Der darüber ſtehende Liquor hat alsdenn eine ſchöne hohe Pomeranzen- oder Aurorgelbe Farbe. Vermiſcht man mit ſelbiger aufgelöſte Pott-Aſche, ſo wird die Farbe noch etwas dunkler. Die niedergeſchlagene bräunlichgelbe oder gelbbraune Subſtanz läßt ſich von einer Pottaſchenſolution auflöſen, und gibt derſelben eine geſättigte dunkle Pomeranzenfarbe, welche in das Feuergelbe fällt.
4. Mit aufgelöſter Pottaſche wird die Farbe des Decocts von dem Gelbholz ſehr dunkel und faſt rubinroth. An die Seiten und auf dem Boden des Gefäßes legt ſich eine weißliche Subſtanz an, welche ſich mit Waſſer nicht losſpühlen, von dem Salpeter-Sauren aber den Augenblick wegnehmen läßt; doch



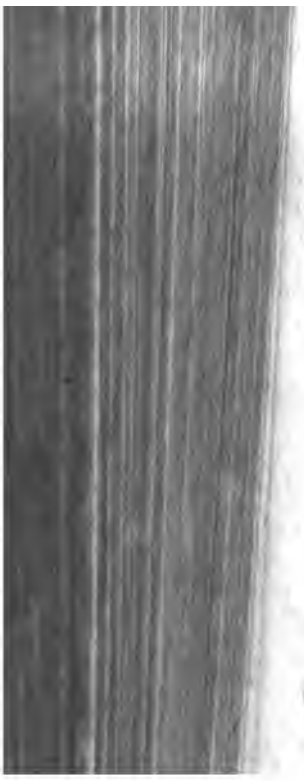
aufgelöſter Potta
meranzenfarbe auf
Liquor hat alsdem
5. Mit Salzſaurem
ge Subſtanz niede
hat eine ſchöne w
mit derſelben aufg
Aufbrauſen, und
gelb. Die niederge
ſtanz löſet ſich in P
derſelben eine ſehr
kaum durchſehen k
Rubinrothe, wird
verdünnet, orange
goldgelb, weingelb,
ſie allemahl etwas
Portion dieſer durch
färbt eine große Me
6. Mit aufgelöſtem A
von einer pomeranze
darüber ſtehende Feu
Farbe. Vermiſcht ma
ſo wird dieſelbe trübe
einer gelblichweißen

che die Farbe eines gelben Ochers hat. Der darüber stehende Liquor ist blaßgelb, fast citronengelb. Vermischt man mit demselben Pottaschensolution, so wird er orangegelb, und es schlägt sich etwas weniges von einer weißlichen Substanz nieder. Die gelbe Substanz, welche sich aus der Vermischung des Decoctes mit Zinnsolution niedergeschlagen hat, löset sich zum Theil in Pottaschensolution auf, und färbt dieselbe orangegelb.

8. Mit grünem Vitriol wird das Decoct trübe, und es schlägt sich eine häufige Menge einer schwarzbraunen Substanz nieder, welche ein wenig in das Grünliche fällt. Der darüber stehende Liquor hat eine sehr blasse, aber etwas trübe Farbe, welche in das Grünlichgelbe fällt. Vermischt man mit demselben Pottaschensolution, so erfolgt eine Präcipitation, und es schlägt sich eine dunkle bläulichgrüne Substanz nieder, welche an der Luft braun wird. Hat sich diese Substanz gesetzt, so wird der Liquor hell, und erhält eine blasse weingelbe Farbe, welche stärker, als die vor der Präcipitation bemerkte schwache grünlichgelbe Farbe ist. Die schwarzbraune Substanz, welche sich aus dem mit grünem Vitriol vermischten Decoct geschieden, löset sich in Pottaschensolution ganz auf, und ertheilt derselben eine so dunkle und gesättigte braunrothe Farbe, daß sie das Ansehen hat, als wenn Wermuthextract im Wasser aufgelöset wäre. Verdünnt man diese Solution mit etwas Wasser, so wird dieselbe rubinroth, durch noch mehreres Wasser pomeranzenfarbig, und endlich sehr blaßgelb, doch so, daß sie in das Röthliche spielt, dabey aber etwas trübe bleibt.

9. Mit blauem Vitriol wird das Decoct gleichfalls trübe, und es schlägt sich eine dunkle gelbbraune Substanz nieder. Die darüber stehende Feuchtigkeit hat eine klare, aber schwache zeisiggrüne Farbe.

Ver-



Vermiſchung de
ſchiedene dunkle
Pottaſchenſolutio
eine ſehr dunkle u
ſo, daß man nicht
ſtimmen kann.
Waſſer, ſo wird
braun; mit noch
endlich blaßgelb,
lichbraune fällt, u
Aus dieſen Verſuch
bende Subſtanz des Gel
lichen Theilen zu ſuchen
henden erdigen und ſchlei
vermittelſt des Salzſaure
ſtanz ſich in aufgelöſter
ſättigten Farbe (No. 5)
eigentlich gelbfärbende
centrirter Geſtalt in den
der vermittelſt des grüne
Subſtanz (No. 8) iſt zu
len zuſammenziehende erdi
den gelbfärbenden harzig
befindlichen eiſenerdigen
und die erwähnte ſchwarzb
Was die Veränderun
Subſtanz durch verſchieden

Die aufgelöſte Pottaſche (No. 4) ſcheidet nichts von der färbenden Subſtanz, ſondern erhält dieſelbe aufgelöſt, und ſcheint die harzigen Behältniſſe ſehr ſtark aufzuſchließen und wirkſamer zu machen, ſo daß dadurch eine dunklere Farbe, als die natürliche iſt, entſtehen muß.

Das Salzſaure (No. 5) ſcheidet faſt alle färbende Subſtanz, und erhält nur etwas weniges aufgelöſt. Faſt auf gleiche Weiſe wirkt die Zinnſolution (No. 7), als vermittelſt welcher die mehreſte färbende Subſtanz geſchieden wird. Dasjenige, was in dem mit dem Salzſauren und der Zinnſolution vermiſchten Decoct übrig bleibt, ſcheint von dieſen Zuſätzen eine Erhöhung zu erhalten.

Durch den aufgelöſten Alaun (No. 6) wird aus dem Decoct von der färbenden Subſtanz weniger, als durch das Salzſaure und durch die Zinnſolution geſchieden. Das übrige aber, welches mit dem Alaun aufgelöſt geblieben, ſcheint durch denſelben eine Erhöhung erhalten zu haben, wie aus der goldgelben Farbe des übrig gebliebenen Liquors erkannt wird.

Durch den grünen und blauen Vitriol (No. 8 und 9) wird nicht allein die färbende Subſtanz größtentheils geſchieden und verändert, ſondern der noch rückſtändige Theil, welcher mit den vitrioliſchen Salzen eine Vereinigung eingegangen, leidet, der weſentlichen Beſchaffenheit nach, eine beträchtliche Veränderung, ſo daß die Farbe durch den grünen Vitriol grünlichgelb, oder blaß olivengrün, und durch den blauen Vitriol zeiſiggrün wird. Dieſe beyde ſaliniſche Subſtanzen verurſachen demnach, wie bey andern gelbfärbenden Körpern, in der färbenden Subſtanz des Gelbholzes die ſtärkſte Veränderung, indem durch dieſelben keine gelbe Farben erzeuget werden, welches aber, wie aus andern Verſuchen bekannt iſt, von den bey dieſen Salzen ſich befindenden und mit der färbenden Subſtanz vereinigten metalliſchen Erden herrührt. Die übrigen Zuſätze machen zwar in der färbenden Subſtanz auch einige Veränderung, doch alſo, daß das färbende Weſen ſeine Eigenſchaft behält, und nur von einigen geſchwächt und erhöhet, und von andern gleichſam vermehrt und verdunkelt wird.

Verſuche mit Gelbholz, in wie fern durch daſſelbe Tuch oder Wolle Farben erhalten kann. Die Vorbereitungen des Tuches ſind zu nachfolgenden Farben 1) mit Waſſer; 2) mit Weineſſig; 3) mit Alaun; 4) mit Alaun und Weinſteincremor; 5) mit Alaun und Weineſſig, vorgenommen worden.

1. Ver-

Vermischt man mit selbiger aufgelöste Pottasche, so entsteht eine Präcipitation, und es schlägt sich eine blaßblaue Substanz nieder, welche sich, wenn man mehrere Pottaschensolution zugießt, wieder auflösen läßt, und dieselbe fast himmelblau färbet; doch fällt sie noch ein wenig in das Stahlgrüne. Die aus der Vermischung des Decocts mit blauem Vitriol geschiedene dunkle gelbbraune Substanz löset sich in Pottaschensolution ganz auf, und ertheilt derselben eine sehr dunkle und gesättigte grünlichbraune Farbe, so, daß man nicht durchsehen, und dieselbe kaum bestimmen kann. Verdünnt man diese Solution mit Wasser, so wird sie etwas durchsichtiger und dunkelbraun; mit noch mehrerm Wasser, bräunlichgelb, endlich blaßgelb, doch so, daß sie etwas in das Grünlichbraune fällt, und allemahl etwas trübe bleibt.

Aus diesen Versuchen erhellet deutlich, daß man die färbende Substanz des Gelbholzes in harzigen, oder denselben ähnlichen Theilen zu suchen hat, welche mit einigen zusammenziehenden erdigen und schleimigen Theilen vereinigt ist. Da die vermittelst des Salzsauern geschiedene pomeranzenfarbige Substanz sich in aufgelöster Pottasche mit einer sehr dunkeln und gesättigten Farbe (No. 5) auflöset: so folgt hieraus, daß das eigentlich gelbfärbende Wesen des Gelbholzes sich in sehr concentrirter Gestalt in den harzigen Theilen aufhält. Und aus der vermittelst des grünen Vitriols geschiedenen schwarzbraunen Substanz (No. 8) ist zu erkennen, daß mit den harzigen Theilen zusammenziehende erdige Theile verbunden seyn, welche nebst den gelbfärbenden harzigen Theilen mit den im grünen Vitriol befindlichen eisenerdigen Theilen eine Vereinigung eingegangen, und die erwähnte schwarzbraune Substanz hervorgebracht haben.

Was die Veränderungen betrifft, welche die gelbfärbende Substanz durch verschiedene Zusätze leidet, so wird aus den angezeigten Versuchen folgendes zu bemerken seyn. Das aufgelöste Kochsalz (No. 2) scheidet von der gelbfärbenden Substanz nichts, sondern erhält dieselbe in dem Decoct aufgelöst, und scheint dieselbe, da die Farbe dunkler wird, wirksamer zu machen. Der aufgelöste Salmiak hingegen (No. 3) scheidet etwas von der färbenden Substanz, und der übrig gebliebene Theil wird mehr aufgeschlossen und ebenfalls wirksamer gemacht.

Die

17) Mit gleichen Theilen grünen Vitriol und Gelbholz, eine dergleichen etwas lichtere Farbe, welche aber für ſich noch immer ſehr dunkel ausfällt

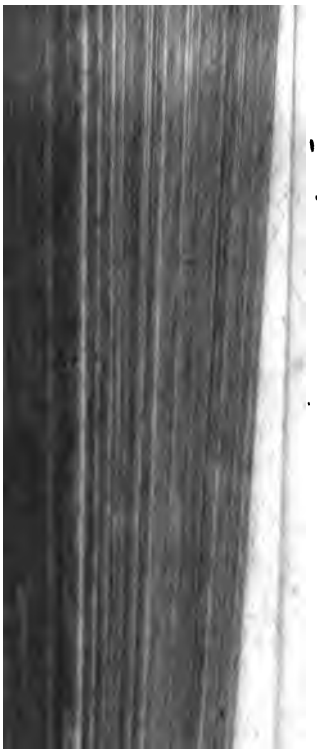
18) Mit 1 Th. blauen Vitriol und 2 Th. Gelbholz, eine gelbbraune Farbe, welche kaum merklich in das Grünliche fällt.

19) Mit gleichen Theilen blauen Vitriol und Gelbholz, eine dergleichen etwas weniger dunklere Farbe.

Anmerkungen über dieſe Verſuche. Die natürliche Farbe des Gelbholzes iſt auf Tuch eine geſättigte gelbe Farbe, No. 1, welche in das Pomeranzengelbe fällt. Dieſe Farbe iſt nicht angenehm, verändert ſich an der Luft ganz und gar, und wird zu einer braunen Farbe. Es ſcheint demnach die ganze färbende Subſtanz des Gelbholzes, nähmlich das mit den erdharzigen Theilen vereinigte färbende Weſen, nicht ganz, ſondern nur ein Theil des eigentlich gelbfärbenden Weſens verloren zu gehen. Der übrige Theil ſcheint mit den erdigharzigen Behältniſſen vereinigt zu bleiben, und durch dieſelben eine dunklere Geſtalt zu erhalten. Es iſt auch wahrſcheinlich, daß die erdigharzigen Behältniſſe ſelbſt von den in der Luft befindlichen wirkſamen Subſtanzen eine Veränderung leiden, und vielleicht mehr aufgeſchloſſen werden, daher alſo die Farbe mehr braun, als gelb, erſcheinen muß.

Das Kochſalz macht bräunlichgelbe Farben, No. 2, 3, welche an der Luft zwar dunkler werden, ſich aber ähnlich bleiben. Die Urſache, warum die Farben durch das Kochſalz dunkler ausfallen, iſt vermuthlich darin zu ſuchen, weil durch dieſes Salz die erdigharzigen Behältniſſe aufgeſchloſſen und wirkſam gemacht werden, ſo daß das färbende Weſen gleichſam einen Zuwachs bekommt, aber auch wegen der genauern Vereinigung der aufgeſchloſſenen öhligerdigen Theile eine Veränderung leidet, und dunkler wird.

Faſt auf eine ähnliche Weiſe verhält es ſich mit dem Salmiak, als vermittelſt deſſen man grünlich-gelblichbraune Farben, No. 4, 5, erhält, welche an der Luft etwas dunkler werden, doch aber ſich ähnlich bleiben. Da der Salmiak, wie oben, S. 747, No. 3, gezeigt worden, etwas von der färbenden Subſtanz ſcheidet, dem ungeachtet aber keine ſchwache und blaſſe, ſondern ziemlich geſättigte und dunkle, wiewohl veränderte und von der natürlichen Farbe unterſchiedene, Farben hervorbringt: ſo iſt offenbar, daß durch dieſes Salz die unterſchiedenen erdigharzigen Theile des Gelbholzes ſehr aufgeſchloſ-



Der Weinſt
No. 6, 7, welche
Subſtanz beſteht
her das färbende
mithin die Farbe
zugeſetzt wird, de
der No. 7 angezei
Weinſteincremor
die Farbe, wenn
zwar ſehr blaß und
tierung von Citron
ſelbe allezeit in das

Der Weineſſ
welche ein wenig
dunkler werden, ſ
iſt weit feiner, als
hält auch häufigere
genau verringt iſt.
nach, daß die erd
ſchloſſen, wirkſam
genauer vereiniget
Natur nach verſch
ſchieden ausfallen
Eſſig, als zur Farb
aber deswegen nicht
Menge Eſſig eine
Manier; dieſes geſch

Durch den Alaun, und die Zinnſolution, werden aus dem Gelbholz ganz feine citronengelbe Farben, No. 10, 11, 14, 15, erhalten, welche an der Luft viele Veränderung leiden, und ſchmutzig werden. Das Saure des Alauns ſowohl als der Zinnſolution, ſcheint vorzüglich in das eigentlich gelbfärbende Weſen zu wirken und daſſelbe auszudehnen, ſo daß daher eine citronengelbe Farbe erzeuget wird. Da dieſe beyde ſaliniſche Zuſätze, wie oben, S. 748/f. No. 6 und 7, angemerkt worden, einen beträchtlichen Theil der färbenden Subſtanz ſcheiden: ſo iſt hieraus abzunehmen, daß die Farben, wenn zu viel von dieſen Zuſätzen gebraucht wird, ſehr blaß werden müſſen. Die Urſache aber, warum dieſe ſchöne Farben ſich an der Luft ſo ſchlecht verhalten, und ſchmutzig werden, iſt ohne Zweifel dieſe, daß die Verbindung des durch dieſe Salze ausgedehnten färbenden Weſens mit den erdigharzigen Theilen geſchwächt, und folglich zu einer leichten Trennung und Verflüchtigung geſchickt gemacht wird, da alsdenn die erdigharzigen Theile übrig bleiben, und das ſchmutzige Anſehen verurſachen.

Der Zuſatz des Gypſes gibt mit Gelbholz ganz gute orangegelbe Farben, No. 12, 13, welche lichter und lieblicher, als die natürliche Farbe No. 1, ſind. Dieſe beyde Farben werden an der Luft etwas blaſſer und bräunlich, welches ein Kennzeichen iſt, daß die in dem Gyps befindliche ſaliniſche Subſtanz das färbende Weſen des Gelbholzes ebenfalls ausdehnt, und die Verbindung deſſelben mit den erdigharzigen Behältniſſen ſchwächer macht; doch verliert die Farbe No. 12, zu welcher gleiche Theile Gyps und Gelbholz gekommen, weniger, als die Farbe No. 13, welche noch einmahl ſo viel Gyps, als Gelb-Holz erhalten hat.

Der grüne Vitriol gibt mit Gelbholz ſehr dunkle olivengrüne Farben, No. 16, 17, welche beynahe ſchwarz ausſehen. Die mit der färbenden Subſtanz des Gelbholzes verbundene zuſammenziehende, erdige Theile, werden, durch ihre Vereinigung mit den in dem grünen Vitriol befindlichen eiſenerdigen Theilen, die Urſache von dem dunkeln und ſchwärzlichen Anſehen dieſer Farben. Da aber mit dieſen zuſammenziehenden erdigen Theilen eine noch größere Menge harziger Theile vereinigt iſt, in welchen ſich ein ſehr concentrirtes gelbfärbendes Weſen befindet, ſo können die Farben nicht ſchwarz, ſondern ſehr dunkel olivengrün erſcheinen. Daß aber das gelbfärbende Weſen die Urſache des grünlichen Anſehens dieſer Farben ſey, läßt ſich daraus erweiſen, weil die mit grünem Vitriol erhaltenen

Verbindung mit den
und hingegen die Eis
harzigen Behältniſſe
genau vereinigt, und
und alſo eine Farbe e
Veränderung leidet,
Farbe kann vielleicht
man dieſelbe zu einer
das auf dieſe Weiſe g
Holz, oder Galläpfeln
oder auch aus Braſili

Mit blauem Vit
18, 19, welche zwar
ein gutes Anſehen be
dem Färben des Tuch
andere Farben geſetzt
ge aus Braſilienholz,
hen, wozu man eine
nen Vitriol genommen

2. Verſuche n
vorbereitet worden
demſelben etliche To
Eſſig gelegt, und 4
hält aus den mit G
gende Farben:

20) Mit Gelbholz
be, welche in d

23) Mit Zinnſolution, in eben der Proportion, eine ziemlich geſättigte gelbe Farbe, welche mehr in das Schwefel- als Citronengelbe fällt, und zugleich ein wenig in das Grünliche ſpielt.

24) Mit 1 Th. Zinnſolution, 1 Th. Weinſteincremor, und 2 Th. Gelbholz, eine ſchöne citronengelbe Farbe.

Anmerkungen über vorſtehende Verſuche. Die ohne Zuſatz bereitete Farbe No. 20, iſt von der natürlichen Farbe No. 1. ganz unterſchieden, indem ſie weit dunkler und reiner ausfällt. Dieſe Farbe verändert ſich ganz an der Luft, wird dunkler, und faſt bräunlich.

Die mit Weinſteincremor erhaltene Farbe, No. 21, iſt von den durch eben dieſen Zuſatz erhaltenen Farben No. 6 und 7, ſehr merklich unterſchieden. Es iſt dieſelbe ſehr ſaturirt, und dunkel orangegelb, da hingegen jene ſchwächer und lichter ſind. An der Luft wird dieſelbe blaſſer, und verliert viel von ihrem lieblichen Anſehen.

Die mit Alaun erhaltene Farbe No. 22, iſt etwas blaſſer wie die No. 10, verhält ſich aber eben ſo ſchlecht an der Luft, und wird ſchmutzig.

Die mit Zinnſolution erhaltene Farbe No. 23, hat eine ganz andere Beſchaffenheit, als die No. 14, indem ſie grünlich ausfällt. Sie verliert auch an der Luft viel von ihrer erſten Geſtalt, und wird etwas ſchmutzig.

Am beſten unter den hier angezeigten Farben, verhält ſich die mit Zinnſolution und Weinſteincremor erhaltene citronengelbe Farbe No. 24, als welche nicht allein ein ſchönes und liebliches Anſehen hat, ſondern auch an der Luft keine ſo große Veränderung leidet; ſie wird zwar etwas dunkler, bleibt ſich aber ähnlich.

Aus dieſen Bemerkungen folgt, daß die mit Eſſig unternommene Vorbereitung des Tuches in den Faſern deſſelben eine ſolche Veränderung verurſachet, daß die hinzukommenden färbenden Theile des Gelbholzes beträchtlich verändert werden. Und obgleich außer der No. 24 angezeigten Farbe keine andere mit Nutzen zu gebrauchen iſt, ſo wird es ſich doch der Mühe verlohnen, dieſer einzigen Farbe wegen die Vorbereitung mit Eſſig zu unternehmen, weil ſowohl dieſe Farbe für ſich allein, als vorzüglich bey Vermiſchungen mit andern färbenden Körpern, mit Vortheil zu gebrauchen iſt.

3. **Versuche mit Tuch, welches durch Alaun vorbereitet worden.** Tuch mit Wasser gekocht, etliche Tage eingeweicht, alsdenn mit Alaun eine halbe Stunde lang gekocht, und in dem nach und nach erkalteten Alaunbade 48 Stunden eingeweicht, erhält aus den mit Gelbholz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

25) Mit Gelbholz ohne Zusatz, eine gesättigte gelbe Farbe, welche in das Pomeranzengelbe fällt.

26) Mit gleichen Theilen Weinsteincremor und Gelbholz, eine lichte pomeranzengelbe Farbe.

27) Mit Alaun in eben der Proportion, eine citronengelbe Farbe.

28) Mit Zinnsolution in eben der Proportion, eine grünlichgelbe Farbe, welche in das Schwefelgelbe fällt.

29) Mit blauem Vitriol in eben der Proportion, eine gelblichbraune Farbe.

Anmerkungen über diese Versuche. Die nach der Vorbereitung des Tuches durch Alaun, ohne Zusatz erhaltene Farbe No. 25, ist lichter und lieblicher, als die natürliche Farbe No. 1.; sie verändert sich aber ebenfalls sehr an der Luft, und wird dunkler.

Die mit Weinsteincremor erhaltene, No. 26, ist gesättigter, aber etwas blasser, als die Farben No. 6, 7; und von der Farbe No. 21, welche das durch Essig vorbereitete Tuch erhalten hat, ganz unterschieden. An der Luft wird sie blasser.

Die mit Alaun hervorgebrachte Farbe No. 27, hat mit der No. 10 einige Aehnlichkeit, ist aber etwas gesättigter und dunkler, und auch dunkler als die Farbe No. 22, welche das durch Essig vorbereitete Tuch erhielt. An der Luft wird sie schmutzig.

Die mit Zinnsolution erzeugte Farbe No. 28, unterscheidet sich von der No. 14 dadurch, daß sie in das Grünliche fällt, und noch dunkler und grünlicher als die Farbe No. 23 ist. Sie wird an der Luft ebenfalls schmutzig.

Die mit blauem Vitriol erhaltene Farbe No. 29, ist lichter als die Farben No. 18, 19, und wird an der Luft nicht, wie jene, dunkler, sondern blasser, und bleibt sich ähnlich.

Diese Vergleichungen geben deutlich zu erkennen, daß die Vorbereitung durch Alaun weniger nützlich, als die durch Essig unternommene ist, weil die auf diese Weise erhaltenen Farben sich an der Luft fast noch schlechter verhalten.

4. **Versuche mit Tuch, welches durch Alaun und Weinsteincremor vorbereitet worden.** Wenn man

man 3 Th. Alaun mit 1 Theil Weinſteincremor vermiſcht, und das Tuch mit dieſen Salzen vorbereitet, ſo erhält daſſelbe aus den mit Gelbholz bereiteten Farbe-Brühen folgende Farben:

30) Mit Gelbholz ohne Zuſatz, eine geſättigte gelbe Farbe, welche ein wenig in das Pomeranzengelbe fällt.

31) Mit gleichen Theilen Weinſteincremor und Gelbholz, eine angenehme lichte pomeranzengelbe Farbe.

32) Mit Alaun in eben der Proportion, eine geſättigte citronengelbe Farbe.

33) Mit Zinnſolution in eben der Proportion, eine bräunlichgelbe Farbe, welche in das Grünliche fällt.

Dieſe jetzt erwähnte Farben ſind von allen vorher gedachten merklich unterſchieden. Die ohne Zuſatz bereitete No. 30, hat zwar mit der natürlichen Farbe No. 1 viel Aehnlichkeit, iſt aber geſättigter und reiner. Dieſe Farbe wird an der Luft bräunlich.

Die mit Weinſteincremor erhaltene No. 31, iſt lichter, geſättigter und lieblicher, als die Farbe No. 7. An der Luft wird ſie blaſſer.

Die mit Alaun erhaltene No. 32, iſt etwas lichter, als die Farbe No. 10, wird aber an der Luft eben ſo ſchmutzig.

Die mit Zinnſolution No. 33, wird an der Luft ſchmutzig.

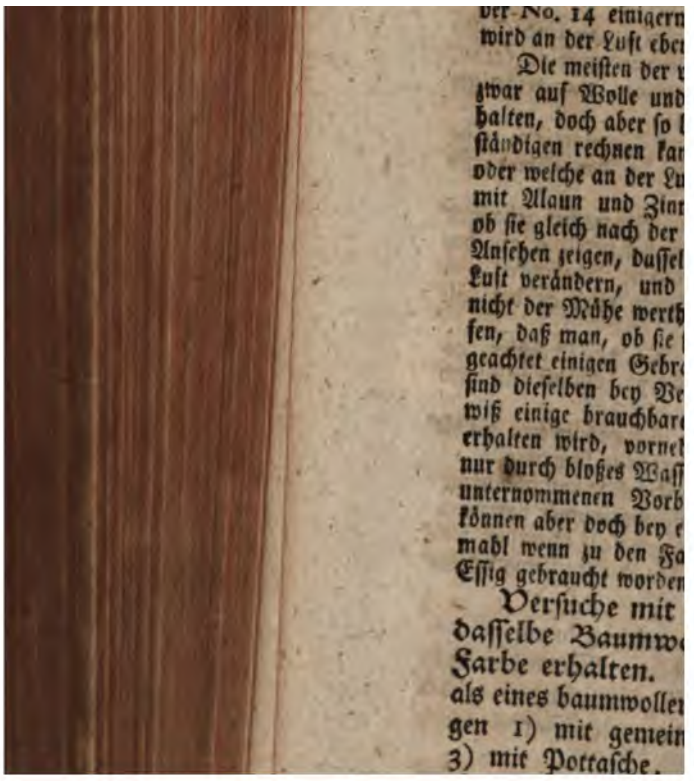
Es hat alſo die mit Alaun und Weinſteincremor unternommene Vorbereitung noch wenigern Nutzen, als diejenige, welche vermittelſt des Alauns allein, ohne weitere Beymiſchung vorgenommen worden.

5. **Verſuche mit Tuch, welches durch Alaun und Weineſſig vorbereitet worden.** Wenn das Tuch durch Alaun und Weineſſig vorbereitet wird, ſo erhält daſſelbe aus den mit Gelbholz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

34) Mit Gelbholz ohne Zuſatz, eine ſchöne geſättigte citronengelbe Farbe, welche etwas dunkel ausfällt.

35) Mit gleichen Theilen Weinſteincremor und Gelbholz, eine lichte pomeranzengelbe Farbe.

36) Mit Alaun in eben der Proportion, eine geſättigte citronengelbe Farbe.



der No. 14 einigern
wird an der Luft eher

Die meisten der
zwar auf Wolle und
halten, doch aber so
ständigen rechnen ka
oder welche an der Lu
mit Alaun und Zin
ob sie gleich nach der
Ansehen zeigen, dasse
Luft verändern, und
nicht der Mühe werth
sen, daß man, ob sie
geachtet einigen Gebr
sind dieselben bey Ve
wiß einige brauchbare
erhalten wird, vornel
nur durch bloßes Wass
unternommenen Vorb
können aber doch bey e
mahl wenn zu den Fa
Essig gebraucht worden

Versuche mit
dasselbe Baumwo
Farbe erhalten.
als eines baumwollen
gen 1) mit gemein
3) mit Pottasche.

man 3 Th. Alaun mit 1 Theil Weinſteincremor vermiſcht, und das Tuch mit dieſen Salzen vorbereitet, ſo erhält daſſelbe aus den mit Gelbholz bereiteten Farbe-Brühen folgende Farben:

30) Mit Gelbholz ohne Zuſatz, eine geſättigte gelbe Farbe, welche ein wenig in das Pomeranzengelbe fällt.

31) Mit gleichen Theilen Weinſteincremor und Gelbholz, eine angenehme lichte pomeranzengelbe Farbe.

32) Mit Alaun in eben der Proportion, eine geſättigte citronengelbe Farbe.

33) Mit Zinnſolution in eben der Proportion, eine bräunlichgelbe Farbe, welche in das Grünliche fällt.

Dieſe jetzt erwähnte Farben ſind von allen vorher gedachten merklich unterſchieden. Die ohne Zuſatz bereitete No. 30, hat zwar mit der natürlichen Farbe No. 1 viel Aehnlichkeit, iſt aber geſättigter und reiner. Dieſe Farbe wird an der Luft bräunlich.

Die mit Weinſteincremor erhaltene No. 31, iſt lichter, geſättigter und lieblicher, als die Farbe No. 7. An der Luft wird ſie blaſſer.

Die mit Alaun erhaltene No. 32, iſt etwas lichter, als die Farbe No. 10, wird aber an der Luft eben ſo ſchmutzig.

Die mit Zinnſolution No. 33, wird an der Luft ſchmutzig.

Es hat alſo die mit Alaun und Weinſteincremor unternommene Vorbereitung noch wenigern Nutzen, als diejenige, welche vermittelſt des Alauns allein, ohne weitere Beymiſchung vorgenommen worden.

5. **Verſuche mit Tuch, welches durch Alaun und Weineſſig vorbereitet worden.** Wenn das Tuch durch Alaun und Weineſſig vorbereitet wird, ſo erhält daſſelbe aus den mit Gelbholz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

34) Mit Gelbholz ohne Zuſatz, eine ſchöne geſättigte citronengelbe Farbe, welche etwas dunkel ausfällt.

35) Mit gleichen Theilen Weinſteincremor und Gelbholz, eine lichte pomeranzengelbe Farbe.

36) Mit Alaun in eben der Proportion, eine geſättigte citronengelbe Farbe.

Die bräunlichgelbe Farbe No. 46 hingegen verändert
durch das Kochen mit Seife, und wird blaſſer, beh
doch das Anſehen einer ziemlich geſättigten gelben Far
che zwar nicht die ſchönſte iſt, aber doch zeigt, daß die
den Theile des Gelbholzes mit den baumwollenen Fa
genaue Vereinigung eingegangen ſind. Hätte man
andern färbenden Körpern, z. E. der Scharte und de
feſte gelbe Farben, ſo würde von derſelben ein Gebrau
chen ſeyn; da ſie aber vor dieſen nichts voraus hat, ſ
ringer anzuſehen iſt: ſo iſt die Bereitung derſelben nic
pfehlen. Unterdeſſen kann aus dieſem Verſuche die V
keit des blauen Vitriols erkannt, und der nützliche E
dieſes ſaliniſchen Körpers vorzüglich in Betrachtung der
ung der Farben wahrgenommen werden.

7. Verſuche mit Kattun, welcher durch Ka
ſer vorbereitet worden. Der durch Kalkwaſ
bereitete Kattun, erhält aus den mit Gelbholz
ten Farbebrühen folgende Farben:

50) Mit Gelbholz ohne Zuſatz, eine Orangefar
51) Mit 2 Theilen Kochſalz und 1 Theil Gelbh
ne dergleichen dunklere Farbe.
52) Mit gleichen Theilen Weinſteincremor und
Holz, eine dergleichen lichtere Farbe, die a
ſättigter und dunkler, als No 50, iſt.
53) Mit Alaun in eben der Proportion, eine ſch

56) Mit 2 Th. Kochſalz und 1 Th Gelbholz, eine geſättigte bräunlichgelbe Farbe, welche in das Pomeranzengelbe fällt.

57) Mit gleichen Theilen Alaun und Gelbholz, eine angenehme citronengelbe Farbe.

58) Mit Zinnſolution in eben der Proportion, eine ſchwefelgelbe Farbe.

Kocht man dieſe Farben mit Seife, ſo gehen die beyden letztern verloren; die beyden erſtern aber verändern ſich nur. Die ohne Zuſatz erhaltene Farbe No. 55, wird zu einer geſättigten grünlichgelben; und aus der mit Kochſalz erhaltenen bräunlichgelben No. 56, wird eine ziemlich geſättigte erdgelbe Farbe. Sollte man alſo von dieſen Farben einen Gebrauch machen wollen, ſo müßte man dieſelben nach dem Färben mit Seife behandeln, da ſie denn dasjenige Anſehen erhalten würden, welches ſie unverändert behalten. Dieſe beyde Farben können inſonderheit bey Vermiſchungen einen Vortheil verſchaffen.

9. **Verſuche mit Kattun, welcher durch Kalkwaſſer und Alaun vorbereitet worden.** Kattun durch Kalkwaſſer und Alaun vorbereitet, erhält aus den mit Gelbholz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

59) Mit Gelbholz ohne Zuſatz, eine in das blaſſe Pomeranzengelbe fallende Farbe.

60) Mit 2 Th. Kochſalz und 1 Th. Gelbholz, eine ſehr geſättigte pomeranzengelbe Farbe.

61) Mit gleichen Theilen Weinſteincremor und Gelbholz, eine citronengelbe Farbe.

Die durch Kalkwaſſer und Alaun unternommene Vorbereitung des Kattuns, verurſachet in den Faſern deſſelben eine beträchtliche Veränderung, ſetzt aber die färbenden Theile des Gelbholzes nicht feſt, indem dieſe Farben durch das Kochen mit Seife verloren gehen. Die mit Kochſalz erhaltene Farbe No. 60, geht zwar nicht gänzlich verloren, wird aber doch zu einer blaſſen Orangefarbe, dergeſtalt, daß man von derſelben keinen Vortheil zu hoffen hat.

Pörners chymiſche Verſuche und Bemerkungen zum Nutzen der Färbekunſt, 3 Th. Lpz. 1773, gr. 8. S. 165 — 196.

* * *

II. Den Nahmen Gelbholz führt auch das ſonſt ſo genannte Juſtet, oder gelbe falſche Braſilien-

Holz.

Holz. Der Baum, oder vielmehr Strauch, von welchem dasselbe kommt, hat den Nahmen **Färberbaum** mit dem Th. XV. S. 632, beschriebenen **Gärberbaum** (Rhus Coriaria *Linn.*) gemein, Cotinus Coriaria *Dod.* & du *Ham.* Cocconilea s. Coccygria *Bauh.* Rhus racemis plumosis, foliis ouatis *Hall.* Rhus Cotinus, foliis simplicibus obouatis *Linn.* Cotinus foliis obuerse ouatis *Hort. Cliff. Royen.* & *Gronou.* Fr. Coquesigrue, Coccigrue, Fuster; Engl. Venice Sumach, or Coccygria. Hr. dû Roi in Harbke, hat diesem Baume, wegen der rauhen Bekleidung seiner Samen, den Nahmen **Perrückenbaum** gegeben. Man findet ihn wild in den Morgenländern, in Spanien, in der Lombardey, am Fuße der apenninischen Gebirge, in Krain und in der Schweitz. Die Blätter, welche auf 2 Zoll langen Stielen wechselsweise an den Zweigen befestigt sind, haben eine ovale Figur, sind am Rande ungezähnelt, in ihrem Bau dick und fest, auf beyden Flächen glatt, oben dunkelgrün, unten meergrün. Durch die Mitte eines jeden Blattes läuft auf der untern Fläche eine gelbliche Ader, die nach den Seiten viele Nebenäste abschickt. Die kleinen grüngelben Blumen kommen, im Jun. und Julius, in kleinen Büscheln am Gipfel der Zweige hervor. So bald sie verblüht sind, und sich das kleine ovale plattgedrückte Samenbehältniß ansetzt, werden die Stiele der abgefallenen Blumen, welche vorher glatt waren, mit feinen röthlichen Haaren besetzt, wodurch der Baum ein sonderbares rauches Ansehen bekommt. Der Same wird in Krain allezeit, bey uns aber niemahls reif; und Miller mag dadurch wohl verleitet worden seyn, allgemein zu behaupten, daß der Stamm in England keinen Samen trage. Die äußere Rinde ist braunroth und glatt. Das Holz ist glatt, grüngelblich, braun und schön gestreift.

Man

Man pflanzt dieſe Bäume ſowohl durch den Samen, als durch Ableger, fort, welche im guten Boden in Einem Jahre zum Ausheben genugſame Wurzeln haben, ungeachtet du Hamel bemerkt haben will, daß dieſe Zeit erſt im dritten Jahre vorhanden wäre. Sie ſind auch bey weitem nicht ſo zärtlich, als dieſer Schriftſteller angibt; denn bey uns leiden ſie den Winter über eben ſo wenig, als nach Miller in England. Ein jeder Boden iſt ihnen gleichgültig; ſie werden aber nicht hoch, ſondern bleiben ſtrauchartig und knotig.

Wegen der ſchönen grünen Blätter, und des beſchriebenen rauchen Anſehens, verdient dieſer Baum ſeinen Platz in Gärten und Pflanzungen. In Spanien und andern Ländern, bedient man ſich der Rinde vom Stamme und des Holzes zum Gelbfärben, inſonderheit zu der ſo genannten Feuillemorte-Farbe, und, mit Braſilienholz vermiſcht, zum Kaffe- und Kaſtanienbraun; der Wurzelrinde aber zu einem hohen Gelb, welches jedoch nicht von langer Dauer iſt. Auch wird ſowohl die Rinde als das Laub, welche eine zuſammenziehende Kraft beſitzen, zum Ledergärben gebraucht. In Servien wird das Holz an ſtatt der Fieberrinde gebraucht. Wenn die Stämme nur etwas dicker und höher wüchſen, ſo würde das Holz zu Furnierungen vortrefflich ſeyn.

Gelb-Kopf, ein bengaliſcher Sperling; ſiehe unter Sperling.

Gelb-Naſe, eine Art Sand- oder Strandläufer; ſiehe Roth-Hals.

Gelb-reif, ein Ausdruck, welcher in der Landwirthſchaft beſonders von der Gerſte gebraucht wird, wenn ſie ihre angehende Reife durch die gelbe Farbe verräth; wo man auch das Hauptwort die Gelbreife hat. **Die Gerſte muß in der Gelbreife gehauen werden, ehe ſie überſtändig wird.**

Gelb=Sauer, ein von Schweinefleisch zubereitetes Gericht; siehe unter **Schwein**.

Gelb=Schecke, siehe unter **Pferd**.

Gelb=Schnabel, eigentlich ein Vogel mit einem gelben Schnabel. Besonders und zum Theil figürlich: 1. Eine Art Königsfischer oder Eisvögel mit gelben Schnabel und Füßen, und bunten Federn; Ispida rostro luteo *Klein*.

2. Eine Art Adler mit goldgelben Schnabel und Füßen, einem grauweißen Kopfe, eisenfarbigen Leibe, und einer Menge haarichter Federn zwischen dem Schnabel und den Augen; Aquila Pygargus *Klein*.

3. Ein jeder junger Vogel, der noch einen gelben Schnabel hat, und sein Futter mit offenem Maule erwartet; Niederf. **Jaansnabel**.

4. Figürlich, im gem. Leben und in verächtlichem Verstande, ein junger unerfahrner Mensch, ein naseweiser Jüngling ohne Erfahrung; Niederf. **Jansnabel, Snappsnute, Rappsnabel** von **rapp**, geh, **Witbeck, Wittkavel**, in Baiern **Fleschmal**, gleichsam Fleischmaul, d. i. unbärtig, ein **Milchbart**, Fr. Bejaune, Engl. Bill-hwite (Weißschnabel), Schwed. Golben (Gelbbein).

Gelb=Steiß, siehe unter **Grasmücke**.

Gelb=Sucht, gelbe Sucht. I. **Eine Krankheit bey Menschen**, welche aus einer Verstopfung der Gallen-Gänge, entweder durch Stein, oder durch ein dickes und zähes Blut, oder auch durch eine heftige Erschütterung der Galle entsteht, so daß diese durch die Zweige der Pfortader geht, und sich mit dem Blute vermischet; daher diese Krankheit auch die **Gallsucht** oder **Gallensucht** genannt wird. Den Nahmen **Gelb-Sucht** hat sie deswegen, weil dabey der ganze Körper, besonders aber die Augen mit einer gelben Farbe überzogen sind; L. Aurigo, Ictérus, Morbus regius; Fr. Jauniſſe, Ictere. Sie ist zweyerley: die **Gelbsucht**

an und vor ſich ſelbſt, Icterus flauus, und die ſchwarze Gelbſucht, oder Schwarzſucht, Icterus niger, wenn ſich bereits eine ſaure Schärfe in dem Körper befindet, wodurch eine ſchwärzere und dunklere Farbe erzeuget wird.

Dieſe den gallſüchtigen und choleriſchen Menſchen faſt eigene Krankheiten, entſtehen größtentheils von ſehr heftigen und mit krampfhaften Bewegungen verbundenen Gemüthsaffecten, welche die für die Gedärme beſtimmte Galle in das Blut treiben. Am gewöhnlichſten entſtehen ſie von Zorn und Aergerniß. Jedoch können auch Verſtopfungen der Leber, Steine der Gallenblaſe, ein allzufetter Unterleib, wie auch alle Arten ſowohl kalter als hitziger Fieber, wenn ſie in den Theilen des Unterleibes, beſonders der Leber, etwas ſchädliches zurück laßen, zu dieſer Krankheit Anlaß geben.

Man hat auch Beyſpiele, daß nach dem Biſſe giftiger oder zorniger und raſender Thiere plötzlich eine Gelbſucht entſtehe, welche vermuthlich von einer Verdickung der Galle ihren Urſprung nimmt, wiewohl auch die krampfhaften Zufälle, welche dieſe thieriſche Gifte in den Verdauungswegen verurſachen, daran Schuld ſeyn können. Vom Gifte der Spinnen hat Joel, und vom Vipernbiſſe, Amatus Luſitanus, Galenus, Mead, und Hr. v. Haller vom Charas, den eine Viper geſtochen, und der davon gelbſüchtig geworden, Beyſpiele. Der Biß eines tollen Hundes hat dieſe Krankheit, nach Bartholins Zeugniß, und auch nach des Hrn. v. Swieten Beobachtung, hervorgebracht. Vom Biſſe einer Katze in die rechte Hand, wovon ſie heftig geſchmerzet und geſchwollen, hat Lanzoni eine Gelbſucht von 40 Tagen entſtehen geſehen; und endlich hat man auch in den Schriften der röm. kaiſerl. Akademie der Naturforſcher ein Beyſpiel, daß auf den Biß eines Eichhorns eine Gelbſucht erfolgt ſey.

Bey dem Landmann bemerkt man dieſe Krankheit zuweilen zur Zeit der Aernde, da ſtarkes Bier und Branntwein, Sommerhitze und heftige Bewegungen des Körpers, und die damit verbundenen Erkältungen des Unterleibes, viele Unordnung in dem Körper verurſachen.

Die

Die Gelbsucht erkennt man daraus, wenn die ganze Oberfläche des Körpers nebst den Nägeln und dem Weißen in den Augen mit einer gelben Saffranfarbe überzogen ist. Der Urin ist ganz dunkelgelb, und bey einem höhern Grade der Gelbsucht ist er dermaßen mit galligen Theilen angefüllt, daß er andere weiße Körper ganz saffrangelb färbet. Der Urin der Gelbsüchtigen hat einen starken Bodensatz, und oben darauf steht viel gelber Schaum. Der Stuhlgang ist bald hart, bald weich, und hat niemahls die gewöhnliche Farbe, sondern sieht oft grau, oft aber ganz weiß aus. Der Mund ist immer trocken; und es klagen alle Gelbsüchtige über einen sehr bittern Geschmack. Der Appetit ist völlig hinweg, und sie fühlen beständig ein schmerzhaftes Drücken unter der Herzgrube, welches heftiger wird, wenn sie Speisen oder Getränke zu sich nehmen. Von der Schärfe der über der Fläche des Körpers ausgetretenen Galle, empfinden sie beständig ein beschwerliches Jucken. Sie haben zwar einen tiefen Schlaf, er ist aber mit allerley Phantasien vergesellschaftet, und wird durch öfteres Auffahren unterbrochen.

Wenn sich die Gelbsucht in die Schwarzsucht verwandelt, so werden alle angeführte Zufälle heftiger. Die gelbe Farbe verwandelt sich in eine braune, und endlich in eine schwärzliche; und diese Farbe wird in den Augen, auch so gar in dem Speichel und dem weggelaßenen Blute sehr oft bemerket. Das Athemhohlen fällt schwer, und der Appetit verliert sich. Der Kranke klagt über eine sehr große Schwere und Mattigkeit der Glieder. Er fühlt ein heftiges Drücken in den weichen Seiten, und es findet sich zuweilen eine harte Geschwulst in dieser Gegend ein. Es werden Bewegungen und starkes Rasseln im Unterleibe empfunden. Der Urin ist dick, und hat eine schwärzliche Farbe. Wenn diese Zufälle eine Zeitlang gedauert haben, so fängt der Kranke an abzunehmen, und es stellt

sich

ſich ein ſchleichendes und zuletzt ein auszehrendes Fieber ein, welches, nachdem der Kranke oft ſtarke Blut-Flüſſe verſchiedener Art erduldet hat, dem elenden Leben ein Ende machet.

Aus der Beſchreibung und den Zufällen beyder Krankheiten, erhellet zur Genüge, daß ſolche hauptſächlich in der Leber und Gallenblaſe ihren Sitz haben, und daß man daher auch ſolche Mittel brauchen müſſe, welche beſonders auf dieſe Theile wirken. Von folgendem Mittel hat man ſehr oft bey allen Arten der Gelb-Sucht den beſten Erfolg bemerket.

Man nimmt lebendige Kellerwürmer, 80 Stück, oder, in deren Ermangelung, das Pulver der aufgetrockneten, zu 1½ Quent; Rhabarberpulver, eben ſo viel; Gelbwurzpulver, ½ Quent; gießt darauf 4 Taſſen voll Wein, oder auch eben ſo viel kochendes Waſſer, läßt es 12 Stunden bey gelinder Wärme ſtehen, drückt es alsdenn recht ſtark durch Leinwand, und gibt dem Kranken, bis zur völligen Beſſerung, alle Tage 3 Eßlöffel voll davon.

Inſonderheit hat man auch den Gebrauch des Theerwaſſers (*) dabey ſehr heilſam befunden. Man trinkt ſogleich nach dem Gebrauche des beſchriebenen Mittels, ein Spitzglas voll davon. Dieſes Verfahren iſt mehrentheils hinlänglich, die Gelbſucht zu heben, wenn ſie von den gewöhnlichen Urſachen herrührt, und nicht einen unüberwindlichen Fehler der Leber oder der Gallenblaſe zum Grunde hat. Nur bey dem höhern Grade dieſes Uebels, der ſo genannten Schwarz-Sucht, iſt es nicht möglich, allein damit zu helfen.

(*) Das Theerwaſſer wird folgendermaßen zubereitet: Man gießt auf 1 Pfund des beſten Theers, 2 Quart warmes Waſſer, rührt es mit einem Stückchen Holz [illegible] beſtändig um, und läßt es darauf 3 Tage [illegible] big ſtehen. Auf dieſes Waſſer ſetzt [illegible] welche man abſchöpfet, [illegible] eine gelbliche Farbe hat, [illegible]

Man muß einem gefährlichen Feinde, dem schleichenden und auszehrenden Fieber, zugleich mit vorbeugen. In dieser Absicht gibt man zwar des Morgens 2 Löffel voll von dem bereits angeführten Arzeneymittel mit vielem Nutzen; doch muß des Nachmittags und Abends beständig 1 Quent Chinapulver mit römischen Kamillenthee, bis zur Abnahme des Fiebers, genommen werden.

Die Zeichen, an denen man die Gegenwart der Gallensteine in der Gallenblase erkennen kann, sind mehrentheils sehr undeutlich und ungewiß; und eben so schwer ist die Cur der von dieser Ursache herrührenden Gelbsucht. Es hat zwar Hr. William White, zu York, in seinem Essai on the diseases of bile, sehr merkwürdige Versuche, die er mit der Auflösung der Gallensteine angestellt hat, bekannt gemacht. Er hat entdeckt, daß der rectificirte Weingeist (Alcohol) wenn er mit destillirtem Terpenthinöhl gesättiget wird, denselben geschwind und gänzlich auflöset. Die Wirkung dieses Auflösungsmittels auf diese Steine, außer dem Körper, hat ihn auch bewogen, dasselbe innerlich zu versuchen, und er hat wirklich davon einigen Nutzen verspühret, daher er es auch Andern zu fernern Versuchen empfiehlt. Allein, ich muß gestehen, daß die besondere Einrichtung der Circulation des Blutes durch die Leber, der lange Aufenthalt der Galle in der Gallen-Blase, und die Geschwindigkeit, mit welcher der Wein-Geist und das Terpenthinöhl wieder durch den Urin, und durch die Haut abgehen, mich befürchten laßen, es könne dieses Auflösungsmittel, so kräftig und wirksam es auch ist, schwerlich zu den in der Gallenblase befindlichen Steinen gelangen. Indessen verdient gedachtes Mittel dennoch immer versucht zu werden, da dasselbe so wirksame Eigenschaften hat, und nicht leicht Schaden anrichten wird.

Die Kamtſchadalen bedienen ſich, nach Hrn. Pallas Bericht, in der Gelbſucht, der Wurzeln des wilden blauen Waldſchwertels (iris ſylueſtris flore coeruleo); dieſe reinigen und zerſtoßen ſie friſch, mit Aufgießung warmen Waſſers, womit ſie dieſelben ſo lange unter einander rühren, bis eine milchhafte Emulſion daraus wird, welche ſie in eine Seehunds-Blaſe gießen, woran ein Röhrchen von Mewenknochen gebunden iſt, und womit ſie den Kranken zwey Tage nach einander, jeden Tag dreymahl, kloſtieren. Darauf erfolgt Oeffnung und ein Ziehen in allen Gliedern; und die Krankheit wird gehoben.

Stralſund. Magaz. 1 B. 2. St. Berl. u. Stralſ. 1768. 8. S. 178.

Die Lebensordnung muß bey dieſer Krankheit vorzüglich ſtreng ſeyn, wenn man von der Natur und den Arzeneymitteln Hülfe erwarten will. In der bey der hartnäckigen, langwierigen und oft wiederkommenden Art der Gelbſucht, welche eine angehäufte zähe dicke Galle, Gallenſteine, und eine Verſtopfung der Leber zum Grunde hat, nöthigen Diät hat man darauf zu ſehen, daß alle die Nahrungsmittel, welche das grobe, zähe, erdige Blut, und die daraus entſtehende Verdickung der Galle und Verſtopfung der Leber vermehren und verſchlimmern, vermieden werden. Man wähle dagegen ſolche, die das Blut zu verdünnen, die verſtopften Gefäße zu eröffnen, die zähe dicke Galle flüſſig zu machen, und die Gallenſteine zu zermalmen und aufzulöſen, vermögend ſind.

Dieſemnach ſind in dieſer Krankheit alle ſchwerverdauliche und rohſaftige Speiſen, welche ein grobes Blut geben, höchſt ſchädlich. Dergleichen ſind: die Hülſenfrüchte, die rohen Mehlſpeiſen, harte Eyer, die mehlichten knolligen Wurzeln, die dickſchleimichten Fiſche, das Kuchenwerk, das gebratene Fett, die Gewürze, der Käſe, das dicke Bier, der Branntwein, die ſtarken Weine, der Eſſig, die ſauern Früchte, die ſcharfen Speiſen, als: Kreſſe, Rukette, Senf, Meer-Rettig, Rettig, Knoblauch, Zwiebeln. Denn dieſe letztere Speiſen verurſachen Krämpfe, wodurch die

Gallensteine oder die dicke Galle in den Gängen stärker eingeklemmet werden.

Unter die heilsamen und in dieser Krankheit medicinalischen Nahrungsmittel, sind, alle diejenigen, welche eine verdünnende, auflösende, eröffnende, seifenartige Eigenschaft besitzen, zu rechnen. Dahin gehören: 1) Die dünnen, mit Wasser oder Fleischbrühe ausgezogenen Schleime aus Gries, Reis, Perlgraupe, Hobergrütze u. d. gl. mit etwas Salz gewürzt; das Gerstenwasser; der Habertrank. Diese Schleime müssen aber, wenn sie hier die erwünschte reinigende Kraft äußern sollen, sehr wässerig und dünn gemacht werden. In dem Falle, wo die eingeklemmten Gallensteine starke Beängstigungen, Schmerzen und Brechen verursachen, rühmt Hr. v. Swieten vorzüglich das Gersten-Wasser mit Honig, welches man täglich in großer Menge einschlurfen läßt. Man unterhält dadurch das Brechen, und vermittelst desselben wird oft eine Menge Gallensteine, oder angehäufte dicke Galle, ausgeworfen. Man läßt, in dieser Absicht, nach jedesmahligem Brechen, eine gute Portion von diesem laulichen Tranke trinken. Diese Methode ist sicherer und besser, als wenn man wirkliche Brechmittel gibt, die zwar oft recht gut thun, aber auch gemeiniglich starke und schädliche Krämpfe anrichten. 2) Die süßbitterlichen wässerigen Kräuter und Wurzeln. Diese machen diejenigen unschätzbaren seifenhaften, auflösenden und reinigenden Mittel aus, die in allen Verstopfungen der Eingeweide noch das Meiste zur Cur beytragen. Sie haben vor den ganz bittern chymischen Arzeneyen einen unendlichen Vorzug, weil sie gar nicht, wie diese letztern, das Blut erhitzen, Wallungen verursachen, und die hypochondrischen, hysterischen und krampfigen Anfälle erneuern und verschlimmern. Dieser Kräuter und Wurzeln bedient man sich in Salaten, Suppen, Tränken, oder als Gemüse am Fleische. Darunter

aber

aber erweiſen ſich von ganz vorzüglicher Wirkung: die Scorzonere, Fenchelwurzel, Haberwurzel, Grindwurzel, der Spargel, Haſenkohl, die Blätter und Wurzeln der Cichorie und des Pfaffenröhrleins, die jungen Neſſeln, die Endivien, Bachbungen, der Lattich, Sauerampfer, das Kerbelkraut; imgleichen Hauhechel, Betonie, Ochſenzungenblätter, Bärenklau, Klettenwurzel, Angelik, Artiſchocken.

Hr. van Swieten hat einsmahls einen armen Mann an der Gelbſucht curirt, und ihm, da er auch nicht die geringſten Arzeneymittel bezahlen konnte, das bloße Grasеſſen empfohlen. Dieſer Mann kochte ſich eine große Menge Gras in reinem Waſſer ab, und bediente ſich des Decocts zum täglichen Tranke; das junge Gras aber, wie es im erſten Frühlinge aus der Erde hervorſticht, oder überhaupt jung heraus kommt, richtete er mit Fleiſchbrühen zu, und behalf ſich mit dieſer einzigen Nahrung. Im Anfange der Cur geſtand er aufrichtig, daß ihm dieſe Diät nicht gefiele; er wurde ſie aber bald gewohnt, und aß darnach das Gras ohne den geringſten Ekel. Zwey Jahre hindurch nahm er nichts anders zu ſich; eine kurze Zeit in den Wintermonathen ausgenommen, da er kein Gras hatte. Er iſt nachher von ſeiner hartnäckigen und eingewurzelten Krankheit durch dieſes einzige Mittel völlig geneſen, und zu einer dauerhaften Geſundheit gelangt. Dem Hrn. v. Swieten hat er dabey öfters erzählt, er könne durch den bloßen Geſchmack die Gräſer, und die beſte Weide von der ſchlechten ſehr gut unterſcheiden, und müſſe ſich ſeine Nahrung heimlich auf den Wieſen ſuchen, indem die Bauern, nachdem ſie erfahren, wie viel Gras er ihnen täglich wegfräße, ihn mit Gewalt von dem Graſelande wegjagten.

Eben Derſelbe erzählt auch ein Beyſpiel einer ſechzigjährigen Matrone, welche, unter andern Arzeneymitteln, in einer langwierigen und hartnäckigen Gelbſucht, ebenfalls den Saft aus dem Graſe ſtark gebraucht, und zuletzt völlig wieder hergeſtellt worden

3) Da dieſe Cur mit dem Graſe vielleicht wenig Nachahmer finden dürfte, ſo empfehle ich, an deren Statt, noch die Molkencur. Man trinkt dieſe Molken etwas häufig im Frühlinge, da die Milch mit den Kräften der heilſamen Kräuter geſchwängert iſt. Bey

guten Bewegungen, muß man täglich 6 bis 8 Pfund auszutrinken suchen, und diese Cur einige Monathe lang fortsetzen. Weil aber der Magen selten eine so große Menge verträgt, so vermischt man lieber die Molken zur Hälfte oder zum Drittel mit eröffnenden und verdünnenden Tränken, und läßt auch die frisch ausgepreßten Säfte aus obigen Kräutern alle Morgen mit den Molken genießen. 4) Der Honig und das Salz, sind in Verdickung der Galle und Verstopfung der Eingeweide ganz vortrefflich auflösende und reinigende Gewürze. Man thut sie daher gemeiniglich zu den Tränken. An statt des Honigs kann man auch das Oxymel nehmen. 5) Die wässerigen und süßsäuerlichen Früchte, vornehmlich Melonen, frische Gurken, Erdbeeren, Johannisbeeren, Maulbeeren, Kirschen, Heidelbeeren. Sie verdünnen und verbessern die Galle sehr; sie eröffnen; und wenn man sie mit Zucker genießt, wird ihre auflösende Kraft noch vermehret. Die rohen mehlichten Früchte aber, als: Birnen und Aepfel, sind nicht so dienlich. Gekocht sind sie zwar unschädlich, aber keine Medicin. Eben dieses gilt auch von den Pflaumen. 6) Das Wasser, ist das uralte einfache Mittel, welches das Blut am besten verdünnt und reinigt, und in Eröffnung der verstopften Gefäße seines gleichen nicht hat; nur muß man es nach und nach so trinken, daß man, den Tag über, einige Quart davon zu sich nehme. Dabey sind gute Leibesbewegungen nöthig, damit das Wasser mit dem Blute genau vermischet werde. Man kann auch das Wasser mit Rheinwein und Citronensaft angenehm machen. Von dem Weine überhaupt aber ist zu merken, daß man sich dessen sehr mäßig bedienen müsse, weil er mehr Schaden, als Nutzen, stiftet.

Aus folgenden Kennzeichen kann man wahrscheinlicher Weise den Ausgang der gelben und schwarzen Sucht beurtheilen.

Gu-

Gute Kennzeichen. 1. Wenn die Gelbſucht bloß von Ueberfluß der Galle oder von Aergerniß herrührt, und einen ſonſt geſunden Menſchen in der Blüthe der Jahre befällt, ſo wird ſie mehrentheils bey dem Gebrauche der angezeigten Arzeneymittel, und einer guten Diät, in einigen Tagen gehoben. 2. Wenn ſich nach hitzigen Fiebern am ſiebenten Tage die Gelbſucht einſtellt, und der Urin einen ſtarken Bodenſatz hat, ſo iſt es ein ſicheres Zeichen der Geneſung. 3. Häufiger Schweiß, welcher die Hemden ganz gelb färbet, iſt ein ſicherer Beweis der baldigen Geneſung; und eben ſo heilſam iſt es, wenn ſich die Hämorrhoiden einſtellen. 4. die Gelbſucht, welche von zurückgetretenem Podagra herrührt, wird dadurch glücklich gehoben, wenn man das Podagra wieder nach den äußern Theilen bringt. 5. Die Gelbſucht wird oft durch einen Rothlauf, durch gelbe Blattern, durch die Krätze, durch Blutgeſchwäre, durch häufigen Schweiß, welchen die Natur ſelbſt erreget, und durch Durchläufe gehoben.

Böſe Kennzeichen. 1. Kommt die Gelbſucht oft wieder, ſo läßt ſich ein unüberwindlicher Fehler der Leber oder Gallen-Blaſe vermuthen; die gelbe Farbe verwandelt ſich in eine ſchwärzliche, und der Kranke ſtirbt nach einiger Zeit, entweder an der Auszehrung, oder an einem ſehr ſtarken Blutfluß. 2. Wenn der Körper durch eine anhaltende Traurigkeit, oder durch eine vorhergegangene Krankheit geſchwächt worden iſt, ſo wird die Gelbſucht nicht leicht überſtanden. Sie vergeht gemeiniglich unter mancherley ſchweren Zufällen, welche oft tödtlich werden. 3. Die Gelbſucht, welche nach dem 60ſten Jahre bey ſehr fetten Menſchen ſich einſtellt, iſt ſelten zu heben. 4. Wenn die Gelbſucht ſich bey hitzigen Fiebern am dritten oder vierten Tage einfindet, und der Urin klar bleibt, ſo iſt der Kranke in der größten Lebensgefahr. Es erfolgt darauf allemahl eine Entzündung der Theile des Unterleibes. 5. Bey der Gelb- beſonders aber der Schwarzſucht, iſt ein beſtändig klarer und weißer Urin, ein ſehr ſchlimmes Zeichen. Gemeiniglich pflegt die Waſſerſucht darauf zu erfolgen. 6. Diejenigen, welche bereits zwey bis dreymahl die Gelbſucht gehabt haben, kommen endlich ſo ſehr in die Gewohnheit, daß ſie bey dem geringſten Gemüthsaffect mit dieſer Krankheit befallen werden, und die gelbe Farbe gar nicht verlieren. Auf dieſes lange anhaltende Uebel erfolgt endlich ſchweres Athemhohlen, Herzensangſt, fliegende Hitze, Drücken unter der Herzgrube, Beklemmung, geſchwollene Füße, Waſſerſucht, und zuletzt eine

Auszehrung des ganzen Körpers. 7. Auf ein zu früh vertriebenes Quartanfieber, pflegt oft die Gelbsucht zu erfolgen. Je länger solche anhält, desto gewisser läßt sich eine starke Verstopfung der Leber vermuthen, welche sich gemeiniglich mit der Wassersucht endiget. 8. Wenn die Gelbsucht von hitzigen Getränken, insonderheit Branntwein, entsteht, ist sie fast allemahl tödtlich. 9. Wenn bey der Gelbsucht die gelbe Farbe sich in einem Tage in eine weiße verwandelt, so ist es höchst gefährlich, und mehrentheils tödtlich.

Da die Gelbsucht eine derjenigen Krankheiten ist, welcher Personen von jedem Alter unterworfen sind: so zählt man sie auch ebenfalls zu den Kinderkrankheiten, weil Kinder zum öftern von derselben, so gar in ihrem zartesten Alter angegriffen werden. Ja, man hat auch Beyspiele von Kindern, auf welche sich die Krankheit durch die Gelbsucht der Mutter während der Schwangerschaft fortgepflanzt hat, welche aber entweder todt zur Unzeit auf die Welt gekommen sind, oder nur sehr kurze Zeit nach der Geburt gelebet haben.

Da die Ursache der Gelbsucht in allem demjenigen liegt, was die Gallengänge der Leber, oder den großen Gallengang, oder seine Oeffnung in den Zwölffinger-Darm verstopfen oder zuschnüren kann, so, daß die Galle sich in diesen Darm nicht ergießt: so sind ein gesammelter Schleim und zähe Säfte diejenigen Ursachen, welche bey neugebornen Kindern die erwähnte Oeffnung verstopfen, und folglich bey ihnen eine Gelb-Sucht hervorbringen können. Dieses kann um so viel leichter geschehen, da der große Gallengang vorher etwas zwischen den Häuten des Darmes durchgeht, ehe er, und zwar schief, in denselben eintritt. Wenn die Kinder die Brust genommen haben, und die Milch von der Säure gerinnt, so kann gedachte Oeffnung auch durch käsichte Theile verstopft werden; welches auch alsdenn Statt findet, wenn sie mehrentheils von einem verdünnten Mehlbrey leben; imgleichen, wenn die

Säu-

Säure ein Reißen erweckt, und erwähnten Darm zuſchnüret.

Wenn das Kind entwöhnt iſt, und andere Speiſen genießt: ſo kann es hierin zu viel thun, zu begierig eſſen, die Speiſen nicht gehörig kauen, unreife Früchte, oder andere undienliche oder harte Nahrung zu ſich nehmen, welche der Magen nicht bezwingen oder verdauen kann. Der Darm kann daher durch die Menge der Speiſen, oder ihre Härte, entweder geklemmt oder gereitzet werden, ſich zuſammen zu ſchnüren. In beyden Fällen wird der natürliche Abfluß der Galle gehemmet.

Es trägt ſich auch oft zu, daß bey Kindern eine Gelbſucht entſteht, wenn ſie von irgend einer Urſache ein ſtarkes Brechen bekommen, oder wenn ihnen aus Unverſtand ein zu heftiges Purgiermittel gegeben wird, oder wenn Würmer ein empfindliches Reißen erwecken. In dieſem Falle wird erſt alsdenn eine Gelbſucht zuwege gebracht, wenn die Schmerzen in dem Magen und Gedärmen ſich weiter ausbreiten, und die erwähnte Oeffnung des großen Gallenganges ſich verſchließt.

Langwierige oder unordentliche Wechſelfieber laßen ebenfalls oft bey Kindern eine ſchlimme Gelbſucht nach, vornehmlich wenn ſie zu mehrern mahlen eingefallen ſind, und mit dem Wechſelfieber vieles Brechen verbunden geweſen iſt, oder wenn die Heftigkeit oder Dauer der Krankheit die Eingeweide dermaßen geſchwächt und das Blut verdorben hat, daß davon in denſelben Verſtopfungen oder Verhärtungen entſtanden ſind, welche die Gallengänge zuſammendrücken können.

Die Gelbſucht, womit neugeborne Kinder befallen werden, iſt leicht zu curiren; diejenige, welche ſich bey ältern Kindern einfindet, iſt, nach Verſchiedenheit der Urſachen, leichter oder ſchwerer zu heben. Bey beyden erfolgen Convulſionen und der Tod, wofern man ſich nicht ihrer zeitig und gehörig annimmt.

Auszehrung des ganzen Körpers. 7. Auf ein zu früh vertriebenes Quartanfieber, pflegt oft die Gelbsucht zu erfolgen. Je länger solche anhält, desto gewisser läßt sich eine starke Verstopfung der Leber vermuthen, welche sich gemeiniglich mit der Wassersucht endiget. 8. Wenn die Gelbsucht von hitzigen Getränken, insonderheit Branntwein, entsteht, ist sie fast allemahl tödtlich. 9. Wenn bey der Gelbsucht die gelbe Farbe sich in einem Tage in eine weiße verwandelt, so ist es höchst gefährlich, und mehrentheils tödtlich.

Da die Gelbsucht eine derjenigen Krankheiten ist, welcher Personen von jedem Alter unterworfen sind: so zählt man sie auch ebenfalls zu den Kinderkrankheiten, weil Kinder zum öftern von derselben, so gar in ihrem zartesten Alter angegriffen werden. Ja, man hat auch Beyspiele von Kindern, auf welche sich die Krankheit durch die Gelbsucht der Mutter während der Schwangerschaft fortgepflanzt hat, welche aber entweder todt zur Unzeit auf die Welt gekommen sind, oder nur sehr kurze Zeit nach der Geburt gelebet haben.

Da die Ursache der Gelbsucht in allem demjenigen liegt, was die Gallengänge der Leber, oder den großen Gallengang, oder seine Oeffnung in den Zwölffinger-Darm verstopfen oder zuschnüren kann, so, daß die Galle sich in diesen Darm nicht ergießt: so sind ein gesammelter Schleim und zähe Säfte diejenigen Ursachen, welche bey neugebornen Kindern die erwähnte Oeffnung verstopfen, und folglich bey ihnen eine Gelb-Sucht hervorbringen können. Dieses kann um so viel leichter geschehen, da der große Gallengang vorher etwas zwischen den Häuten des Darmes durchgeht, ehe er, und zwar schief, in denselben eintritt. Wenn die Kinder die Brust genommen haben, und die Milch von der Säure gerinnt, so kann gedachte Oeffnung auch durch käsichte Theile verstopft werden; welches auch alsdenn Statt findet, wenn sie mehrentheils von einem verdünnten Mehlbrey leben; imgleichen, wenn die

Säu-

Säure ein Reißen erweckt, und erwähnten Darm zuschnüret.

Wenn das Kind entwöhnt ist, und andere Speisen genießt: so kann es hierin zu viel thun, zu begierig essen, die Speisen nicht gehörig kauen, unreife Früchte, oder andere undienliche oder harte Nahrung zu sich nehmen, welche der Magen nicht bezwingen oder verdauen kann. Der Darm kann daher durch die Menge der Speisen, oder ihre Härte, entweder geklemmt oder gereitzet werden, sich zusammen zu schnüren. In beyden Fällen wird der natürliche Abfluß der Galle gehemmet.

Es trägt sich auch oft zu, daß bey Kindern eine Gelbsucht entsteht, wenn sie von irgend einer Ursache ein starkes Brechen bekommen, oder wenn ihnen aus Unverstand ein zu heftiges Purgiermittel gegeben wird, oder wenn Würmer ein empfindliches Reißen erwecken. In diesem Falle wird erst alsdenn eine Gelbsucht zuwege gebracht, wenn die Schmerzen in dem Magen und Gedärmen sich weiter ausbreiten, und die erwähnte Oeffnung des großen Gallenganges sich verschließt.

Langwierige oder unordentliche Wechselfieber laßen ebenfalls oft bey Kindern eine schlimme Gelbsucht nach, vornehmlich wenn sie zu mehrern mahlen eingefallen sind, und mit dem Wechselfieber vieles Brechen verbunden gewesen ist, oder wenn die Heftigkeit oder Dauer der Krankheit die Eingeweide dermaßen geschwächt und das Blut verdorben hat, daß davon in denselben Verstopfungen oder Verhärtungen entstanden sind, welche die Gallengänge zusammendrücken können.

Die Gelbsucht, womit neugeborne Kinder befallen werden, ist leicht zu curiren; diejenige, welche sich bey ältern Kindern einfindet, ist, nach Verschiedenheit der Ursachen, leichter oder schwerer zu heben. Bey beyden erfolgen Convulsionen und der Tod, wofern man sich nicht ihrer zeitig und gehörig annimmt.

das Zahnfleisch annehmen. Die Ursachen derselben sind gemeiniglich Steine, die sich in der Gallenblase erzeugt haben, ein Krampf in den Gallengängen, und eine starke Erhitzung des Körpers.

Bey der Gelbsucht des Pferdes muß man nicht nur die verhinderte Ausleerung der Galle in die Gedärme wieder herzustellen, sondern auch das damit verknüpfte Fieber zu dämpfen suchen. In dieser Absicht läßt man reichlich zur Ader, und gebraucht innerlich täglich zwey bis drey mahl 1 Loth Salpeter mit eben so viel Auster-Schalen, wie auch alle Tage ein Par mahl ein Klystier.

Man vermische 4 Löffel Honig, eben so viel Rüb- oder Leinöhl, und eine Handvoll Salz mit ½ Quart Milch, und applicire es, wenn das Salz völlig aufgelöset ist, laulich warm als ein Klystier.

Uebrigens ist die Rhabarber dasjenige Mittel, von dem man das meiste erwarten muß, um die eigentliche Ursache der Krankheit zu heben. Man kann sie Morgens vor dem ersten, und Abends nach dem letzten Futter, zu anderthalb Loth eingeben, entweder mit Wasser, oder mit Honig zu einer Latwerge gemacht. Das Futter und die übrige Wartung muß bey der Gelbsucht, wie bey einem jeden starken Fieber (s. Th. XIII, S. 324), eingerichtet werden.

Hr. v. Sind setzt auch dem Pferde bey der Gelbsucht einige Lappen oder Haarseile, und läßt sie wenigstens 8 bis 10 Tage lang ziehen; er gebraucht auch ein Käumittel dagegen.

Garsault's Mittel gegen die Gelbsucht des Pferdes, aus Lauge von Weinrebenasche mit zerstoßenen Lorbeeren, scheint eben nicht viel Achtung zu verdienen. Der vollk mmene Pferdekenner verordnet es ebenfalls, mit Baumöhl vermischt; übrigens aber hätte er sich vor dem Anstecken dieser Krankheit nicht zu fürchten, wie er thut.

Wenn das Pferd von der Krankheit hergestellt ist, ist es sehr dienlich, noch eine Zeitlang die Rhabarber zu gebrauchen, nachher aber 8 bis 14 Tage täglich zweymahl anderthalb Loth Stahlfeil mit Wasser ein-

einzugeben, um die Eingeweide des Hinterleibes und den ganzen Körper wieder zu ſtärken.

Erxleben praktiſcher Unterricht in der Viehartzneykunſt, Gött. und Gotha 1771, 8. S. 372, fgg.

B. Bey dem Rindvieh, iſt die gelbe Farbe der Augen ein untrügliches Kennzeichen dieſer Krankheit; auch iſt der abgehende Harn gelbbraun. Bey einem heftigen Grade der Krankheit, ſcheint auch die Haut des Viehes gelb. Es gibt ſehr viele Urſachen, welche den Gallengang verſtopfen, und mithin zur Erzeugung der Gelbſucht Gelegenheit geben können; z. E. bey neugebornen Kälbern, eine Menge Schleim und geſammelter zäher Unrath von der zu ſich genommenen Milch; Verhärtungen und Entzündungen der Leber; wenn die Gallengänge durch einen Krampf zuſammen gezogen, oder gar verwachſen ſind; ungewöhnliche in dem Gallengange befindliche Dinge, als: Schleim, Sand, Steine. Endlich entſteht ſie auch, wie bey den Menſchen, ſehr oft von dem Biſſe giftiger Thiere.

Bey der Cur dieſer Krankheit, läßt ſich die Eröffnung des Gallenganges nicht durch einerley Mittel bewirken, weil dieſe nach der Verſchiedenheit der Urſachen der Verſtopfung dieſes Ganges eingerichtet ſeyn müſſen.

Die Gelbſucht bey neugebornen Kälbern, hat allemahl eine ſchleimige Beſchaffenheit, und eine käſichte Gerinnung der Milch, die ſich in ihrem Magen und dem Zwölffingerdarme befinden, zum Grunde. Wenn man wider dieſe Art der Gelbſucht das Mittel *No.* 1 (*) gebraucht, und davon jeden Tag drey mahl ein Kaffe-Schälchen voll laulich eingießt, wird das Uebel bald gehoben werden. Diejenige, welche von einer krampf-

(*) *No.* 1. Man nimmt 2 Loth venetianiſche Seife, läßt ſolche in ½ Quart Waſſer über gelinden Feuer zergehen, und thut alsdenn ½ Loth Rhabarber-Pulver und einen Eßlöffel voll Honig hinzu.

krampfartigen Zusammenziehung des Gallenganges entstanden ist, und sich gemeiniglich nach einer starken Erhitzung und erfolgten Zorn bey dem Raufen einzufinden pflegt, curirt man durch den Gebrauch des Mittels *No* 2 (*), wovon man täglich dreymahl einen Theelöffel voll, mit heißem Wasser vermischt, eingibt. Die Gelbsucht von gesammelten Schleim, Sand und Steinen, welche den Gallengang verstopfen, und die sich an dem Abgange solcher Materien durch den Hinterleib offenbaren, curirt man ebenfalls durch den Gebrauch des Mittels No. 1, dem man noch 1 Loth Röhrleinkrautextract (Extr. taraxaci) beysetzt, und es alsdenn auf gedachte Art gebrauchet. Was aber die übrigen Arten der Gelbsucht betrifft, die nähmlich von einer Verhärtung oder Entzündung der Leber, oder von dem Bisse giftiger Thiere ihren Ursprung haben, so müssen dieselben nach der Anweisung, welche in den besondern Artikeln von diesen Krankheiten vorkommt, curirt werden.

Da, wie gesagt, die Gelbsucht so mancherley Ursachen zum Grunde hat, diese aber bey dem Vieh nicht allemahl zu errathen sind, und nur selten sich bestimmen laßen: so thut man bey einer solchen Ungewißheit am besten, wenn man sich an das Mittel No. 1, welches zugleich mit Röhrleinkrautextract versetzt worden, hält, und mit dessen Gebrauche eine Zeitlang continuiret; denn es ist dasselbe hier in vielerley Absicht sehr wirksam, und hebt oft mehrerley unerkannte Ursachen der Gelbsucht glücklich. Sehr oft curirt auch die grüne Sommerweide, aus mehrerley Ursachen entstandene Arten der Gelbsucht, ohne die Beyhülfe anderer Arzeneyen

(*) *No.* 2. Man nimmt weiße Magnesia, und präparirten Weinstein, von jeden 2 Loth; Rhabarber, ½ Loth; macht alles zu Pulver, und reibet es wohl durch einander.

neyen nöthig zu haben; um so wirksamer aber sind die Arzeneyen gegen die Gelbsucht, wenn man beyde zugleich zu gebrauchen Gelegenheit hat. Ich werde in dem Art. Leber-Entzündung zeigen, daß die frischen Säfte der Pflanzen sehr oft diejenigen Steine, welche sich in der Leber des Rindviehes befinden, auflösen. Diese Steine sind zugleich aber gemeiniglich die Ursache der Gelbsucht bey dem Vieh; und so werden sie hier, nebst andern, von groben, dicken und zähen Säften entstandenen Arten dieser Krankheit, überwunden werden. Zu dieser Gattung nützlicher Pflanzen gehört vorzüglich das Röhrleinkraut, und das gemeine Gras. Diese beyde sind zugleich die ersten mit, welche uns der gütige Schöpfer zum Gebrauche im Anfange des Frühlings schenkt, und man muß daher, sie dem kranken Viehe zu geben, nicht verabsäumen.

Trockne und grobe Nahrungsmittel sind bey dieser Krankheit untauglich, weil die Galle zu ihrer Verdauung und Auflösung mangelt. Wenn uns daher der Winter die grünen und saftigen Pflanzen versaget, so müssen wir unsere Zuflucht zu sehr leichten Gras- und Grummet-Arten nehmen, die noch überdieß vor ihrem Genuß mit siedendem Wasser angebrühet worden, und einige Stunden gestanden haben. Es ist auch von gutem Nutzen, wenn man hierzu jedesmahl eine Handvoll klein geschnittenes Gras und Röhrleinkrautwurzel mischet, mit etwas Salz würzet, und also zur Nahrung reichet. Man kann auch letztere zwo Gattungen von Wurzeln in Wasser kochen, und dieses alsdenn kalt zum ordinären Getränke geben.

Diejenigen Arten der Gelbsucht, welche von einer Verwachsung des Gallenganges, einer gänzlichen Verhärtung der Leber, oder einem Geschwür in diesem Eingeweide entstanden, sind allemahl unheilbar.

v. Willburg Anleit. für das Landvolk ꝛc. Nürnb. 1776, 8. S. 163, fgg.

Be-

Beobachtungen wegen der Krankheit unter dem Hornviehe, die Gelbsucht genannt, nebst deren Ursachen, Folgen und Zufällen, wie auch einer kräftigen Cur, st. im 3 B. des aus dem Engl. übers. Museum rust. & commerciale. Leipz. 1765, 8. S. 260—267; und in Pauler Beytr. zu einer Gesch. der Viehseuchen, mit Anm. und Zusätzen von Rumpelt, 2 Th. Dresd. 1776, gr. 8. S. 192—196.

C. **Bey den Schafen**, ist die **Gelbsucht** eine Folge von der Verhärtung der Leber. Man gibt den Schafen, um den dritten Tag, 1 Quent Rharbarber-Pulver, darzwischen aber Salz und Krebs- oder Austerschalenpulver, entweder auf Hafer, oder unter Hafermehl geknetet; da man denn an denen Tagen, an welchen man das letztere Pulver gibt, die Schafe vom Trinken abhalten muß. Sonst ist ihnen auch, wie dem Rindvieh, ein Decoct von Gras- und Röhrleinkraut-Wurzeln zum ordinären Getränk zu geben. Zur Verbeugung dieser Krankheit, verhütet man, daß die Schafe nicht fette Grasarten fressen, und auch nicht zu fett in warme Ställe kommen; daher man sie im Herbste durch das Füttern mit Stroh etwas ausmärgelt. Man läßt sie auch mit 4 Tropfen Daggert (s. Th. V. S. 361), den man mit Branntwein eingibt, schwitzen.

D. **Bey den Schweinen**, äußert sich die **Gelb-Sucht** durch eine gelbe Farbe der Augen und Lefzen, und durch eine Geschwulst unter den Kinnladen. Die Cur ist folgende. Man quetschet eine gute Quantität Schellwurz, presset den Saft aus, und gießt den vierten Theil von derselben Quantität Weinessig dazu. Alsdenn quetschet man eine Quantität Holzwürmer in einem Mörser, macht einen warmen Trank, und gießt so viel ein, als das Schwein auf einmahl fressen kann; schüttet 1 Nößel von dem Safte und den Weinessig, und $\frac{1}{4}$ Pfund von den gequetschten Holzwürmern hinzu; und läßt das Schwein drey Stunden vorher, ehe es dieses bekommt, und 6 Stunden nachher, fasten.

Allg. Haushaltungs- und Landwissenschaft, 4 Th. Hamb. und Leipz. 1764, gr. 8. S. 282, f.

E. Von

E Von der Gelbſucht der Seidenwürmer, ſiehe unter Seidenwurm.

* * *

III. Bey den Gärtnern auch eine Krankheit der Bäume, welche darin beſteht, daß ein Baum, der weder den Krebs, Brand, Fäule, Wurm, Mos, noch Grind oder Ausſatz hat, vor der Zeit gelbe Blätter bekommt, und von oben herein verwelkt. Sie entſpringt gemeiniglich aus der Wurzel, wenn ſolche entweder zu feucht, oder in einem allzu dürren Grunde ſteht, oder wenn, aus Mangel des Regens, das Erdreich um die Wurzel zu trocken, oder dieſelbe durch das Grabſcheit verletzt, oder auch von Mäuſen und Maulwürfen beſchädiget worden. In dem erſten Falle muß das Erdreich gebeſſert, und bey einfallender Dürre um die Wurzeln fleißig begoſſen; im letztern Falle aber alles, was der Wurzel ſchädlich iſt, weggeräumet, das bereits verletzte abgeſchnitten, und Ruß mit Kalk und Aſche vermengt, dabey geſtreuet werden.

Gelbſucht-Wurzel, ſiehe den folgenden Artikel.

Gelb-Wurz, Gelbſuchtwurzel, Gilbwurzel, Curcuma, Curcume, Curcumey, Gurkumey, Schwalbenwurz, babyloniſcher oder indianiſcher Saffran, gelber Ingber, Müller-Ingber, die gelbe Wurzel eines oſtindianiſchen Gewächſes, welche in der Landesſprache Caha oder Kua genannt, und ſowohl in der Färberey, gelb damit zu färben, als auch in der Arzeney, gebraucht wird. Es ſind von dieſem Gewächſe zwo Arten bekannt.

1. Die lange Gelbwurz, Curcuma ſ. Terra merita officinarum, radice crocea *J. B.* Curcuma radice longa *Herm.* Curcuma foliis lanceolatis utrinque acuminatis, neruis lateralibus numeroſiſſimis *Royen.* Curcuma longa *Linn.* Aus der langen, knolligen, der Breite nach geſtellten, mit Gelenken verſehenen, äußerlich blaſſen, innerlich ſaffrangelblichen Wurzel, inſon-

derheit aus den Gelenken, treiben unterwärts kleine Fäserchen, oberwärts aber lange blätterige Stiele, welche, indem sie einander umfassen, gleichsam einen Stängel machen, und hernach in breite, zugespitzte oder lanzenförmige, fast dem Blumenrohre ähnliche Blätter sich verwandeln, auf deren Oberfläche viele, von der Mitte gegen den Rand gerichtete, Nerven wahrzunehmen sind. Aus einem andern Theile der Wurzel, und gemeiniglich aus den jungen Knollen kommen andere besondere Stängel, welche unterwärts nacket sind, und oberwärts sich mit einer blätterigen Aehre endigen. Es sind nähmlich viele grünlichröthliche, platt aufsitzende, zugespitzte, schuppenweise über einander liegende Blätter oder Scheiden, aus welchen nach und nach die purpurfarbigen, einblätterigen Blumen hervor kommen. Das Blumenblatt ist in vier Einschnitte getheilt; (Andere nehmen vier besondere Blumenblätter an,) deren drey einander ähnlich, schmal und spitzig sind, der vierte aber größer ist. Den letztern hält Linné für ein Honigbehältniß, und eignet dem Blumenblatte nur drey Einschnitte zu. Man sieht auch fünf Staubfäden, wovon aber vier unfruchtbar sind, und nur einer einen Staub-Beutel trägt. Unter der Blume sitzt der rundliche Fruchtkeim, dessen einfacher Griffel sich mit einem hakenförmigen Staubwege endigt. Die trockne Frucht hat drey Fächer, öffnet sich mit drey Klappen, und enthält viele rundliche, schwarze Samen.

2. **Die runde Gelbwurz; Turmeric mit der runden Wurzel,** Curcuma foliis ouatis vtrinque acuminatis neruis lateralibus pauciſſimis *Royen.* Curcuma rotunda, foliis lanceolato-ouatis, neruis lateralibus rariſſimis *Linn.* ist dem Ansehen nach der vorigen völlich ähnlich; die Blätter sind nur etwas unterschieden, nähmlich mehr ey- als lanzenförmig, und mit sehr wenigen, nach den Seiten hinlaufenden Nerven bezeichnet. Die Wurzel ist rundlich und knollig, kommt sonst

mit

mit der vorigen überein; da sie aber weniger gewürzhaft, und mithin auch weniger wirksam ist, wird sie auch selten, und fast allein die lange gebrauchet. Durch Auslaugen, Reinigen und Trocknen läßt sich ein Mehl daraus bereiten, welches dem Sagumehl gleich kommt.

Beyde Arten wachsen in Indien, insonderheit in Malabar, Ceylon und den moluckischen Inseln; ja, es ist fast kein Garten im Orient zu finden, wo sie nicht gebauet würde. In unsern Gärten hingegen wird man sehr selten dergleichen Pflanzen antreffen, daher ich auch von der Wartung nichts erwähne.

Die lange, wie solche bey den Materialisten zu haben, ist eine längliche, höckerige, krummgebogene, fingersdicke, knollige, schwere Wurzel, äußerlich grünlich, innerlich, wenn sie frisch ist, ganz saffrangelb, außerdem aber, wenn sie alt ist, viel röther; daher auch Einige daraus zwo Sorten, die gelbe und rothe, machen. Die beste soll frisch, harzig, schwer, und nicht wurmstichig seyn. Der Geruch ist etwas gewürzhaft, aber unangenehm; der Geschmack bitterlich und etwas scharf. Die frische und grüne Wurzel enthält etwas campherartiges, wie auch goldgelbes Oehl, welches einen starken Geruch und Geschmack hat. Dieses Oehl, und die schleimigen, harzigen Bestandtheile sind auch in der trocknen Wurzel wirksam genug; und sie besitzt eine Kraft gelinde aufzulösen, zu zertheilen, zu reinigen und auszuführen; daher man dieselbe bey Verstopfung der Eingeweide vorzüglich empfohlen, auch besonders in der Gelbsucht angepriesen hat. Da der Urin, bey dem innerlichen Gebrauche, davon gelb gefärbet, und häufiger abgeführet wird, kann sie auch in der Wassersucht dienlich seyn. Man kann sich derselben in Pulver, Latwergen und Pflastern bedienen. Die Apotheke hat 1) die ganze, und 2) die gestoßene Wurzel, wie auch 3) die Essenz, und 4) die Species.

Die Indianer gebrauchen dieſe Wurzel an ſtatt des Saffrans, und würzen den Reiß, die Fiſche und andre Speiſen damit ab, um ihnen den Geſchmack und die Farbe dieſer Wurzel zu geben, welche ſie aus Gewohnheit für ſehr angenehm befinden, weil ſie ihren Speiſen eine ſaffrangelbe Farbe gibt. Daher ſie auch die indianiſchen Portugieſen Erdſaffran nennen. Die Indianer gebrauchen ſie auch nebſt wohlriechenden Blumen, eine Art Pomade daraus zu machen, womit ſie ſich den ganzen Leib beſchmieren; nicht weniger bedienen ſie ſich ihrer zum Färben. Bey uns gebrauchen ſie die Drechsler, um damit gelbe Ringe in das gedrehte Holz zu machen, indem ſie die Wurzel an das Holz halten, ſo wie man ſchwarze Ringe mit einem eichenen Spahn hinein brennt; man muß aber die Wurzel, ehe man ſie an das Holz hält, vorher mit dem Munde anfeuchten. Die Arzeneyhändler bedienen ſich ihrer, um der Rhabarber eine gute Farbe zu geben. Hauptſächlich aber färbet man damit allerley wollene und ſeidene Waaren; und ſie wird daher von den Färbern, Senklern, Beutlern, Handſchuhmachern und Parfumierern, wie auch von den Rothgießern gebraucht, um ihren Waaren, oder auch den Metallen eine gelbe oder Goldfarbe zu geben. Sie heißt bey denſelben insgemein Terra merita, weil ſie ſchwer iſt, und einer dichten und hart gewordenen Erde gleicht. Es wiſſen ſich ihrer auch die Bäcker mit Nutzen bey ihrem Gebackenen, ingleichen diejenigen, welche gelbe Butter verkaufen wollen, zu bedienen.

Die Erfahrung lehret, daß dieſe Wurzel denen Zeugen, welche damit gefärbet werden, zwar eine gelbe Farbe mittheilt, welche aber in Luft und Sonne von keiner Beſtändigkeit iſt, und, wofern die Zeuge nicht beſonders vorbereitet, oder die Farbenbrühen auf eine beſondere Art zugerichtet werden, oft in wenig Tagen verſchwindet, oder wenigſtens viel von ihrer Schönheit ver-

verliert. Ich werde daher die Versuche erzählen, welche der churf. sächsische Bergrath, Hr. D. Pörner angestellt hat, um zu erforschen, ob man nicht auf den Weg kommen könne, aus derselben eine dauerhaftere gelbe Farbe zu erhalten, oder doch so viel zu erlangen, daß sie mit mehrerm Nutzen, als bisher geschehen, in der Färbekunst gebrauchet werden könne.

Hr. Pörner hat in seinen Untersuchungen gefunden, daß diese Wurzel ungefähr aus 2 Drittel erdiger Theile bestehe; das übrige ist eine Substanz, welche man weder für bloß gummicht, noch für harzicht halten kann, sondern welche sich etwa mit einer erdig-schleimigen Substanz, mit welcher einige wenige öhlichte Theile verbunden sind, vergleichen läßt. In demjenigen, was mit Wasser ausgezogen worden, hat Derselbe einen scharfen, bitterlichen, dabey salzigen Geschmack bemerkt, zu einem deutlichen Beweise, daß eine feine salinische Substanz darin enthalten ist. Der bitterliche Geschmack der Gelbwurz zeigt an, daß öhlichtsaure Theile, mit erdigen verbunden, in dieser Wurzel sich befinden, doch so, daß mehr saure, als öhlichte, vorhanden sind. Vermittelst des Wassers und wässeriger Auflösungs-Mittel läßt sich aus der Gelbwurz eine seifenartige, oder vielmehr schleimig-seifenartige Substanz ziehen, welche einen etwas scharfen, bitterlichen Geschmack, aber keine zusammenziehende Empfindung, erreget. In dieser Substanz nun ist das gelbfärbende Wesen befindlich, welches mit derselben an und auf die Körper gebracht werden kann.

In Ansehung der färbenden Substanz, sind folgende Erfahrungen zu merken: 1) Wenn man die zu Pulver gestoßene Gelbwurz mit Wasser kochet, so färbt sich das Decoct oder die Brühe pomeranzengelb. 2) Kocht man die Gelbwurz mit Wasser, wozu man ein Mittelsalz, z. E. Kochsalz, Salpeter u. d. gl. gethan, so wird die Brühe ebenfalls pomeranzengelb;

doch wird sie von dem Salmiak ein wenig lichter, dem ungeachtet aber noch orangegelb. 3) Hat man zu dem Wasser Essig, Weinsteincremor, oder etwas weniges von einem verdünnten Vitriolsauren, oder einem andern mineralischen Sauren gethan, so enthält das Decoct eine lichte Citronenfarbe; welches auch bemerkt wird, wenn man Alaun oder Arsenik im Wasser aufgelöset hat. 4) Kocht man mit dem Wasser gebrannten Gyps, so wie er von den Stukaturarbeitern gebraucht wird, und setzt nach einiger Zeit das Gelbwurzpulver dazu, und kocht sie alsdenn mit einander, so erhält zwar das Decoct eine Pomeranzenfarbe, die aber etwas lichter als diejenigen Brühen sind, die man mit bloßem Wasser oder einem Mittelsalze gemacht hat. 5) Vermischt man mit dem Wasser grünen oder Eisen-Vitriol, und kocht mit diesem vitriolischen Wasser die Gelbwurz, so erhält man eine gelbbraune Brühe. 6) Eben dieses wird auch bemerkt, wenn man mit dem Wasser blauen oder Kupfer-Vitriol vermischt hat, nur mit dem Unterschiede, daß die Brühe etwas lichter ist, und in das Grünliche fällt. 7) Kocht man die Gelb-Wurz mit einer alkalischen Lauge, z. E. mit Pottasche, welche im Wasser aufgelöset worden, so erhält man keine gelbe, sondern eine bräunlichrothe Farbe, welches auch geschieht, wenn man die Wurzel mit Kalkwasser kochet. 8) Vermischt man die Gelbwurz mit einem flüchtigen alkalischen Liquor, z. E. mit Salmiakgeist, und digerirt sie zusammen eine Zeitlang, ohne einige Wärme hinzu zu fügen: so erhält der Liquor ebenfalls eine bräunlichrothe Farbe, wie mit dem feuerbeständigen Alkali oder mit dem Kalkwasser geschieht. Kocht man hingegen den flüchtigen alkalischen Liquor mit der Gelbwurz, so bekommt zwar der Liquor anfänglich eine bräunlichrothe Farbe, die aber, so wie die Wärme zunimmt, immer mehr und mehr abnimmt, bis endlich, wenn die Brühe recht heiß geworden, gar nichts mehr

von

von einer bräunlichrothen Farbe bemerkt wird, ſondern eine gelbe Farbe zum Vorſchein kommt. 9) Werden fette ausgepreßte, wie auch deſtillirte ätheriſche Oehle mit Gelbwurz digerirt, ſo erhalten dieſelben eine gelbe Farbe. 10) Digerirt man Branntwein mit Gelb-Wurz, ſo erhält derſelbe eine goldgelbe Farbe. 11) Wenn man endlich gute reine Seife, z. E. venetianiſche, in heißem Waſſer auflöſet, und alsdenn mit Gelbwurz kochet, ſo erhält die Brühe eine gelblichgraue Farbe. Aus allen dieſen Verſuchen erhellet, daß die färbende Subſtanz der Gelbwurz ſich von allen Auflöſungsmitteln herausziehen läßt, daß aber die gelbe Farbe, nach Beſchaffenheit des Auflöſungsmittels, mehr und weniger Veränderung leidet.

I. Verſuche mit Gelbwurz, inwiefern durch ſelbige Wolle gefärbet werden kann.

1. Verſuche mit Tuch, ſo in bloßem Waſſer eingeweicht worden.

1) Es ward auf weißes Tuch, welches keine andere Veränderung erlitten, als daß die Wolle ihre Fettigkeit, welche ſie von Natur hat, und die ſie bey dem Spinnen erhält, verloren, heißes Waſſer gegoſſen, und man ließ es in demſelben, welches nach und nach kalt ward, 24 Stunden lang weichen. Dieſes alſo zubereitete Tuch ward mit Gelbwurz folgendermaßen behandelt.

2) Man hat von dieſem in Waſſer eingeweichten Tuche ein halbes Loth in einer Brühe von $\frac{1}{2}$ Pfund Waſſer, und $\frac{1}{2}$ Quent pulveriſirte Gelbwurz bis auf den vierten Theil, dem Maße nach, einkochen laßen, alsdenn das noch heiße Tuch ſogleich in kaltes Waſſer geworfen, rein geſpühlt und trocknen laßen. Es erhielt das Tuch eine ſchöne Pomeranzenfarbe.

3) Man ließ eine gleiche Quantität von dieſem im Waſſer eingeweichten Tuche in einer Brühe von $\frac{1}{2}$ ℔ Waſſer, $\frac{1}{2}$ Quent Gelbwurz und $\frac{1}{2}$ Quent gemeinen Salpeter bis auf den vierten Theil einkochen, alsdenn das Tuch, wie bey vorhergehendem Verſuche, in kaltem Waſſer rein ſpühlen und trocknen. Das Tuch erhielt

ebenfalls eine Pomeranzenfarbe, welche aber etwas lichter, als die vorhergehende, ausfiel.

4) Vermittelst des Kochsalzes, erhält das Tuch auch eine Pomeranzenfarbe, welche noch ein wenig lichter, als die Farbe No. 3, ist, und einen ganz feinen Glanz hat.

5) Mit Salmiak bekommt das Tuch eine schöne glänzende Pomeranzenfarbe, welche höher und lichter, als die vorhergehenden, ist.

6) Mit Weinsteincremor wird das Tuch citronengelb, und erhält einen gar feinen Glanz.

7) Weinessig, wovon 1 Theil mit 2 Theilen Wasser vermischt worden, verschaffet dem Tuche auch eine citronengelbe Farbe, welche aber etwas dunkler, als bey No. 6, ist, und auch einen Glanz hat.

8) Mit Alaun erhält das Tuch eine sehr schöne glänzende citronengelbe Farbe, welche noch höher und schöner, als vermittelst des Weinsteincremor, wird.

9) Mit Gyps bekommt das Tuch eine sehr schöne glänzende Pomeranzenfarbe, welche etwas höher, als die natürliche unveränderte Farbe der Gelbwurz No. 2, ist.

Man muß 1 Theil gebrannten Gyps in 40 Theilen Wasser eine Stunde lang kochen, und währendem Kochen immer so viel heißes Wasser zugießen, als im Kochen durch den Weg dampfen verloren geht. Hernach kann man die Gelbwurz zusetzen, und bald darauf das eingeweichte Tuch hinein thun, und im übrigen, wie bey den andern Versuchen, verfahren.

10) Grüner oder Eisen-Vitriol ertheilt dem Tuche eine bräunlichgelbe Farbe, welche ein wenig schmutzig aussieht.

11) Blauer oder Kupfer-Vitriol hingegen macht eine grünlichgelbe Farbe, fast wie Zeisiggrün.

12) Durch venetianische Seife erhält das Tuch aus der Gelbwurz eine blaßgelbe Farbe, fast wie die natürliche Farbe des Strohes ist.

2. **Versuche mit Tuch, welches in Salpeterwasser eingeweicht worden.** Man ließ 1 ½ Loth gemeinen Salpeter in 2 Pfund Wasser auflösen, in selbigem 3 Loth Tuch eine halbe Stunde kochen, und in diesem nach und nach kalt gewordenen Bade noch 24 Stunden weichen. Dieses mit Salpeterwasser durchzogene und

noch

noch naſſe Tuch erhielt aus der Gelbwurz folgende Farben:

13) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine etwas ſchmutzige erdgelbe Farbe.
14) Mit Salpeter, eine pomeranzengelbe Farbe, welche keinen Glanz hat, und nicht angenehm ausfällt.
15) Mit Kochſalz, eine ſchmutzige bräunlichgelbe Farbe.
16) Mit Salmiak, eine ſehr ſchöne lichte glänzende pomeranzengelbe Farbe.
17) Mit Weinſteincremor, eine gelbe Farbe, welche etwas dunkler als die natürliche Farbe der Citrone iſt, und einen ganz feinen Glanz hat.
18) Mit Weineſſig, eben dergleichen, aber noch etwas dunklere, und ebenfalls einen Glanz habende Farbe.
19) Mit Alaun, eine ſehr ſchöne glänzende Citronenfarbe.
20) Mit Gyps, eine gelbe, ein wenig ins Bräunliche fallende, und nicht viel Glanz habende, Farbe.
21) Mit grünem Vitriol, eine ganz feine hellbraune Farbe.
22) Mit blauem Vitriol, eine grünlichgelbe, glänzende Farbe.
23) Mit Seife, eine lichte weißlichgraue Farbe, welche nicht unangenehm ausfällt, und einen gar feinen Glanz hat.

3. **Verſuche mit Tuch, welches in Salzwaſſer eingeweicht worden.** Zu dieſem Bade ward gutes reines Küchenſalz, wie z. E. das halliſche oder ſächſiſche Brunnenſalz iſt, genommen, ſolches, wie vorher bey der 2ten Reihe der Verſuche gemeldet worden, im Waſſer aufgelöſet, alsdenn mit ſelbigem das Tuch gekochet, und 48 Stunden darin weichen gelaßen. Die Farben, welche dieſes Tuch durch die Gelbwurz erhält, ſind folgendermaßen beſchaffen.

24) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine, etwas ſchmutzig ausfallende, bräunlichgelbe Farbe.
25) Mit Salpeter, eben dergleichen, welche ein wenig dunkler iſt.
26) Mit Kochſalz, eben dergleichen.
27) Mit Salmiak, eine etwas dunkle Citronenfarbe, welche ein wenig, aber kaum merklich, in das Grünliche fällt.

28) Mit Eſſig, faſt eben dergleichen, nur ein wenig dunkler.
29) Mit Weinſteincremor, eine ſchöne hohe glänzende Citronenfarbe.
30) Mit Alaun, eine ſchöne glänzende Citronenfarbe, welche aber etwas blaſſer, als die vorhergehende, iſt.
31) Mit Gyps, eine etwas dunkle gelbe Farbe, die nicht viel Glanz hat.
32) Mit grünem Vitriol, eine gelblichbraune Farbe, welche nicht unangenehm iſt, und Glanz hat.
33) Mit blauem Vitriol, eine gelblichgrüne Farbe.
34) Mit Seife, eine weißlichgraue Farbe, welche nicht unangenehm fällt, und Glanz hat.

Ueberhaupt iſt zu merken, daß alle die, auf das im Salz-Waſſer eingeweichte Tuch gebrachte Farben weit dunkler, als diejenigen ausfallen, welche das in bloßem Waſſer eingeweichte Tuch aus der Curcuma erhält.

4. **Verſuche mit Tuch, welches im Waſſer mit Salmiak eingeweicht worden.** Zu dieſem Bade ward guter Salmiak, ſo wie er gekauft wird, ohne ihn beſonders zu reinigen, genommen; im übrigen mit dem Tuche, wie bey vorhergehendem Bade, verfahren. Das Tuch, welches in dieſem Bade 48 Stunden eingeweicht worden, erhielt aus der Gelbwurz folgende Farben:

35) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine bräunlichgelbe Farbe, welche Glanz hat.
36) Mit Salpeter, faſt eben dergleichen Farbe, die aber noch lieblicher iſt, und in das Pomeranzengelbe fällt.
37) Mit Kochſalz, eine citronengelbe Farbe, welche aber etwas dunkler, als die natürliche Farbe der Citrone ausfällt, und Glanz hat.
38) Mit Salmiak, eben dergleichen Farbe, die noch ein wenig dunkler iſt, und einen ganz feinen Glanz hat.
39) Mit Weinſteincremor, eine ſchöne glänzende, recht geſättigte, citronengelbe Farbe.
40) Mit Weineſſig, eine etwas dunklere citronengelbe Farbe.
41) Mit Alaun, eine noch weit ſchönere und lichtere citronengelbe Farbe, als die mit Weinſteincremor No. 39.

42) Mit

42) Mit Gyps, eine lichte bräunlichgelbe Farbe, welche etwas pomeranzenartig ausfällt, und einen guten Glanz hat.

43) Mit grünem Vitriol, eine glänzende lichte bräunliche Farbe.

44) Mit blauem Vitriol, eine reine gelblichgrüne Farbe, welche einen guten Glanz hat, und nicht unangenehm iſt.

45) Mit Seife, eine blaſſe erdgelbe Farbe, welche keinen ſonderlichen Glanz hat, ſondern vielmehr matt ausfällt.

Da, überhaupt betrachtet, die Farben auf dem Tuche, welches in Salmiakwaſſer eingeweicht worden, ſehr geſättigt ausfallen: ſo iſt wahrſcheinlich, daß die Oeffnungen der Wolle durch den Salmiak mehr erweitert, und folglich mehr färbende Theile aus der Curcume hineingebracht worden. Da aber die färbenden Theile dieſer Wurzel ein verändertes Anſehen erhalten, ſo müſſen die in der Wolle ſteckenden Salztheilchen des Salmiaks die hinzugekommenen, und bereits durch andere Salze und Materien veränderten Farbetheilchen der Curcume noch mehr verändern. Vielleicht kann durch den Salmiak der Weg gebahnt werden, die Farbe der Curcume etwas mehr in der Wolle zu befeſtigen.

5. **Verſuche mit Tuch, welches durch Weinſtein-Cremor vorbereitet worden.** Man verfuhr, wie oben bey dem Einweichen in Salpeterwaſſer angezeigt worden, ebenfalls mit dem Weinſteincremor, that $1\frac{1}{2}$ Loth davon in 2 Pfund Waſſer, ließ es mit einander kochen, legte alsdenn das Tuch hinein, ließ es $\frac{1}{2}$ Stunde darin kochen, und in dem nach und nach erkalteten Bade noch 24 Stunden weichen. Obgleich zur Auflöſung des Weinſteincremors eine große Menge Waſſer gekommen war, ſo hatte ſich doch durch das Erkalten der Cremor von dem Waſſer einigermaßen geſchieden, und an die Faſern des Tuches angehängt. Es ſchadet aber ganz und gar nichts; man darf nur das Tuch in heißes Waſſer $\frac{1}{2}$ Stunde lang legen, ſo werden ſich die äußerlich anhängenden ſehr zarten Salztheilchen auflöſen, und das Tuch unbeſchadet laßen. Man hat aber auch nichts zu befürchten, wenn man die wie ein zartes

Mehl

Mehl anhängenden Salztheilchen an den Faſern der Wolle läßt, und ſolche ſo, wie ſie aus dem erkalteten Bade kommt, in die Farbebrühe trägt; vielmehr wird ſolches noch nützlich ſeyn, und theils zur Erhöhung, theils zu mehrerer Befeſtigung der färbenden Theile etwas beytragen. Dieſes mit Weinſteincremor durchgedrungene Tuch erlangt aus der Curcume folgende Farben.

46) Mit Curcume, ohne Zuſatz, eine ſchöne gelbe Farbe, welche etwas tiefer als die natürliche citronengelbe Farbe iſt.

47) Mit Salpeter, eine ſchöne Pomeranzenfarbe, welche aber etwas lichter iſt.

48) Mit Kochſalz, eine gelbe Farbe, welche etwas in das Bräunliche fällt, und wenig Annehmlichkeit hat.

49) Mit Salmiak, eine geſättigte citronengelbe Farbe, welche aber ein wenig dunkler ausfällt.

50) Mit Weinſteincremor, eine ſehr ſchöne geſättigte citronengelbe Farbe.

51) Mit Weineſſig, eine geſättigte gelbe Farbe, welche mehr pomeranzen- als citronenfarbig iſt.

52) Mit Alaun, eine ſchöne citronengelbe Farbe.

53) Mit Gyps, eine citronengelbe Farbe, die aber etwas dunkler, als No. 50 und 52, iſt.

54) Mit grünem Vitriol, eine bräunlichgelbe Farbe, welche nicht unangenehm iſt.

55) Mit blauem Vitriol, eine gelbgrüne Farbe.

56) Mit Seife, eine erdgelbe lehmichte Farbe, welche wenig Glanz hat.

Aus dieſen Verſuchen erhellet, daß bey der Vorbereitung des Tuches mit Weinſteincremor, ſolcher ſich in die Zwiſchen-Räume oder Höhlen der wolligen Faſern hinein begibt, und in ſelbigen hängen bleibt. Da nun dieſes ſaure Salz ein ſehr ſchwer auflösliches Salz iſt, ſo kann es zur Befeſtigung der Farbe etwas beytragen, zumahl wenn zuſammenziehende erdige oder metalliſche Subſtanzen, entweder mit dem durch dieſes Salz vorbereiteten Tuche als ein zweytes Vorbereitungsmittel gebraucht, oder zugleich mit der Farbebrühe vereiniget werden.

6. **Verſuche mit Tuch, welches in Eſſig eingeweicht worden.** Zu dieſem Bade hat man einen Theil ordinären

nären Weineſſig, nebſt 2 Theilen Waſſer genommen, das Tuch eine halbe Stunde darin kochen, und in dem nach und nach verkühlten Bade noch 24 Stunden weichen laßen. Das Tuch erhielt eine ganz ſchwache bräunliche, in das Grünliche ſpielende, Farbe, welches aber nicht von dem Weineſſig als Eſſig, ſondern daher zu rühren ſcheint, weil man dieſes Eſſigwaſſer nebſt dem Tuche in einem unverzinnten kupfernen Keſſel gekocht, und während des Kochens der Eſſig von dem Kupfer etwas aufgelöſet und mit dem Tuche vereinigt hatte. Das in Eſſig eingeweichte Tuch erhält aus der Curcume folgende Farben:

57) Mit Curcume ohne Zuſatz, eine ſehr geſättigte citronengelbe Farbe, welche aber etwas dunkler, als die natürliche Farbe der Citronen iſt.

58) Mit Salpeter, eine etwas dunkle gelbe Farbe, welche ein wenig in das Grünliche ſpielt.

59) Mit Kochſalz, eine ſchöne Pomeranzenfarbe, welche in das Lichte fällt.

60) Mit Salmiak, eine etwas dunkle gelbe Farbe, welche ein wenig in das Grünliche fällt, faſt wie No. 58.

61) Mit Weinſteincremor, eine ſehr ſchöne lichte Pomeranzenfarbe, welche einen vortrefflichen Glanz hat.

62) Mit Eſſig, eine citronengelbe Farbe, welche etwas in das Dunkelgrünliche ſpielt.

63) Mit Alaun, eine ſehr helle citronengelbe Farbe, welche einen ſchönen Glanz hat.

64) Mit Gyps, eine citronengelbe Farbe, welche nicht viel Glanz hat, und ganz matt ausſieht.

65) Mit grünem Vitriol, eine bräunliche Farbe, welche nicht ohne Glanz iſt.

66) Mit blauem Vitriol, eine gelbgrüne Farbe.

67) Mit Seife, eine gelblichgraue Farbe.

Ueberhaupt iſt von allen dieſen Farben zu merken, daß ſie ſehr geſättigt ausfallen. Es iſt zu vermuthen, daß die in dem Eſſig von Natur befindlichen öhlichten Theile die vornehmſte Urſache zu dieſen Veränderungen abgeben.

7. **Verſuche mit Tuch, welches in Alaunwaſſer eingeweicht worden.** Man nahm zu dieſem Bade gemeinen

Clementiniſche Nächte. 8. 16 gr.
Les *Nuits* Clémentines. 8. 14 gr.
Oeconomia forenſis, 5ter Bd. gr. 4. Wird fortgeſetzt. Prän. Preiß, 2 thl. Verkaufpr. 3 thlr.
Récréations ou fleurs de bons mots, coutes à rire, valeur heroïque &c. vis à vis la traduction allemande. 8. 16 gr.
Récueil général des Coëffures de Paris, cont. 50 fig. en t. d. 16. Paris. 1 thl. 12 gr.
Berliner Sammlungen zur Beförderung der Arzneywiſſenſchaft, der Naturgeſchichte, der Haushaltungskunſt und der dahin einſchlagenden Litteratur, 10ter und letzter Bd. 8. 1 thl. 6 gr.
Verſuch einer Anweiſung zu Anlegung und Nutzung der Wildbahnen im Freyen ſowohl als in Thiergärten. Mit 11 eingedruckten ſchwarzen Kupfern. gr. 4. 4 thl. 12 gr.
— daſſelbe Buch mit ausgemahlt. Kupfern. 7 thl.
Ulrichs, J. F. H. moraliſche Encyclopädie, 1ter Band, gr. 8. Wird fortgeſetzt. 3 thl.
Unterhaltungen beym Thee in kleinen lehrreichen Erzählungen, 8. (Iſt aus dem erſten Theil der nachſtehenden Sammlung beſonders abgedruckt.) 16 gr.
Neuer Unterricht und Zeitvertreib für das ſchöne Geſchlecht in geſammleten Briefen und Erzählungen aus fremden Sprachen. 1ter Theil. 8. Wird fortgeſetzt. 16 gr.
Berliner gelehrte Zeitung, 1tes und 2tes Quartal. gr. 8. Wird fortgeſetzt. jedes 18 gr.

* * *

Portrait Ihro Maj. der Kaiſerinn von Rußland; von Chodowiecki 8. 6 gr.
* — Sr. Majeſtät des Königs von Preußen im Schattenriß. 8. (in Commiſſion.)
* — Sr. K. H. des Prinzen Heinrichs von Preußen im Schattenriß. 8. (in Commiſſion.) 6 gr.
— des Herrn Oberconſiſtorial-Präſidenten von der Hagen; von D. Berger. 8. 4 gr.
— des Hrn. Cammerraths Bergius; von Krüger. 8. 4 gr.

Nachricht

mit dieſem Gypswaſſer eine halbe Stunde lang kochen, und in dem nach und nach verkühlten Bade noch 24 Stunden liegen. Dieſes eingeweichte Tuch erhielt, nachdem es unabgeſpühlt und nur ausgeſchwenkt in die Farbebrühe gelegt worden, folgende Farben:

79) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine blaßgelbe Farbe, welche faſt keinen Glanz hat.

80) Mit Salpeter, eine etwas dunkle erdgelbe Farbe, welche ebenfalls keinen Glanz hat, und etwas ſchmutzig ausſieht.

81) Mit Kochſalz, eine gelbe Farbe, welche blaſſer als die Pomeranzenfarbe, und dunkler als die Citronen-Farbe iſt, mehr in das Erdgelbe fällt, und nicht viel Glanz hat.

82) Mit Salmiak, eine etwas dunkelgelbe Farbe, welche in das Grünliche fällt und einigen Glanz hat.

Die grünliche Farbe iſt, wie oben erinnert worden, für zufällig zu halten. Es ſcheint dieſelbe von dem kupfernen Keſſel, worin die Brühe gekocht worden, herzurühren. Denn die Erfahrung lehret, daß, wenn Salmiak in kupfernen Gefäßen gekocht wird, ſolcher etwas von dem Kupfer auflöſet, und das Waſſer bläulich färbet, welches alsdenn mit Gelbwurz verbunden eine gelbe Farbe hervor bringt, welche in das Grünliche fällt. Soll dieſes vermieden werden, ſo muß man die Keſſel verzinnen, da alsdenn keine Auflöſung geſchieht, und die Farbebrühe rein bleibt.

83) Mit Weinſteincremor, eine ganz feine Citronenfarbe, welche aber ein wenig dunkler als die Farbe einer Citrone ausfällt, ſehr geſättigt iſt, und einen ſchönen Glanz hat.

84) Mit Weineſſig, eben dergleichen Farbe, welche aber noch etwas dunkler, ebenfalls ſehr geſättigt und auch ſchön glänzend iſt.

85) Mit Alaun, eine ſchöne glänzende Citronenfarbe.

86) Mit Gyps, eine blaſſe ſchwefelgelbe Farbe, welche nicht unangenehm fällt, und nicht ohne Glanz iſt.

87) Mit grünem Vitriol, eine gelblichbraune Farbe, welche einen gar feinen Glanz hat.

88) Mit blauem Vitriol, eine glänzende gelblichgrüne Farbe.

89) Mit Seife, eine lichte graue Farbe, welche ganz angenehm iſt, und einen Glanz hat.

Ueberhaupt betrachtet, scheint der Gyps bey diesen Versuchen, man möge das Tuch vorbereitet haben, wie man will, kein unwirksamer Körper zu seyn. Da er sich sehr schwer in Wasser auflösen läßt, so ist nicht unwahrscheinlich, daß er zur Festsetzung mancher Farben etwas beytragen kann. Weiter unten werden von einem durch die Kunst bereiteten selenitischen oder gypsichten Wasser noch mehrere Versuche vorkommen.

9. **Versuche mit Tuch, welches im aufgelösten grünen Vitriol eingeweicht worden.** Zu diesem Bade ward gemeiner grüner Vitriol genommen, und das Tuch, wie in der zweyten Reihe der Versuche gemeldet worden, eben so behandelt. Das mit diesem vitriolischen Wasser durchzogene Tuch erhält mit den aus der Gelbwurz erhaltenen Farbebrühen folgende Farben:

90) Mit Gelbwurz ohne Zusatz, eine gelblichbraune Farbe, welche einen Glanz hat.
91) Mit Salpeter, eben dergleichen Farbe.
92) Mit Kochsalz, eben dergleichen, etwas dunklere.
93) Mit Salmiak, eine gelblichbraune Farbe, welche ein wenig in das Grünliche fällt, und nicht ohne Glanz ist.
94) Mit Weinsteincremor, eine Pomeranzenfarbe, welche aber nicht so hoch, als No. 2, ist.
95) Mit Essig, eine bräunliche Farbe, welche etwas in das Gelbe fällt und Glanz hat.
96) Mit Alaun, eine schöne gesättigte citronengelbe Farbe, welche einen feinen Glanz hat.
97) Mit Gyps, eine bräunliche Farbe, welche ein wenig in das Gelbliche fällt, und nicht ohne Glanz ist.
98) Mit grünem Vitriol, eben dergleichen Farbe, die aber noch etwas heller ist, und etwas mehr in das Gelbliche fällt.
99) Mit blauem Vitriol, eine gelbgrüne Farbe, welche etwas Glanz hat.
100) Mit Seife, eine braune Farbe, welche kaum merklich in das Gelbliche fällt, und einen Glanz hat.

10. **Versuche mit Tuch, welches im Wasser mit blauem Vitriol eingeweicht worden.** Das mit blauem Vitriol durchzogene Tuch erhält mit Gelbwurz folgende Farben:

101) Mit

101) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine bräunliche Farbe, welche in das Grünliche und Gelbliche fällt.
102) Mit Salpeter, faſt eben dergleichen, nur ein wenig dunklere, Farbe.
103) Mit Kochſalz, eine, in das Graue fallende, grünliche Farbe.
104) Mit Salmiak, eine bräunlichgelbe Farbe, welche kaum merklich in das Grünliche fällt.
105) Mit Weinſteincremor, eine citronengelbe Farbe, welche in das Grünliche fällt.
106) Mit Eſſig, eben dergleichen Farbe, nur etwas lichter.
107) Mit Alaun, eine ſehr geſättigte citronengelbe Farbe, welche aber etwas dunkel ausfällt.
108) Mit Gyps, eine gelblichbraune Farbe, welche in das Graue und kaum merklich in das Grünliche fällt.
109) Mit grünem Vitriol, eine bräunlichgelbe Farbe, welche kaum merklich in das Grünliche fällt.
110) Mit blauem Vitriol, eine ganz feine gelblich- oder zeiſiggrüne Farbe.
111) Mit Seife, eine bräunliche Farbe. Alle dieſe Farben haben Glanz, der aber bey einigen ſehr mäßig iſt.

11. **Verſuche mit Tuch, welches in Seifenwaſſer eingeweicht worden.** Zu dieſem Bade ward gute venetianiſche Seife genommen, in heißem Waſſer aufgelöſet, alsdenn mit dieſem Seifenwaſſer das Tuch eine halbe Stunde lang gekocht, und, wie bey mehrern erinnert worden, noch 24 Stunden darin gelaßen. Das Tuch erhält alsdenn folgende Farben:
112) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine erdgelbe Farbe.
113) Mit Salpeter, eine etwas dunklere dergleichen.
114) Mit Kochſalz, faſt eben dergleichen.
115) Mit Salmiak, eine etwas dunkle gelbe Farbe, welche ein wenig in das Bräunliche und Grünliche fällt.
116) Mit Weinſteincremor, eine ſehr geſättigte gelbe Farbe, welche etwas dunkler als die natürliche Farbe der Citronen iſt.
117) Mit Eſſig, eine bräunlichgelbe Farbe.
118) Mit Alaun, eine ganz feine geſättigte citronengelbe Farbe.

119) Mit Gyps, eine dunkle erdgelbe Farbe.
120) Mit grünem Vitriol, eine schöne lichte braune Farbe.
121) Mit blauem Vitriol, eine ganz feine gesättigte gelblichgrüne Farbe.
122) Mit Seife, eine lichte gelblichgraue Farbe. Alle diese Farben haben einen schönen Glanz.

12. **Versuche mit Tuch, welches mit einem durch die Kunst verfertigten selenitischen oder gypsichten Wasser vorbereitet worden.** Man vermischte 2 Loth sehr gutes starkes rauchendes Vitriolöhl nach und nach mit 2 Pfund Wasser, und schüttete in selbigen gelöschten und getrockneten Kalk so lange hinein, bis sich alles Aufwallen oder Aufbrausen gestillet hatte; alsdenn ließ man alles zusammen noch eine Stunde kochen, und 3 Tage lang in der Kälte ruhig stehen. Hierauf wurde der lautere klare Liquor behutsam abgegossen, in einen kupfernen Kessel gethan, und mit selbigem das Tuch eine Stunde lang gekocht. Endlich ließ man das Tuch in dem nach und nach erkalteten Bade noch 48 Stunden weichen. Das Tuch erhält aus den Farbebrühen der Gelbwurz folgende Farben:

123) Mit Gelbwurz ohne Zusatz, eine pomeranzenartige Farbe, welche aber weit lichter, als die natürliche Farbe der Gelbwurz, No. 2, ist.
124) Mit Salpeter, eine gesättigte erdgelbe Farbe.
125) Mit Kochsalz, eine etwas schmutzige dunkle erdgelbe Farbe.
126) Mit Salmiak, eine schöne gesättigte citronengelbe Farbe, welche etwas dunkler, als die natürliche Citronenfarbe, ist.
127) Mit Weinsteincremor, eben dergleichen, doch ein wenig hellere, Farbe.
128) Mit Essig, eine schöne, etwas pomeranzengelbe Farbe.
129) Mit Alaun, eine schöne und recht brennende citronengelbe Farbe.
130) Mit Gyps, eine gesättigte erdgelbe Farbe, welche in das Citronengelbe fällt.
131) Mit grünem Vitriol, eine schöne lichte braune Farbe.

132) Mit

132) Mie blauem Vitriol, eine ſchöne zeiſiggrüne Farbe.
133) Mit Seife, eine weißlichgraue Farbe, welche in das Erbsfarbige fällt.
134) Mit dem oben beſchriebenen ſelenitiſchen Waſſer, worin das Tuch eingeweicht worden, eine ſehr ſchöne citronengelbe Farbe, welche etwas dunkler, als die natürliche Farbe der Citrone iſt, und mit No. 127 einige Aehnlichkeit hat.

13. **Verſuche mit Tuch, welches durch das mit Thon gekochte Alaunwaſſer vorbereitet worden.** Es ward zu dieſem Bade 1 Loth grauen fetten Thon nebſt 1 Loth Alaun genommen, und beyde in 2 Pfund Waſſer eine Stunde lang gekocht; alsdenn ließ man das Decoct kalt werden, und ſo lange ſtehen, bis es klar und hell geworden war. Das lautere und klare Waſſer ward behutſam ab-, und in einen kupfernen Keſſel gegoſſen, alsdenn das Tuch hinein gethan, und mit ſelbigem eine halbe Stunde lang gekocht. Nachdem man das Tuch, wie gewöhnlich, in dem nach und nach erkalteten Bade noch 48 Stunden hatte weichen laßen, erhielt daſſelbe aus den Farbebrühen folgende Farben:

135) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine ſehr geſättigte Citronengelbe Farbe.
136) Mit Salpeter, eben dergleichen Farbe, welche aber etwas lichter ausfällt.
137) Mit Kochſalz, eben dergleichen, welche aber ein wenig dunkler, als die beyden vorigen, iſt.
138) Mit Salmiak eine citronengelbe Farbe, welche in das Grünliche ſpielt.
139) Mit Weinſteincremor, eine ſehr ſchöne citronengelbe Farbe, welche höher und brennender, als No. 136 und 137, iſt.
140) Mit Eſſig, eine ſehr geſättigte citronengelbe Farbe, welche ein wenig in das Bräunliche oder Dunkle fällt.
141) Mit Alaun, eine etwas ſchwefelgelbe, und kaum merklich in das Grünliche ſpielende, Farbe.
142) Mit Gyps, eine dergleichen, doch mehr citronengelbe Farbe.
143) Mit grünem Vitriol, eine lichte braune Farbe, welche etwas in das Gelbliche fällt.

144) Mit blauem Vitriol, eine grünlichgelbe Farbe.
145) Mit Seife, eine helle graue Farbe, welche ein wenig in das Röthliche spielt.
146) Mit dem oben beschriebenen thonichten Alaunwasser, eine sehr gesättigte citronengelbe Farbe, welche etwas dunkler, als No. 141 und 142, ist. Alle diese Farben haben einen mäßigen Glanz, am wenigsten aber die beyden letztern.

Leiden gleich die Farben in etwas, in Ansehung des Glanzes, wenn man das Tuch durch das mit Thon gekochte Alaun-Wasser vorbereitet, so ist doch vielleicht ein weit größerer Vortheil in Ansehung der mehrern Befestigung der färbenden Theile zu erwarten. Ein Alaun, der durch das Kochen mit Thon eine mehrere Menge erdige Theile erhält, wird dadurch zu einem Körper, der sich im Wasser schwerer auflösen läßt, als ein unveränderter Alaun. Können Körper, welche Farben erhalten sollen, mit einem solchen veränderten Alaun eine Vereinigung eingehen, so ist auch nicht unwahrscheinlich, daß färbende Substanzen, wenn sie auf einen durch dergleichen veränderten Alaun vorbereiteten Körper kommen, eine mehrere Befestigung erhalten.

Man kann auch die oben bemeldete Proportion des Alauns und Thons verändern, und entweder eine kleinere Quantität Alaun mit einer größern Quantität Thon, oder umgekehrt, eine kleinere Menge Thon mit einer größern Menge Alaun kochen. Es wird allezeit ein Unterschied in dem daraus erhaltenen Wasser bemerket werden. Je mehr Alaun dazu genommen worden, desto mehr Eigenschaften wird solches Wasser von dem Alaun an sich haben; hingegen wird ein Wasser, wozu man mehr Thon, als Alaun, genommen, wieder andere Wirkungen äußern. Vielleicht könnte man durch öftere und mannigfaltig angestellte Versuche durch die Kunst in unsern Gegenden solche Wasser erhalten, welche denjenigen ähnlich sind, die z. E. in Indien von Natur hervorgebracht werden. So meldet z. B. Mazeas im 4 Th. der Memoir. de Math. & de Phyſ. à Paris, 1763, 4. daß in Indien gewisse herbe Wasser befindlich seyn, welche die Kraft haben sollen, die Farben auf Baumwolle und Leinwand zu befestigen.

14. Versuche mit Tuch, welches durch Alaun-Wasser mit Gyps gekocht, vorbereitet worden. Man ließ gleiche Theile gebrannten Gyps und Alaun

mit

mit einander in 3 Pfund Waſſer eine Stunde lang kochen, alsdenn erkalten und ſo lange ruhig ſtehen, bis das Waſſer klar und hell geworden war. Hierauf ward daſſelbe in einen kupfernen Keſſel behutſam abgegoſſen, und über das Feuer geſetzt. Nachdem es zu kochen angefangen, ward Tuch darein geleget, welches man mit demſelben eine halbe Stunde lang kochen, und in dem nach und nach erkalteten Bade noch 24 Stunden liegen ließ. Dieſes Tuch erhielt aus den Farbebrühen, welche mit Gelbwurz und verſchiedenen Zuſätzen bereitet worden, folgende Farben:

147) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine ſchöne geſättigte gelbe Farbe, welche etwas dunkler, als die natürliche Citronenfarbe iſt.

148) Mit Salpeter, eine ſchöne helle Orangenfarbe.

149) Mit Kochſalz, eine etwas blaſſere dergleichen.

150) Mit Salmiak, eine citronengelbe Farbe, welche ein wenig in das Grünliche ſpielt.

151) Mit Weinſteincremor, eine ſchöne geſättigte citronengelbe Farbe, faſt wie No. 147.

152) Mit Eſſig, eine ſehr ſchöne citronengelbe Farbe, welche etwas lichter, als die vorige, iſt.

153) Mit Alaun, ebenfalls eine citronengelbe Farbe, die aber ein wenig tiefer, als No. 152, und ein wenig höher, als No. 151, iſt.

154) Mit Gyps, faſt eben dergleichen Farbe.

155) Mit grünem Vitriol, eine gelbbraune Farbe.

156) Mit blauem Vitriol, eine ſehr geſättigte gelbgrüne Farbe.

157) Mit Seife, eine Erbsfarbe, welche in das Graue fällt.

158) Mit dem oben beſchriebenen gypſichten Alaunwaſſer, eine überaus ſchöne und recht brennende ſchwefelgelbe Farbe. Alle dieſe Farben haben einen ſchönen Glanz; doch iſt derſelbe bey einigen mehr, bey andern weniger, zu bemerken.

15. **Verſuche mit Tuch, welches durch Alaun und Weinſteincremor vorbereitet worden.** Man ließ 2 Theile Alaun mit 1 Theil Weinſteincremor zuſammen

ſammen in einer hinlänglichen Quantität Waſſer kochen, that alsdenn in dieſes Bad das Tuch, ließ es mit demſelben ½ Stunde kochen, und in dem nach und nach erkalteten Bade 6 Tage und Nächte liegen. Dieſes alſo vorbereitete, und mit dieſen Salzen durchzogene Tuch, ward unausgedrückt, ſo wie man es aus dem Bade genommen, in die Farbebrühen getragen, wovon es folgende Farben erhalten hat.

159) Mit Alaun, eine ſchöne geſättigte citronengelbe Farbe.

160) Mit Weinſteincremor, eine etwas dunklere dergleichen.

161) Mit Gyps, eine citronengelbe Farbe, welche etwas heller, als die vorige, doch aber dunkler, als No. 159, ausfällt.

162) Mit 2 Th. Alaun und 1 Th. Weinſteincremor, faſt dergleichen Farbe, wie No. 160.

163) Mit gleichen Theilen Gyps und Weinſteincremor, eine ſchöne citronengelbe Farbe, faſt wie die mit Alaun erhaltene Farbe No 159, doch etwas dunkler.

164) Mit gleichen Theilen Gyps und Salmiak, eine citronengelbe Farbe, welche etwas dunkel, aber doch anders, als die vorige, ausfällt.

165) Mit blauem Vitriol, eine grünlichgelbe Farbe. Alle dieſe Farben haben einen ſchönen Glanz und fallen lieblich aus.

16. **Verſuche mit Tuch, welches durch Galläpfel vorbereitet worden.** Man ließ 1 Loth fein geſtoßene gute Galläpfel in anderthalb Pfund Waſſer eine Stunde lang kochen, und alsdenn das Decoct kalt werden. Nachdem ſich die groben Theile geſetzt hatten, ward dieſes Decoct von denſelben behutſam abgegoſſen, in einen kupfernen Keſſel gethan, und das Tuch damit ½ Stunde lang gekocht, und in dem nach und nach erkalteten Bade noch 48 Stunden gelaßen. Das Tuch erhielt eine bräunliche Farbe. Dieſes mit dem Galläpfeldecoct durchzogene Tuch ward, unausgedrückt, in die mit Gelbwurz bereiteten Farbebrühen gebracht, da es denn folgende Farben erhielt:

166) Mit

166) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine dunkle gelbe Farbe, welche in das Bräunliche fällt.

167) Mit Weinſteincremor, eine bräunlichgelbe Farbe.

168) Mit Alaun, eine citronengelbe Farbe, welche in das Grünliche fällt.

169 Mit 1 Th. Weinſteincremor und 2 Th. Alaun, eine ganz feine geſättigte citronengelbe Farbe.

170) Mit Gyps, eine dunkle erdgelbe Farbe.

171) Mit grünem Vitriol, eine, in das Gelbliche fallende, ſchwarzbraune Farbe.

172 Mit blauem Vitriol, eine braune Farbe. Alle dieſe Farben haben einen mäßigen Glanz; doch hat die mit Weinſteincremor und Alaun erhaltene Farbe No. 169 den meiſten, die aber mit Gelbwurz ohne Zuſatz bereitete Farbe No. 166 den wenigſten.

Haben gleich die Farben, welche auf das durch Galläpfel vorbereitete Tuch gebracht worden, keinen ſolchen Glanz, wie andere Farben, welche das durch Salze vorbereitete Tuch erhält: ſo ſind doch einige derſelben ganz angenehm, und ſo beſchaffen, daß ſie allerdings zu gebrauchen ſind, und eine beſſere Farbe geben, als diejenigen ſind, welche man vermittelſt anderer gelbfärbenden Materien erhält.

17. **Verſuche mit Tuch, welches durch Galläpfel und Alaun vorbereitet worden.** Man ließ Tuch in einem Galläpfeldecoct $\frac{1}{2}$ Stunde lang kochen, und in der nach und nach erkalteten Brühe noch 24 Stunden liegen. Alsdenn ward daſſelbe herausgenommen, gelinde ausgedrückt und getrocknet. Das trockne und bräunlich gewordene Tuch ließ man in Alaunwaſſer $\frac{1}{2}$ Stunde lang kochen, und in dem nach und nach erkalteten Bade noch 24 Stunden weichen. Hierauf ward es herausgenommen, gelinde ausgedrückt und getrocknet. Endlich that man das getrocknete Tuch in warmes Waſſer, und ließ es in dem nach und nach erkalteten Waſſer noch 24 Stunden weichen. Dieſes Tuch erhält aus den mit Gelbwurz bereiteten Farbe-Brühen folgende Farben:

173) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine dunkle gelblichbraune Farbe, welche ein wenig ſchmutzig ausſieht.

174) Mit Alaun, eine sehr gesättigte citronengelbe Farbe, welche zwar rein aussieht, aber einen mäßigen Glanz hat.

175) Mit Alaun und Salmiak, eben dergleichen, etwas dunklere Farbe.

176) Mit Alaun und Weinsteincremor, eine ganz feine gesättigte citronengelbe Farbe, welche einen feinen Glanz hat.

177) Mit gleichen Theilen Alaun und Gyps, eine gesättigte, etwas dunkle gelbe Farbe, welche in das Citronengelbe, noch mehr aber in das Bräunliche fällt, und etwas matt aussieht.

178) Mit gleichen Theilen Alaun und grünen Vitriol, eine olivengrüne Farbe, welche einen guten Glanz hat.

179) Mit gleichen Theilen Alaun und blauen Vitriol, eine schöne glänzende braune Farbe.

18. **Versuche mit Tuch, welches durch Weinstein-Cremor, Alaun und Gelbwurz vorbereitet worden.** Man ließ 1 Loth Alaun mit ½ Loth Weinsteincremor in 1½ Pfund Wasser kochen, that alsdenn 3 Loth Tuch hinein, ließ es ½ Stunde darin kochen, und in dem nach und nach erkalteten Bade noch 6 Tage und 6 Nächte weichen. Alsdenn ward ½ Loth Gelbwurz mit 1 Loth Alaun gekocht, und so bald die Brühe in das Sieden gekommen war, das eingeweichte Tuch hineingethan, und die Farbenbrühe bis auf ein Drittel eingekocht. Hierauf ward das gefärbte Tuch in kaltes Wasser gebracht, rein gespühlt und getrocknet. Es erhielt dasselbe eine sehr schöne citronengelbe Farbe. Dieses trockne und gefärbte Tuch ward endlich in warmes Wasser gebracht; man ließ es mit demselben einige Minuten kochen, und in dem nach und nach erkalteten Wasser noch 24 Stunden liegen. Dieses also zubereitete Tuch erhielt aus den mit Gelbwurz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

180) Mit Gelbwurz ohne Zusatz, eine gelbe Farbe, welche pomeranzenartig ausfällt.

181) Mit Salpeter, eine bräunlichgelbe Farbe, welche etwas schmutzig aussieht.

182) Mit

182) Mit Kochsalz, eine pomeranzenartige Farbe, welche ebenfalls etwas schmutzig aussieht.
183) Mit Salmiak, eine ganz feine gesättigte citronengelbe Farbe, welche in das Pomeranzenartige fällt und einen feinen Glanz hat.
184) Mit Weinsteincremor, eine vollkommen schöne glänzende citronengelbe Farbe.
185) Mit Essig, eine ebenfalls schöne und glänzende citronengelbe Farbe, welche etwas dunkler, als die vorige, ist.
186) Mit Alaun, eine überaus schöne, glänzende, lichte citronengelbe Farbe, welche weit heller, als No. 184, ist.
187) Mit Gyps, eine bräunlichgelbe und etwas schmutzige Farbe.
188) Mit grünem Vitriol, eine ganz angenehme hellbraune Farbe, welche in das Gelbliche fällt.
189) Mit blauem Vitriol, eine gelbgrüne Farbe, welche einen ganz feinen Glanz hat.
190) Mit Seife, eine gelblichgraue oder graue erdgelbe Farbe, welche einen mäßigen Glanz hat.

II. Versuche mit Gelbwurz, in wie fern durch dieselbe Baumwolle gefärbet werden kann.

19. **Versuche mit Baumwolle, welche in reinem Wasser gekocht und eingeweicht worden.** Wenn man zartgesponnenes baumwollenes Garn, wie auch Kattun, eine halbe Stunde lang in reinem Wasser kochen, und darin einige Stunden weichen läßt: so erhält solches aus den mit Gelbwurz bereiteten Farbebrühen folgende Farben:

191) Mit Gelbwurz ohne Zusatz, eine sehr schwache gelbliche Farbe, welche ein wenig in das Pomeranzenartige fällt.
192) Mit Salpeter, eben dergleichen, aber etwas stärker ausfallende, Farbe.
193) Mit Kochsalz, eben dergleichen.
194) Mit Salmiak, eine schöne gesättigte citronengelbe Farbe.
195) Mit Weinsteincremor, eine noch schönere citronengelbe Farbe.

196) Mit Eſſig, dergleichen citronengelbe Farbe.
197) Mit Alaun, eine geſättigte citronengelbe Farbe, welche etwas dunkler, als die vorigen, ausfällt.
198) Mit Gyps, eine ſtroh- oder erdgelbe Farbe.
199) Mit grünem Vitriol, eine etwas ſchmutzige erdgelbe Farbe.
200 Mit blauem Vitriol, eine ganz feine ſchwefelgelbe Farbe, welche ein wenig in das Grünliche ſpielt.
201 Mit Seife, eine kaum merkliche gelbe Farbe. Unter dieſen Farben haben die mit Salmiak, Weinſtein-Cremor, Eſſig, Alaun und blauen Vitriol, einen ganz feinen Glanz, die andern aber nicht; doch fällt die mit Gyps bereitete nicht unangenehm aus, wiewohl ſie wenig Glanz hat.

20. **Verſuche mit Baumwolle, welche durch Salmiak vorbereitet worden.** Nachdem man 2 Loth Baumwolle und Kattun, nebſt 2 Loth Salmiak in 1 Pfund Waſſer eine halbe Stunde lang hatte kochen, und die Baumwolle nebſt dem Kattun in dem nach und nach erkalteten Bade noch 24 Stunden weichen laßen, erhielten dieſelben aus den Farbebrühen folgende Farben:

202) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine ſchwache Pomeranzenfarbe, welche in das Gelbliche fällt.
203) Mit Salpeter, faſt dergleichen Farbe, die aber noch gelber ausfällt.
204 Mit Kochſalz, eine noch ſchwächere Pomeranzenfarbe, welche noch mehr, als die vorigen, in das Gelbe fällt.
205 Mit Salmiak, eine ſchöne und ſehr geſättigte citronengelbe Farbe.
206 Mit Weinſteincremor, eine noch ſchönere dergleichen.
207) Mit Eſſig, eben dergleichen Farbe, die aber etwas dunkler ausfällt.
208) Mit Alaun, eine ſchöne citronengelbe Farbe, welche ein wenig blaſſer, als No. 206, iſt.
209) Mit Gyps, eine ſchöne geſättigte citronengelbe Farbe, faſt wie No. 206, außer daß ſie nicht ſo glänzend, wie dieſe, iſt.

210) Mit grünem Vitriol, eine reine erdgelbe Farbe, welche wenig Glanz hat.

211) Mit blauem Vitriol, eine ſehr ſtark geſättigte citronengelbe Farbe, welche kaum merklich in das Grünliche fällt, aber ein ſchönes Anſehen und einen feinen Glanz hat.

212) Mit Seife, eine ſehr blaſſe ſtrohgelbe Farbe, welche wenig Glanz hat.

21. **Verſuche mit Baumwolle, welche durch ein feuerbeſtändiges Alkali vorbereitet worden.** Es ward gute Pottaſche in warmen Waſſer aufgelöſet, und zwar eine ſolche geſättigte Solution gemacht, daß von hinzugeworfener Pottaſche nichts mehr aufgelöſet wurde. Dieſe Pottaſchenſolution ließ man in einem wohlvermachten Gefäße etliche Wochen ſtehen, damit alle unreine Theile zu Boden ſinken, und das in der Pott-Aſche befindliche Mittelſalz, ſich durch die Kriſtalliſation von derſelben ſcheiden möchte. Nachdem die Solution klar und hell geworden war, und das Mittelſalz ſich geſchieden hatte, wurden 4 Loth davon genommen, und, mit eben ſo viel Waſſer vermiſcht, in einen kupfernen Keſſel gethan, und über das Feuer geſetzt. Alsdenn wurden 2 Loth Baumwolle und Kattun in dieſes warme Bad getragen, und mit ſelbigem ½ Stunde lang gekocht. Hierauf ließ man die Baumwolle und den Kattun in dem nach und nach erkalteten Bade noch 30 Stunden liegen, und man erhielt endlich aus den Farbebrühen folgende Farben:

213) Mit Gelbwurz ohne Zuſatz, eine überaus ſchwache röthlichgelbe Farbe.

214) Mit Salpeter, eine etwas ſtärkere röthlichgelbe Farbe.

215) Mit Kochſalz, eine eben ſo ſchwache Farbe, wie No. 213.

216) Mit Salmiak, eine ſchöne geſättigte citronengelbe Farbe.

217) Mit Weinſteincremor, eine noch geſättigtere, welche etwas dunkler ausfällt.

218) Mit Essig, fast eben dergleichen.
219) Mit Alaun, eine sehr lichte citronen- und fast schwefelgelbe Farbe.
220) Mit Gyps, eine schwefelgelbe Farbe, welche etwas matt, und fast blasser als schwefelgelb aussieht.
221) Mit grünem Vitriol, eine schmutzige grünlichgelbe Farbe.
222 Mit blauem Vitriol, eine gesättigte citronengelbe, fast wie No. 216.
223) Mit Seife, fast gar keine und kaum merkliche strohgelbe Farbe.

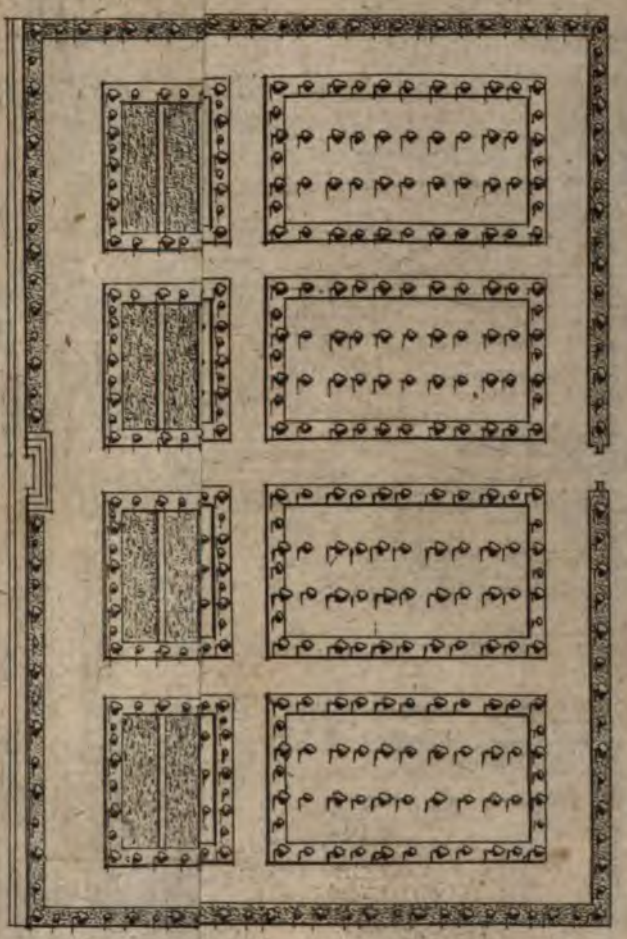
22. **Versuche mit Baumwolle, welche durch eine beitzende alkalische Lauge und Alaun vorbereitet worden.** Es wurden 2 Loth frischer Kalk, welcher nur einige Stunden aus dem Ofen gekommen und noch ganz lau war, mit Wasser gehörig gelöscht, alsdenn mit mehrerm Wasser verdünnt, und sogleich 2 Loth Pottasche dazu gethan, über das Feuer gesetzt, $\frac{1}{2}$ Stunde lang gekocht, alsdenn 24 Stunden hingesetzt. Hierauf ward der lautere und klare Liquor behutsam ab-, und in einen kupfernen Kessel gegossen, alsdenn gesponnene Baumwolle und Kattun hinein gethan, und $\frac{1}{2}$ Stunde mit einander gekocht. Hernach ließ man die Baumwolle und den Kattun in der nach und nach erkalteten beitzenden Lauge noch 24 Stunden liegen; endlich nahm man sie heraus, drückte sie zwischen zwey Bretern ganz gelinde aus, und ließ sie in einer warmen Stube nach und nach völlig trocken werden. Diese mit der alkalischen Beitze durchzogene und getrocknete Baumwolle und Kattun legte man in Alaunwasser, ließ sie 24 Stunden darin liegen, nahm sie alsdenn heraus, und trocknete sie. Die getrocknete Baumwolle und Kattun that man endlich in warmes Wasser, und behandelte sie, nachdem sie 24 Stunden geweicht hatte, mit verschiedenen aus der Gelbwurz bereiteten Farbe-Brühen; da sie denn folgende Farben erhielten.

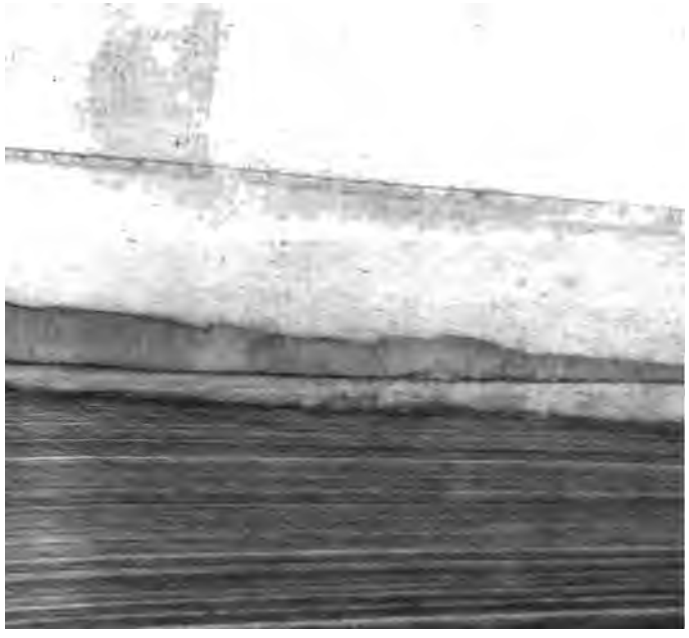
224) Mit

224) Mit Alaun, eine ſchöne geſättigte citronengelbe Farbe.
225) Mit Weinſteincremor, faſt eben dergleichen, aber noch etwas hellere und lieblichere Farbe.
226) Mit Gyps, eine blaſſe, aber ſchöne, citronengelbe Farbe.
227) Mit Alaun und Gyps, faſt eben dergleichen, nur ein wenig höher.
228) Mit Alaun und Weinſteincremor, faſt wie No. 224.
229) Mit blauem Vitriol, eine citronengelbe Farbe, welche ein wenig in das Grünliche ſpielt.
230) Mit Borax, eine ſchlechte und kaum merkliche erd- oder röthlichgelbe ſchmutzige Farbe.
231) Mit Soda, faſt eben dergleichen.

Alle dieſe Farben, nur die beyden letzten ausgenommen, ſind ſehr geſättigt, haben ein gutes Anſehen und auch einen feinen Glanz.

23. **Verſuche mit Baumwolle, welche durch eine beitzende Lauge, Alaun, und ein mit Gyps gekochtes Alaunwaſſer vorbereitet worden.** Dieſe Vorbereitung kommt mit der vorhergehenden größtentheils überein, nur mit dem Unterſchiede, daß die Baumwolle, nachdem ſie durch eine beitzende Lauge und wiederum durch Alaun die Vorbereitung erhalten hat, nicht, wie in der 22ſten Reihe der Verſuche gemeldet worden, die letzte Vorbereitung durch bloßes Waſſer, ſondern auf eine andere Art erhalten hat. Man ließ nähmlich die in der beitzenden Lauge eingeweichte und getrocknete, und wiederum in Alaun eingeweichte und getrocknete Baumwolle in einem mit Gyps gekochten Alaunwaſſer ½ Stunde lang kochen, und in dem nach und nach erkalteten Bade 24 Stunden liegen. Zu dieſem beſondern Bade wurden 2 Theile Gyps mit 1 Theil Alaun vermiſcht, alsdenn in einen kupfernen Keſſel gethan, Waſſer zugegoſſen, und ½ Stunde lang ſtark gekocht. Hierauf ließ man dieſes Decoct nach und nach kalt werden, und nachdem ſich alles geſetzt hatte, und der Liquor klar und hell geworden war, goß man ihn behutſam ab, und tractirte die Baumwolle auf gedachte





die Kunſt verfertigtes ſelenitiſches Waſſer vorbereitet worden. Die erſtern drey Vorbereitungen, mit der mehrmahls erwähnten beitzenden Lauge, den Galläpfeln und dem Alaun, geſchahen nach der in der 25 und 26 Reihe angezeigten Behandlung; alsdenn ward die getrocknete Baumwolle mit dem, in der 12ten Reihe, gedachten, ſelenitiſchen Waſſer gekocht, und in dem nach und nach erkalteten Bade nach 48 Stunden gelaßen. Die mit dieſem Waſſer durchzogene Baum-Wolle erhielt aus den mit Gelbwurz bereiteten Farbe-Brühen folgende Farben:

258) Mit Alaun, eine ſehr geſättigte citronengelbe Farbe, welche kaum merklich in das Grünliche fällt, und nicht unangenehm iſt.

259) Mit Gyps, eine bräunliche erdgelbe Farbe.

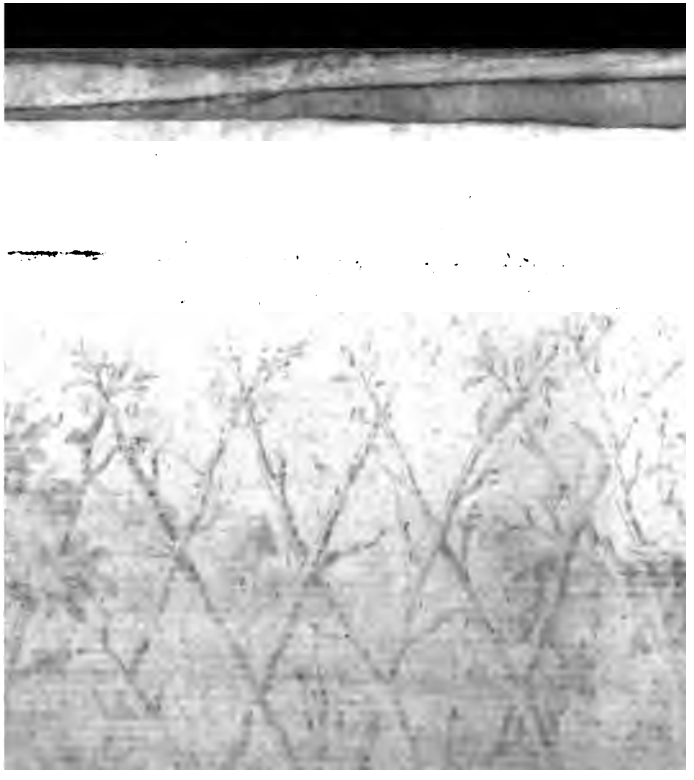
260) Mit Galläpfeln, eine noch geſättigtere citronengelbe Farbe, wie No. 258, und ein wenig dunkler.

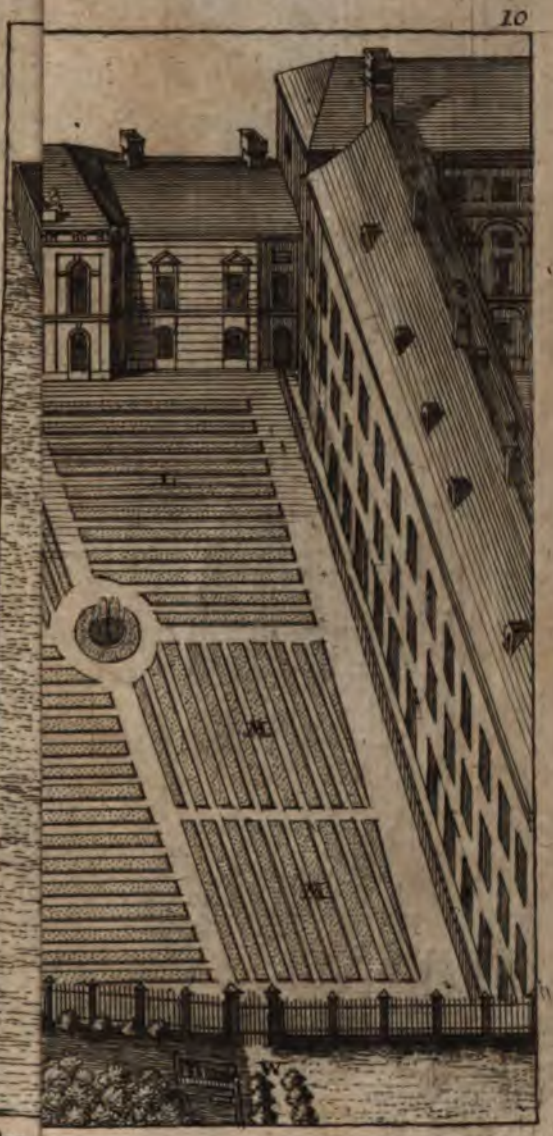
261) Mit Alaun und Galläpfeln, eben wie No. 258, aber ein wenig blaſſer.

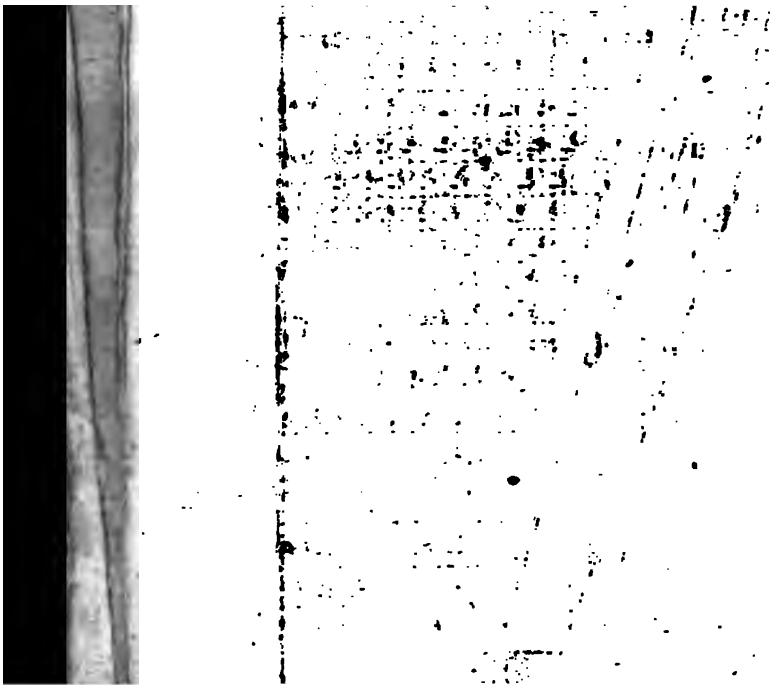
262) Mit Gyps und Galläpfeln, eine ſehr geſättigte erdgelbe Farbe, welche matt, aber doch nicht unangenehm, ausfällt.

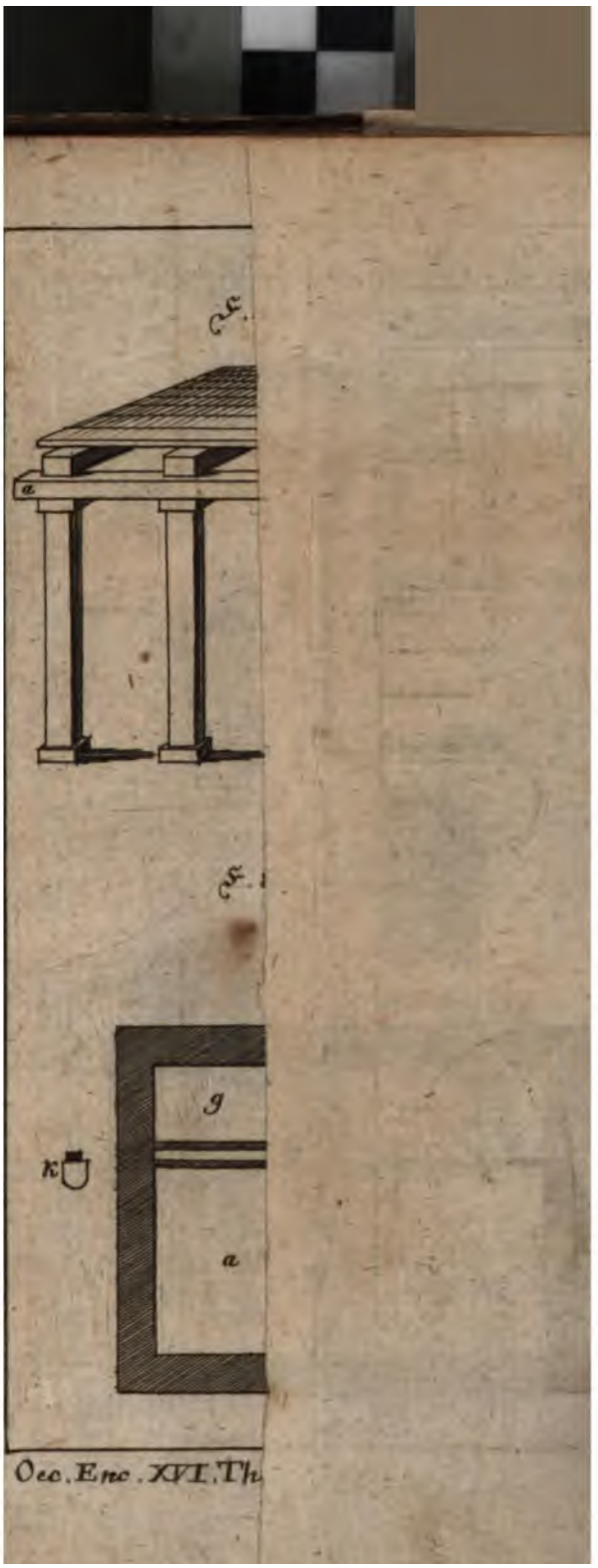
263) Mit blauem Vitriol und Galläpfeln, eine gelblichbraune Farbe.

28. **Verſuche mit Baumwolle, welche durch eine beitzende Lauge, Alaun, wie auch Galläpfel und blauen Vitriol vorbereitet worden.** Es ward Baumwolle in der oft erwähnten ſcharfen Lauge gekocht, eingeweicht und getrocknet, alsdenn in warmen Alaunwaſſer eingeweicht und getrocknet, endlich mit einem aus blauem Vitriol und Galläpfeln bereiteten Decoct behandelt. Zu dieſem Decoct wurden blauer Vitriol und Galläpfel, von jedem ½ Loth, in 1 Pfund Waſſer ½ Stunde lang gekocht, alsdenn die alaunte









Oec. Enc. XVI. Th

Gelblich, ein wenig gelb, dem Gelben ähnlich; im gem. Leben gelbig, gilblich, Niederſ. gellich, ge- ſich, göſig; L. Subflauus, Fr. Jaunâtre. Gelb- lichbraun, eine braune Farbe, welche ein wenig in das Gelbe fällt. So auch gelblichroth, gelblich- grün, u. ſ. f.

Gelbling, ſiehe [illegible]g.

Oec. Enc. XVI. T

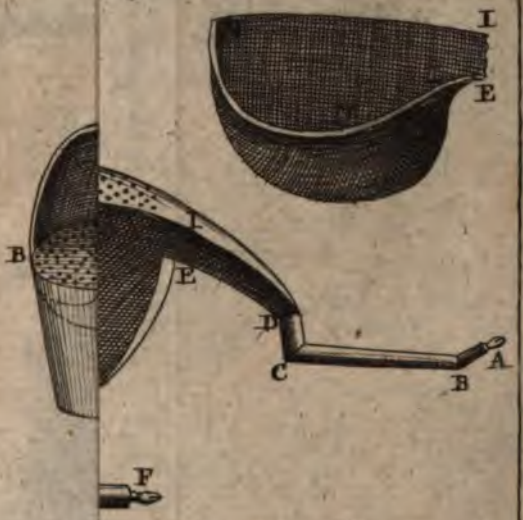
Clementiniſche Nächte. 8. 16 gr.
Les *Nuits* Clémentines. 8. 14 gr.
Oeconomia forenſis, 5ter Bd. gr. 4. Wird fortgeſetzt. Prän. Preiß, 2 thl. Verkaufpr. 3 thlr.
Récréations ou fleurs de bons mots, contes à rire, valeur héroïque &c. vis à vis la traduction allemande. 8. 16 gr.
Récueil général des Coëffures de Paris, cont. 50 fig. en t. d. 16. Paris. 1 thl. 12 gr.
Berliner Sammlungen zur Beförderung der Arzneywiſſenſchaft, der Naturgeſchichte, der Haushaltungskunſt und der dahin einſchlagenden Litteratur, 10ter und letzter Bd. 8. 1 thl. 6 gr.
Verſuch einer Anweiſung zu Anlegung und Nutzung der Wildbahnen im Freyen ſowohl als in Thiergärten. Mit 118 eingedruckten ſchwarzen Kupfern. gr. 4. 4 thl. 12 gr.
— daſſelbe Buch mit ausgemahlt. Kupfern. 7 thl.
Ulrichs, J. F. H. moraliſche Encyclopädie, 1ter Band, gr. 8. Wird fortgeſetzt. 3 thl.
Unterhaltungen beym Thee in kleinen lehrreichen Erzählungen, 8. (Iſt aus dem erſten Theil der nachſtehenden Sammlung beſonders abgedruckt.) 16 gr.
Neuer Unterricht und Zeitvertreib für das ſchöne Geſchlecht in geſammleten Briefen und Erzählungen aus fremden Sprachen. 1ter Theil. 8. Wird fortgeſetzt. 16 gr.
Berliner gelehrte Zeitung, 1tes und 2tes Quartal. gr. 8. Wird fortgeſetzt. jedes 18 gr.

* * *

Portrait Ihro Maj. der Kaiſerinn von Rußland; von Chodowiecki 8. 6 gr.
* — Sr. Majeſtät des Königs von Preußen im Schattenriß. 8. (in Commiſſion.)
* — Sr. K. H. des Prinzen Heinrichs von Preußen im Schattenriß. 8. (in Commiſſion.) 6 gr.
— des Herrn Oberconſiſtorial-Präſidenten von der Hagen; von D. Berger. 8. 4 gr.
— des Hrn. Cammerraths Bergius; von Krüger. 8. 4 gr.

Nachricht

9. §. 661.



F. 870. §. 661.

zu machen. — Es versteht sich daher von selbst, daß der polemische, — dieser so unnütze, und nur Gähnen oder Lachen, — oder — bei Schwachen Unmuth und Aerger erregende Ton ganz verscheucht werden muß. Berl. d. 1 Dec. 1778.

Der erste Band hat so eben unter dem Titel: moralische Encyklopädie, die Presse verlassen, und der 2te folgt auf Michael.

Berlin, den 10ten Apr.
1779.

Johann Heinrich Friederich
Ulrich,

Prediger an der Charité und beim
Invaliden-Corps allhier.

Eine gute Uebersetzung sämmtlicher Werke des Philosophen Seneka hat man schon lange gewünscht, da sie die einzigen sind, die unter den Schriften der heidnischen Philosophen nicht nur fürtreffliche Sitten- und Klugheits-Regeln enthalten; sondern uns auch das vollständigste System (dies Wort in einer etwas weiten Bedeutung genommen) der Stoischen Philosophie, welche auf die praktische Philosophie, Jurisprudenz, und Theologie einen so gewaltigen Einfluß hat, vor Augen legen.

Die Paulische Buchhandlung in Berlin hat eine solche Uebersetzung einem Gelehrten aufgetragen, der alles mögliche thun wird, um sie genau, und gut zu liefern. Die Edition des Lipsius von 1619, und die Elzevirsche, welche Gronov herausgegeben hat, und andre wird er zum Grunde legen, und zu Rathe ziehen. Anmerkungen zur Erläuterung schwerer Stellen werden hin und wieder sparsam hinzugefüget werden. Zwey Bände in groß Oktav werden die sämmtliche Werke enthalten. Der erste Band erscheint 1780 die Jubilate-, und der zweyte die Michaelmesse 1780. Dem ersteren wird das Leben des Philosophen vorgesetzt werden.

Fig. 871. S. 661.

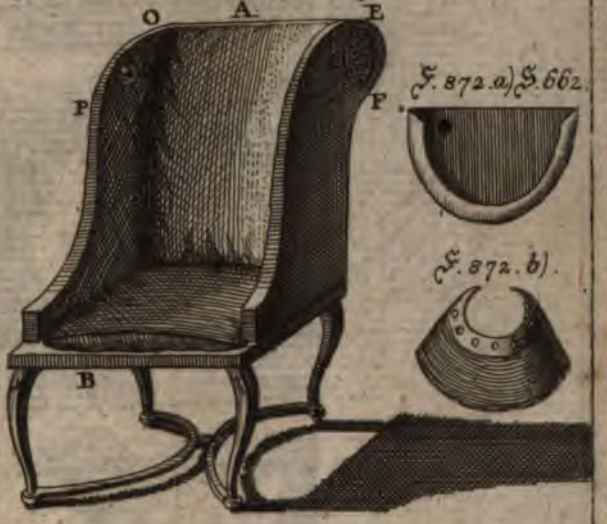
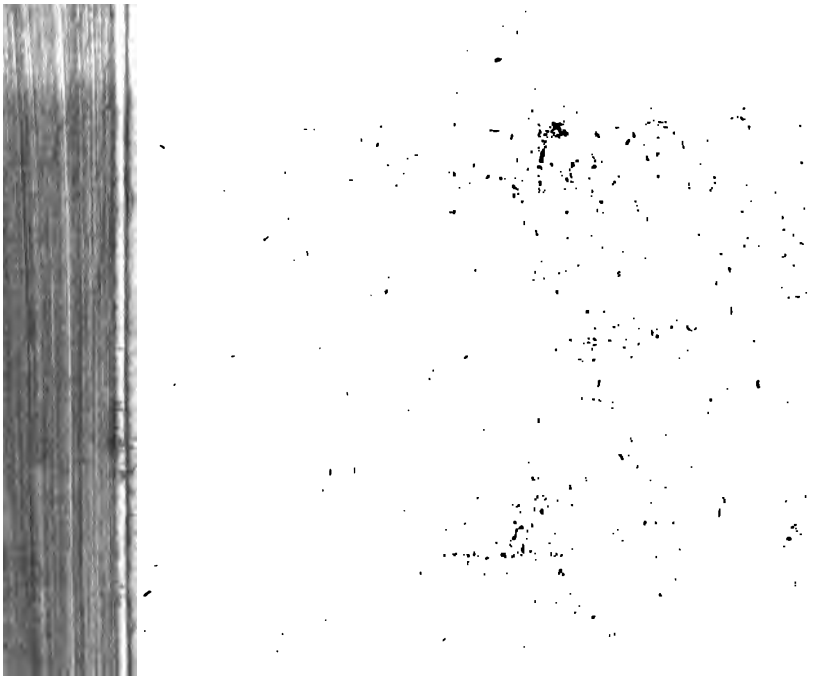


Fig. 872. a) S. 662.

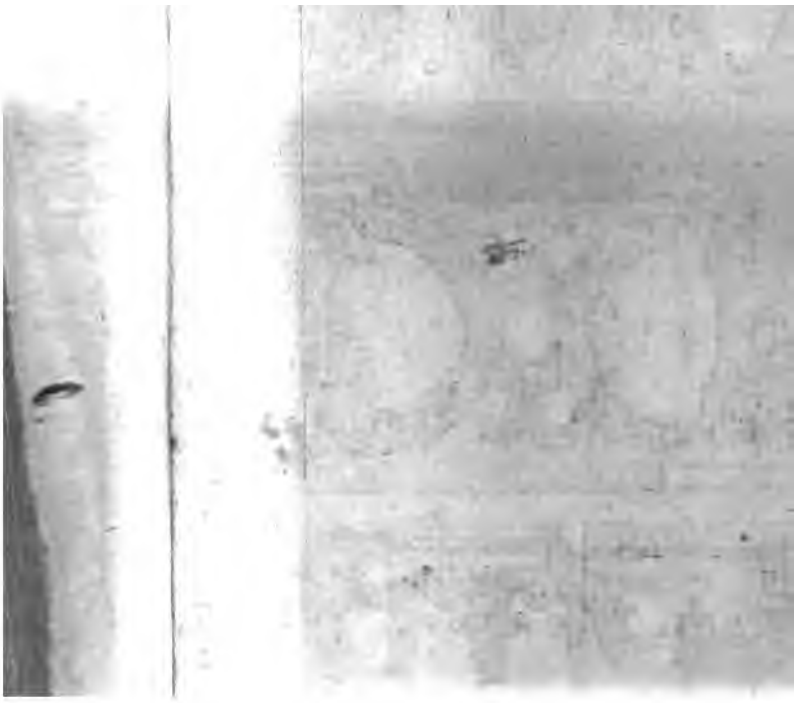
Fig. 872. b).

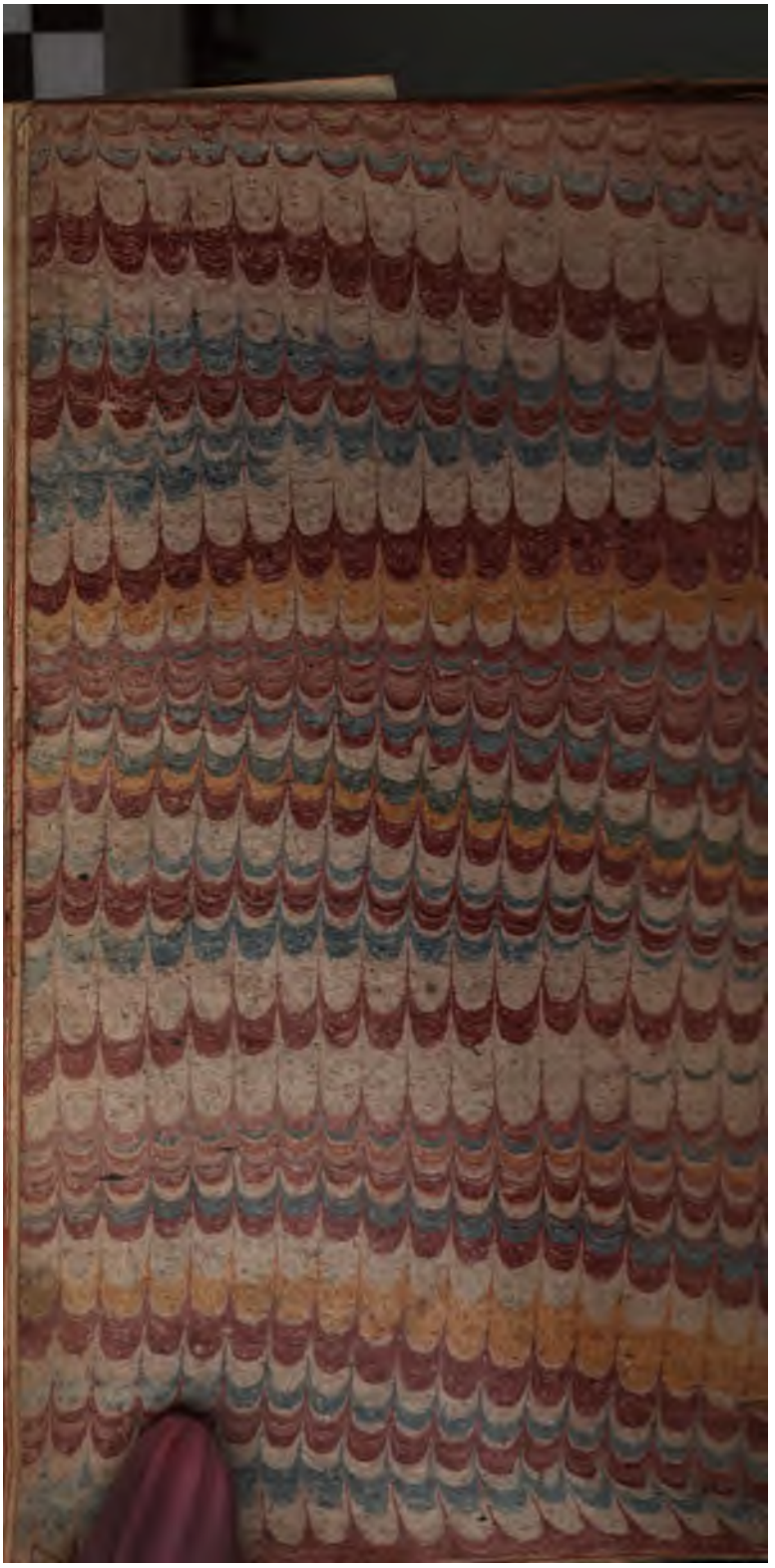
Fig. 873. S. 670.

Occ. Enc. XVI. Th.



Oec. Enc. XVI. Th.





Stanford University Libraries
3 6105 014 898 550
AE
27
STACK
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.
MAR - 1 1978